Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band CXIV.

(Januar — Februar — März 1903.)

64072
31/3/05

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, C. Beck. — **Barcelona**, Libreria nacional y extranjera. — **Basel**, Akademische Buchhandlung, C. F. Lendorff. Georg & Co. Benno Schwabe. — **Boston**, Castor & Co. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilian's königl. Univ.-Buchhandlung Nachfolger. — **Buenos-Aires**, Jacobsen Libreria. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, J. G. Krüger. — **Genf**, Georg & Co. — **Johannesburg** (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — **Kapstadt**, Herrmann Michaelis (Jul. Berndt). — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. Wilh. Prior's Hofbuchh. — **Kristiania**, Cammermeyers Boghandel. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench. Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern**, Geschwister Doleschal's Buchhandlung Nachf. Prell & Eberle. — **Lyon**, H. Georg. — **Madrid**, Libreria nacional y extranjera. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo**, Jacobsen Libreria. — **Moskau**, J. Deubner, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Libreria Detken & Rocholl. F. Furchheim's Nachfolger (Emil Praff). — **New-York**, G. E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. S. Zickel. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. F. Vieweg. — **Petersburg**, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. K. L. Ricker. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Porto-Alegre**, Krahe & Cia. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. Jonck & Poliewsky. N. Kymmel's Buchhandlung. W. Mellin & Co. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilh. Barthaus. — **Santiago** (Chile), Carlos Brandt. — **Stockholm**, C. E. Fritze'sche Hofbuchhandlung. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- und Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Gerold & Comp. Manz'sche k. k. Hofverlags- u. Univ.-Buchhdlg. — **Yokohama**, Winckler & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell. Albert Müller, Nachf. von Orell Füßli & Co.'s Sortiment. Ed. Rascher, Meyer & Zeller's Nachf. Schultheß & Co.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd 114

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertundvierzehnten Bande (Januar — März 1903).

		Seite
I.	Refugium peccatorum. Roman von **Oſſip Schubin.** Drittes Buch. III./XII. (Schluß)	1
II.	Maurice Maeterlinck. Von **A. von Hartmann**	41
III.	Die Literatur des alten Indien. Von **H. Oldenberg.** V./X. (Schluß)	57
IV.	Aus den Memoiren von Auguſt Schneegans. I. Stimmungen und Beſtrebungen der Straßburger Bevölkerung während der Belagerung 1870	89
V.	Mary Delany. Ein Lebensbild aus dem achtzehnten Jahrhundert. Von **Marie von Bunſen.** IV./VI. (Schluß)	112
VI.	Der Ausſtand der pennſylvaniſchen Grubenarbeiter und die Truſtfrage in den Vereinigten Staaten. Von **M. von Brandt**	131
VII.	Noch einmal: Heinrich von Herzogenberg. Von Dr. **Ernſt Hauptmann**	144
VIII.	Politiſche Rundſchau	147
IX.	Zur Religionsphiloſophie. Von **M. Scheler**	152
X.	Literariſche Notizen	155
XI.	Literariſche Neuigkeiten	157
XII.	Ein Idealiſt. Novelle von **Paul Heyſe**	161
XIII.	Moltkes Operationsplan zu einem Kriege gegen Frankreich aus dem Jahre 1859. Von **J. von Verdy du Vernois**	199
XIV.	Ein unbekannter Brief Goethes aus Rom. Mit Erläuterungen von **Bernhard Suphan**	213
XV.	Schumann und Brahms. Von **Max Kalbeck**	231
XVI.	Die ſittliche Macht des Chriſtentums. Von **Otto Pfleiderer**	259

(Fortſetzung umſtehend.)

Seite

XVII. Aus der Berliner Hofgesellschaft der Jahre 1805 und 1806. Tagebuch-Aufzeichnungen einer jungen Dame. I. 273
XVIII. Deutsches Bankwesen. Rückblicke und Ausblicke. Von **Richard Ehrenberg** 295
XIX. Politische Rundschau 308
XX. Weltgeschichte in Charakterbildern. Von **Rudolf Eucken** 313
XXI. Die Popularisierung der Naturwissenschaften. Von Dr. **L. Heck** 316
XXII. Literarische Notizen 318
XXIII. Literarische Neuigkeiten 319
XXIV. Auf den Trümmern von Akragas. Eine Mär von **Ernst von Wildenbruch** 321
XXV. Moltkes Operationsplan zu einem Kriege gegen Frankreich aus dem Jahre 1859. Von **J. von Verdy du Vernois.** II. (Schluß) 344
XXVI. Das energetische Weltbild. Von **J. Reinke** 358
XXVII. Aus der Berliner Hofgesellschaft der Jahre 1805 und 1806. Tagebuch-Aufzeichnungen einer jungen Dame. II. (Schluß) 376
XXVIII. Aus den Memoiren von August Schneegans. II. Die Nationalversammlung in Bordeaux und die Abtretung des Elsasses 388
XXIX. Die Witwenverbrennung in Indien. Von **Richard Garbe** 417
XXX. Über die Bedeutung nationaler Seekabel. Von Dr. **Richard Hennig.** I. IV. 437
XXXI. Der Pelz. Von **Hans Hoffmann** 453
XXXII. Politische Rundschau 466
XXXIII. Biographische Denkmale. Von **Erich Schmidt** . . . 471
XXXIV. Graf Keyserling. Von **Arend Buchholtz** 474
XXXV. Literarische Notizen 477
XXXVI. Literarische Neuigkeiten 479

Refugium peccatorum.

Roman

von

Ossip Schubin.

(Schluß.)

III.

Eine schwebende Frage beschäftigte Lukava, beschäftigte zum mindesten seine momentan maßgebendsten Bewohner Edith, Ernst und die liebenswürdige alte Gräfin Lornitz, an dem Abend vor dem von Jaroslav geplanten Fest. Sollte man zu dem Fest mit dem Postzug, d. h. vierspännig fahren oder nur zweispännig?

Gräfin Lornitz, welche noch aus der Zeit stammte, in der die Straßen schlecht und Viererzüge selbstverständlich gewesen waren, stimmte für den Postzug, und zwar nur aus besorgten „alten Damengründen", denen jegliche Ostentation gänzlich fern lag. „Ihr kommt euer Lebtag nicht zweispännig bis zur Burg hinauf," behauptete sie.

Edith neigte auch nach der Seite des Viergespanns, aber nicht aus so anspruchslosen Gründen wie die alte Gräfin. Der Gedanke, mit besonderem Glanz vorzufahren, lockte sie. Ernst stimmte für den einfachen Zweispänner. „Deine Rappen sind sehr stark, Mama," behauptete er, „und der Weg zur Burg ist nicht schlecht. Jaro wird gar nicht wissen, wo die vielen Pferde unterzubringen, und da ohnehin die halbe Nachbarschaft vierspännig angerast kommen wird, so ist es nur billig, daß wir den Wirrwarr nicht unnötig vergrößern."

„Aber eben weil die halbe Gegend gewiß vierspännig einrückt, sehe ich nicht ein, warum wir zurückstehen sollen!" rief Edith.

„Dietzi!" Ernst fing an zu lachen. Er saß rittlings auf einem Sessel, auf dessen Lehne er seine beiden Arme gestützt hielt und den er jetzt mit der ganzen Rücksichtslosigkeit des männlichen Geschlechts gegen Parkette und Teppiche etwas näher an seine Schwester heranschob — „ist dir wirklich darum zu tun, die Nachbarschaft zu verblüffen? Ich finde, heutzutage sind

Viererzüge Sport — oder ‚Pflanz‘; sie sind lustig, wenn man selber kutschiert, vor einem Mail oder Break, der mit einer möglichst zahlreichen und fröhlichen Gesellschaft besetzt sein muß — nun, ich hoffe, daß ich noch öfters die Gelegenheit haben werde, euch beide“ — er sah von seiner Schwester zu Marinja hinüber — „unter solchen Umständen zu fahren; aber ein Postzug vor einer Viktoria hat keinen Sinn. Mit der Bequemlichkeit geht heutzutage die Anspruchslosigkeit Hand in Hand. Ich bleib beim Zweispänner. Übrigens haben wir Marinja noch nicht um ihre Meinung gefragt. Was denkst du, Schatz? Hast du irgend einen besonderen Wunsch in dieser Sache? Du weißt, Bräuten läßt man auch unvernünftige Wünsche durchgehen, Schwestern gegenüber —“ hier lächelte er Edith gutmütig zu — „Schwestern gegenüber waltet der Verstand nüchterner!“

„Aber Ernst — was sollte ich denn für eine Meinung haben?“ murmelte Marinja. Sie spielte eine Partie Halma mit der alten Gräfin und schien sehr vertieft in diese Beschäftigung. Sie trug ein blaßrotes Foulardkleid, das ihr erst unlängst die Kammerjungfer Ediths gemacht hatte, und dazu ein überaus duftiges, leichtes, über der Brust gekreuztes weißes Tuch. Ein breites, schwarzes Band umschlang ihren leicht entblößten Hals. In ihren feinen rosa Ohrläppchen blitzten zwei sehr große Diamanttropfen, die ihr Ernst geschenkt hatte.

„Sieht sie nicht aus wie ein Bild?“ flüsterte Ernst der Schwester zu; „man möchte Gainsborough aus dem Grabe wecken, damit er sie malt!“

Edith nickte und fing gleich darauf an, mit Ernst weitausgreifende Mutmaßungen in bezug auf die von Jaro geladenen Gäste auszutauschen. Würden die dort sein — und die?

Nur mit halbem Ohr horchte Marinja, ebenso wie sie nur mit halber Aufmerksamkeit an dem Spiele teilnahm — Sie war die letzten Tage viel heiterer gewesen, hatte Ernst mit ihren zärtlich mutwilligen Einfällen entzückt; auch in ihrem Innern war sie ruhiger, seitdem sie sich vorgenommen hatte, zu schweigen und glücklich zu sein. Aber jetzt plötzlich hatte sich die, wie sie wähnte, bereits überwundene Qual von neuem gemeldet; ein unbeschreibliches, körperliches Mißbehagen, ein leichter Fieberschauer, das Angstgefühl, das bei einem Epileptiker einem Anfall vorangeht und das bei Marinja immer das peinlich deutliche Auftauchen irgend einer längst vergangenen Episode aus den Tiefen ihres Gedächtnisses einleitete.

Während um sie herum beratschlagt wurde, ob es denn überhaupt möglich sei, zweispännig bis zur Burg Slavin zu gelangen, schwebte ihr plötzlich der heiße, staubige Frühlingstag vor, an dem sie als Kind mit ihrer Mutter zu der Burg hinaufgepilgert war, kurz nachdem ihr die Mutter das Märchen vom klagenden Wasser erzählt hatte. Sie waren zu Fuß gegangen drei volle Stunden, einen heißen, steilen, staubigen Weg, und hatten das große Märchenbuch und einen Korb voll Kuchen mitgeschleppt; aber als sie endlich das Ziel ihrer beschwerlichen Wanderschaft erreicht, waren sie beide viel zu müde gewesen, um noch Märchen oder Kuchen genießen zu können. Beide hatten sie dann da gesessen wie vernichtet in dem Wallgraben, unter einem großen Holunder-

busch. Die Mutter hatte ihren stumpfen, stieren, an allem vorübersehenden Blick. Marinja war jämmerlich zu Mute gewesen, schließlich hatte sie angefangen zu weinen, aus Müdigkeit und aus Enttäuschung. Sie hatte sich auf den Ausflug gefreut und hatte jetzt nichts davon als wunde Füße und einen schmerzenden Kopf. Da hatten sich die stumpfen, leeren Augen der Mutter mit Mitleid gefüllt; sie hatte das Kind an sich gezogen und ihm die Schläfen gestreichelt und den Hals. Dann hatte Marinja den Kopf in den Schoß der Mutter gelegt und war eingeschlafen. Das war das Schönste gewesen von der ganzen Landpartie.

Da rief sie Ernsts Stimme in die Gegenwart zurück. „Aber Marinja," bemerkte er lachend — er war jetzt hinter seine Braut getreten und sah ihrem Spiel zu — „wie kannst du dir denn diesen Zug entgehen lassen, eine so vorzügliche Halmaspielerin wie du?" Er griff über ihre Schulter hinüber, um an einem der kleinen Figürchen zu rücken, dabei streifte seine Hand leicht ihre Wangen. „Was ist dir denn — du fieberst ja, Marinja!" rief er besorgt. Sie lächelte zu ihm empor; — „es ist nichts, Ernst," murmelte sie, „ein wenig Lampenfieber, Angst vor dem morgigen Fest. Ich bitte dich, es ist doch keine Kleinigkeit für mich, so zum ersten Male deinem weitesten und engsten Bekanntenkreis vor die Augen zu treten!" Dann, da die alte Gräfin mit feierlicher Siegermiene einen letzten Zug machte, fügte Marinja hinzu: „Ich glaube aber doch, es ist das beste, ich lege mich heute etwas früher zu Bett, um morgen so recht auf dem Posten zu sein!" Damit erhob sie sich, küßte ihre liebenswürdige, alte Freundin auf die Stirn und reichte Edith die Hand.

„Ich will dir deinen Leuchter hinauftragen," rief Ernst, indem er sich anschickte, mit ihr das Zimmer zu verlassen.

„Ist nicht nötig, es brennt ja immer eine Lampe in meinem Zimmer," wehrte sie ihm schalkhaft.

„Aber ich darf dich doch begleiten, Marinja — nur bis an deine Tür!"

„Soll ich mitgehen," fragte, wie gewöhnlich eine verheerende Bereitwilligkeit an den Tag legend, Edith.

Gräfin Ida hielt sie zurück; „laß sie," flüsterte sie ihr zu, als sich das Brautpaar entfernt hatte, „er will ihr ja doch nur ungestört einen Kuß geben! Gönn ihnen die paar beseligenden Torheiten. So schön wie jetzt wird ihnen das Leben kein zweites Mal lachen. Wer weiß, was die Zukunft für sie in Bereitschaft hält. So sehr sich mein unvernünftiges Herz auch an der Liebe dieser zwei herrlichen, jungen Menschen freut, kann ich mir's doch nicht verhehlen, daß diese Heirat ein fürchterliches Wagestück ist."

IV.

Die einschmeichelnde Wärme des letzten Kusses, mit dem ihr Ernst gute Nacht gewünscht hatte, noch auf den Lippen, schritt Marinja über die Schwelle ihres Stübchens und schloß die Türe hinter sich zu. Aus dem Korridor tönte seine Stimme: „Gute Nacht, Geliebte!" Dann verhallte sein Schritt.

Sie wußte, daß er jetzt hinunter in den Garten eilen würde, um noch vor ihren Fenstern auf- und abzuwandern und, wenn er sie erblickte, Liebesworte

zu flüstern und Blumen hinaufzuwerfen. Sie schleppte sich an die Fenster und beeilte sich, sie zu schließen. Als sie in das Zimmer zurücktrat, zitterte sie dermaßen, daß sie sich an einer Stuhllehne festhalten mußte, um nicht umzusinken; dabei hefteten sich ihre Augen auf etwas Weißes, Duftiges, das einladend auf einem Sofa ausgebreitet lag — das weiße Batistkleid, das die Gräfin Lornitz ihr für das morgige Fest geschenkt hatte und das von Edith brieflich bei der Spitzer in Wien bestellt worden war. Es mußte erst spät am Tage angelangt sein, und die liebenswürdige alte Frau hatte es heimlich hier ausbreiten lassen, um sie mit einer kleinen Überraschung zu erfreuen.

Marinja trat näher, betastete das Kleid — ein Wunder von einem Kleid, ein Traum, ein Gedicht. Schon wandelte sie die Lust an, hinein zu schlüpfen und in der duftigen Pracht vor den Spiegel zu treten. — Da — ein heftiger Schmerz in der Herzgegend, und dann ein Strom von Tränen, begleitet von einem krampfhaften Schluchzen, das ihr die Brust wund stieß und sich nicht stillen lassen wollte. Sie haßte das schöne Kleid. Jedes armselige, kleine Fähnchen, das ihre Mutter in den alten, traurigen Zeiten für sie zusammengeschneidert hatte, jedes mühsam zusammengesparte, dürftige Geschenk, jede schwermütig innige Liebkosung der Mutter fiel ihr ein.

Die Schuld der Mutter war plötzlich vergessen. Sie sah nicht mehr die Sünde der Mutter neben ihrer eigenen Reinheit — nein, nur das unsägliche Leid der Mutter sah sie neben ihrem Glück.

„Es ist umsonst — umsonst," schluchzte sie vor sich hin, „alles ist umsonst; ich kann nicht vergessen und ich kann nicht fertig werden mit mir!"

Die ganze Woche hatte sie gegen ihre edlen Triebe mit aller Gewalt gekämpft, die sie in sich aufbringen konnte, mit viel zäherer Beharrlichkeit, als sie je einer Versuchung zum Bösen Widerstand geboten. Wenn ihr die bevorstehende Begegnung mit dem Abbé Lornitz eingefallen war, hatte sie die Zähne aufeinander gebissen und sich feindselig gegen seinen Einfluß gerüstet fest entschlossen, ihm ihr Geheimnis nicht preiszugeben.

Sie hatte nicht mehr gebetet, sie hatte sich von dem Gedanken an Gott abgekehrt wie vor etwas zugleich Leerem und Feindseligem; ihrem Gewissen, wenn es sich melden wollte, hatte sie schroff geboten zu schweigen, wie einem unberufenen und aufdringlichen Ruhestörer, und wenn das Mitleid in ihr erwachte, hatte sie es mit Sophismen zu betäuben versucht. Die Welt könne ja doch nicht bestehen, wenn man allen mitleidigen Regungen Rechnung tragen würde, hatte sie sich gesagt. Die Menschheit ist darauf angewiesen, zu töten, zu zerstören, um sich zu erhalten. Das Mürbe, Häßliche, Faule muß fallen, um dem Starken, Schönen, Gesunden Platz zu gönnen, sich zu entfalten. Sie hatte alles Gute und Weiche, das sich immer wieder in ihr regen wollte, als Schwäche verdammt. Aber zu was hatte das alles geführt als zu dieser gänzlichen qualvollen Niederlage — zu dem Zusammenbruch jeder Widerstandskraft!

Endlich legte sie sich nieder und schluchzte verzweifelnd in ihr Kopfpolster hinein aus Angst, jemand könne sie hören; sie schluchzte, bis sich ihre Gedanken

verwirrten und ein unruhiger Schlaf über sie gekommen war, der Schlaf, den sie so gut kannte, der anstatt Linderung und Stärkung zu bringen, nur das Bewußtsein ablöste durch einen Fiebertraum.

Im Einschlafen hörte sie wieder das Rauschen, das schon so oft ihre Nächte beunruhigt hatte, das Rauschen rasch hinfließenden Wassers; dann sah sie einen breiten, blauglänzenden Strom. An dem einen Ufer des Stromes war es kahl und kalt, dort lag grauer, schmutziger Schnee, der im Sumpf zerfloß, und mattes, durch Nebel sickerndes Winterlicht. Auf dem anderen Ufer blühte der Frühling. Durch die rosigen Zweige eines Apfelbaumes, den der April geschmückt hatte, schimmerte eine märchenblaue Ferne. Auf taugetränktem, smaragdgrünem Rasen lagen noch die Goldschleier, welche die aufgehende Sonne von sich hatte niedergleiten lassen, ehe sie am Himmel emporstieg. Auf dem traurigen, kahlen Ufer stand Marinja, die Füße im Schnee. Drüben stand Ernst und winkte ihr. Ein schwanker Brettersteg spannte sich über den Strom zwischen beiden. Marinja betrat ihn. Sie hatte es sehr eilig, zu Ernst zu gelangen; aber wie sie sich auch mühte, einen Fuß vor den anderen zu setzen, kam sie doch nicht von der Stelle. Ihr war's, als schleppe sie etwas Heißes, Schweres in ihrer Brust mit sich fort; es war ihr eigenes Herz. Es wurde schwerer, schwerer. Wie schwer! Und wie weh es tat! Sie konnte nicht mehr weiter und hatte doch erst die Mitte des Steges erreicht. Die Bretter gaben nach — die Last war zu groß — Marinja hatte Angst, die Brücke würde zusammenbrechen unter ihr. Es war das Mitleid, welches ihr Herz so schwer machte. Sie fühlte es deutlich. Sie haßte das Mitleid. Aus der Tiefe rief eine Stimme: „Reiß dein Herz aus der Brust — wirf's fort, sonst bist du verloren!" Und sie griff nach ihrem Herzen, um es aus ihrer Brust herauszureißen. Aber sie konnte nicht.

Und wieder drohte und forderte die geheimnisvolle Stimme.

Aber sie griff nicht mehr nach ihrer Brust — sie konnte das Herz nicht hergeben und sie wollte auch nicht. Denn ihr Glück wohnte darin beisammen mit ihrem Leid; und wenn sie ihr Herz hergab, gab sie beides.

So stand sie auf dem schwankenden Steg über dem schwarzen, zornigen Wasser, gerade in der Mitte des Stromes. Drüben blühte der Frühling.

Noch einen Schritt tat sie vorwärts, unsäglich mühsam. Da brach der Steg unter ihr. Sie sank . . . sank . . . das grausame Wasser umrauschte sie. Krampfhaft nach Atem ringend, war sie erwacht.

V.

„Was macht der Barometer, Mama? Weißt du's zufällig?" fragt Ernst seine Stiefmutter.

„Steigt!"

„Schade!" murmelt Ernst.

„Warum?"

„Da wird uns schließlich doch nichts übrig bleiben als zu fahren. Als es jetzt noch einmal zu regnen anfing, hoffte ich schon, endlich definitiv zu Hause bleiben zu können."

Bereits zu dem Ausflug gerüstet, befindet sich Ernst mit seiner Stiefmutter in dem Billardzimmer, einem ziemlich finsteren, mit imponierend ernsten Bücherschränken verkleideten Raum, und erprobt seine Geschicklichkeit an den roten und weißen Elfenbeinbällen. Eigentlich läßt er nur seine schlechte Laune an den Bällen aus. Denn schlecht gelaunt ist er, und zwar so schlecht, als es nur ein von Glück und Entzücken reizbar gemachter Bräutigam sein kann. In der letzten Viertelstunde hat er dreimal sein Monocle eingesetzt, was bei ihm den Höhepunkt von Nervosität und Verdrießlichkeit verrät. Dann fährt er fort, die Bälle auf dem grünen Tuch herumzujagen.

„Aber Ernst," ruft lachend die alte Gräfin, „was hat dir denn das arme Billard getan! Du stößt nächstens Löcher hinein."

„Verzeih, Mama!" murmelt er und stellt sein Queue gegen die Wand. Dann sich in einem amerikanischen Schaukelstuhl ausstreckend, klagt er: Wenn's nur keine Unterhaltungen gäbe! Vier Meilen fahren, um des erhabenen Vergnügens willen, sich von den versammelten Eingeborenen anstarren und durchhecheln zu lassen! Tierquälerei das ganze Fest. Begreife nicht, daß es mir an Energie gefehlt hat, Jaro seinen Einfall auszureden."

„Jaro hat's sehr gut gemeint," versichert Gräfin Lornitz etwas aufgebracht und sofort in die Schranken tretend für ihren Neffen.

„Das wissen wir, Mama," erklärt Ernst gutmütig, „wir kennen und schätzen das Slavinsche Blut; und ich war ja auch ganz und gar in mein Schicksal ergeben — nur als es heute vormittag so wunderschön regnete, fing ich an zu hoffen, daß ich durchschlüpfen könne, ohne Jaro zu verletzen. Unglücklicherweise heitert sich's auf. Nun, mein Trost ist, daß wir in jedem Fall die Hälfte des Festes geschwänzt haben, den feierlichen Empfang der Gäste und die Besichtigung der Burg. Wir kommen knapp vor dem Souper. Nachher soll noch getanzt werden — nicht, Mama? . . . Kann Marinja tanzen?"

„Marinja — ausgezeichnet! Ich habe sie immer zu den Tanzstunden meiner Mädchen zugezogen in Wien, sie wurde den anderen Schülerinnen oft als Beispiel hingestellt. Freilich mag sie seit der Zeit etwas aus der Übung gekommen sein."

„Armer Narr," murmelt Ernst, „ich begreife nicht, daß ich sie so lange im Schatten stehen ließ. Eigentlich war ich schon in sie verliebt, als ich sie nach Lukava brachte!"

„Mein lieber Ernst, das bildest du dir nachträglich ein!" entgegnet ihm, nachsichtig lächelnd, die alte Frau. Er aber besteht auf seiner Behauptung. Dann ungeduldig nach der Tür sehend, fragt er: „Wo ist denn Marinja?"

„Sie ist sich ankleiden gegangen!"

„So — schon," murmelt Ernst.

„Nun, du hast ja selber entschieden, daß es besser wäre, sich auf alle Fälle zu rüsten," erwidert ihm die alte Dame.

„Und Edith, wo ist die?"

„Steht dabei, während Marinja sich ankleidet und dirigiert die Kammerjunger, segnet die Veranstaltung," scherzt die Gräfin; „da sie es war, die das

Kleid für Marinja bestellt hat, fühlt sie sich verantwortlich für den Eindruck, den Marinja darin machen wird."

„So!" Ernst streckt die Hand aus nach einer Zigarette, die er von einem neben ihm stehenden kleinen Rauchtisch nimmt. „Edith ist von einer erstaunlichen Dienst- und Opferbereitschaft. Ich rechne ihr das ja hoch an. Wenn sie nur nicht so ganz und gar davon überzeugt wäre, daß nie irgend etwas zu stande kommen könnte ohne sie. Ich möchte wissen, ob sie sich schon die beiden Gängelbänder angeschafft hat, mit denen sie Marinja und mich gehen lehren wird, bis wir verheiratet sind."

Da öffnet sich die Tür — zwei helle Frauengestalten treten in das braunvertäfelte Zimmer, und mit dem feierlichen Stolz eines Künstlers, der ein von ihm gefertigtes Meisterwerk präsentiert, nimmt Edith das junge Mädchen bei der Hand und ruft: „Bist du zufrieden, Ernst?"

Ernst blickt auf. Daß seine Braut schön ist, weiß er; aber daß ihre Schönheit durch Toilettenkünste noch gewinnen könnte, hat er bis jetzt nicht geglaubt. Er muß selbst eingestehen, daß er sich hierin geirrt hat. So schön wie heute hat er sie noch nie gesehen. Wie ein duftiger Schleier fließt der reich von Spitzeneinsätzen durchbrochene, durchsichtige indische Mousselin über das seidene, blaßrosa Unterkleid. Ein weißer Gürtel, von einer diskret altmodischen Diamantschnalle gehalten, umfaßt die Taille. Marinjas Augen leuchten aus dem Schatten eines großen, malerischen, schwarzen Federhutes heraus.

„Alle Achtung, Edith — ist das dein Werk?" ruft Ernst, dem der Anblick seiner Braut geradezu den Atem benommen hat.

„Bis zu einem gewissen Grade," erwidert Edith; „doch muß ich gestehen, daß Marinja viel persönlichen Geschmack beweist. Den Hut hat sie sich selber so kleidsam zurechtgebogen, und im allerletzten Moment hat sie die Ärmel geändert."

„Selbst?" fragt Ernst.

„Ja, selbst," sagt Marinja; „wundert dich's, daß ich dazu im stande bin?"

„Von dir wundert mich nichts," versichert er ihr. Er hält sie jetzt bei beiden Händen und betrachtet sie mit gerührter Bewunderung. „Aber was ist das? Tränen? . . . Marinja, mein Engel! Ich dachte, du freust dich auf das Fest!"

„Gewiß freut sie sich, sie ist nur ein wenig eingeschüchtert!" versichert die Gräfin Lornitz.

„Lampenfieber, Unsinn!" verweist ihr Ernst; „was brauchst du dich eingeschüchtert zu fühlen, meine Königin!"

„Es ist nur . . . ihr werdet ja doch Mühe haben, meine Anwesenheit bei dem Fest zu erklären," stammelt Marinja. Worauf Ernst mit seiner wohltuenden, sympathischen Schroffheit erwidert: „Wir werden gar nichts erklären, wir werden den Menschen, ohne viele Worte darüber zu machen, beweisen, wie wir dich lieben und achten — den Vers zu der Situation können sie sich dann selber schmieden!" Noch einmal nimmt er ihre Hände, die sie ihm indessen entzogen hatte. „Wie trocken deine Hände sind und wie sie glühen —" ruft er besorgt.

„Bräutliche Aufregungen," scherzt Edith; „sie magert ja ab, daß man besorgt werden könnte. Das Kleid, welches die Spitzer nach einer noch vor zehn Tagen vorzüglich sitzenden Taille angefertigt hat, schlottert an ihr. Bei der losen Machart merkt man es nicht — gottlob sieht sie sehr gut aus trotzdem!"

„Sie sieht nicht gut aus, nur sehr schön —," bemerkt Ernst, der jetzt mit einem tiefen, besorgten Blick das schmale Gesicht seiner Braut durchforscht. „Und immer noch die Traurigkeit in den Augen, mein Herz? Soll mir's denn nicht gegeben sein, den Schatten zu verscheuchen?"

Rasche Räder rollen unten über den Kies und halten vor dem Schloßportal.

„Der Josef ist schon vorgefahren!" meldet Edith, indem sie anfängt, ihre Handschuhe anzustreifen, während Ernst, noch immer in den Anblick seiner Braut vertieft, ihre Hände in den seinen hält.

„Meine lieben Kinder, wenn ihr schon einmal der Versuchung nicht widerstehen könnt, euch einen Kuß zu geben, so macht schnell," ruft die alte Gräfin, „aber wegschauen werde ich nicht, das sage ich euch im voraus. Ich sehe auf der ganzen Welt nichts lieber als zwei schöne, junge Menschen, die sich küssen!"

Gleich darauf gehen sie die Treppe hinab.

Vor dem Schloß steht, mit zwei feurigen Rappen bespannt, ein leichtgebauter, gelber Viktoria. Der Kutscher auf dem Bock in einfacher, aber vorzüglich sitzender dunkelblauer Livree, neben dem Wagen mit hilfsbereit ernstem Anstand, die Wagendecke über dem Arm, der Diener. Sie steigen ein. Der Diener schwingt sich auf den Bock. Die Pferde traben an, plötzlich hält der Kutscher: „Für den Herrn Grafen?" fragt er.

Ein Telegraphenbote tritt an den Wagen.

„Vielleicht wird das Fest abgesagt," mutmaßt Edith.

Doch schon hat Ernst seinen Namen auf den grünen Empfangsschein gekritzelt und das Telegramm erbrochen: „Kinder, eine gute Nachricht!" ruft er aus, „Alexander kommt morgen! Ah —" er schöpft einen tiefen Atemzug; dann läßt er den Blick träumerisch über seine Umgebung schweifen, über die tiefgrünen Rasenplätze und die alten Linden, die ihre Schatten darüber werfen.

Der Regen hat aufgehört, aber alles trieft vor Nässe, an jedem Blatt, an jedem Grashalm hängt ein Tropfen. Ein feuchter Duft, viel zu durchsichtig, um ein Nebel genannt zu werden, schwebt in der weichen, warmen Luft, alle Umrisse verwischend. Und durch den Duft, mitten zwischen die nassen Lindenzweige, sendet die Septembersonne ihre Strahlen. Aber unter den goldenen Sonnenstrahlen liegen die ersten trockenen Blätter, und irgend etwas Müdes, Unelastisches in dem leisen Rauschen der alten Linden verrät, daß die Natur, keines neuen Aufschwunges fähig, sich inmitten all der Pracht zum Sterben rüstet. Und wie Ernst mit jener Begeisterung, zu der Verliebte neigen, ausruft: „Herr Gott, ist das ein schöner Tag!" entgegnet ihm Edith: „Ja, aber ich fürchte, es ist der letzte!" Sie deutet auf den Telegraphendraht, der das Schloß mit dem etwas abseits liegenden Stall-

gebäude verbindet und auf dem sich eine lange Reihe aufgeregt zwitschernder Schwalben zusammengedrängt hat; und Marinja, die sehr blaß geworden ist, wiederholt halblaut: „Ja — der letzte!“

VI.

Alle guten Familien, selbst aus der entferntesten Nachbarschaft, hatten sich eingefunden. Über die polnische und ungarische Grenze waren sie herübergekommen, um an dem fröhlichen Fest teilzunehmen, das der übermütige, junge Graf Slavin veranstaltet hat. Seltsam genug war der Ort, den Jaroslav gewählt, um seine glänzende Gastfreundschaft darin zu entfalten: die finstere Burg, zu deren Füßen sich die sauberen und alltäglichen Gebäude der neueingerichteten Bierwirtschaft ausbreiteten. Zwischen dem alten Gemäuer und den neuen Baulichkeiten standen unter mächtigen Vogelbeerbäumen zahllose Tische, die sonst dicht von durstigen Ausflüglern besetzt zu sein pflegten, die aber heute alle von Jaroslav für seine Gäste reserviert worden waren.

Der Schenke gegenüber, mitten aus dem amethystfarbenen Heidekraut, erhob sich etwas Langes, mit Schindeln gedecktes, das wie eine Art Schuppen aussah und eigentlich ein Tanzsaal war. Einer bizarren Laune folgend, hatte Jaroslav den absonderlichen Raum nicht nur mit dem Slavinschen Wappen, sondern mit den Wappen aller derjenigen Damen, die in die Slavinsche Familie hineingeheiratet hatten, schmücken lassen. Alle diese Wappen liefen oben unter dem Dachbalken an der Bretterwand entlang, wo sie eine Art Fries bildeten. Das Slavinsche Wappen unterschied sich von den anderen durch seine imposante Größe und war der Tür gegenüber an der rückwärtigen Längswand angebracht. In allen vier Ecken befanden sich Bündel verschiedenfarbiger Fahnen. Die Vorderlängswand war von Fensteröffnungen unterbrochen, durch die die Luft frei hereinstrich. Fensterscheiben gab es nicht. Manchmal wurde der Saal von reicheren oder ärmeren Ausflüglern aus der weiteren oder näheren Umgebung gemietet zu irgend einem Tanzfest, ein anderes Mal von einem Gymnastik treibenden Verein, der in der hölzernen Halle ein Bankett veranstaltete. Heute aber war von etwas Derartigem keine Rede. Graf Jaroslav hatte das Fest aus eigener Machtvollkommenheit in Szene gesetzt, darum war es auch so glänzend ausgefallen wie noch nie ein Fest zu Füßen der alten Ruine, ja wie seit Menschengedenken kein Fest in der Umgegend überhaupt ausgefallen war.

Die Schatten der alten Buchen fielen bereits lang über das Heidekraut des Hochplateaus, von dem die Burg Slavin aufragte, als der Wagen aus Lukava endlich vorfuhr.

Jaroslav kam seinen Gästen mit einem zugleich angenehm überraschten und vorwurfsvollen Gesicht entgegen: „So spät! Ich hatte bereits ganz und gar das Kreuz über euch gemacht,“ rief er aus — „da ist die Freude, euch zu sehen, um so größer!“

„Das schlechte Wetter hatte uns aufgehalten,“ entschuldigte sich Ernst.

„Ich hatte mir's gedacht, drum freute ich mich sehr, als sich die Wolken in eurer Gegend lichteten. — Ça.“ seine Augen hefteten sich jetzt mit staunender

Bewunderung auf Marinja, die er bereits, ebenso wie Edith, mit einem flüchtigen Handkuß begrüßt hatte: „Mais c'est une révélation. Marinja — daß du so schön aussehen kannst, hätte ich nicht einmal von dir geglaubt!"

„Rühret, rühret nicht daran," wehrte Ernst der stürmischen Bewunderung des Vetters, „wir sind heute gar nicht beisammen, müssen geschont werden. Sage, Jaro, könnte Marinja nicht irgendwo ganz still ein halbes Stündchen ausruhen, before she faces the enemy?"

„Gewiß," rief Jaro, „der Fall ist vorgesehen, und da momentan alle meine Gäste in der Burg versammelt sind, wo ich eben im Begriffe stand, ihnen die schauerlichen Erlebnisse meines berühmten Namensvetters zu schildern, braucht sie sich vor dem Souper gar nicht zu zeigen. Ich bitte dich, Felix," wendete er sich an den kleinen Blinsky, der mit ihm gekommen war, die Ankömmlinge zu begrüßen, und der ganz im Gegensatz zu dem kümmerlichen Aussehen, mit dem er bei seinem letzten Besuch in Lukava allgemeine Besorgnis erweckt hatte, heute einen sehr frischen und vergnügten Eindruck machte; „ich bitte dich, sage meiner Schwester, aber ganz diskret, damit es die anderen nicht merken, daß das Detachement aus Lukava eingetroffen ist — sie wird die Damen in ihre Zimmer führen," und während der junge Mann dienstfertig davoneilte, erklärte Jaroslav seinen Gästen: „Meine Schwester Zdenka ist nämlich speziell von Belowka gekommen, um mir die Honneurs machen zu helfen und ihre Bekanntschaft mit Marinja zu erneuern. Sie behauptet, sich ihrer noch sehr gut zu erinnern, da sie Marinja ehemals öfters in Lukava getroffen hat."

Kurz darauf erschien Jaroslavs Schwester Zdenka, für die Allgemeinheit Gräfin Monzizka, da sie bereits seit mehreren Jahren den Namen eines reichbegüterten polnischen Edelmannes trug.

Sie war eine sehr schöne, etwas zu starke Frau mit ausgeprägtem Slavinischen Familientypus. Die Verwandtschaft mit Marinja war unverkennbar. Es war Marinja in gesicherter Vornehmheit und blühender Gesundheit — Marinja ohne Romantik, ohne den traurigen Hintergrund ihrer Vergangenheit, ohne die Verklärung ihres großen, mit einem tiefen Schmerz ruhelos kämpfenden Glücks. Sie begrüßte die schöne, blasse Braut auf das herzlichste, umarmte sie und sprach sie sofort mit „du" an. Man konnte nicht freundlicher sein. Dann führte sie sie in eines der Zimmer des sauberen Wirtshauses, das ebenso wie draußen die Tische von Jaroslav reserviert worden war.

„Da, meine Liebe," rief die Gräfin, „leg' dich ruhig nieder. Wir wollen dich allein lassen, Edith und ich — nur ein Glas Sherry und ein Sandwich will ich dir heraufschicken. — Schau, wie reizend die Aussicht ist! Soll ich das Fenster schließen?" Zdenka Monzizka gehörte zur neuen Generation, welche stolz darauf ist, unter Umständen Türen und Fenster selbst schließen zu können. — „Nein? Du willst nicht — du hast recht, hereinsehen kann niemand, und die Luft ist köstlich. Ich ruf dich zu rechter Zeit zum Souper."

Marinja freute sich, wenigstens ein Weilchen allein bleiben zu können. Nur mit widerstrebender Angst gedachte sie des Augenblicks, wo sie sich unter die Gäste würde mischen müssen.

Das Zimmerchen mit seinen weißgestrichenen Wänden und einfach gewaschenen Dielen roch nach Kalk und Fichtenholz und heimelte sie an. In seiner einfachen Kahlheit und Sauberkeit erinnerte es sie an eine Klosterzelle; ein Gefühl der Beruhigung, der Geborgenheit überkam sie. Aber von draußen drangen die Stimmen des Lebens, die Stimmen der Freude, des Übermuts, des herzlosen, herausfordernden Spotts, die Stimmen der Jugend, die, noch nie von einem großen Leid, von einer herben Entbehrung getroffen, die Heiligkeit des Schmerzes, der Armut und der Gebrechlichkeit nicht erkannt hat.

Marinja trat etwas näher an eines der Fenster und sah hinab.

Sie kamen aus der Burg, ein fröhlich hin und her flatternder Schwarm, junge Mädchen und junge Frauen in hellen, duftigen Kleidern, dazwischen junge Männer, viele von ihnen in der hellblauen Uniform des in der Nähe garnisonierenden Dragonerregiments. Jeder hatte einen anderen Scherz auf den Lippen, man bombardierte sich gegenseitig mit Witzen über die verstoßene Scharka und den treulosen Jaroslav. Ein Paar gesetztere Persönlichkeiten trachteten hie und da, Einhalt zu tun, aber der Übermut herrschte vor. Es war, als ob es auf der ganzen Welt keine komischere Geschichte gegeben hätte, als die Sage vom klagenden Wasser. Endlich wurde das Gesumme schwächer und schwächer, verlor sich schließlich draußen ganz. Eine Weile hörte man dann Hin- und Herhuschen im Gang, Herren und Damen suchten ihre Zimmer auf, um sich für den Abend vorzubereiten.

Dann war alles still. Marinja schöpfte einen tiefen Atemzug. Immer noch stand sie an dem Fenster und, von den gesteiften, weißen Mullgardinen versteckt, blickte sie hinaus.

Die Farben waren alle gestorben, alles erschien schwarz, grau oder matt weißlich, als hätte die Erde plötzlich Trauer angelegt. Die Überreste der Burg Slavin ragten dunkel in den blassen Himmel hinein und fast ebenso dunkel, nur weniger starr, zeichneten sich die mächtigen Umrisse der das Hochplateau umgrenzenden Wälder.

Nach und nach verlor der Himmel seine sanfte, kränkliche Bläße. Sein an matten Perlenschimmer erinnerndes Weiß verwandelte sich in ein tiefes, sammetweiches Blau, aus dem tausend Sterne hervorglänzten. Die Luft war kühl und unaussprechlich süß, von all den schwermütig einschmeichelnden Düften geschwängert, mit denen der September den müden Sommer betäubt; der Duft des kleinblütigen Herbstginsters herrschte vor, jener wundersame Duft, in dem sich der wehmütige Hauch des absterbenden Laubes mit der Erinnerung an ins Leben stürmende Frühlingsblüten mischt.

Über das Rauschen der Wälder herüber tönten die Kirchenglocken, die das Aveläuten anstimmten. Marinja hatte sich immer seltsam berührt gefühlt durch den Klang der Glocken, schon als Kind, besonders als Kind. Sie hatte ihn erst für eine einfache Naturerscheinung gehalten, wie das Rauschen der Wälder, Donner oder Sturm. Ihre Mutter hatte sie eines Besseren belehrt,

hatte ihr gesagt, die Glocken seien die Stimme Gottes. Auf Marinja, welche das im wörtlichen Sinne aufgefaßt, hatte das einen tiefen Eindruck gemacht, und sie hatte gefragt, wann sie denn im stande sein würde, die Sprache Gottes zu verstehen? Worauf die Mutter ihr die Antwort gegeben, die man allen Kindern auf unbequeme Fragen erteilt: „Bis du groß bist!"

Marinja lächelte bitter. Je größer, je älter, je gedankenreifer sie geworden war, um so weniger hatte sie es vermocht, die Sprache Gottes zu verstehen. Jetzt versuchte sie es gar nicht mehr. Der ganze Gottbegriff schien in unendliche Fernen gerückt, und doch sehnte sie sich gerade danach, wie nach nichts anderem.

Da hörte sie unten Schritte — mitten durch ihre Müdigkeit schoß es wie ein elektrischer Strom. Das war *sein* Schritt — jetzt vernahm sie auch seine Stimme.

„Der Felix scheint wieder ganz und gar auf dem Posten," bemerkte er.

„Ja, Gott sei Dank, nächstens werde ich ihn, als ‚geheilt entlassen', dem Regiment zurückstellen," erwiderte die Stimme Jaroslav Slavins. Hinter dem Vorhang versteckt, erblickte Marinja jetzt die beiden Männer. Ernst hatte sich seitwärts auf einen Stuhl niedergelassen, die verschränkten Arme auf die Lehne stützend. Jaroslav saß halb auf der Kante eines der in die Erde gerammelten Tische.

Die Dämmerung verdichtete sich immer stärker. Aber aus den großen, unverglasten Fensterlöchern des ländlichen Speisesaales, in dem die Vorbereitungen für den Abend getroffen wurden, drang Licht und malte viereckige, gelbe Flecke auf den roten Kies.

„Was hat denn die schreckliche Person dazu bewogen, dem armen Buben Ruhe zu geben?" fragte Ernst. „Eine genügende Abfertigung oder ein neues Engagement?" Er hatte sich eine Zigarette angezündet. Der feine, aromatische, weltliche Duft schwebte über den schwermütigen Ginster- und Waldgeruch hin. Marinja haßte in diesem Moment den feinen Duft, sie haßte Ernst wegen seiner leichtfertigen Frage. Jaro zögerte ein wenig mit der Antwort. Endlich erwiderte er: „Aufrichtig gesagt, als gar kein Absehen von der Geschichte war, hab ich die Person einmal ins Gebet genommen. Ich hab's mit der Abfertigung versucht, natürlich; aber kaum, daß ich zwei Worte mit ihr gewechselt hatte, wußte ich, daß es damit nicht getan war. Die Sentimentalität gehört ja nicht zu meinen hervorragendsten Eigenschaften. Aber die Person dauerte mich. Die Zudringlichkeit, mit der sie den armen Felix behelligt hatte, entstammte offenbar weder habgierigen noch erotischen Gründen. Mit all dem ist sie fertig — sie ist ja elend zum Umsinken. Sie hatte ihn wirklich gern gehabt, war ihm dankbar, weil — wie soll ich dir das klar machen — weil er, jung und unerfahren, ihr nicht mit dem Cynismus begegnet war, mit dem sich solche Kreaturen endlich abfinden müssen, bei dem sich die meisten von ihnen wohl fühlen. Die war eben anders. Die Zartheit, die kindischen, kleinen Rücksichten, die ihr der arme Bub bewiesen, hatten sie gerührt. Sie hätte sich vierteilen lassen für ihn, ihm die Hände und Füße küssen mögen, nur weil er sie wie eine Frau behandelt hatte, und nicht — wie das erste

beste Mittel zum Zweck. Als ich das merkte, lag ja alles weitere auf der Hand. Ich brauchte ihr nur klar zu machen, daß sie den Felix durch ihr Vorgehen zur Verzweiflung treibe, als sie mir schluchzend schwor, von ihren Verfolgungen ablassen zu wollen. Sie hat ihr Wort gehalten. Mir ist aufrichtig leid um sie."

Ernst räusperte sich. Seine Zigarette war ausgegangen. „Armes Ding! Es ist schrecklich, so angewiesen zu sein, von der Liebe zu leben, und auf alles eher Anspruch erheben zu dürfen, als auf ein wenig Teilnahme," murmelte er. „Es erinnert an die Matrosen auf den Segelschiffen, die bei Windstille verdursten müssen mitten im Meer . . ." und nach einer Weile fügte er hinzu: „Und was ist aus ihr geworden — wohin ist sie?"

„Sie treibt sich noch immer in der Gegend herum, aber still, harmlos."

„Und von was lebt sie?"

Jaro zuckte die Achseln. „Wir haben natürlich versucht, sie zu unterstützen, aber das nützt nichts, — sobald sie eine größere Summe in die Hand bekommt, wird sie in einer Nacht damit fertig. Diese Art Geschöpfe tun's nun einmal nicht anders. Um sich zu bessern, müßte sich jemand finden, der sich ihr ganz widmet; dazu — fühle ich mich schließlich nicht berufen."

„Wie kämst denn du dazu," rief Ernst. „Aber hm . . . es ist doch ein ganz schauderhaftes Gefühl, das in einem zurückbleibt, wenn einem das Elend einmal so grade ins Gesicht gestarrt hat."

„Ja, solche Sachen sind zuwider," gestand Jaro; „aber man muß damit fertig werden; es geht nicht anders. Es ist die einzige Art, das Leben erträglich zu finden. Ich habe die Welt nicht gemacht und das Elend darauf nicht verschuldet; man kann billigerweise nicht von mir erwarten, daß ich's wegräumen soll. Alles, wozu ich mich verpflichtet fühle, ist: es nicht zu vermehren."

„Das ist schon etwas!" versicherte Ernst trocken.

„Ach, ich weiß ganz gut, daß meine Lebensauffassung schäbig ist, aber was willst du — von dem Sohn meines Vaters kann man nicht mehr verlangen." Dann nach einer Pause: „Siehst du, wenn ich meiner Phantasie die Zügel schießen ließe . . . ich könnt's mit mir selber nicht mehr aushalten. Eines schönen Tages bin ich in eins von unseren Bergwerken hineingekrochen, in Galizien drüben, ganz tief hinunter, wo ich kaum mehr schnaufen konnte. Da ich nun einmal A gesagt, wollte ich nicht nur B, sondern auch Z sagen. Tagelang hab ich den Eindruck nicht loswerden können. Allerhand Narreteien hab ich in Szene setzen wollen, um das Los der Leute zu lindern. Unser alter Direktor ist mir schließlich in die Zügel gefallen. ‚Ich bitt Herr Graf, nur nicht zu viel G'schichten machen mit den Leuten, die Leut sind verloren, wenn sie's zu deutlich spüren, daß man Mitleid mit ihnen hat, wenn sie aufhören, ihr Los als unvermeidlich anzusehen', hat er mir versichert und hinzugesetzt: ‚Übrigens sind sie ja gar nicht so bedauerungswürdig, sie sind's gewöhnt'!"

„Und darauf hast du natürlich jeden Versuch aufgegeben, das Los der Bergleute zu erleichtern," bemerkte Ernst, der seinen Vetter genau kannte.

„Nun" — Slavin kratzte sich hinter den Ohren — „ganz beschwichtigt hat der Ausspruch des alten Streletz meine Nerven nicht. Ich hab ja doch trachten müssen, etwas zu tun, soweit sich's mit meinem gesunden Menschenverstande und meinem noch gesünderen Egoismus vereinigen ließ. Wie weit reicht das alles! Meine altruistischen Gefühle spielen mir immer noch manchmal auf, aber jetzt mach ich kurzen Prozeß und sag mir: die Leut sind's gewöhnt. Und bis jetzt hab ich auch solche Kreaturen, wie die, von der gerade die Rede war, mit dem Trost abgefunden, daß sie's gewöhnt sind ... ihr spezifisches Gewerbeelend mein ich. Aber die scheint sich leider nicht ganz daran gewöhnt zu haben."

„Hast du eine Ahnung woher sie ist?" fragte nach einer Weile Ernst.

Einen Moment stockte Jaro, dann: „Felix gegenüber behauptete sie einmal, aus guter Familie zu stammen," sagte er langsam; „aber als ich davon anfing, verredete sie die Sache, wollte um keinen Preis etwas über ihre Herkunft verraten. Ich habe nicht in sie gedrungen. Eigentlich hat sie recht."

„Sollte man nicht trachten, sie in einer Anstalt unterzubringen?" fragte Ernst unruhig und offenbar sehr stark ergriffen.

„Die hält's in keiner Anstalt aus," erwiderte Jaro, „übrigens beruhige dich; es wird nicht lange dauern. Ein paar Tage, ein paar Wochen — und dann, da sie offenbar den Weg ins Wasser nicht finden kann, wird man eines Morgens, vielleicht vor der Tür einer Kirche, vielleicht auf der Schwelle eines unaussprechlichen Hauses, eine armselige Leiche finden. Der Unrat wird weggeschafft ... und die Welt geht weiter. Aber jetzt kann ich leider nicht mehr mit dir über dieses anregende Thema weiterreden. Ich muß doch nachsehen, wie der Wodjicka mit seinen Vorbereitungen fertig geworden ist. Er kündigt mir sonst, wenn ich so wenig Interesse an seinen wertvollen Leistungen nehme."

Jetzt hörte Marinja nur noch einen leichten Schritt über den Kies knirschen, und durch die kühle, duftige Abendluft tönten, auf eine zugleich kecke und einschmeichelnde Melodie leicht gesummt, die Worte:

Un peu de rêve,
Un peu d'amour,
Un peu de larmes
Et puis bon jour.

VII.

Ein Surren von neugierig fragenden Stimmen, ein Blitzen von staunend musternden Augen begrüßte Marinja in dem sonderbaren Festsaal, in dem der größte Teil der Gesellschaft bei ihrem Eintritt bereits versammelt war. Die Gräfin Monzizka stellte die junge Schönheit einfach als „Fräulein von Zewuska" vor, ohne irgend eine Erläuterung hinzuzufügen. Auf das Adelsprädikat hatte Marinja ein Recht, da der Förster Zewusky polnischer Ritter gewesen war.

Die Ruhe, mit welcher die Slavins Marinjas Einführung in diesen exklusiven Kreis als etwas Selbstverständliches behandelten, ebenso wie der Umstand, daß sie sich mit allen anwesenden Mitgliedern der Familien Lornitz

und Slavin geschwisterlich duzte, verlieh ihrer Persönlichkeit sofort ein soziales Gewicht. Dennoch wirkte ihre Erscheinung beunruhigend, spannend, aufregend, besonders auf die Mütter zahlreicher, nicht reich mit äußeren Reizen begabter Töchter; man erkundigte sich nach rechts und links, aber ehe man noch Auskünfte erlangt hatte, setzte man sich zu Tisch.

Der ganze Raum bot ein eigentümliches und fesselndes Bild. Hunderte von Kerzen brannten in den altväterischen, alten eisernen Wandleuchtern, die in dem grauen Gebälk angebracht waren, und an den vielen, kleinen und großen Tischen, um die man sich versammelt hatte, fehlte es weder an silbernem Gerät noch an Champagnerkelchen und dem auserlesensten Blumenschmuck.

Marinja saß an einem Tisch, an dem die Gräfin Monzizka präsidierte, an ihrer Linken Ernst, an ihrer Rechten ein ungarischer Magnat, der, ganz berückt von ihrer Schönheit, ihr eine Artigkeit nach der anderen sagte. Ernst hingegen war verträumt und schweigsam, sehr verliebt. Er hatte Mühe, seine Blicke zu zügeln, ihr nicht Zärtlichkeiten in die kleinen rosa Ohren zu flüstern. Ein- oder zweimal drückte er ihr die Hand unter dem Tisch, wie ein Gymnasiast, und schämte sich dafür. Sie hatte ihre ganze Selbstbeherrschung daran gesetzt, sich zu überwinden, und sie hatte sich überwunden. Niemand, nicht einmal Ernst, ahnte, daß es das Fieber war, welches ihre Wangen so rosig färbte und aus ihren großen, dunklen Augen strahlte; daß es die Verzweiflung war, welche ihr die vielen amüsanten Paradoxen auf die Lippen trieb, mit welchen sie ihre Konversation würzte. Jaroslav, der an einem der Nachbartische saß, blinzelte ihr von Zeit zu Zeit beifällig zu. Es freute und ergötzte ihn zugleich, daß es ihm gelungen war, ihr so im Sturm eine gefeierte Stellung zu erobern.

Ringsum tönte das Geplauder höflich abgedämpfter Stimmen, glockenreines, übermütiges Lachen oder das fröhliche Duett eines komisch auf die Spitze getriebenen Streites, bei dem die männliche und die weibliche Stimme abwechselten. Von draußen strich die Nachtluft kühl, fast herb herein, nach Waldmoder, Harz, geschältem Holz, feuchtem Laub und Ginster duftend. Manchmal war der Luftzug so stark, daß die Flammen der Kerzen unstet hin und her flackerten; dann zog's wie eine düstere Wolke über die lachende, plaudernde Fröhlichkeit hin — aber nur ganz kurz, gleich darauf brannten die Kerzen von neuem hell. Die Speisen waren ebenso vorzüglich zubereitet als spitzfindig ausgedacht. Den materiellsten Dingen war eine ästhetische Seite abgewonnen worden. Gewandte Lakaien glitten fast lautlos zwischen den Gästen hin.

Es war ja alles unendlich reizvoll, aber Marinja freute sich an nichts. Das Gefühl der Wundheit, der inneren Zerrissenheit verließ sie keinen Augenblick mehr. Dennoch interessierte sie das Schauspiel, das ihr neu war und in dem sie eine Rolle spielte. Wenn sie auch von früher Jugend an mit diesen vornehmen, genußgewohnten Menschen verkehrt, so hatte sie doch nie so viele von ihnen unter so glänzenden Bedingungen vereinigt gesehen. Ganz plötzlich kam ihr der Gedanke, wie rasend bevorzugt diese Menschen gegen andere Menschen waren.

Sie sollte auch zu den Bevorzugten zählen, es hing nur von ihr ab. Sie hatte sich immer danach gesehnt — bis zur Verzweiflung und bis zur Albernheit danach gesehnt, zu ihnen, ganz zu ihnen zu gehören. Sie hatte sonst sehr stark das Gefühl einer heimlichen Zugehörigkeit zu ihnen gehabt. Heute aber fühlte sie sich unter ihnen fremd, ja sie empfand geradezu eine Art feindseliger Bitterkeit gegen diese schönen, heiteren Menschen, die noch nie vor dem großen Jammer des Lebens erschrocken waren.

Ihre Erregung wuchs von Minute zu Minute. Nicht einen Augenblick durfte sie sich nachgeben. Sonst wäre sie sofort gänzlich zusammengebrochen. Wenn nur die Musik nicht gewesen wäre! Die ungarischen Zigeuner, welche Jaro herbeigerufen hatte, um das Fest zu beleben, spielten zu wundervoll und zu wild. Einen ungarischen Nationaltanz spielten sie jetzt, und wie sie so atemlos die Bogen über die Geigen jagten, klang es, als ob sie der Natur ihre erschütterndsten Schmerzenslaute abgelauscht hätten, und immer wieder aus der herbsten Verzweiflung heraus lockte eine schmeichelnde, aber hoffnungslose Süßigkeit, wie ein verzücktes Sterben.

Als der letzte Ton verhallt war, klatschten alle anwesenden Ungarn Beifall; dann sich Jaroslav zuwendend, bemerkte der von Marinja bezauberte Magnat: „Du bist der liebenswürdigste Hausherr von der Welt. Für jeden deiner Gäste hast du eine spezielle Freundlichkeit. Aber jetzt sag mir eins — daß man für Geld und gute Worte ein solches Märchenfest zu den Füßen der Slavinischen Burg hervorzaubern kann, nun das begreif ich allenfalls; aber wie hast du's angefangen, daß keine Gassenbuben zu den Fenstern hereingaffen? Cela me passe."

„Das ist mein Geheimnis," rief ernsthaft Jaroslav aus einem sehr animierten Gespräch mit einer bildschönen, jungen Witwe heraus, die ihm verjährte Höflichkeitssünden vorwarf. Seine Schwester Zdenka aber meinte: „Die Sache ist nicht so künstlich, wie sie aussieht. Mein Bruder hat für das Volk draußen ein sehr ausgiebiges Abendbrot anrichten lassen, und da die Leute doch noch lieber selber essen, als fremde Menschen essen sehen, so haben wir Ruhe."

„Famose Idee," rief der Ungar, und dann setzte er hinzu: „Willst du vielleicht für den Reichstag kandidieren, Slavin, daß du dich so populär machst?"

„Ist ihm leider unmöglich, da er bereits im Herrenhause thront!" entgegnete einer der polnischen Vettern Slavins, und dieser selbst bemerkte, scheinheilig seufzend: „Recht schade, seitdem ich weiß, daß es genügt, mit Virtuosität die Mundharmonika und Kindertrompete zu spielen, um sich im Tempel volksvertretender Weisheit mit Ruhm zu bedecken, hätte ich mich recht gerne um ein Mandat beworben. Früher hätte mich meine angeborene Bescheidenheit daran verhindert."

Die Stimmung hatte ihren Höhepunkt erreicht. Die Jugend neckte und zankte sich, es klang wie das Gezwitscher einer aufgeregten Vogelschar in einem großen Käfig. An einem der Tische bombardierten sich vier junge Menschen mit Blumen. Der Primgeiger hatte sich von seiner Gruppe losgelöst, er wanderte anscheinend ganz willkürlich durch den Saal, und hielt sich bald

hinter diesem, bald hinter jenem Pärchen auf, um in langgedehnten Tönen irgend eine Melodie von besonders schmachtendem Liebreiz zu spielen.

Jetzt war er hinter Marinja und Ernst Lornitz stehen geblieben; die schönste Nummer seines Repertoirs hatte er für die beiden aufgehoben; ein slovakisches Liebeslied voll Leidenschaft, Sehnsucht und müden, schwermütigen Glücks. Ernst Lornitz wurde blaß vor Erregung, wieder suchte er die Hand Marinjas.

„Jaro," rief jetzt munter Marinjas ungarischer Tischnachbar, „ein Patent auf dein Mittel gegen volkstümliche Neugier darfst du dir doch nicht ausstellen lassen, als ganz unfehlbar hat sich's nicht erwiesen. Wenn mich nicht alles täuscht, hält sich dort drüben eine recht aufmerksame Lauscherin versteckt, — dort unter dem Vogelbeerbaum —"

Jaroslav wendete den Kopf. In der von dem Ungarn angedeuteten Richtung erblickte man eine ärmliche, abgesetzte Gestalt. Zwei dunkle Augen blickten stier aus einem fahlen Gesicht. Sie waren leer, fast ausdruckslos, als sie sich plötzlich auf Marinja hefteten. Jaro war aufgesprungen. Seine Brauen zuckten zornig, — doch ehe er noch Zeit gehabt, einen zurechtweisenden Befehl zu erteilen, war die Bettlerin verschwunden.

Marinjas Hand war kalt geworden. Schwer wie Blei lag sie in der des Geliebten.

Eugen Blinsky goß einen Champagnerkelch auf einen Zug hinab.

Totenstille herrschte in dem improvisierten Speisesaal, das Plaudern der älteren, das Lachen und Treiben der jüngeren Menschen war plötzlich verstummt, man hörte nichts mehr als das Liebeslied, das schwüler und trauriger denn je von der Zaubergeige des Zigeuners floß, und das Knistern einer Motte, die in der Flamme einer der Kerzen verbrannte.

Draußen schauerte der Wald.

VIII.

Es war nicht, um dem jungen Freund nachzustellen, daß Jadviga Mičinska zu der Burg Slavin hinaufgekrochen war; nein, sie war gekommen, weil sie nichts Besseres zu tun hatte, weil sie gehört hatte, daß dort oben ein Fest stattfinden, vielleicht auch, weil man ihr gesagt hatte, daß das Volk dort frei gespeist werden würde; aus Schaulust war sie heraufgeschlichen — und aus Hunger. Jene gänzliche Stumpfheit hatte sich ihrer bemächtigt, die der Trost schweren Siechtums und bitteren Elends ist. Sie kannte keine Scham mehr und keine Eitelkeit und keinen Ekel. Sie stand schon zu tief, um sich noch über etwas anderes zu kränken als Hunger, Durst oder irgend ein körperliches Unbehagen. Es war rasch bergab gegangen mit ihr. Ihr Gefühl für Eugen Blinsky war die letzte menschenwürdige Regung in ihr gewesen, und sie hatte sie nur überwinden können dadurch, daß sie alles in sich getötet, was je nach dem Edleren, Besseren in ihr verlangt hatte.

Es war wie der Wendepunkt einer Krankheit gewesen, die, nachdem sie lange im selben Stadium gezögert hat, sich plötzlich mit erschreckender Raschheit verschlimmert. Die ziemlich große Abfertigungssumme, welche Slavin ihr.

übermittelt, hatte sie verjubelt und verschenkt. Sie wußte, daß es nun mit ihr vorbei war, daß es nach keiner Richtung mehr einen Aufschwung für sie gab; und es war ihr von nun an ganz gleichgültig, auf welche Art sie dazu kam, die paar Bedürfnisse, die ihr noch übrig geblieben waren, zu befriedigen. Ohne jegliche Überwindung hatte sie sich heute an die Tafel gesetzt, die da draußen im Schatten der alten Ruine für das Volk gedeckt worden war. Aber die Musik, die aus dem Speisesaal drang, hatte ihre stumpfen Sinne belebt, der grelle Schein, der aus den Fenstern leuchtete, sie angelockt. Sie war aufgestanden, um das glänzende Bild genauer zu betrachten. Als sie plötzlich im Mittelpunkt der vornehmen Gesellschaft Marinja erblickte, war sie heftig erschrocken und, so rasch sie nur konnte, zurückgesprungen in das erste beste Fleckchen schützender Finsternis. Ein brennendes Schamgefühl hatte sich ihrer bemächtigt. Sie hatte mit beiden Händen nach dem Dunkel gegriffen, wie nach einem schützenden Mantel. Wie vor den Kopf geschlagen war sie an den Armentisch zurückgekehrt, aber sie hatte nichts mehr genießen können. Um ihr Herz war ein unruhiges, quälendes, nicht genau bestimmbares Gefühl; ihr Kopf war dumpf, der nächstliegenden Dinge vermochte sie sich nicht mehr genau zu erinnern, ihre Erinnerungen waren wie ein verworrenes Knäuel, in dem sie sich nicht zurechtfand, in dem sie keine Zeitordnung herstellen konnte. Ein Tag floß in den anderen, ebenso wie ein Gesicht das andere verwischte. Sie war nicht imstande, Eugen Blinsky von Stanislaus Wranitzky zu unterscheiden; aber hinter all der widerwärtigen und beschmutzten Verworrenheit tauchte eine Erinnerung in ganz deutlichen Umrissen auf; die Erinnerung an ihre erste Liebe, an die eine große Leidenschaft ihres Lebens.

Sie sah sich selbst, ein noch junges, unschuldiges Mädchen, eine breite Fahrstraße entlang gehen neben einem schönen, dunkeläugigen Mann, der sein Pferd am Zügel führte. Die Straße zog sich durch die Birkenwälder vor Grodno, und der Mann neben ihr war Zdenko Slavin.

Er klagte — andeutungsweise, geheimnisvoll über sein freudloses Leben, über den Mangel an Verständnis und Teilnahme, welche ihm diejenigen entgegenbrachten, die ihm am nächsten hätten stehen sollen. Er ließ Worte darüber fallen, was für ein ganz anderer, edlerer, weicherer Mensch aus ihm geworden, wenn früher eine so liebliche Lichterscheinung in sein Leben getreten wäre, wie seine reizende Base Jadviga Micinska.

Es war Frühling. Die weißen Stämme der Birken ragten wie aus einem goldenen Teppich aus dem vorjährigen trockenen Laub, und um ihre schlanken Äste schmiegten sich die ersten grünen Schleier; der Duft des mächtig ans Licht drängenden neuen Lebens mußte sich noch durchkämpfen durch die Überbleibsel herbstlicher Verwesung. Ein Wind so feucht und lind, als ob er soeben die Freudentränen der neuerwachenden jungen Erde getrocknet, bewegte flüsternd die biegsamen Birkenäste und trug das verliebte Gezwitscher der Singvögel auf seinen weichen Schwingen.

Zdenko Slavin erzählte der kleinen Base, die er nach Grodno berufen hatte, damit sie den Klavierunterricht seiner Kinder übernähme, daß sie schön wie eine Prinzessin sei und daß ein König stolz sein müsse, sie in die Arme

schließen zu dürfen. Und über den blassen Frühlingshimmel verbreitete die sinkende Sonne ein zartes Rot.

Dann kam der Sommer mit seiner wundervollen Rosenblüte. Alle Tage stand in dem Zimmer der schönen Jadviga ein großer Strauß dunkelroter Rosen — Zdenko Slavin verschmähte es nicht, sich der Blumensprache zu bedienen, um der armen Jadviga von seiner Liebe zu erzählen. Die Rosen dufteten süß, sie dufteten die ganze Nacht, neben dem weißen Bettchen, in dem Jadviga Mičinska mit hochklopfendem Herzen, vor Sehnsucht fiebernd, wach lag.

Draußen schlief die Erde wonneschauernd unter duftgesättigten, durchsichtigen Dämmerschleiern, während der dunkelblaue Sommerhimmel aus tausend goldenen Augen über ihr wachte.

Die Luft wurde schwül, schwere Gewitterwolken stiegen an dem Himmel empor und löschten die Sterne aus . . .

Sie liebte ihn bis zur Raserei, bis zum Heldenmut, bis zur Selbstvernichtung. Sie konnte die finstere Trauer nicht mehr mit ansehen in seinen Augen, — das, was sie für Trauer hielt; sie hätte sterben mögen, um nur für eine Stunde das Feuer in seinen Adern zu kühlen, die Sehnsucht in seinem Herzen zu stillen.

Sie starb nicht — sie lebte für ihn; eine kurze Zeit lebte sie mit jedem Blutstropfen, mit jeder Fiber lebte sie, verklärt von dem Bewußtsein seiner Liebe.

„Verworfen! Egmonts Geliebte verworfen!" — Jetzt noch inmitten all ihrer stumpfen Verkommenheit erinnerte sie sich, wie oft sie, in einer Art ekstatischen Übermuts, die Worte vor sich hingesprochen.

Einmal hatte sie diese Worte vor ihm ausgerufen, er aber hatte, zum ersten Male, unzufrieden mit den Augenbrauen gezuckt; ein paar Tage später hatte er ihr unnötige Überspanntheit vorgeworfen; und dann . . .

Die kalte, lähmende Angst, die sich in ihr glühendes Glück geschlichen hatte! Die alles überwältigende Scham, das nicht mehr Aus- und Einwissen . . . dazu eine rasche Abkühlung seinerseits, Ungeduld, Schroffheit — die letzte, mühsam erzwungene Auseinandersetzung — das peinliche Geständnis! Sie hatte ihm aufgelauert dort in dem hellen Birkenwald, in dem er ihr den ersten Kuß gegeben, in dem er ihr, auf das Knie sinkend, ein Büschel blauen Enzians gereicht . . .

Sie war seinem Pferd in die Zügel gefallen, um ihn aufzuhalten; und er war achselzuckend abgesprungen.

Sie hatte ihm ihr ganzes Herz bloßgelegt. Ihre grenzenlose Liebe — und ihre trostlose Scham und Verzweiflung . . . und er . . .

In seinem dunkeln Gesicht war ein ärgerlicher Schrecken aufgezuckt, ein ungeduldiger Fluch war ihm von den Lippen gefallen; dann . . . nicht ein zärtliches Wort, nicht ein Beweis wirklicher Teilnahme; er hatte sie einfach aufgefordert, sich zu beruhigen und hinzugefügt, sie brauche keine Angst zu haben, er würde darauf sehen, sie zu versorgen. — Dann hatte er sich wieder auf sein Pferd schwingen und fortreiten wollen; aber sie hatte sich an ihn festgeklammert, hatte geschrieen. Er war zornig geworden, hatte ihr erklärt,

daß er keine Szenen dulde; wenn sie es so toll treiben wolle, hätte sie sich die Sache früher überlegen können. Was hatte sie sich zu beklagen, wie konnte sie sich unterstehen, so viel Aufhebens von der Geschichte zu machen. Das, was ihr geschehen, war weiter nichts Merkwürdiges, sondern etwas Urgewöhnliches; zu Dutzenden, zu Tausenden liefen Mädchen auf der Welt herum, die sich genau in derselben Lage befanden wie sie selbst.

Als sie trotzdem nicht aufhören wollte, sich verzweifelnd an ihn zu klammern, und ihm die Geschichte zu lange zu dauern anfing, hatte er sie mit Gewalt von sich losgerissen, ja unbewußt in seiner maßlosen Heftigkeit mit der Reitgerte nach ihr geschlagen, dann sich aufs Pferd geschwungen, ohne sich nach ihr umzusehen.

Ehe sie sich dessen versah, war sie allein.

Es war spät im November gewesen, die Erde aufgelöst in Schlamm, der nicht zufrieren wollte, die Luft kalt voll stürmischer Unruhe, die Sonne am Himmel ausgelöscht, über den sich rastlos hin und her zerrenden Birkenästen lange, schwarze Züge von laut krächzenden Raben.

Den Schlag mit der Gerte hatte sie kaum gefühlt; was sie fühlte, was ihr ganzes Wesen erfüllte, war das Bewußtsein, daß ihre wunderschöne Liebe etwas ganz Gewöhnliches, fast Triviales gewesen, und sie nur ein gefallenes Mädchen wie hundert andere war. Das Bewußtsein brannte in ihr wie Feuer und klebte an ihr wie Schmutz. Es lag auf ihr schwer wie eine Last, unter der sie sich nicht mehr aufrichten konnte, eine Last, die sie langsam, aber unerbittlich immer tiefer hineindrückte in den Schlamm. — Alles andere hatte sie vergessen — daran erinnerte sie sich genau, und als sie soeben Marinja neben dem schönen, blonden Menschen gesehen hatte, der ihre Hand in der seinen hielt, da war ihr plötzlich ein Fröstеln gekommen, als ob die alte, begrabene Geschichte neu auferstehen sollte.

So saß sie da, den Kopf in der Hand, vor ihrem Teller, auf dem die Speisen auskühlten, traurig in sich versunken, bis auf einmal ein Summen um den Armentisch ging: „Sie kommen, sie kommen" hieß es. Alle Hälse reckten sich vor. Die Türen des Speisesaales drüben öffneten sich, die Zigeuner spielten einen Marsch, im munter durcheinander plaudernden Zuge traten die Gäste Jaroslav Slavins auf den Platz draußen, um den Dienern Zeit zu gönnen, den Speisesaal in einen Tanzsaal zu verwandeln.

Jadviga Micińska fuhr ängstlich zusammen. Sie drückte sich in den Schatten, so tief sie konnte, und schlich sich fort. Im Wallgraben hinter der Burg setzte sie sich unter einen mächtigen, alten Holunderbusch und ließ den müden Kopf auf ihre Kniee sinken; eine namenlose Angst lähmte und beunruhigte sie zugleich, die Ahnung von einem trostlosen Leide, das sich knapp neben ihr vorbereitete und dem sie nicht vorbeugen konnte, lag ihr heiß und schwer wie eine körperliche Krankheit in den Gliedern. Da drang eine eigentümlich heisere Stimme an ihr Ohr. „Mutter!" rief die Stimme. Sie sah auf. Marinja stand vor ihr.

Die Verlorene richtete sich mühsam auf — „ich geh schon," rief sie furchtsam. „Du brauchst wirklich keine Angst zu haben, daß ich dir Schande mach

— daß ich mich zu erkennen gebe." Sie wollte sich fortschleichen, aber Marinja hielt sie mit beiden Händen am Kleide fest. Sie war überwältigt von Mitleid. Die Elende, die, an allen Gliedern zitternd, vor ihr stand, erinnerte kaum mehr an die geschminkte Person, die ihr in Prag vor die Augen getreten war. Von der schönen Jadviga war nichts mehr übrig geblieben als eine fast greisenhafte Bettlerin.

„Ach, Mutter, das weiß ich, daß du dich nicht zu erkennen geben, daß du mir nie wissentlich schaden würdest," rief sie, „und ich bin auch nicht gekommen, um dich zu verscheuchen. Ich bin gekommen, dir zu sagen, daß mir leid ist um dich und daß ich tun will, was ich kann, dir zu helfen."

Die Bettlerin fuhr zusammen, dann stand sie da wie erstarrt, mit weit aufgerissenen Augen.

Der Holunderbusch ragte schwarz in die durchsichtige Dämmerung empor. Mitten in ihrer Aufregung kam Marinja der Gedanke, ob es nicht derselbe Holunderbusch sei, unter dem sie damals als kleines Kind den Kopf in den Schoß der Mutter gelegt hatte und eingeschlafen war. — Das war die Mutter! das hatte das Leben aus der schönen Jadviga gemacht!

Aus naher Ferne hörte man die Jugend lachen und schäkern. Hoch über den leise rauschenden Wäldern blinkten zahllose Sterne aus dem feierlichen, dunkelblauen Himmel. Der Umriß der Wälder zeigte einfache, großartige Linien. Der dunkle, die Hauptsachen zusammenfassende, die Einzelheiten verwischende Ernst der Nacht ruhte über allem.

„Mutter, meine arme Mutter!" schluchzte Marinja.

Die Geächtete zitterte am ganzen Leibe. „Arme Marinja," flüsterte sie mit eigentümlicher Betonung. Sie war jetzt ganz nahe an die Tochter herangetreten und legte ihr die Hand auf den Arm; ihr verfallenes Gesicht drückte Furcht, Schrecken und eine grenzenlose Teilnahme aus.

„Warum bedauerst du mich?" rief Marinja zurückbebend — „du? mich?"

„Warum? Weil ich errate, was dich weich macht . . . mit mir ist's vorbei, ich fühle kaum mehr irgend etwas, aber du — du — vor dir liegt's noch — mein armes Kind, was du noch leiden wirst!"

Die magere Hand der Mutter war heiß, aber leicht wie Flaum; langsam, mit unendlicher Zartheit, zögerte sie über Marinjas Arm hin, als ob sie etwas Krankes, Empfindliches berühre, dann kaum hörbar: „Es ist Ernst Lornitz, mit dem du's hältst —" hauchte sie.

Erst hatte Marinja nicht begriffen — jetzt begriff sie; ihr ganzes Sein bäumte sich auf gegen die entwürdigende Vermutung.

„Ernst Lornitz hat sich mit mir verlobt, in wenigen Wochen soll unsere Trauung sein," sagte sie, und ihre empörten Augen flammten wieder stolz.

Aber diesmal schien die Mutter den sittlichen Hochmut der Tochter nicht als etwas Verletzendes zu empfinden; wenn die Tochter sie geschlagen hätte, wäre es ihr gleichgültig gewesen, sie hätte es vielleicht gar nicht gespürt. „Marinja!" rief sie hastig, „wirklich, er meint's ernst mit dir — es gibt einen auf der Welt, der das imstande ist? . . . Marinja" — sie fing an, krampfhaft zu schluchzen, „dann ist ja alles gut, dann brauche ich nichts mehr zu

bereuen." Und als Marinja sie nur in sprachlosem Staunen anblickte, fuhr die Unglückliche fort: „Siehst du, aus allem, was früher war und was später kam, hab ich mir weiter kein Gewissen gemacht — es ist eben so gekommen, eins ist aus dem anderen gekommen. Aber daß ich dich damals allein gelassen habe bei den abscheulichen Menschen in dem traurigen Haus, das hat mich gequält; und jetzt ... jetzt war es doch gut, daß ich dich allein gelassen habe."

„Nein, Mutter," entgegnete Marinja dumpf.

„Aber ... Marinja ..."

„Daß du's nicht aushalten konntest auf der Försterei, das hab ich längst begriffen," rief Marinja leidenschaftlich aus. „Gehen mußtest du, aber du hättest mich mitnehmen sollen. Ja, bei der Hand hättest du mich nehmen sollen und mich hinführen an einen großen Strom, und dort, wo das Wasser am tiefsten war, da hättest du hineinspringen sollen mit mir — es wäre die einzige Rettung gewesen für uns beide."

„Aber wie so denn, da dir doch ein so großes, herrliches Glück blüht?" Die Gefallene war zugleich verwirrt und erschüttert.

„Glück!" Marinja sprach das Wort trostlos — „Glück! ..."

„Liebst du ihn nicht?" die Stimme der Mutter klang schwach, fast stammelnd.

„Ich — ihn! ... ach Mutter!"

„Nun denn ... bist du seiner Treue nicht sicher, ist er nicht zuverlässig?"

„Er! — der beste, treueste, edelste Mensch von der ganzen Welt — und fest wie ein Felsen!"

„Also!"

Marinja brach in Tränen aus; „aber ... es ... es kann ja doch nicht sein."

Als sie wieder aufsah, bereute sie, daß sie sich zu dem Wort hatte hinreißen lassen. Ein so unruhiger, zugleich suchender und ausweichender Blick trat in die Augen der Unglücklichen.

„Ist es ...", die schmale, schwarze Gestalt fing an zu zittern, „wegen mir ... hast du ihm gesagt ..."

„Bis jetzt noch nicht ... aber — ich muß doch ..."

„Zu was denn? Laß mich tot und gestorben sein, mein Leben dauert ohnehin nicht mehr lange, dein's liegt vor dir; ich bitte dich, mein Kind, mein armes, versprich mir, daß du nichts verrätst — ich müßte ja — mein Gott! wenn ich auch daran schuld sein sollte!"

Übermütiges Lachen klang durch die Nacht; einige von den fröhlichen, jungen Menschen waren in die Burg getreten. Sie waren sehr nahe; Marinja erschrak. Die Mutter merkte es, aber sie war nicht böse. „Sei ganz ruhig, meine arme Marinja — meine liebe, kleine Marinja," flüsterte sie, „es wird noch alles gut, du wirst sehen."

Da schämte sich Marinja ihrer kleinlichen Angst. Sie wollte die Mutter in die Arme schließen, aber die Mutter selbst streckte abwehrend die Hände vor. „Nein, mein Kind, nein! Denk nur, dein hübsches, weißes Kleid — und dann auch" — Die Stimme der Gefallenen brach. Halb weinend, aber

doch mit freundlicher Ermunterung fuhr sie fort: „Leb wohl. Übereil nichts, mein Engel. Gott behüte dich! Es wird noch alles gut, arme, kleine Marinja!“ Die Bettlerin war verschwunden.

Marinja wollte schreien — „Mutter, wo bist du — wohin willst du?“ Aber der Schrei blieb ihr in der Kehle stecken. Zu diesem Heroismus konnte sie sich nicht aufschwingen. Sie stand stumm, unbeweglich. Die Welt schwankte unter ihr, während aus dem Himmel eine große Kälte auf sie niederzusinken schien.

IX.

Ernst war von einer alten Dame festgehalten worden, die ihn um biographische Auskünfte in bezug auf Marinja anging. Da hatte Marinja sich wegschleichen, der Mutter nacheilen können, deren kümmerliche Gestalt sie hinter der Burg hatte verschwinden sehen.

Unbemerkt, wie sie entwichen, trat sie in den glänzenden Reigen zurück. Aus dem improvisierten Tanzsaal tönte ein Czardas. Zwei ungarische Pärchen, die den anderen vorausgeeilt waren, tanzten bereits. Die Hände einander auf die Schultern gelegt, die Köpfe vorgebeugt, bewegten sie sich ziemlich eintönig, dann ließen sie einander los, und jeder tanzte für sich, oder sie faßten einander um die Taille und wirbelten also weiter.

Die patriotischen Ungarn waren begeistert, die objektiveren Beobachter zeigten sich weniger entzückt; sie fanden den Tanz ungraziös, fast grotesk, besonders die Bewegungen der Männer, das beständige Zusammenschlagen der Hacken und Einknicken der Kniee. Die Damen nähmen sich besser aus im Czardas als die Herren, gab Slavin zu; aber wann hätte denn eine achtzehnjährige Ungarin nicht hübsch ausgesehen? Zum Schluß versicherte Jaroslav, der mit seinen ungarischen Verwandten immer eine neckende Fehde unterhielt, für ihn sei das Schönste beim Czardas die Musik. Er wolle den Ungarn gern alle möglichen Vorzüge zugestehen, aber was ihren vielgerühmten Nationaltanz anlange, so sei derselbe weder mit dem spanischen Fandango zu vergleichen, was Temperamentsäußerungen betreffe, noch in bezug auf Vornehmheit und Anmut der Gebärde einer polnischen Mazurka. Übrigens könne man es ja auf eine allgemeine Abstimmung ankommen lassen; diejenigen Paare, die die Mazurka zu tanzen verstünden, sollten die Freundlichkeit haben, vorzutreten, er wolle sich erlauben, ihnen mit gutem oder schlechtem Beispiel voranzugehen; und sich vor Marinja verbeugend, sagte er: „Ich bin überzeugt, daß du vorzüglich Mazurka tanzest, Marinja!“

„Ob vorzüglich, wollen wir dahingestellt sein lassen,“ erwiderte sie, „immerhin tanze ich Mazurka.“

Er trat mit ihr an.

Erst dachte sie, sie könne es nicht aushalten, sie müsse fort von den fröhlichen Menschen, um ungestört zu weinen und der Unglücklichen nachzulaufen, der Verstoßenen, die draußen in den Wäldern herumirrte; aber als sie merkte, wie gespannt alle Blicke sich auf sie richteten, regte sich eine Art Ehrgeiz in ihr.

Wie von den Tönen getragen, schwebte sie dahin, immer eigentümlicher, bestechender entfaltete sich ihre Anmut — von Zeit zu Zeit glitt Jaroslavs Blick an ihr herab. Die anderen Paare folgten den Vortanzenden nur wie der Schatten dem Licht, alles Interesse konzentrierte sich auf die beiden. „Wer ist sie? wie kommt's, daß man sie zum ersten Male sieht?" fragten von neuem die älteren Damen, die, das Lorgnon an den Augen, gegen die bretternen Wände saßen und zusahen.

„Ich weiß nicht . . . eine Slavin!"

„Nein, Zewuska heißt sie . . ."

„Eine von den Prebislawer Zewuskys?"

„Nein — c'est un mystère," kommt es flüsternd zurück.

„Ach — ich versteh — sie ist Jaros Schwester — jetzt begreif ich — sieht ihm sehr ähnlich."

„Geradezu unanständig!"

„Eine Schönheit . . . und diese Grazie! Wer war die Mutter?"

„Man spricht nicht davon, es muß irgend etwas sehr Vornehmes gewesen sein; sonst würde sich ihrer die Familie nicht so annehmen. Bei Lornitz ist sie aufgewachsen, wie das Kind im Haus."

Wieder Flüstern.

Als die Mazurka zu Ende war, verbeugte sich Jaro sehr tief vor seiner Partnerin und versicherte, er zweifle keinen Augenblick, daß die Mazurka gesiegt habe. Aber es sei nicht nur die Mazurka, Marinja habe mit gesiegt. Nun folgte eine Auszeichnung der anderen. Die jungen Herren losten, wer zuerst mit ihr tanzen dürfe, und dabei blieb Marinjas Haltung so unanfechtbar, so bescheiden, daß selbst die Damen, besonders die ganz alten, die keinen Neid mehr kannten und sich an Schönheit und Jugend wie an einer lieben Erinnerung freuten, ihr mit großer Freundlichkeit entgegenkamen.

Die Stimmung stieg von Minute zu Minute; man erinnerte sich keines fröhlicheren Festes.

Gegen Mitternacht begann der „improvisierte" Kotillon mit einem Überfluß von Blumen und geschmackvollen Geschenken, mit phantastischen Figuren, die für Jaroslavs Erfindungsgabe sprachen.

Jaroslav führte den Reigen mit einer seiner ungarischen Cousinen, Ernst tanzte den Kotillon mit Marinja. „Endlich," sagte er, da er sich in einem lauschigen Plätzchen, das er für sie und sich erobert hatte, mit ihr niederließ. „Ich dachte schon, daß ich heute ganz auf dich würde verzichten müssen."

„Wär's dir recht gewesen, wenn ich den ganzen Abend nicht von deiner Seite gewichen wäre?"

„Recht?" er zuckte lächelnd mit einem Mundwinkel, „was mir recht und lieb gewesen wäre, das wollen wir nicht näher erörtern; aber nicht ausführbar wär's gewesen."

„Leider", sagte Marinja, und mit einer großen, traurigen Schroffheit fügte sie hinzu: „Mir war's um jede verlorene Minute leid . . ."

„Mein Schatz, wir wollen's einbringen, wir wollen das unzertrennlichste Ehepaar sein." Er legte die Hand auf ihre Stuhllehne und blickte ihr in die Augen.

„Ernst, sie sehen uns alle an!“

„Laß sie, die meisten wissen ohnehin schon, wie's mit uns steht. Am liebsten möchte ich's der ganzen Welt ins Gesicht schreien, wie glücklich ich bin, aber dies ist nicht gerade der Ort dazu!“

„Nein,“ murmelte Marinja.

„Anfangs hatte ich keine rechte Lust, herzukommen,“ sagte Ernst, „aber jetzt habe ich mich doch gefreut. Und wenn es nur gewesen wäre, um dich mit Jaro die Mazurka tanzen zu sehen — den anderen gönnte ich dich eigentlich nicht, aber neben ihm sah ich dich gern, ihr waret so aus einem Guß!“

Marinja lächelte unendlich schwermütig, den Blick nach innen gekehrt.

„Weißt du, woran ich dachte in den verlorenen Viertelstunden, während deren ich dich heute abend entbehren mußte? An unsere Hochzeitsreise.“

„An unsere Hochzeitsreise . . .“ Sie hauchte es nur.

„Ja, wohin möchtest du?“

„Ich, Ernst —“ sie hob den Blick zu ihm und ließ ihn dann wieder sinken; „wo du bist, ist die Welt schön für mich, und ohne dich wird sie mir überall gleich traurig sein,“ sagte sie.

Sein Herz pochte stark, und seine Pulse flogen. Wenn sie ihm so aus ihrer üblichen Zurückhaltung heraus in wenigen, kurzen Worten ihre ganze Seele preisgab, war's ihm stets, als habe er auf einen Zug einen großen Becher edlen, schweren Weins geleert. Er war wie trunken davon.

„Mein Kleinod,“ murmelte er; „nein, sieh mich nicht so an, ich verlier ja den Kopf ganz und gar, — wir wollen vernünftig sein, d. h. ich, denn du bist es ja immer, — ich will dir erzählen, was ich mir ausgedacht habe für unsere Hochzeitsreise, nichts Anstrengendes, du bist nicht wohl genug dazu. Erst führ ich dich an die Riviera, wo die Rosen jahraus jahrein zu Füßen von schwarzen Zypressen blühen, und unten rauscht das Meer, saphirblau, aber gewaltig und unruhig, wie ein Stück auf die Erde verirrten Himmels, der seinen Frieden noch nicht finden kann. Und dann ziehen wir von einer der stimmungsvollen italienischen Städte zur anderen, — die großen und die kleinen, alle sehen wir uns an. In Rom wollen wir unser Winterquartier aufschlagen, dort, wo sich das moderne Treiben so anmutig abhebt gegen den grandiosen historischen Hintergrund; wo das kleine Leben sich so freundlich verträgt mit dem großen Tod; — wo der Genuß ganz unbehindert sein wohliges Plätzchen findet zwischen den feierlichen Spuren der gewaltigsten Erfahrungen, welche je die Menschheit geläutert oder vernichtet und die Weltgeschichte erschüttert haben. Der Genuß in Rom ist so schön und selbstverständlich, er fängt bei dem Edelsten an und findet selbst bei dem Dürftigsten seine Rechnung! Aber was hast du nur, mein Lieb? Du bist plötzlich so blaß geworden!“

Ein junger Ungar trat an Marinja heran und überreichte ihr mit tiefer Verbeugung ein Kotillonbukett — sie lächelte, wollte sich erheben, um mit ihm zu tanzen, aber sie schwankte.

„Laß sie, — sie ist müd,“ bat Ernst. Der junge Mensch verneigte sich noch einmal und verschwand.

Die Zigeuner spielten einen Walzer von Waldteufel, einen jener eigentümlichen Walzer, in denen die ergreifendsten, traurigsten Liebeslieder mitten aus der gewöhnlichsten Zirkusmusik aufklingen. Stumm hörte Marinja zu; ihr war's, als höre sie die Musik durch das Rauschen eines breiten Stroms. Sie blickte auf die hellen, fröhlichen Paare; ihr war's, als sehe sie dieselben durch einen weißen Nebel hindurch. Der Nebel wurde dichter, der Strom rauschte lauter, — die ganze fröhlich glänzende Welt verschwand, war gar nicht mehr für sie da. Es kostete sie kein Opfer, sie aufzugeben. — Aber Ernst war noch da . . .

Er fing an, sehr besorgt zu werden; ihre auffällige Blässe ängstigte ihn. „Möchtest du nicht nach Haus?" drang er in sie.

Sie entgegnete fast flehend: „Nein . . . nein . . . noch nicht . . . laß mich ganz still sitzen neben dir, nur ein Weilchen — nur noch ein kleines Weilchen — — ganz still . . . neben dir!"

Indessen ging Jadviga Mičinska ihren einsamen Weg durch die leise rauschenden und knisternden Wälder, in welche jetzt der spät aufgegangene Mond sein bleiches Licht streute. Sie ging leicht und gleichmäßig, ohne zu zögern, nach einer bestimmten Richtung. Offenbar hatte die Schwankende endlich einen Halt gewonnen; die planlos Herumirrende hatte endlich ein Ziel vor sich. „Marinja, arme, kleine Marinja, . . . warum sollte es nicht sein können?" murmelte sie vor sich hin.

Es war still ringsum, kaum ein Hauch bewegte die Luft, nur wie eine leise, liebkosende Hand strich es über die düsternden Fichtenwipfel, und aus dem grauen Dunst, der den Himmel verschleierte, lösten sich langsam große, schwere Tropfen. Lau und weich sanken sie auf die Stirn der Sünderin, wie Tränen einer allumfassenden, allbegreifenden Barmherzigkeit.

X.

Sie saßen zusammen in einem hübschen, gewölbten Zimmer ebener Erde, in dem sie mit Vorliebe zu frühstücken pflegten, wenn irgend ein Gast sich in Lukava aufhielt. Von dem freskenbemalten Plafond hing ein altväterischer venezianischer Glaslüster herab, und an den Wänden waren Wandleuchter angebracht, alle mit geschliffenen Glastropfen reich verziert, und wenn jemand durch das Zimmer ging, machten sie kling, kling.

Die Luft hatte sich stark abgekühlt, ein prasselndes Holzfeuer mit hochaufstrebender Flamme flackerte im Kamin, aber eine der drei Türen, die in den Park hinausgingen, stand offen und ließ den süßen, wehmütigen Herbstduft ein.

Nur vier Personen hatten sich versammelt in bequemen Lehnstühlen um einen runden, mit warmen und kalten Gerichten aufs einladendste besetzten Tisch: Edith, die Gräfin Ida, Ernst und Jaroslav, der mit Felix Blinsky nach dem Fest gekommen war, um ein paar Tage in Lukava zu verbringen. Es war fast zehn Uhr; sie hatten alle ziemlich tief in den Tag hineingeschlafen.

„Hm, man muß gestehen, daß es uns gut geht," sagte Jaroslav, den reizenden Raum und den gemütlichen Frühstückstisch mit sachlicher, künstlerisch abwägender Anerkennung betrachtend.

„Wie du das sagst!" rief Edith; „gerade als ob du uns allen einen Vorwurf daraus machen wolltest."

„‚Vorwurf' ist nicht das Wort," entgegnete, immer in seiner trocknen, persiflierenden Art, Jaroslav; „aber der Umstand beschäftigt mich wieder einmal unangenehm stark."

„Er hat Katzenjammer," meinte die Gräfin Ida, die sonst immer in ihrem Zimmer zu frühstücken pflegte, heute aber heruntergekommen war, um sich von dem Fest erzählen zu lassen; „Jaro hat entschieden Katzenjammer."

„Den hab ich immer nach einem Fest," erwiderte Jaroslav.

„Wie ich durch meine Betty erfuhr, ist heute Ball in der Cavalierka für die Heger und die sämtliche gestern um die Burg versammelte Dienerschaft," bemerkte Edith.

„Jaro gibt jedesmal ein Fest für das Volk nach irgend einer von ihm veranstalteten Fête," sagte Ernst.

„Wie rührend; nicht wahr?" spöttelte Jaroslav, den es immer aufrichtig verdroß, wenn jemand von seiner Großmut Aufhebens machen wollte; ihm selber kam diese Großmut jedesmal um so oberflächlicher und bettelhafter vor, je mehr anerkennendes Licht darauf ausgegossen wurde.

„Es ist wirklich rührend," bestätigte die alte Gräfin Ida ruhig.

„Rührend ist es, daß sich das Volk mit solchen Dummheiten beschwichtigen läßt," versetzte Jaroslav. „Die zwei Dinge, die ich nicht begreife, sind die Geduld des Volkes und die Geduld des Pferdes. Daß uns, irgend einen von uns, auch den Geschicktesten, ein Pferd auf seinem Rücken sitzen läßt, das begreif ich nicht!"

„Man muß annehmen, daß es dem Pferd Vergnügen macht, den Menschen auf seinem Rücken zu fühlen," meinte phlegmatisch die Gräfin Ida; „es kommt auf den Reiter an."

„Das ist ein Trost," sagte zustimmend Jaro, indem er sein Ei mit dem Löffel aufklopfte.

„Der Ball auf der Cavalierka ist übrigens verschoben," warf Ernst ein, der sich bis jetzt noch nicht in das Gespräch gemischt hatte und beständig nach der Tür sah, durch die Marinja hätte eintreten sollen.

Jaro nickte.

„Aber jetzt erzähl mir doch endlich, wie's war," drängte, bereits ungeduldig werdend, die Gräfin Lornitz.

„Gestern? Ganz, ganz ungewöhnlich reizend war's," erwiderte Ernst, „und wenn ich es sage, muß es wahr sein, denn du weißt, daß ich Feste nicht leiden kann."

„Ja, ich weiß," entgegnete Gräfin Lornitz lachend; dann setzte sie erläuternd für Jaroslav hinzu: „Ernst gehört bekanntlich zu den Menschen, welche finden, daß die Welt eigentlich nur erträglich wäre, wenn's keine Unterhaltungen gäbe."

„Es war wirklich entzückend," bestätigte die in Beziehung auf festliche Veranstaltungen als kritisch bekannte Edith; „denke dir nur, eine Unmenge Silber, nicht nur Bestecke — cela va sans dire —, aber Leuchter, Schüsseln, Frucht- und Blumenkörbe hatte Jaro von Grodnow hinaufbringen lassen. Gedeckt war, als ob ein gekröntes Haupt gefeiert werden sollte, — nichts fehlte."

„Es war wirklich in seiner Art das hübscheste Fest, das ich je gesehen habe; übrigens war es von gar keiner Art. Es war ganz für sich," sagte Ernst.

„Freut mich, daß du zufrieden warst," sagte Jaro; „das kleine Fest ist dir zu Ehren gegeben worden, d. h. zu Ehren deiner lieben Braut."

„Jaro!" Gräfin Ida strahlte, und Ernst meinte: „Nicht wahr, Mama, wir können nur sagen: hoch lebe das Slavinsche Blut!"

„Ganz richtig," versicherte die alte Dame ernsthaft; dann, etwas zögernd, fuhr sie fort: „Und wie . . . wie hat sich's denn gestern bewährt . . .?"

„Das Slavinsche Blut?" Jaro lächelte gutmütig aus seiner unabweisbaren Verstimmung heraus, während Ernst ein klein wenig zusammenzuckte. „Großartig," versicherte Jaroslav, „ein durchschlagender Erfolg, Sieg auf der ganzen Linie. Das hab ich vorausgesehen. Sie ist aber auch ausgestattet von der Natur! Eine Schönheit, eine Rasse und dabei ein Takt, eine Haltung, — ich konnte nur bewundern. Nun, kleine Schwierigkeiten wirst du immer noch zu überwinden haben, Ernst; aber jedenfalls hat Marinja einen superben Staat gemacht!"

Ein Schatten legte sich über Ernsts Stirn. „Ach, was das anbelangt, ob Marinja von ein paar steifen, alten Damen ein wenig früher oder später empfangen wird, — wenn du wüßtest, wie wenig mich das beschäftigt! Momentan habe ich keine Zeit, an die Welt zu denken. Marinja ist krank, — ich weiß nicht, was sie hat; gestern umringt, gefeiert, wie sie es war, haben ihre Nerven dermaßen nachgegeben, daß ich jeden Augenblick fürchten mußte, sie werde in Tränen ausbrechen."

„Die unheimliche Erscheinung bei dem Fest hat sie erschreckt," sagte Jaro.

„Was für eine Erscheinung?" erkundigte sich Gräfin Lornitz.

„Die Donna, die der arme Felix sich damals aus dem Variététheater mitgebracht hat, ist plötzlich wieder aufgetaucht und hat uns während des Souvers in die Fenster gestarrt. Ich habe mich fürchterlich geärgert. Jetzt dauert sie mich doch. Heute früh haben sie die Heger gefunden in der kleinen Waldkapelle, die zwischen den Totenschädeln und den Engeln steht. Den Kopf auf den Altarstufen lag sie da, — der alte Doktor Havelka sagt, daß sie einer starken Dosis Morphium erlegen ist. Offenbar hat sie sich umgebracht. Vor einer Stunde war ein Bote da von der Cavalierka, um mir's zu melden. Hier im Schloß wußte es die Dienerschaft schon früher, das hat mir mein Jäger verraten, — der Postwagen fuhr gerade vorbei, als sie die Leiche in die Cavalierka schleppten."

„Gräßlich," sagte Ernst.

„Ja, gräßlich," murmelte Jaroslav; „um die Person ist mir nicht leid, der konnte man schließlich nichts Besseres wünschen, — aber wie soll ich mit dem armen Buben fertig werden?"

„Muß es denn ein Selbstmord gewesen sein?“ fragte die Tante Ida, die sich von der Sache nicht sehr ergriffen fühlte.

„Der Havelka behauptet, die Dosis sei so ungeschickt übertrieben, daß man über die Absicht nicht im Zweifel bleiben könne. Hm, und ich war so stolz darauf, die Sache so schön geebnet zu haben!“ Er schob mit einer kurzen, ungeduldigen Bewegung seinen Teller etwas von sich weg. — „Ich glaube, ich muß noch einmal in das Bergwerk kriechen, um mich zu orientieren. Mein alter Direktor könnte sich am Ende doch geirrt und mir die Sache zu leicht gemacht haben!“

Diese nur Ernst verständliche Bemerkung verlief spurlos. Eine unbehagliche Stimmung hatte sich auf die kleine Gesellschaft herabgesenkt.

Ernst blickte noch immer unruhig nach der Tür. „Ich begreife Marinja nicht,“ begann er endlich; „ich möchte sie doch noch sehen, ehe ich Alexander entgegenfahre, wenigstens wissen, wie's ihr geht. Ich bitte dich, Edith, sieh nach, ob . . .“

Aber Gräfin Lornitz hielt die sich bereitwillig erhebende junge Frau zurück. „laß mich gehen, Ditzi,“ bat sie.

„Mama, zu was sollst du dich bemühen; die Stiege . . .“

„Wegen der paar Stufen, ich bitte dich!“

Die alte Frau verschwand. Es dauerte längere Zeit, ehe sie zurückkehrte. Ernst wurde erst ungeduldig, dann unruhig. Er stand vom Frühstückstisch auf, trat an eines der Fenster, blickte hinaus, blickte dann wieder nach der Tür. Die Tür öffnete sich, Gräfin Lornitz trat herein, — das heißt: sie trat nicht herein; an der Tür blieb sie stehen, totenblaß, an allen Gliedern zitternd, etwas Weißes, Viereckiges in der Hand. „Ernst,“ stammelte sie, „Ernst —“

„Um Gottes willen, Mama, was — was ist geschehen? — —“

„Marinja . . . ist fort, — da — da ist ein Brief für dich, den hat sie zurückgelassen.“

Er riß den Brief auf, sein Blick wuchs förmlich fest an der Schrift. Er stand da wie versteinert, das Gesicht verfallen, der Blick leer, ausdruckslos, wie der eines Toten.

„Was gibt's um Gottes willen, was schreibt sie?“ fragte die alte Dame.

Ohne ein Wort der Erläuterung reichte ihr Ernst das Blatt.

Dann setzte er sich abseits mit dem Rücken gegen die anderen; kein Laut kam von seinen Lippen, aber von Zeit zu Zeit sah man, wie sein ganzer Körper zuckte. —

„Lieber Ernst!

Ich scheide aus Deinem Leben. Die Unglückliche, vor der Ihr gestern erschrocken seid, war meine Mutter. Heute nacht hat sie sich den Tod gegeben, — ich weiß, daß sie sich ihn gegeben hat um meinetwillen, — um sich mir aus dem Weg zu räumen. Schon seit Anfang Juni weiß ich, daß sie lebt. Sie hatte sich an mich gewendet um Teilnahme, in ihrer großen Not, — und ich gab ihr Geld . . . und wies ihr die Tür. Was die Folgen waren, weißt Du! — Ich hatte es mir fest vorgenommen, Dir die Wahrheit zu sagen,

gleich als Du mir Deine liebe Hand botest, — aber ich konnte nicht. Und dann . . . dann nahm ich mir vor, Dir die Wahrheit zu verschweigen, — und das konnt ich auch nicht.

Es war schließlich alles so zerrissen und verworren in mir, daß ich mich selber nicht auskannte. Gestern war ich so müde, daß ich wußte, es geht zu Ende, und als die Nachricht von Alexanders für heute bevorstehender Ankunft kam, da erschrak ich erst, — und dann wieder war ich froh, ich sagte mir, daß er Dir mein Geständnis vermitteln würde.

Aber ich kann ihn nicht abwarten, — ich kann Dich nicht mehr sehen; nichts, nichts, was mich an das Glück erinnert, das sie mir hat mit ihrem Tod erkaufen wollen. Leb wohl!

Tante Ida habe ich belogen. Sie wird sich erinnern, wann es war, — sie wird mir verzeihen, — eine Frau verzeiht der anderen immer, wenn sie sich in eine Sünde hineingeschämt hat. Ich küss ihr die Hände und die Füße.

Aber Du? — wirst Du es lernen, mich milde zu beurteilen? Ich habe das Licht und die Schönheit sehr und Dich grenzenlos geliebt, das ist meine einzige Entschuldigung.

Gott segne Dich tausendmal. Marinja.

P. S. Danke Jaro für seine Güte gegen mich und verschweige ihm nichts. Er wollte Dir treu zur Seite stehen in Deinem Glück; möge er Dir nun zur Seite stehen in Deinem Schmerz; denn ich weiß, daß Du namenlos leiden wirst. Das Bewußtsein ist meine härteste Strafe. Auch an Edith noch einen Gruß; aber die wird mich verabscheuen, das weiß ich. Noch eins! Jaro soll dem armen Felix sagen, daß sie um meinetwillen gestorben ist. Er soll nicht unschuldig leiden."

Die Gräfin Ida hatte den Brief halblaut vorgelesen, — als sie geendigt, herrschte lautloses Schweigen.

Dann erhob sich Jaroslav, trat auf Ernst zu, legte ihm die Hand auf die Schulter. „Die Ärmste!" sagte er leise. Mit einem Blick voll unaussprechlicher Dankbarkeit sah Ernst zu ihm auf. Soweit ihm in seiner Verzweiflung irgend etwas Trost bieten konnte, war es der Umstand, daß ein Mensch, den er so hochschätzte wie Jaroslav, kein Wort der Verurteilung für Marinja fand, nur ein Wort des Mitleids.

Dann verbreitete sich von neuem die lautlose, drückende Stille durch den kleinen Raum; nur die Flammen im Kamin hörte man an den Holzklötzen lecken. Nach einer Weile bemerkte, mit ernsten, traurigen Augen von dem Brief aufsehend, die Gräfin Lornitz: „Wohin sie nur sein kann?"

Da sah Ernst sich um — „Wohin . . . dort, wohin sie die Leiche der Unglücklichen gebracht haben, dort wird sie sein." Seine Stimme war heiser und klanglos und die Worte fielen ohne Ausdruck und ohne Rhythmus von seinen Lippen. Plötzlich legte er die Hand an die Stirn, und wie aus einer Betäubung erwachend fragte er rasch: „Jaro, hast du nicht soeben erzählt, daß man den Leichnam auf die Cavalierka geschleppt habe, als der Postwagen vorüberfuhr?"

„Ja."

„Nun, dann wird sie dorthin sein!“ rief Ernst.

Dabei sprang er auf, ging quer durch das Zimmer und drückte auf den Knopf der elektrischen Klingel; als der Diener erschien, befahl er kurz: „Der Johann soll einspannen — sofort, schnell — die Schimmel!“

„Du hast noch Zeit, Alexander abzuholen,“ bemerkte etwas beunruhigt Edith; aber Ernst entgegnete: „Ich kann Alexander nicht abholen, ich muß Jaro bitten, das für mich zu tun,“ und da Jaroslav sich sofort zu seiner Verfügung stellte, fuhr er rasch wie im Fieber sprechend fort: „Bis zur Cavalierka könnten wir zusammen fahren, Jaro —“

„Bis zur Cavalierka, — ja, was willst du dort!“ rief Edith außer sich.

Ernst sah sich ungeduldig nach ihr um — „Nun — sie muß dort sein,“ erwiderte er kurz.

„Und was willst du noch mit ihr!“ Rote Flecken brannten auf Ediths Wangen, aus ihren Augen sprühte zornige Empörung.

„Was ich will?“ — seine Stimme klang scharf, und er sprach die Worte herausfordernd deutlich — „ihr sagen, daß mir das alles gar keinen Unterschied macht, daß sie für mich bleibt, was sie war.“

„Ernst, um Gottes willen, — du begreifst doch . . .“

„Ich begreife nur eins,“ entgegnete er, „daß sie entsetzlich leidet, daß sie noch mehr leidet als ich.“ Damit verließ er das Zimmer, böse und zornig, offenbar unfähig, diesen unerträglichen Erörterungen noch weiterhin stand zuhalten.

Jetzt wendete sich Edith an ihren Vetter. „Jaroslav, das läßt du zu?“ rief sie. Wenn sie sehr aufgeregt war, gönnte sie dem Vetter immer die vollen drei Silben seines Namen. „Das läßt du zu?“

„Ich kann's nicht ändern,“ erwiderte Jaroslav trocken.

„Du gibst ihm vielleicht noch Recht!“

„Von Recht kann in dieser Sache keine Rede sein; das ist Gefühls- und nicht Rechtssache,“ entgegnete Jaroslav.

„Ein Mädchen dieser Abstammung, ein Mädchen, das gelogen, betrogen hat,“ rief Edith.

„Edith!“ Gräfin Ida mischte sich zum erstenmal ins Gespräch; ihre Stimme klang ganz dünn und zitterte; „sei nicht so hart, — sie — sie war in einer sehr schwierigen Lage.“

„Und sie hat die Wahrheit gesagt, als jede Gefahr vorüber war, daß die Wahrheit ohne ihr Geständnis entdeckt werden könnte!“ bemerkte Jaroslav.

Edith schwieg einen Moment. Sie war beschämt; aber ihre Aufregung hatte nicht nachgelassen. Nach einer kurzen Pause begann sie von neuem: „Also meinst du, daß diese Heirat jetzt auch noch möglich wäre?“

Jaroslav hielt seine beiden schmalen, muskulösen Hände geballt an den straff niederhängenden Armen. Offenbar kostete es ihm fast eine ebenso große Überwindung, mit seiner Ungeduld fertig zu werden, wie Ernst. „Nein,“ sagte er endlich sehr entschieden; „ich glaube, daß unter den Umständen diese Heirat ein unermeßliches Unglück für ihn wäre . . .“

„Nun, denn —“

„Aber hindern wollte ich ihn nicht, der Unglücklichen dort den einzigen Trost zu bieten, den sie noch in sich aufnehmen kann, — seine Verzeihung."

„Verzeihung! Darum handelt es sich nicht."

Da hob die alte Frau, deren Tränen indes dicht auf den noch immer vor ihr ausgebreiteten Briefbogen gefallen waren, den Kopf und sagte traurig „Beruhige Dich, Titi, Du hast nichts zu fürchten, — sie wird nicht wollen."

Die Tür öffnete sich. „Jaro," rief Ernst, „der Wagen ist vorgefahren. Komm!"

XI.

In der Cavalierka kniete Marinja neben dem Bett, auf dem die Tote lag. Sie lag in demselben Zimmer, in dem sie Marinja die Sage von der armen Scharka erzählt, in derselben Stube, in der sich Marinja so oft vor dem Waldgeist gefürchtet hatte.

Der Waldgeist! Ihr war zu Mute, als ob er sie eingeholt habe, der Waldgeist, das Unentrinnbare — das Schicksal.

Es war alles wie sonst: dieselben drückend niedrigen Zimmerdecken, dieselbe dumpfe Luft, draußen das leise Murmeln des schwarzen Teiches, über den dichte weiße Dünste schlichen.

Lukava war weit, selbst Ernst in den Hintergrund getreten. Marinja sehnte sich nicht nach Lukava zurück, sie dachte kaum mehr an Ernst. Weder Lukava und alles, was es verkörperte, noch Ernst und alles, was er ihr gewesen war und zu werden versprach, konnten ihr das Einzige wiedergeben, wonach sie sich sehnte, — den inneren Frieden.

Sie war mit dem Postwagen nach der Cavalierka gefahren, mitten zwischen den Leuten aus dem Volk. In der Cavalierka hatte sie sofort nach der Leiche der Selbstmörderin gefragt. Dann, als man sie zu derselben hingeführt, hatte sie ruhig und schlicht erklärt: „Es ist meine Mutter," und hatte gebeten, man möge sie mit der Toten allein lassen. Sie hatte sich eingeschlossen mit der Leiche, jeden letzten Liebesdienst hatte sie dem abgezehrten Körper erwiesen. Keine fremde Hand hatte diese armen, mageren Glieder berühren dürfen.

Jetzt war ihre Arbeit getan, der Kopf ruhte in den Kissen, zwischen den Händen lag ein Kreuz. Sie hatte alles vertilgt, was an die Gefallene erinnerte. Es war nichts mehr übrig, als die Leiche einer Mutter, die für ihr Kind gestorben war.

Marinja kniete am Fußende des Bettes, die Stirn in den Bettrand gedrückt, ohne Tränen finden zu können. Sie dachte nicht in Worten, sie fühlte nur, und zugleich durchklang ihre Seele eintönig immer derselbe Vers: „Sie starb, damit wir uns freuten, — sie starb, damit wir uns freuten!"

Alles in ihr war Schmerz, Mitleid, Selbstanklage, rastlos mit sich ringende Verzweiflung. Sie fing an zu beten; sie hatte die letzte Zeit nicht mehr gebetet, nicht mehr beten wollen; jetzt, da sie nicht weinen konnte, mußte sie beten. Aber durch die erhabenen Worte des Vaterunser hörte sie noch immer: „Sie starb, damit wir uns freuten."

Draußen schauderte der Wind über die Heide, und in den düsteren Wäldern rauschte es traurig.

Da — Pferdegetrappel — ein Wagen . . . Stimmen — ein Schritt, der die alte, knarrende Treppe heraufeilt, eine Hand, die sich auf die Klinke der Tür legt.

„Marinja," rief es leise, „Marinja!"

Sie blieb regungslos, keiner Bewegung fähig.

„Marinja," — diesmal klang's lauter, dringender; schwer sank die Hand auf die Klinke — „Marinja!"

Da erhob sie sich; ganz ruhig schritt sie auf die Tür zu, öffnete sie und trat zu Ernst hinaus in den öden Flur, in den das Licht durch ein von Staub und Spinnweben erblindetes Fenster brach.

„Ernst, — du hier? . . . Ernst . . ." Sie sprach's halblaut, stammelnd, sie trat näher, jetzt sah sie ihn deutlicher und auch die Spuren tiefer Erschütterung auf seinem Gesicht. „Armer Ernst," hauchte sie dann, „hast du meinen Brief bekommen?"

„Ja," sagte er, als ob es sich um etwas ganz Gleichgültiges, zum wenigsten Abgetanes handle; es war ja weder gleichgültig noch abgetan für ihn, Marinja wußte es; aber sie fühlte auch, wie großmütig es von ihm war, den Schein auf sich zu nehmen. „Sie liegt dort," sagte er mit einem Blick auf die Tür, aus der Marinja getreten war; „darf ich einen Augenblick hinein?" Er sagte es mit der Ehrfurcht, die das Leben dem Tode schuldig ist.

Marinja verstand. Er wollte alles mit ihr teilen, ihr ganzes Leid und ihre ganze Schmach.

„Nein," sagte sie entschieden; „zu was? Es soll sie keiner mehr sehen als ich; sie gehört nur noch mir."

„Nun so komm mit mir, einen Augenblick, ich muß mit Dir reden."

Sie zögerte. Dann ging sie mit ihm in die große Stube, in der noch immer das schwarze Sofa stand, auf dem sie so oft ihre Mutter hatte kauern sehen. Die ganze Stube war voll Erinnerungen, aber die Erinnerung, die am deutlichsten auftauchte in Marinja, war doch die an ihre erste Unterredung mit Ernst Lornitz.

„Weißt du noch, wie du mir damals meine Befreiung angekündigt hast, Ernst?" fragte sie. „Du bist unendlich gut gegen mich gewesen, damals und immer. Ich dank dir für alles — am herzlichsten dafür, daß du heute gekommen bist. Und nun lebe wohl, verlaß mich."

„Ich dich verlassen?" rief er; „ich bin gekommen, dir beizustehen in deinem Leid und es dir tragen zu helfen, — bis . . . die Ärmste . . ." er konnte sich nicht entschließen zu sagen, deine Mutter — „begraben ist; dann lassen wir uns trauen."

„Und du glaubst wirklich, daß ich das Opfer annehmen werde."

„Es ist kein Opfer," erwiderte er, „ich kann nicht ohne dich sein."

Sie sah ihn trostlos an. „Und selbst, wenn es kein Opfer wäre," murmelte sie, „ich könnte doch nicht —"

„Was?"

„Deine Frau werden."

„Und warum nicht?"

„Weil . . . weil . . . ich habe dir's ja geschrieben. Sie ist gestorben, um sich aus dem Weg zu räumen, damit . . . damit wir uns freuen könnten!"

„Und selbst, wenn es so wäre, was kannst denn du dafür?"

„Ich kann dafür, das ist es ja, Ernst —" Sie wurde aschfahl, sie zuckte zusammen, als habe er unvorsichtig eine schmerzhafte Wunde berührt. Er drang in sie, sie möge ihm alles erzählen; er war überzeugt, daß sie sich ganz grundlos selbst martere.

Sie hielt sich nicht mehr auf den Füßen, sie mußte sich niedersetzen. Dann stückweise, ruckweise, fahrig und hastig erzählte sie ihm alles, was auf ihrem Herzen lastete, von ihrer ersten Begegnung mit der Mutter bis zu ihrer letzten. Aber auch jetzt gab er nicht nach, nein, — die Lage war eine verzweifelte gewesen, Marinjas Fehler ihrem Unglück gegenüber sehr klein. Er wollte sie in seine Arme schließen, aber sie fuhr vor ihm zurück. Dann nach Atem ringend sagte sie: „Ernst, wie schrecklich wäre die Versuchung gewesen, wenn . . . wenn ich sie überhaupt noch empfinden könnte, — aber — ich kann nicht, — es ist vorbei."

„Marinja, ich versteh dich nicht —" und wieder streckte er die Arme nach ihr aus, und noch einmal wich sie zurück.

„Laß mich, Ernst," bat sie; „siehst du, es ist so: das Glück, wenn einmal der gekommen ist, der's in uns zu wecken versteht, klingt's aus unserer Seele heraus wie eine himmlische Musik. Aber" — sie legte die Hand auf die Brust; ihr Blick nahm einen vagen, abschweifenden Ausdruck an, „wenn das Instrument gebrochen ist, da klingt die Musik nicht mehr, — keiner kann sie mehr wecken, keiner. Es ist, wie wenn du eine wunderschöne Melodie auf zerrissenen Saiten spielen wolltest . . . In mir ist alles zerrissen, die Musik ist verklungen, und wenn du sie wecken wolltest, so käme doch nur ein schrecklicher Mißklang heraus. Dir würde er das Leben verderben, und ich, wenn ich noch versuchen wollte, glücklich zu sein, — dann — dann würde ich einfach irrsinnig."

„Marinja, mein armes Kind, ich will dich ja schonen, pflegen, wir wollen ganz zurückgezogen, wollen nur der Wohltätigkeit leben!"

Aber sie hielt sich beide Hände an die Schläfen. „Ich kann nicht," rief sie fast schreiend vor Verzweiflung, „ich kann nicht — das Elend lindern aus meinem Überfluß — nein, Ernst — nein, ich muß mitleiden, um das Leben ertragen zu können!"

Da wendete sie den Kopf, die Tür hatte sich geöffnet, in das Zimmer trat eine hohe, schwarze Gestalt, ein Priester in der Soutane.

Mit einem halberstickten Schrei stürzte sie zu seinen Füßen und schlang beide Arme um seine Kniee.

„Laß mich mit ihr allein," bat der Priester; „ich weiß, um was es sich handelt, Jaroslav hat mir's gesagt."

Er strich ihr leise mit der Hand über den Scheitel. Mit einem tiefen Seufzer verließ Ernst das Zimmer.

Ängstlich, flehend sah Marinja zu dem Priester auf. Ihr wurde seltsam. Sein Antlitz hatte sich noch veredelt, noch durchgeistigt. Die Augen waren schöner denn je; der Blick schien noch weiter zu reichen. Aber die Wangen waren eingefallen, die Züge geschärft. Es war nichts Menschliches in ihm mehr übrig geblieben als das Verständnis für menschliche Leiden. Seine ganze Erscheinung war nur noch die Verkörperung einer unendlich feinfühlenden Teilnahme mit dem großen Schmerz der Welt, von dem jede Fiber in ihm mitlitt.

Marinja war's, als wäre ein heiliger Schleier niedergesunken zwischen ihr und dem Leben — ein Schleier, der sich lindernd und kühl um ihre zerrissene Seele legte — ein Schleier, in den sie sich ganz einhüllte mit geschlossenen Augen, fester und fester, in einem Gefühl unaussprechlich beschwichtigenden und befreienden Geborgenseins.

„Und du glaubst wirklich, daß nichts mehr zu machen ist?" Die Worte fielen angstvoll von Ernsts Lippen. Beklommen sah er zu dem Bruder empor, der mit Marinja in dem Zimmer der Toten eine volle Stunde verbracht hatte.

„O — doch, gottlob!" sagte Alexander mit seiner sanft zu Herzen dringenden Stimme.

Ernst saß wie gebrochen neben dem plumpen Tisch vor dem schwarzen Sofa.

Der Abbé ging im Zimmer auf und nieder; sein Schritt war leicht wie der eines Menschen, der sich gewöhnt hat, leise zu gehen, um keinen Schmerz zu stören und keinen Schlaf zu wecken.

„O ja," wiederholte er, „aber deine Rolle in ihrem Leben ist ausgespielt."

„Warum denn, um Gottes willen, Alexander? Ihre Schuld ist ja doch nicht so groß, daß sie ausgestoßen werden sollte vom Leben!"

„So, wie sie nun einmal beschaffen ist, hat ihre Schuld sie fürs Leben untauglich gemacht," entgegnete der Abbé.

„Ihre Schuld! — Ich kann das Wort nicht hören," rief Ernst. „Bedenke nur ihre fürchterliche Lage, so stolz und rein, wie sie war! Wie mußte ihr grauen vor einer solchen Mutter, wie hat sie sich ihrer schämen müssen! Daß diese —" Ernst ballte die Faust und grub die Zähne in seine Lippen, ehe er weiter sprach: „daß diese Unglückselige sich umgebracht hat," stieß er dann hervor, „das ist hundert anderen Gründen beizumessen als dem einen unbedachten Wort Marinjas. Mein Gott, Alexander, die katholische Religion ist ja so milde — kannst du denn kein Mittel finden, den Druck von ihrer Seele zu nehmen? Kannst du sie nicht beruhigen durch . . . durch die Absolution?"

Jetzt blieb der Priester stehen; sein Blick war streng, und seine Stimme klang plötzlich ganz voll. „Ernst," rief er aus, „begreifst du denn nicht, was du mir zumutest?"

Ernst zog nur finster die Brauen zusammen und machte eine kurze, ungeduldige Handbewegung.

„Nein, Ernst, die katholische Religion ist milde — dem Tiefstgesunkensten versagt sie weder ihre Verzeihung noch ihren Trost. Aber weh dem Priester, der ihre Macht dazu mißbraucht, die Reue einer Seele, die der Läuterung entgegenstrebt, durch verlogene Beschwichtigungen zu betäuben!"

Ernst senkte den Kopf — er schien beschämt.

Alexander betrachtete den Bruder aufmerksam und mitleidig; er fuhr fort, auf und ab zu gehen und im Gehen zu reden. „Und siehst du, selbst wenn ein anderer Priester — einer, der die Sache anders auffaßt als ich, infolgedessen das Recht hätte, ihr anders gegenüber zu treten, die Absolution, die unbedingte, weiter keine Forderungen an sie stellende Absolution erteilen wollte, er würde ihr nichts nützen damit. Vielleicht würde er Marinja für eine Zeit beruhigen, aber der Rückschlag wäre fürchterlich. Sie ist zu klug, zu feinfühlig, als daß ihr eine Verzeihung helfen könnte, die nicht mit ihrem innersten Wesen, mit ihren unausgesprochenen, ja vielleicht unbewußt empfundenen Überzeugungen im Einklang stände. Deine Frau kann sie nicht werden; wenn du sie dazu zwingst, wenn sie durch ein Aufflammen ihrer Leidenschaft sich dazu hinreißen ließe, so sehe ich nur zwei Dinge vor mir: entweder — und das ist das wahrscheinlichere — sie wird irrsinnig, oder ihr ganzes Wesen vergröbert sich in einer Weise, daß nichts von dem übrig bleibt, was sie würdig gemacht hätte, an deiner Seite durchs Leben zu gehen."

Ernst schwieg. In seiner starken Natur bäumte sich alles gegen die Entsagung. Der Abbé beugte sich jetzt über ihn und legte ihm beide Hände auf die Schultern. Es war etwas so Seltsames um diese leichte, warme Berührung, etwas fast Immaterielles und doch Zwingendes, wie ein unsichtbarer Einfluß. „Du hast dich schon einmal an ihr versündigt," sagte er.

„Ich?" — Ernst fuhr befremdet auf.

„Ja, indem du an ihrem Glauben gerüttelt hast!"

„Aber Alexander — ich habe doch nicht an ihrem Glauben gerüttelt, ich habe nur . . ."

Der Abbé fiel ihm ins Wort. „Du hast ihr nur alles von dem Glauben genommen, was ihr ihn lieb und tröstlich gemacht — das Wunderbare. Und woher nahmst du das Recht, ihr zu sagen, daß ich nicht daran glaube?"

„Alexander . . . ich . . ."

Wieder unterbrach ihn der Abbé. „Vielleicht glaube ich nicht daran in derselben Form wie sie; es widerstrebt mir überhaupt, unsere Zukunft über den Tod hinaus in feste Umrisse einzuklammern. Mich dünkt, was ich glaube, viel schöner und großartiger als das, was sie hofft. Aber zu was sie stören, ehe sie zu ernsterer Auffassung gereift ist! Siehst du, Ernst, wir stehen einander so nah, und doch hab ich dich nie gestört in deinem Unglauben, obwohl er mir manchmal in seiner eigensinnigen Endgültigkeit noch enger, noch beschränkter als Marinjas Glaube vorgekommen ist!"

„Eng — beschränkt," murmelte Ernst.

„Ja" sagte der Abbé; „die menschliche Natur mit ihren unendlichen Widersprüchen ist so unbegreiflich, daß sie nur einem Wunder entstammen kann — warum sollte ihr Lauf nicht in einem letzten, größten Wunder

abschließen? Wenigstens den Zweifel an der Unfehlbarkeit deiner Auffassung hättest du in dir aufkommen lassen sollen, und der Zweifel hätte dich davor bewahrt, rücksichtslos in fremdes Seelenleben einzugreifen!"

Alle anklagende Gewalt war längst aus der Stimme Alexanders verschwunden', sie war wieder leise, manchmal nur ein Flüstern, und manchmal klang sie wie aus der Ferne herübergrüßende Kirchenglocken.

Eine Weile war alles still, dann sagte Ernst: „Du hast recht," und er legte die Hand in die des Bruders, und diese von Fieber glühende Hand in der seinen haltend fuhr der Abbé fort: „Du brauchst dich nicht zu fürchten — Bekehrungsversuche im kleinen, engen Sinne des Wortes werde ich nicht an dir machen, selbst in dieser Stunde nicht; nur an eins will ich dich erinnern: daran, was über alle Verschiedenheiten unserer Lebensanschauungen hinüber wir beide glauben, an die Läuterungsfähigkeit der menschlichen Natur, und auch daran möcht ich dich erinnern, daß du, so gut wie ich, diese Läuterungsfähigkeit, diese Veredlung zu fördern hast, welchem Ziel auch immer sie zustreben mag — ob es ein sehr nahes oder ein fernes, ein verhältnismäßig bescheidenes oder ein unermeßlich großes ist. Die Menschheit hat den Trieb nach diesem Ziel, und wir alle müssen einander beistehen, ihm Rechnung zu tragen. In diesem Fall ist unsere beiderseitige Pflicht nicht schwer zu bestimmen. Hilf du Marinja dadurch, daß du sie aufgibst; laß mich versuchen, ihr zu helfen dadurch, daß ich ihr den Weg zeige."

XII.

Jahre waren vergangen, seit Ernst sich von Marinja getrennt hatte. In der ersten Zeit war der Schmerz so heftig gewesen, daß man um seine Gesundheit gefürchtet hatte, fast um sein Leben. Die Sehnsucht nach der ihm für immer Verlorenen hatte an ihm gezehrt, Tag und Nacht, mit einer Heftigkeit, wie sie nur an einem Manne zehrt, der bereits in reiferen Jahren zum erstenmal leidenschaftlich liebt. Lange, sehr lange hatte er sich ganz unzugänglich gezeigt gegen jede Art von ablenkender Zerstreuung. Musik, die er sonst so geliebt, war jetzt für ihn eine Qual; das Reisen war für ihn nur noch eine jeglichen geistigen Interesses bare körperliche Anstrengung, — er vergaß von einer Woche zur anderen, welche Länder er durchquert, von einer Stunde zur anderen, welche Kunstwerke er gesehen hatte.

Jaroslav Slavin ließ ihn nicht aus den Augen, widmete dem Freund in jenen ersten, schweren Zeiten ausschließlich seine ganze Existenz. Er bewachte ihn, reiste mit ihm und hatte eine unbeschreibliche Geduld mit ihm. Nach und nach, ganz allmählich müdete der Schmerz sich ab, trat in ein neues Stadium. Der Gedanke an Marinja hörte auf, einzig und allein folternde, ausdauernde Sehnsucht in Ernst zu wecken. Er wich der Erinnerung an sie nicht mehr aus, sondern rief sich's willkürlich, oft in seine Seele zurück, wie sie dieses liebe Wort zu ihm gesprochen hatte und dann jenes, wie sie damals ausgesehen hatte und damals — er fühlte wieder ihren Kuß auf seinen Lippen und ihre weiche Stimme in seinem Ohr.

Alles in seinem Leben bezog sich auf sie. Wenn er ein schönes Geschmeide sah, so dachte er: Wie sie das geschmückt hätte, und wenn er ein Kunstwerk

betrachtete, so sagte er sich: Wie hätte sie sich daran gefreut; wenn er ein fesselndes Buch las, so dachte er: Wie gern hätte ich mit ihr darüber geplaudert, und wenn er ein sehr hübsches Kind sah, dachte er: Wie hätte Marinja das geliebkost, — dann wurde sein Herz immer am schwersten, so schwer, als ob es noch einmal brechen sollte.

Aber die Heilung schritt doch vorwärts, und immer mehr webte sich die Erinnerung in sein Leben hinein. Es war wie ein unirdischer, aber nichtsdestoweniger tröstender Verkehr mit der Entschwundenen. Das Stadium dauerte lange; es sollte nie ganz aufhören. Die Erinnerung umschwebte ihn wie ein liebevoller, zärtlicher Schutz.

Wenn er etwas tat, so ging's ihm unwillkürlich durch den Sinn: Vielleicht hätte es Marinja gefreut; und manchmal, wenn ihm ein böses oder gar bitteres Wort, ein zu herbes Urteil auf den Lippen schwebte, so ließ er es unausgesprochen, — der Gedanke war ihm gekommen: „Das hätte Marinja geschmerzt." Er begann, sich der Wohltätigkeit zu widmen, einer erschütternden, angreifenden, vor nichts zurückschreckenden Wohltätigkeit.

Über Marinja erhielt er manchmal Nachricht durch Alexander, der in schönen, ernsten Worten von der edlen Entfaltung ihres Wesens sprach.

Ernst wußte, daß sie in ein Kloster getreten war; wo sie sich aufhielt, wußte er nicht. Sie selbst hatte gebeten, daß man es ihm verschweigen möge. „Er würde doch zu mir wollen; und ich würde seinen Schritt hören durch die stärksten Klostermauern hindurch," hatte sie gesagt; „ich segne ihn tausendmal, aber es ist besser, wenn er nicht weiß, wo ich bin." —

Jetzt hatten die Nachrichten aufgehört, seit mehreren Jahren schon. Alexander war tot.

Sein Tod hatte Ernst sehr tief erschüttert, jetzt war auch das vorbei.

Jaroslav Slavin hatte geheiratet und eine vernünftige, ihn und seine Umgebung befriedigende Wahl getroffen. Seinem Wesen entsprechend stand er zu seiner Frau in einem etwas konventionellen, zu seinen Kindern in einem leidenschaftlich zärtlichen Verhältnis. Seine Freundschaft mit Ernst war dieselbe geblieben, und Ernst war ein oft und gern gesehener Gast in seinem Hause. Er war gesund geworden, er konnte wieder Musik genießen und konnte sich an Jaros Kindern freuen. Aber eine sein ganzes Wesen mildernde Wehmut durchschwebte ihn noch immer. Die, welche ihn gut kannten, behaupteten, das würde wohl so bleiben bis zu seinem Tode.

Der zehnte Frühling seit seiner Trennung von Marinja blühte über die Welt.

Es war die Zeit, um welche er, als Alexander noch lebte, alle Jahre nach Rom gereist war. Seit dem Tode des Abbés war er nicht mehr dort gewesen; aber in diesem Frühjahr hatte es ihn unabweisbar hinuntergelockt.

Heute war er angekommen. Das erste, was er getan, war, Alexanders Grab aufzusuchen. Dann ging er durch die Straßen, ziel- und planlos.

Die Erinnerung an Marinja regte sich in ihm besonders deutlich und schmiegte sich an seine Seele wie liebkosende Wehmut. Er wäre ganz ergeben gewesen in sein Schicksal, wenn ihn nicht immer noch die Frage gequält hätte: „Wo ist sie, was ist aus ihr geworden?“ Manchmal kam ihm die Angst, sie könne nach dem Tode Alexanders dem Einfluß eines engsinnigen Fanatikers zum Opfer gefallen sein und in irgend einer gänzlich von jeglichem Verkehr mit der Welt abgeschlossenen Klosterhaft zwischen peinigenden Bußübungen zu Grunde gehen.

Wenn ihm der Gedanke kam, faßte es ihn eiskalt, und das Sonnenlicht verlöschte vor seinen Augen. „Wenn ich wüßte, — wenn ich nur wüßte!“ murmelte er vor sich hin.

Er ging und ging und fast ohne es zu wissen, lenkte er seine Schritte in die Villa Corsini. Lange durchwanderte er den sich terrassenförmig hinaufstufenden Garten. Sein Blick schweifte über die mächtigen, altväterisch verschnittenen Steineichen, an deren Stämmen sich blühende Rosen hinaufrankten bis in die grünen Kronen hinein, — über die seltsam ausgeschweiften Becken, aus denen der sprühende, schäumende Unfug launisch in ihrem Lauf gehemmter Kaskaden unbändig zum Himmel aufsprang, um in tausend glitzernden Tropfen, wie in unzählige Tränen aufgelöst, müde und schwermütig zurückzusinken.

Der Himmel wölbte sich blau über den dunkelgrünen, glänzenden Bäumen. Ein Duft von Taxus, Rosen, Veilchen und Weihrauch, der ureigentümliche Frühlingsduft von Rom, erfüllte die Luft. Die Sonne stand bereits tief. Aus der stillen Villa Corsini hinaus ging Ernst, ein kleines Wäldchen der anstoßenden Villa Lante durchkreuzend, bis nach San Onofrio hinauf. Vor der Kirche blieb er stehen und blickte hinunter auf Rom.

Um die Peterskuppel flammte der Sonnenuntergang; die ganze übrige Stadt lag in eine weiche, himmelblaue Dämmerung eingehüllt. Und aus der Dämmerung heraus tönte hundertstimmig der Choral der Kirchenglocken.

Ganz in den eigentümlichen Eindruck versunken stand er neben der Treppe, die hinunterführt in das Herz von Rom.

Plötzlich hörte er etwas Sonderbares. Ein Gezwitscher wie von Frühlingsvögeln, ein Rauschen wie von Engelsflügeln.

„Es sind die Nonnen, die die Kinder aus dem Kloster übertragen in das neuerbaute Spital,“ sagte ein Mann aus dem Volk, der neben ihn getreten war.

Aus dem Dunkel des Steineichenwaldes zu Füßen der Villa Lante waren sie herausgetreten, ein heller Zug in den weißwollenen Gewändern der Dominikanerinnen, jede von ihnen ein krankes Kind im Arm, in schützende Decken eingehüllt. Einige der Kinder hatten verbundene Glieder, andere verbundene Köpfchen, einige sahen elend aus, aber fast alle hatten fröhliche Augen. Die Nonnen hielten sie umfaßt, zärtlich, mütterlich; sie flüsterten und lachten ihnen Mut zu, und die Kinder lachten zurück.

Jetzt kam eine, die größer war als die anderen. Sie trug ein fast halbwüchsiges Mädchen im Arm, aber mit einer Leichtigkeit, als ob sie die Last nicht empfände. Ihre Haltung war frei, königlich, ihr Schritt hatte etwas schwebendes.

Sie kam näher; unter dem weißen Stirnband leuchtete ein Paar wundersamer blauer Augen.

Ernsts Herz stand still.

Es war Marinja.

Er nahm den Hut ab.

Sie mußte ganz knapp an ihm vorüber. Würde sie ihn erkennen?

Ja, sie erkannte ihn.

Einen kurzen Moment kreuzten sich ihre Blicke, ihr Fuß zögerte, — ein freundlich grüßendes, segnendes Lächeln umzog ihren Mund. Dann faßte sie das Kind fester in ihren Arm und schwebte den anderen nach in den sammetblauen Duft, aus dem die Stimmen der Glocken hervortönten.

Ehe er sich's versah, war sie verschwunden; aber sein Herz war merkwürdig leicht geworden, fast als hätte Marinja die Last davongenommen, die es jahrelang bedrückt.

Nicht ein Schatten mehr lag auf ihrem Gesicht. Es strahlte von inniger, selbstloser Heiterkeit und hatte die ruhige Schönheit eines tiefen Seelenfriedens.

Die Dämmerung wurde dichter und dichter, aber heller als je glänzte die Kuppel des Petersdoms.

Er stand noch immer da, barhäuptig, in eine Art dankbarer Andacht versunken. Die Glocken tönten, tönten, wiegten den Tag und die ganze Welt ein mit ihrem beschwichtigenden, verheißungsvollen Zauber.

Und plötzlich gedachte Ernst jenes Nachmittags im Garten von Lukava, da er unvorsichtig und rücksichtslos an Marinjas Glauben gerüttelt hatte. Zum Trost hatte er ihr damals gesagt, die katholische Religion sei das großartigste und rührendste Gedicht, das je der menschlichen Phantasie entsprossen.

Der menschlichen Phantasie!

Ja, ein Werk der Phantasie! Aber was bedeutete das! Hatte die Natur, als sie trotz aller gewaltigen Ansätze ihr Werk nicht zu einer harmonischen Vollendung bringen konnte, dem Menschen die Phantasie geschenkt, um ihn über die klaffenden Risse in ihrer Schöpfung, über die kurze Zeitdauer seines Daseins und so vieles andere unversöhnbare Leid hinüberzutrösten, — oder hatte ein großer, bewußter Gott dem armen Erdenpilger die Phantasie mitgegeben, damit ihr wechselvoll schillerndes Licht, Ahnungen und Hoffnungen anregend, ihm den Weg zurückfinden helfe in die Ewigkeit?

Das war die große Frage; für Alexander war es keine gewesen, und auch für Marinja war es offenbar längst keine mehr.

Noch einmal neigte er das Haupt vor der verklärten Kuppel der Peterskirche; dann, mit festem, ruhigem Schritt, stieg er hinab in die glockendurchtönte, blaue Dämmerung.

Maurice Maeterlinck.

Von

A. von Hartmann.

Nichts ist für den aufmerksamen Betrachter der Welt tröstlicher als die Beobachtung, daß sich die großen Gedanken der Denker, selbst wenn sie zuerst mit dem Anspruch auf wissenschaftliche Exklusivität auftreten, mit der Zeit in immer größere Kreise verbreiten, bis sie ein Gemeingut aller Gebildeten werden und auf die Handlungen großer Massen beeinflussende Wirkungen ausüben. Wenn man den Spuren eines Begriffes nachgeht, so findet man schon Fingerzeige darauf bei Männern, deren Gedankenarbeit viele Generationen weit zurückliegt. Die Probleme sind eben immer dieselben geblieben, aber die Problemstellung ist eine andere geworden und wird im Laufe der geistigen Entwicklung noch rascher als jetzt ihre Form wechseln. Während es früher Jahrhunderte dauerte, ehe ein Gedanke von der ganzen gebildeten Menschheit Besitz genommen hatte, braucht es heute nur kurze Zeit zur Verständigung oder Abwehr desselben, und im Kampfe der Meinungen klärt sich je nach der Bedeutung des auftauchenden Gedankens sehr bald das Urteil über seine Bedeutung und Tragfähigkeit.

Man kann die Streitfrage aufwerfen, und sie ist von dem kritischen Verstande oft genug aufgeworfen worden, ob es die Dichter und Künstler oder die Männer der Wissenschaft sind, denen die Palme gebührt in dem Wettstreit der Konzeption von Ideen. Da es sich dabei um das mehr oder weniger tief eingreifende Walten des Unbewußten, also um das, was man ganz besonders die geniale Veranlagung nennt, handelt, so geht man wohl nicht fehl, wenn man auch den Forschern eine sozusagen schöpferische Tätigkeit, in der sie die neue Wahrheit schauend erblicken, zuschreibt. Nur die Weise der Bearbeitung des unbewußt empfangenen Stoffes zeigt die verschiedenartige Befähigung an. Der Künstler, der es mit der Wiedergabe der Idee im sinnlichen Schein zu tun hat, darf und muß die Abstraktion beiseite lassen oder muß sie so zu veranschaulichen suchen, daß man darüber den Ursprung vergißt, denn alle Kunst wendet sich an den sinnlich empfindenden, nicht an den kritisch reflek-

tierenden Menschen; der Forscher muß dagegen die Phantasie beiseite schieben und sich ganz der Tätigkeit seines Verstandes überlassen, um die einmal erfaßte Wahrheit nun auch für andere beweiskräftig hinzustellen. Wie aber alles in der Welt in fließendem Übergange ist, so ist auch das Schaffen der Forscher und das der Künstler nicht haarscharf zu trennen. Von dem Forscher im eigentlichen Sinne zweigen sich die Mystiker ab, die im Überwiegen des freien Spieles der Phantasie einen Übergang zu den Künstlern bilden und sehr oft die dichterische Form und Ausdrucksweise bevorzugen, um ihren Gedanken Ausdruck zu verleihen. Von den Dichtern sind es wieder die Vertreter der sogenannten Reflexionslyrik und die Problemschriftsteller und psychologischen Analytiker unter den Dramatikern, die es unternehmen, ihre abstrakte Gedankenwelt poetisch zu veranschaulichen und damit den Philosophen näher treten.

In dem Belgier Maurice Maeterlinck treffen wir einen solchen Mystiker, der sich teilweise der dichterischen Form bedient, um das, was seine Seele bewegt und sein Verstand zu erkennen sich müht, weiteren Kreisen zu enthüllen. Man kann ihn in der Kunst zu den Symbolisten zählen, die dazu bestimmt sind, den Naturalismus abzulösen. Anders als in ganz extremer Fassung scheint das heute nicht zu gehen, wenn irgend eine Richtung sich Beachtung erzwingen will. Nur das Absonderliche reizt und gefällt. Da Maeterlinck sich als Dramatiker zuerst Beifall errungen hat, muß man auch seine Dramen der Betrachtung unterziehen, obgleich seine Bedeutung weit mehr in den prosaischen Schriften zu suchen ist.

I.

Maeterlincks Dramen haben fast alle nur denselben Inhalt, das Grauen vor dem Tode als der Personifikation des unerbittlichen Verhängnisses. Die darin auftretenden Personen fühlen sich von vornherein unter dem Bann einer ungeheuren Schicksalsmacht, der zu entrinnen unmöglich ist. Nichts kommt ihnen weniger in den Sinn, als handelnd einzugreifen, um das Verhängnis abzuwenden. Nur in seinem letzten, soeben im „Deutschen Theater" in Berlin erfolgreich aufgeführten Drama „Monna Vanna" und in „Blaubart und Ariane", einem Singspiel, das Maeterlinck selbst mit „Schwester Beatrix" „die ersten tastenden Schritte zu einer Schaubühne des Friedens, des Glückes und der Schönheit ohne Tränen" nennt, ist die Heldin voll des tatkräftigsten Handelns. Sonst überwiegt überall das lyrische Element. Von der Natursymbolik macht Maeterlinck den ausgiebigsten Gebrauch. Aber immer sind es unheimliche Erscheinungen, die er heranzieht, weil er nur Entsetzen hervorrufen will. Ohne Gewitter, Hagel, Sternschnuppenfall, böse Vorzeichen, schwüle, unheimliche Stille, dunkle Forsten, finstere Schlösser, unterirdische Gewölbe geht es selten ab. Der Dialog bewegt sich viel in abgebrochenen Sätzen, die durch die Wiederholung ein und derselben Wahrnehmung den Eindruck verstärken sollen und das auch wirklich tun. Man kommt zu keinem Aufatmen. Dazwischen verlieren sich die Personen in Reflexionen über die Unergründlichkeit der menschlichen, namentlich der weiblichen Seele. Die „vollkommene Einfalt einer hohen Seele", wie es in „Alladine und Palomides" heißt, erfaßt den daneben

stehenden Betrachter immer wieder mit so hoher Bewunderung, daß er zwar nicht wortlos, aber doch tatenlos zuschaut, wie das Schicksal seinen Gang nimmt.

In der bemerkenswerten Vorrede zur Gesamtausgabe seiner Dramen sagt Maeterlinck:

Die unendliche finstere, heimtückische Gegenwart des Todes erfüllt alle diese dramatischen Gedichte. Das Rätsel des Daseins wird nur durch das Rätsel seiner Vernichtung beantwortet. Und obendrein ist dieser Tod eine gleichgültige und unerbittliche, blindlings darauf lostappende Macht, die mit Vorliebe die Jüngsten und am wenigsten Unglücklichen dahinrafft, nur weil sie etwas weniger tatlos sind als die übrigen.

In dieser Periode seines Denkens ist ihm das Dasein, das er als die Offenbarung einer dunklen, aber schrecklichen Macht auffaßt, so furchtbar, daß ihm Lebensmut und Lebenswillen dabei erstarrt. Es ist erklärlich, daß sich eine Kritik, wenn sie sich, wie die sozialdemokratische, die alles von ihrem Parteistandpunkte aus betrachtet, auf diese Stellen stützt, in Maeterlinck nur den Dichter der sterbenden Bourgeoisie sieht. Sie beachtet klüglicherweise nicht, daß Maeterlinck nicht auf diesem Standpunkt der hoffnungslosen Verzweiflung stehen bleibt, sondern eine Entwicklung durchmacht. Sonst verlohnte es sich kaum, einer Persönlichkeit Beachtung zu schenken, welche von dem Elend des Daseins so gefangen genommen ist, daß sie wie hypnotisiert auf das unergründliche Dunkel eines nie zu lösenden traurigen Geheimnisses starrt. Die Philosophie bedarf eines mutigen Geistes und eines starken Herzens, um bei aller Grübelei über die Tiefen des Lebens nicht im Skeptizismus oder in der Verzweiflung zu enden. Wer sich ihr weiht, darf bei den Schrecknissen des Weges nicht zaudern oder umkehren, sondern muß festen Entschlusses weiter vordringen, bis er den Punkt erreicht hat, wo neue Lebenshoffnung die müden Glieder belebt. Es kann sich auch nicht darum handeln, Hoffnungen anzufachen, die bald wieder verlöschen und die schon mit dem halben Bewußtsein des Ungenügens ausgesprochen werden, sondern einzig und allein darum, dem Rätsel des Seins und Daseins auf die Spur zu kommen. Maeterlinck, der so weit geht zu sagen: „Die letzten Wahrheiten des Nichts, des Todes und der Vergeblichkeit unseres Daseins, bei denen wir jedesmal enden, sobald wir unsere Forschungen bis zur äußersten Grenze fortsetzen, sind schließlich doch nichts als der Endpunkt unseres heutigen Wissens," sieht sich genötigt, hinzuzufügen:

Sie scheinen die Gewißheit selbst; und dennoch ist, wenn man auf den Grund sieht, an ihnen nichts gewiß als unsere Unwissenheit Ehe wir gehalten sind, sie als unwiderruflich anzuerkennen, werden wir noch lange mit aller Inbrunst danach trachten müssen, diese Unwissenheit zu beseitigen und alles Denkbare zu versuchen, um zu erfahren, ob wir kein Licht finden können. Dann kommt auch in den großen Kreis all der Pflichten, die vor dieser allzu voreiligen, todbringenden Wahrheit liegen, wieder Bewegung, und das Menschenleben beginnt von neuem mit seinen Leidenschaften, die nicht mehr so eitel erscheinen, seinen Freuden und Trübsalen und seinen Pflichten, die wieder an Bedeutung gewinnen, weil sie uns helfen können, die Finsternis zu überwinden oder sie mindestens freudigen Herzens hinzunehmen.

Damit tritt Maeterlinck von dem Standpunkt der Verzweiflung am Leben auf den Standpunkt des nach Erkenntnis Strebenden hinüber, obgleich seine Dramen noch wenig von dieser Wandelung verraten. Wenn man die Schillersche Unterscheidung des Tragischen (in der Rezension des Goetheschen „Egmont") zu Grunde legt, wonach es entweder außerordentliche Handlungen und Situationen, oder Leidenschaften oder Charaktere sind, die dem tragischen Dichter als Stoff dienen, so findet man, daß Maeterlincks Dramen in keine dieser Kategorien hineinpassen. Auch die Willensnatur des Menschen, die Übermacht des Willens über den Verstand als weiteren Grund des tragischen Schicksals, berücksichtigt Maeterlinck nicht, dem vielmehr das reale Element, das im Willen liegt, unsympathisch ist. Ihm kommt es nur darauf an, Ahnungen eines Unergründlichen zu erwecken, meistens nicht durch unnatürliche Verbrechen — die giftmischerische Königin Anna in der „Prinzeß Maleine" ist eine Ausnahme —, sondern durch das tatenlose Hindämmern in den von vornherein an einem glücklichen Ausgang verzweifelnden Seelen, die nachtwandlerisch am Abgrund des Verderbens entlang schreiten. Maeterlinck steht ja nicht allein mit dieser Richtung. Ibsen, Tolstoi, Björnson haben alle Dramen geschrieben, die von Anfang an die Schwüle des herannahenden Unwetters verraten, ohne nach dem Ausbruch eine Reinigung und Erfrischung der umgebenden Atmosphäre hoffen zu lassen. Maeterlinck hat von allen am wenigsten das sexuelle Element betont. Nur in „Monna Vanna" spielt es eine große Rolle, und in der „Prinzeß Maleine" ist die Leidenschaft der schönen Königin Anna zu dem Sohne ihres Liebhabers der Grund ihrer verbrecherischen Handlungen. Sonst führen alle Personen der Dramen ein viel zu blumenhaftes Dasein, um sich zu der Stärke einer Leidenschaft zu erheben. So weiß der alte König in „Prinzeß Maleine", daß er von seiner Geliebten allmählich vergiftet wird, er weiß, daß sie Gleiches vor hat mit der Prinzeß Maleine; die treue Amme, Prinz Hjalmar, ja das ganze Schloß ist von den bösesten Ahnungen erfüllt, aber niemand rüstet sich zur Abwehr. Der alte König muß sogar bei der Erdrosselung Maleines selbst Hand anlegen, da das Gift der fremden Königin nicht rasch genug wirkt. Freilich wird er wahnsinnig darüber, während Hjalmar bei dem Anblick der toten Braut erst die Königin, dann sich selbst ermordet. Die einzigen Taten, die in dem Stück geschehen, führen also zum Tode. Ebenso ist es in „Aglavaine und Selysette", wo Selysette sich den Tod gibt, um ihrem Verlobten die Möglichkeit zu geben, einer anderen Neigung zu folgen, wenngleich sie freilich die selbstmörderische Absicht ableugnet, um in den Zurückbleibenden keine Gewissenszweifel aufkommen zu lassen.

In den drei Einaktern: „Der Eindringling", „Die Blinden" und „Zu Hause" ist es der Tod selbst, der auf die Bühne tritt, freilich nicht als Person, aber doch in fühlbarer Annäherung. Man hört in dem „Eindringling" eine Sense dengeln, die den alten Großvater zittern macht, die Gartentür läßt sich nicht schließen, man hört jemanden ins Haus treten, die Lampe geht aus, und das Sterben der kranken Frau im Nebenzimmer und ihres Kindes wird als das Eingreifen einer körperlich wirksamen Macht aufgefaßt. In den

„Blinden" sitzen die Einwohner einer Blindenanstalt im Walde um ihren toten Führer geschart, ohne zu wissen, daß er als Toter noch in ihrer Mitte weilt. Der ganze Dialog bewegt sich in Klagen der Blinden über das Verlassen ihres Führers, in Vermutungen über sein Ausbleiben, in bösen Ahnungen, die durch ihnen zu Gebote stehende Wahrnehmungen gesteigert werden, bis dann ein hinzukommender Hund die Entdeckung bringt, daß der herbeigesehnte alte Führer tot unter ihnen sitzt. Psychologisch ist das alles nicht richtig, denn die Blinden wissen sich viel besser zu helfen, als Maeterlinck annimmt; es ist ihm aber garnicht darum zu tun, Naturwahrheit zu liefern, sondern Stimmung, die schwüle Stimmung der Beängstigung vor einem ungeheueren Geschick zu erzeugen.

In „Zu Hause" handelt es sich um eine Todesnachricht, die einer friedlich ahnungslosen Familie überbracht werden muß. Der Vorgang selbst spielt sich nur pantomimisch hinter den erleuchteten Fenstern eines Gartensaales ab, den die aufgeregten und teilnehmenden Dorfgenossen von außen überschauen können. Man sieht, daß in all diesen Dramen die Handlung ganz in den Hintergrund tritt. In „Pelleas und Melisande" beruht die ganze Verwicklung auf dem trügerischen Glauben des ältlichen Prinzen Goland, der im Walde am Brunnen ein weinendes Mädchen gefunden und sich vermählt hat, daß seine Gemahlin in verbrecherischer Liebe zu seinem jüngeren Bruder Pelleas entbrannt sei. Die beiden Liebenden sind aber nie über ein ganz platonisches Zwiegespräch ihrer Seelen hinaus gekommen, und der Tod ereilt sie ganz unverdient, als Pelleas eben im Begriff ist, Abschied zu nehmen. Ganz im Maeterlinckschen Sinn ist die Art des Todes der Melisande, die infolge der von ihrem Gatten erhaltenen Wunde langsam dahinsiecht; ihr Sterben wird von den Mägden des Schlosses voraus gewußt, die sich alle ungerufen im Sterbezimmer aufstellen und durch ihr plötzliches Niederknien verraten, daß der Tod eingetreten ist.

Der „Tod des Tintageles" zeigt wieder das unheimliche Walten des Schicksals, den drohenden Tod, vor dem die sorglichen Schwestern den jungen Tintageles vergeblich zu schützen suchen. Die Fabel hat nur eine ganz untergeordnete Bedeutung. Von den übrigen kleinen Dramen verdient eigentlich nur noch „Blaubart und Ariane" Erwähnung, weil darin die Heldin, die sechs Schwestern befreit, zum erstenmal eine Tatkraft zeigt, die bei einem Dichter wie Maeterlinck überraschen muß. Symbolisch genommen, könnte man darin die Befreiung der Seele aus den Banden der Knechtschaft sehen. Aber die Frauen Blaubarts, die alle sechs die Namen früherer Heldinnen tragen, verschmähen die angebotene Freiheit und ziehen es vor, in der Gewalt des grausamen Gemahls zu bleiben. Wie leicht könnte man in diesem Ausgang eine Wendung zum Humor erblicken! Aber Maeterlinck liegt der Humor ebenso ferne wie die Ironie oder die Satire. Ihm ist die Mystik des unbewußten Seelenlebens ein heiliges Geheimnis, dem man fast schon mit Worten zu nahe tritt. Neben dem gesprochenen Dialog soll vielmehr ein zweiter, direkt von Seele zu Seele gehender, treten, und der Ermöglichung dieses Vorganges widmet er alle seine Kräfte.

Er ist sich seiner von den klassischen Mustern abweichenden Stellung auch wohl bewußt. In dem „Schatz des Armen" sagt er einmal:

Unsere tragischen Dichter legen gleich den mittelmäßigen Malern, die in der Historienmalerei stecken geblieben sind, alle Anziehungskraft ihrer Werke in die Gewalt der dargestellten Fabel. Und sie meinen, uns mit derselben Art von Handlung zu unterhalten, welche die Barbaren erfreuten, denen Attentate, Mord und Verrat, die sie darstellen, geläufig waren, während doch der größte Teil unseres Lebens sich ohne Blut, Geschrei und Schwerter abspielt, und die Tränen der Menschen still geworden sind, unsichtbar, fast geistig. — Es liegt mir näher zu glauben, daß ein Greis, der im Lehnstuhl sitzt und beim Lampenschein verharrt, der, ohne zu begreifen, alle die ewigen Gesetze belauscht, die rings um sein Haus walten, und unbewußt sich deutet, was im Schweigen von Tür und Fenster, im Summen des Lichts liegt, der sich der Gegenwart seiner Seele und seines Schicksals unterwirft und ein wenig den Kopf neigt, ohne zu ahnen, daß alle Kräfte dieser Welt sich darein mischen — es liegt mir nahe zu glauben, daß dieser unbewegliche Greis in Wahrheit ein tieferes, menschlicheres und allgemeineres Leben lebt als der Liebhaber, der seine Geliebte erdrosselt, der Führer, der einen Sieg erringt, der Gatte, der seine Ehre rächt.

Maeterlinck ist der Ansicht, daß die Alten solche Dramen „ohne Bewegung", d. h. ohne stoffliche Handlung geschrieben hätten, und führt Beispiele und auch Racines Zeugnis dafür an; aber er vergißt, daß die Alten, wenn sie gelegentlich die als bekannt vorausgesetzte Fabel zurücktreten ließen und eine an Situation arme Handlung darstellten, doch immer irgend eine große Leidenschaft als Kern der Dichtung hinstellten, was Maeterlinck mit vollem Bewußtsein verschmäht. Wohl ist es wahr, daß es „tausend und abertausend mächtigere und verehrungswürdigere Gesetze als die Gesetze der Leidenschaften" gibt, aber sie sind dann nicht Inhalt von Dramen, und der Dichter hat daran zu denken, den Gesetzen seiner Kunst gerecht zu werden, um die höchsten ästhetischen Wirkungen zu erzielen. Aber Maeterlinck ist zu sehr Lyriker, um als Dramatiker groß zu sein, trotzdem er diese Form bevorzugt. Wenn er über die Dramatiker und die Bedeutung des Tragischen schreibt, findet er, sowie er sich an die Erfahrung anlehnt, die feinsten Bemerkungen, während er sich als ausübender Künstler auf den unglaublichsten Irrwegen verliert. Er befindet sich in diesem Punkte im geraden Gegensatze zu Schiller, der bei seinem Raisonnement sich leicht so sehr ins Abstrakte verlor, daß man bei einiger Kenntnis Kants zwar seine Absichten wohl begreifen (wenn auch nicht immer teilen) kann, aber doch klar sieht, daß er als schaffender Dichter, wo er sich nach den Gesetzen seines Genius richtete, die von dem ausgeklügelten Gegensatz zwischen Sinnlichkeit und Sittlichkeit im Reich des Schönen nichts wissen, höheres leistet.

Die Vernichtung, der Untergang, die seltsame Verkettung von Glück und Unglück ist es, das Maeterlincks Phantasie gefangen nimmt. Aber er kämpft mit diesem Gedanken. So sagt er in der schon genannten Vorrede:

Was mich selbst betrifft, so schien es mir nach den kleinen Dramen weiser und redlicher, den Tod von diesem Throne, der ihm vielleicht nicht gebührt, zu verweisen. In „Aglavaine und Selysette" wollte ich, daß er der Liebe, der Weisheit und dem Glück einen Teil seiner Macht abtrete. Er hat mir nicht gehorcht, und ich warte mit der Mehrzahl der Dichter meiner Zeit darauf, daß eine andere Gewalt sich offenbare.

Diese andere Gewalt scheint er in der Liebe gefunden zu haben, die er in „Monna Vanna" verherrlicht. Die Heldin ist die Gemahlin des Anführers der pisanischen Besatzung, berühmt wegen ihrer Schönheit und Keuschheit. Die von den Florentinern belagerte Stadt kann sich nicht länger halten. Da bringt Marco, der Vater des pisanischen Generals, von dem feindlichen Feldherrn das Anerbieten, die Stadt mit allem Nötigen zu versorgen; aber er fordert als Zeichen der Unterwerfung, daß Vanna, nur mit einem Mantel bekleidet, für die folgende Nacht zu ihm komme. Natürlich empört sich der Gemahl gegen diese Forderung, aber Vanna liefert sich mit Zustimmung des alten Marco, der deshalb von seinem Sohne verflucht wird, aus und erkennt in Principalle einen Jugendgespielen, der es nur wegen seiner niedrigen Geburt nicht gewagt hat, seine Liebe zu erkennen zu geben, was Vanna nicht begreift. Die Begegnung verläuft ohne Schaden für Vanna, die den Freund, als ihm wegen seines Verrats von der florentinischen Regierungspartei im eigenen Lager Gefahr droht, vermummt mit nach Pisa nimmt, wo sie von der Bevölkerung mit Begeisterung empfangen wird. Ihr Gemahl schenkt ihrem Bericht keinen Glauben und will Principalle töten lassen, als Vanna sich dazwischen wirft und mit dem scheinbaren Eingeständnis, daß sie gelogen habe, den Gefangenen für sich und ihre Rache beansprucht, ihn Marco anvertrauend, der sie allein begreift. Der letzte Rest Liebe zu ihrem Gemahl, dem sie sich als schutzlose Waise zumeist aus Dankbarkeit vermählt hat, schwindet aus ihrem Herzen, als sie sein Verhalten mit dem edelmütigen Principalles vergleicht. „Die Männer lieben die Lüge; wenn man ihnen das Leben zeigt, glauben sie, daß es der Tod sei! Wenn man ihnen den Tod reicht, halten sie ihn für das Leben." Und mit den Worten Vannas: „Nun beginnt das Schöne!" fällt der Vorhang.

Es bleibt unklar, ob Maeterlinck mit diesen Schlußworten die bevorstehende glückliche Vereinigung der Liebenden andeuten will, nachdem ihre Seelen sich gefunden haben, oder einen gemeinschaftlichen Tod. An Ibsens „Nora" erinnert Vannas plötzliches Aufgeben des Gatten, als dieser sich in der Prüfung nicht bewährt. Jedenfalls liegt in diesem Drama der unleugbare Fortschritt zu einer Versinnlichung der Idee, wie man sie vorher bei Maeterlinck vergebens gesucht hat. Scharf umrissen treten die einzelnen Gestalten: der rachsüchtige Gemahl, der edelmütige Principalle und sein Gegenpart, der nur auf den Vorteil seiner Vaterstadt bedachte florentinische Staatsmann Trivulzio, der in antiker Schönheit und seelischer Größe schwelgende alte Marco, die durch und durch wahrhaftige Vanna, deren reine Seele von der Größe ihres Opfers kaum eine Ahnung hat, vor uns, und für eben diese Idee der Wahrhaftigkeit und Reinheit findet Maeterlinck in der Handlung eine echt dichterische Verkörperung. Aber wo bleibt die Theorie über das Fehlen der Leidenschaft? In diesem Drama fehlt es weder an politischer noch an erotischer Leidenschaft, und die „Stille der Seele" fällt nebst der ganzen Natursymbolik dahin. Um so besser für das Kunstwerk, das dieser Kulissen nicht bedarf. In dem Reiche der Schönheit gibt es gar verschiedene Provinzen. Die von der dramatischen Kunst eingenommene muß uns den vollen Anblick aller menschlichen Seelenregungen

geben, durch den Zauber der Dichtung zwar zum ästhetischen Schein verklärt, aber nicht, um den Kampf der Leidenschaften zu unterdrücken, sondern um ihn zur vollen Entfaltung zu bringen, freilich auch, um der Idee, die hinter allen Erscheinungen steht, siegreich zum schönen Ausdruck zu verhelfen.

II.

Maeterlincks Gedankenwelt findet in vier Prosawerken ihren Ausdruck, die in den Jahren von 1896—1902 erschienen sind, nachdem einzelne Kapitel schon vorher veröffentlicht waren: „Der Schatz des Armen", „Weisheit und Schicksal", „Die Bienen" und „Der begrabene Tempel".

Seine Prosa ist darin der Sprache der Dramen ähnlich, daß er sich in unzähligen Wiederholungen gefällt, um den Eindruck zu verstärken. Aber während er merkwürdigerweise in den Dramen jeden Schwung der Sprache vermeidet, wendet er in den philosophischen Büchern eine Fülle von Bildern an. Es ist, als ob er sich in einem Rausche befände, der ihn zwänge, dasselbe in immer neuen Wendungen zu sagen. Die Trunkenheit der dichterischen Phantasie macht seine Schriften wenig übersichtlich. Die Überschriften lassen nie erraten, was der Inhalt bedeuten wird. Immer sind es eine Reihe mehr oder weniger zusammenhängender Betrachtungen, die mit der vollen Freiheit eines sich an keine Gesetze bindenden Dichters und Mystikers hingeschrieben sind. Im „Schatz des Armen" handelt es sich zuerst um eine Verherrlichung des Schweigens, das Maeterlinck viel erhabener dünkt als das Reden.

Die Worte gehen zwischen den Menschen vorüber, aber wenn das Schweigen nur einen Augenblick Gelegenheit gehabt hat, sich zu betätigen, dann ist es unauslöschlich, und das wahre Leben, das einzige, das eine Spur zurückläßt, ist nur aus Schweigen gemacht. — Erinnert Euch des Tages, wo Ihr ohne Schaudern Euerem ersten Schweigen gegenübertratet. Die schreckliche Stunde hatte geschlagen, und es trat vor Euere Seele. Ihr sahet es die Abgründe des Lebens überschreiten, von denen man nicht spricht, und die Tiefen des inneren Schönheits- oder Schreckensmeeres und seid nicht geflohen.

In dieser Weise geht es seitenlang in der schönsten dichterischen Sprache weiter. Man merkt an den Wendungen, daß Maeterlinck französisch schreibt, aber er denkt deutsch. Dann widmet er den „Todgeweihten", d. h. den früh Sterbenden, die ihm mit den Geheimnissen des Todes besser vertraut zu sein scheinen als wir anderen, eine längere Betrachtung. Sehr schöne Worte findet er für die „Tragik des Alltags." Ihm sind es nicht die großen Ereignisse, die die Tragik des Lebens enthüllen. Sie sind ja auch nur wenigen beschieden.

Die Seele des Menschen eröffnet sich nicht nur im Gewittersturm, sondern auch im ruhigen Schweigen der Nacht. Da vielleicht am reizvollsten und wahrsten. Klar in Worte fassen läßt sich nicht, was die Seele uns mitteilt, weil sie sich auf das Erwecken von Gefühlen und Stimmungen beschränkt. Aber die Furcht vor dem Göttlichen in uns ist so groß, daß wir der inneren Stimme ungern lauschen und durch das Geräusch des Lebens gern unsere Sinne wieder betäuben lassen. Und doch „gibt es nichts auf Erden, das nach Schönheit begieriger wäre und sich leichter verschönte als eine Seele".

Warum spricht sie dann aber so selten zu uns in einer Weise, die dem Bewußtsein klar verständlich bleibt? Weil ihr Schweigen beredter ist als irgend eine Sprache zu sein vermöchte, würde Maeterlinck antworten. Es ist ein seltsamer Widerspruch, daß er, der das Schweigen so verherrlicht, sich in so ausgedehnten Betrachtungen über Schönheit, Wahrheit, Gerechtigkeit, Weisheit und Schicksal ergeht, daß man ihm die Worte Dantes zurufen möchte:

Denn sprudeln die Gedanken allzusehr,
Wird einem von dem andern Kraft benommen,
Und von dem Ziel ab kommt man mehr und mehr.

Irgend eine positive Belehrung kann man aus diesen Schriften nicht schöpfen. Maeterlinck bindet sich an keine Regel, auch nicht in der Einteilung des Stoffes. So findet sich im „Schatz des Armen" plötzlich ein kleiner Essay über den alten flamändischen Mystiker Johannes Ruysbrock bei dem ihm die merkwürdige Übereinstimmung einzelner Gedankengänge mit Platon, Plotin, dem Zend-Avesta, den Gnostikern und der Kabbala, die der unwissende Mönch nicht gekannt haben kann, auffällt. Auch Novalis, von dem er die „Lehrlinge von Sais" und „Fragmente" übersetzt hat, Emerson und Carlyle werden Betrachtungen unterzogen. Aber diese Betrachtungen enthalten schließlich immer nur Hymnen auf das Anschauen des Göttlichen, das Schweigen der Seele, die Kraft und die Schätze oder die Tücke und Bosheit des Unbewußten, die Sehnsucht nach der Wahrheit, das Dürsten nach der Schönheit.

Es ist sehr schwer, Maeterlincks Gedankengänge zu ordnen. Sie zu einem System zusammenfassen zu wollen, ist einfach unmöglich. Aber sie auch nur nach Gruppen zu ordnen, scheint aussichtslos, weil Maeterlinck sich an Widersprüche nicht kehrt. Wenn er im „Schatze des Armen" einen Abschnitt „Über die Weiber" betitelt, so erhält man nur den Ausdruck der Überzeugung, daß man nur das Weib wähle, das „von dem unabänderlichen Gestirn komme". Als echter Mystiker, der in dem Seelenleben besser Bescheid weiß als in dem Gewühl des praktischen Lebens, erscheinen ihm die Frauen als Wesen, die „Dinge wissen, die wir nicht wissen, und eine Leuchte haben sie, die wir verloren haben". Alle diese „Gewißheiten" werden aber nicht dem logisch prüfenden Geiste offenbar, sondern viel eher dem Kinde, das lächelnd die Weisheit seines Inneren, andeutungsweise wenigstens, enthüllt.

In Wahrheit ist es sehr schwer, seine Seele zu befragen und ihre schwache Kinderstimme inmitten der unnützen Schreier zu vernehmen, die sie umgeben. Und doch wie wenig machen die anderen Bestrebungen des Geistes aus, wenn man darüber nachdenkt, und wie weit von uns geht unser gewöhnliches Leben vor sich. Man könnte sagen, dort unten erschienen nur die Ebenbilder unserer öden, zerstreuten und unfruchtbaren Stunden, aber hier ist der einzige feste Pol unseres Wesens und der Ort des Lebens selbst.

Man sieht, daß Maeterlinck den scharf prüfenden Verstand nicht als Bestandteil der Seele gelten lassen würde. Wenn er auch von Plato und Plotin sagt, daß sie Fürsten der Dialektik seien und Gebrauch von ihrer wortstreitenden Seele machten, so ist er doch der Ansicht, daß die verschwiegenen Geheimnisse der Seele, die sich nur in der Stille offenbaren, von ebenso hohem

Werte sind. Der Unterschied zwischen bewußtem Geist und unbewußtem Vorstellungsleben ist ihm noch nicht aufgegangen, ebensowenig der zwischen relativ Unbewußtem und absolut Unbewußtem. So weist er dem „Unbewußten" Beweggründe zu, die nur der bewußtgeistigen Sphäre angehören, wenigstens in der früheren Periode seines Schaffens, während in der letzten Zeit deutlich das Bestreben hervortritt, den Inspirationen des Unbewußten eine geringere Tragweite in bezug auf das Glück und Unglück des einzelnen zuzuschreiben.

Ebenso schwer wie im „Schatze des Armen" ist es, in „Weisheit und Schicksal" einen festen Kern herauszufinden. Das Problem der Gerechtigkeit beschäftigt Maeterlinck unablässig. Er ist ein so starker Situationspessimist, daß es ihm fast wie Hohn dünkt, inmitten der Widerwärtigkeiten des Lebens überhaupt dem Glücke nachzuspüren. Die dringendste Stimme unseres Gewissens müsse uns veranlassen, soviel Leiden als möglich zu lindern. Aber er ist Philosoph genug, um zu wissen, daß das Bessere des Guten darin besteht, nachzudenken, und daß die reine Barmherzigkeit, wenn sie allgemein würde, den Fortschritt der Welt nicht so weit fördern würde wie die Denkarbeit des Weisen. Darin spricht sich eine deutliche Hinneigung zu einer aristokratischen Weltauffassung aus. Man soll den Elenden und Unglücklichen vom Glück als etwas Erreichbaren sprechen und sie auf die Quellen des Glücks im eigenen Herzen hinweisen. Das Schicksal ist nur das, was der Mensch aus ihm macht.

In Wahrheit ist das, was wir Verhängnis nennen müßten, das fast immer bestehende Mißverhältnis zwischen der Kraft der Wünsche und der Kraft der Tat, zwischen der Anfangsenergie und der erforderlichen Gesamtenergie, zwischen dem Beispiel, das wir dem Schicksal gegeben haben, und unserer Haltung in der Entscheidungsstunde.

Ludwig XVI. und Napoleon werden gern zu Vergleichen herangezogen. Merkwürdig kontrastiert mit dieser Betonung der Willenskraft als dem ausschlaggebenden Moment im Leben die Tatlosigkeit seiner Helden in den Dramen. Maeterlinck wird von zwei Strömungen hin und her gezerrt. Die eine feiert die Aktivität des rüstig darauflos Handelnden, die andere möchte sich ganz in die Beschaulichkeit versenken und den „Gewißheiten" des Daseins näher kommen durch ein Untertauchen in die unergründlichen Tiefen des eigenen Inneren. Dann ist ihm das Verlangen nach außergewöhnlichen Ereignissen nur das Kennzeichen gewöhnlicher Naturen, die noch nicht gelernt haben, das Hohe in den alltäglichen Vorkommnissen des Lebens um uns und in uns zu erblicken.

Es ist gut, sich davon zu überzeugen, daß das Beneidenswerte am menschlichen Glücke die einfachsten Augenblicke sind. Die Stunde ist ein zögernder und ängstlicher Wanderer, der sich freut oder grämt, je nach dem Lächeln oder trüben Blick des Wirtes, der ihn empfängt. Nicht sie soll unser Glück bringen; unsere Sache ist es, die Stunde, die in unserer Seele Zuflucht sucht, glücklich zu gestalten.

Entschieden das anziehendste Buch Maeterlincks ist „Die Bienen", wie alle anderen in der trefflichen Übersetzung von Friedrich von Oppeln-Bronikowski erschienen. Natürlich hat man kein wissenschaftliches Werk zu

erwarten; aber die Darstellung des Bienenstaates, seiner offenkundigen und seiner noch verborgenen Geheimnisse, ist eine so anmutende, daß man das Buch immer wieder mit dem größten Vergnügen zur Hand nimmt. Was Maeterlinck von vornherein feststeht, ist die Existenz eines Gesamtgeistes, der dem Bienenstock zu Grunde liegt, und den er „den Geist des Bienenstocks" nennt. Wäre er in der modernen philosophischen Ausdrucksweise bewanderter, so würde er den Bienenstock eine Individualität höherer Ordnung nennen. Er sagt über diesen, nach unbewußten höheren Zwecken handelnden Geist:

Er verfügt ohne Rücksicht, aber gewissenhaft, als wäre ihm eine große Pflicht auferlegt, über Wohlstand und Glück, Leben und Freiheit dieses geflügelten Völkchens. Er bestimmt Tag für Tag die Zahl der Geburten und zwar genau nach der Blumenzahl, die auf den Fluren blüht. Er sagt der Königin, daß sie verbraucht ist, oder daß sie ausschwärmen muß, er zwingt sie, ihren Nebenbuhlerinnen das Leben zu geben, erhebt diese zu Königinnen, schirmt sie vor dem politischen Haß ihrer Mutter und veranlaßt oder verhindert, daß die erstgeborene unter den jungfräulichen Prinzessinnen ihre jüngeren Schwestern in der Wiege tötet. Er ist ein Geist der Vorsicht und Sparsamkeit, aber nicht des Geizes. Er bestimmt die Stunde, wo dem Genius der Art das große Opfer gebracht wird, ich meine das Schwärmen, wo das ganze Volk, auf dem Gipfel seiner Macht und seines Gedeihens angelangt, der nächsten Generation plötzlich alles überläßt, um fern im Ungewissen und Öden eine neue Heimat zu suchen. Es ist dies ein Akt, der — bewußt oder unbewußt — über die menschliche Moral hinausgeht.

Wie alle Naturforscher, die sich mit liebevoller Anteilnahme in das Walten der Natur versenken, kommt er dazu, nach Zwecken zu fragen, wenn er einen kunstvollen Organismus vor sich sieht, der aus lebendiger, aber nicht auf die nächste Gegenwart allein hinweisender Arbeit aufgebaut ist. Die bloße Tatsachenbetrachtung genügt ihm nicht. Der „Geist des Bienenstocks" scheint ihm das Walten einer nach unbewußten Gesetzen sich vollziehenden Macht zu sein, der sich alle an der Verwirklichung dieser Weisheit beteiligenden Einzelindividuen mit der größten Selbstlosigkeit unterordnen. Maeterlinck wird nicht müde, die Hingebung der kleinen geflügelten Geschöpfe an ihren harten Beruf zu preisen, die Art der so zweckvoll wechselnden Arbeitsteilung, die Klugheit, mit der sie sich den von den Menschen diktierten Umständen anzupassen wissen, ihre mathematische Veranlagung beim Bau der Zellen, ihre Mitteilungsfähigkeit, ihre weitausschauende Fürsorge in den glänzendsten Farben zu schildern. Der Hochzeitsausflug der jungen Königin in den reinsten, höchsten Himmelsäther, wohin ihr nur der kräftigste Bewerber nachfolgen kann, wird in geradezu poetischer Sprache verherrlicht. Wenn er die Glut des lebenspendenden Sommers, die berauschenden Düfte der Bäume und Pflanzen, die Trunkenheit der schwärmenden Bienen, das fröhliche und doch so geheimnisvolle Summen der eintragenden Arbeiterinnen beschreibt, so vernimmt man ebenfalls den Dichter, der seine Beobachtungen durch die Phantasie des Künstlers verschönt. Nichts von der Trockenheit des Akademikers, der Nüchternheit des exakten Naturforschers. Und doch ist keine dieser Beobachtungen ohne unsäglichen Aufwand von Zeit zustande gekommen. Aber die Beobachtungen gehen von der philosophischen Betrachtung aus und führen auch wieder zu ihr zurück.

Und nun vergleiche man die Fehler des Bienenstaates mit denen unserer menschlichen Gesellschaft. Wenn wir Bienen wären, welche die Menschen beobachteten, so würde unser Erstaunen groß sein, wenn wir z. B. die unlogische und ungerechte Verteilung der Arbeit bei einem Geschlechte beobachteten, das im übrigen mit hervorragendem Verstande ausgerüstet scheint. Wir sehen die Oberfläche der Erde, die einzige Stätte alles gemeinsamen Lebens, von 2—3 Zehnteln der Gesamtbevölkerung mühsam und unzureichend bebaut; ein anderes Zehntel zehrt in absolutem Müßiggange den besten Teil der Produkte jener Arbeit auf, und die sieben übrigen Zehntel sind zu ewigem Halbverhungern verdammt und erschöpfen sich unaufhörlich in seltsamen und unfruchtbaren Anstrengungen, von denen sie nie etwas haben werden, und die nur den Zweck zu haben scheinen, das Dasein der Müßiggänger noch komplizierter und unerklärlicher zu machen. Wir würden daraus folgern, daß Vernunft und Moralbegriffe dieser Wesen einer Welt angehören, die von der unseren gänzlich verschieden ist, und daß sie Prinzipien gehorchen, die zu begreifen wir nicht hoffen dürfen.

Der überall siegreich durchgeführte Vergleich des Gattungsprinzips der Bienen mit dem Gattungsprinzip des Menschen ist nicht allein eine glänzende schriftstellerische Leistung, sondern ihm liegt die Erkenntnis zu grunde, daß in allem natürlichen Leben Gesetze walten, die wir nach den Grundsätzen der ländläufigen Moral nicht beurteilen dürfen. Aber wenn auch die Bienen nicht imstande sind, die Fragen nach dem Warum? und Wozu? aufzuwerfen, geschweige zu beantworten, so ist der Menschengeist doch dazu nicht allein imstande, sondern auch genötigt vermöge der ihm innewohnenden logischen Veranlagung, die ihn erst zum Staunen, dann zum Nachdenken und Forschen treibt. Wenn man die Stufenleitern des Lebens betrachtet, so ist es vor allem das reichhaltigere Empfindungsleben, das die höheren Stufen vor den niederen auszeichnet. Die Bienen mögen für gewisse Seiten der Naturbeobachtung Empfindungen besitzen, die wir in dieser Feinheit nicht kennen, ihr seelisches Empfinden reicht doch nicht hin, geistige Dispositionen daraus zu erbauen, die sich über die Beschränkung auf den Gattungstypus erheben. Der Bienenstock ist, wie Maeterlinck ganz richtig betont, die Verkörperung des Prinzips der Gattung, das sich in der größten Tyrannei auf Kosten des Glückes der einzelnen Individuen durchsetzt; das Dasein des Menschen weist aber so viele Variationen auf, daß das Gattungsprinzip nicht als das alleinige Regulativ alles Geschehens anerkannt werden kann. Es ist nicht bloß die Feinfühligkeit gegen physikalische Reize, die eine höhere Lebensstufe bedingt, sondern die Feinfühligkeit auf seelischem Gebiete, die einen Fortschritt herbeiführt. Das Leben der Tiere ist intensiv in bezug auf einzelne physische Wahrnehmungen, es fehlt jedoch die Verknüpfungsfähigkeit, die aus der größeren Anzahl der auf verschiedenen Gebieten gemachten Wahrnehmungen entspringt. Auf dem Orientierungsvermögen beruht aber ein großer Teil des Kulturfortschritts, der sich dann durch die größere Bewegungsfähigkeit durchsetzt, die sich schließlich auch der künstlichen Mittel bedient. Die Bienenkönigin würde keinen zu ihrer Verfügung gestellten Luftballon zu ihrer Brautfahrt benutzen, während der Mensch sich immer neue Werkzeuge zu seiner Fortbewegung ersinnt. Die Bienen werden also ebensowenig einen neuen Kulturfortschritt für sich und andere einleiten, wie die anderen Tiergattungen, und wenn wir die Weisheit des un-

bewußten Prinzips bewundern, das im Bienenstock sich auf eine so komplizierte Art in Szene setzt, so sollen wir darüber nicht vergessen, daß ein einziger seelischer Akt, der mit Bewußtsein dem menschlichen Fortschritt dient, die Arbeit aller Bienenstöcke um ein Unendliches überragt.

Maeterlinck verschließt sich dieser Ansicht auch keineswegs und sagt:

Und ebenso, wie es auf der Zunge, dem Munde und Magen der Bienen geschrieben steht, daß sie Honig hervorbringen müssen, ebenso steht es in unseren Augen, unseren Ohren, unserem Mark und allen Fibern unseres Kopfes, im ganzen Nervensystem unseres Körpers geschrieben, daß wir dazu geschaffen sind, alles Irdische, was wir in uns aufnehmen, in eine besondere Kraft von einer auf diesem Erdball einzigen Art umzusetzen.

Und weil dem so ist, können wir hinzufügen, ist der Bienenstaat, so lehrreich und so beschämend sein Beispiel für die Menschen sein mag, doch kein Vorbild für eine höhere Intelligenz. Die Bienen bleiben im Kreislauf ihres Prinzips, der Mensch kann sich darüber erheben und ein Prinzip aufstellen, das das Gattungsprinzip trotz aller Anerkennung seiner fundamentalen Wichtigkeit nur als Mittel zu einem höheren Zweck betrachtet.

In dem „Begrabenen Tempel" gewinnt die Apotheose des Unbewußten deutlichste Gestalt. Der ältere Teil trägt den Titel „Das Mysterium der Gerechtigkeit"; die anderen Kapitel lauten: „Die Vergangenheit", „Das Glück" und „Die Zukunft".

Maeterlinck wirft die Frage auf: Ist die Weltgeschichte das Weltgericht und haben wir nichts weiter zu fürchten, oder gibt es noch eine tiefere und dem Irrtum minder unterworfene Gerechtigkeit? Er unterscheidet zwischen einer psychologischen und einer mystischen Gerechtigkeit und gelangt zu dem Resultat, daß die Natur keine Moral in unserem Sinne kennt.

Zwischen der äußeren Welt und unseren Handlungen gibt es nur einfache Beziehungen von Ursache und Wirkung, die völlig außermoralisch sind, wenn der Ausdruck erlaubt ist. Begehe ich die und die Unklugheit, den und den Exzeß, so laufe ich die und die Gefahr und bezahle der Natur die und die Schuld. Und da Exzeß und Unbesonnenheit meist einen moralischen — oder besser unmoralischen — Grund haben, so können wir es nicht lassen, zwischen der unmoralischen Ursache und der uns drohenden Gefahr oder der zu büßenden Schuld einen Zusammenhang anzusetzen und jenes Vertrauen in der Gerechtigkeit des Weltalls, welches das am tiefsten wurzelnde Vorurteil des menschlichen Herzens ist, aufs neue zu bestärken.

Diesen wahren Gedanken, daß es ein Vorurteil des Herzens sei, Gerechtigkeit im irdischen Sinne von der Weltleitung zu verlangen, verfolgt Maeterlinck auf den verschiedensten Pfaden. Vor allem ist es die Erblichkeit, die er durchaus nicht als Ausgleich der göttlichen Gerechtigkeit angesehen wissen will. Er findet für die Vererbung die feierlichsten Worte:

Wir wissen, daß die Toten nicht sterben, daß sie zwar nicht um unsere Kirchen herum, wohl aber in unseren Häusern, in allen unseren Gepflogenheiten leben, daß es keine Gebärde, keinen Gedanken, keine Sünde, keine Träne, kein Atom des erlangten Bewußtseins gibt, das sich im Erdschoße verlöre, und daß bei unseren nebensächlichsten Handlungen unsere Vorfahren auferstehen, nicht zwar aus ihren Gräbern, wo sie sich nicht mehr rühren, wohl aber im Grunde unseres Wesens, wo sie ewig leben.

Die schwere Verantwortung, die das Fortpflanzungsgesetz dem einzelnen auferlegt, findet hier einen beredten Mahner. Aber die Natur, wenn sie die Unsterblichkeit der Zelle proklamiert, wird dabei nicht von dem Prinzip der Gerechtigkeit geleitet. Die logische Gesetzmäßigkeit verfährt nach den Gesetzen der Kausalität und Finalität, während die irdische Gerechtigkeit eine Forderung der Moral ist und sich nur auf die Sphäre des menschlichen Daseins bezieht. Maeterlinck gibt diese Verwechselung als „eine Quelle der meisten Irrtümer" auch zu, indem er sie durch das leidenschaftliche Verlangen des Menschen nach Gerechtigkeit erklärt, und wenn er sagt: „Wir tun unrecht, der Natur moralische Absichten unterzuschieben und im Banne der Furcht vor Strafe und der Hoffnung auf Lohn zu leben, die sie für uns bereit hält," so fügt er beschwichtigend hinzu: „Aber damit ist nicht gesagt, daß es — selbst im materiellen Sinne — keinen Lohn für das Gute und keine Strafe für das Böse gäbe," freilich nicht in den äußeren Ereignissen, sondern in dem Herzen der Menschen. Auf die Gerechtigkeit in unseren Beziehungen zu anderen geht er nicht näher ein, und doch wäre das gerade ein Punkt, der in den Kern sittlicher Weltbetrachtung führt, weil von hier aus nur noch ein Schritt zur Erfassung der in allen geistigen Beziehungen waltenden logischen Idee ist.

Ist Maeterlinck ein Pessimist oder Optimist? Man gewinnt darüber nur schwer ein Urteil, selbst wenn man von der trivialen Auffassung absieht, wonach ein Pessimist alles schwarz, ein Optimist alles rosig erblickt. Zu den Pessimisten möchte man ihn zählen, wenn man ihn sagen hört:

Das menschliche Leben als ganzes ist etwas recht trauriges, und es ist leichter, ich möchte fast sagen, angenehmer, von seinen Trübsalen zu sprechen und sie hervorzukehren, als seine Tröstungen zu suchen und sie zur Geltung zu bringen. Die Trübsale sind zahlreich, augenscheinlich und untrüglich, aber die Tröstungen oder vielmehr die Gründe, aus denen wir die Pflicht zu leben mit gewisser Heiterkeit annehmen, scheinen selten, wenig sichtbar und zweifelhaft.

Und dann wieder drängt sich der Gedanke des Optimismus auf, wenn man die Worte liest:

Wir müssen augenscheinlich durch eine gefährliche Enge. Aber trotz der Schrecknisse dieses Engpasses sagen uns die sich erweiternden und ebnenden Wege, sagen uns die Bäume mit ihren volleren, blütengeschmückten Wipfeln, sagt uns das Schweigen der beruhigten und sich trennenden Wasser, daß wir uns der größten Ebene nähern, welche die Menschheit von den gewundenen Pfaden herab, auf denen sie seit ihrem Ursprung klimmt, bis heute begrüßt hat.

Man wird indessen nicht fehlgehen, wenn man den Optimismus Maeterlincks dahin einschränkt, daß man ihn nicht auf den gegenwärtigen Zustand der Welt bezieht, sondern auf einen zukünftigen, in dem die größere Muße für alle bessere Zeiten gewährleistet ist. Über die Benutzung der Muße spricht er beherzigenswerte Worte für die Berater des Volkes, die hoffentlich nicht so verloren gehen, wie die Gedanken der Philosophen, deren wissenschaftliche Aufgabe darin besteht, zu diesen Ansichten eine widerspruchslose Beweisführung zu liefern.

Wenn man Maeterlinck eine scharf umrissene Stellung in der Geschichte der Mystik und Popularphilosophie anweisen wollte, so könnte man vielleicht

geneigt sein, ihn zu der Gruppe der transzendentalen Individualisten zu zählen, die auf eine Steigerung des transzendentalen Bewußtseins hinaus wollen. Er sagt im „Schatz des Armen“:

Es wird vielleicht eine Zeit kommen, und es sind viele Anzeichen vorhanden, daß sie nahe ist, wo unsere Seelen sich ohne Vermittlung der Sinne erblicken werden. Es steht fest, daß sich das Reich der Seele täglich mehr verbreitet. Sie ist unserem sichtbaren Wesen viel näher und nimmt an unseren Handlungen viel mehr teil als vor zwei oder drei Jahrhunderten. Die Menschen sind sich selbst und ihren Brüdern näher; sie sehen einander an und lieben einander viel ernstlicher und inniger. Und später: Unser Bewußtsein hat mehr als eine Stufe, und die Weisesten bekümmern sich nur um unser fast unbewußtes Bewußtsein, weil es im Begriff ist, göttlich zu werden. Dieses transzendentale Bewußtsein zu mehren, scheint immer der unbekannte höchste Wunsch des Menschen gewesen zu sein.

Indessen geht es doch so einfach nicht an, Maeterlinck an die Seite Hellenbachs und Du Prels zu stellen, von deren Schriften er ersichtlich nicht die geringste Kenntnis hat. Ein „fast unbewußtes“ Bewußtsein ist nicht das „transzendentale Bewußtsein“ der Theosophen, die eine Wiederverkörperung in verschiedenen Stufen annehmen, sondern viel eher das Unbewußte selbst, das um so göttlicher ist, je mehr es die Form des Bewußtseins von sich abgestreift hat. Ähnlich wie Schelling ringt er mit dem Ausdruck, um eine passende Bezeichnung für die unbewußte Vorstellungs- und Willenswelt im Menschen und im Daseinsgrund überhaupt zu finden. Er wünscht einen Ausdruck zu haben, um den allem „wirklichen“ Bewußtsein vorangehenden Zustand zu bezeichnen, nennt ihn „rein substantielles Bewußtsein, Sein in Gott“ u. s. w., weil er noch nicht den Mut hat, den Begriff des Unbewußten rückhaltlos zu proklamieren. Wenn Schelling „Urbewußtsein“, Schopenhauer „besseres Bewußtsein“ sagt, so meinen beide damit das absolut Unbewußte. Bei Schelling ist das Absolute das leere Wesen des Bewußtseins, aus dem das absolute Subjekt und das Denken (die Intelligenz) sich erst während des Prozesses ausscheidet. In seiner zweiten Periode verlegte er die „intellektuelle Anschauung“ ganz in den Menschen, weil er die menschliche Individualität aufzuheben fürchtete, wenn er die intellektuelle Anschauung mit dem absoluten Erkennen identifizierte. Diesem Standpunkt nähert sich Maeterlinck. Er kennt Schelling und die neueste deutsche Philosophie und Psychologie nicht, aber kommt auf den ihm zugänglichen Pfaden dem wahren Begriff des Unbewußten so nahe, daß man darüber erstaunen muß. Es ist nur als ein Zurückgleiten in überkommene Ansichten zu betrachten, wenn er die Form des Bewußtseins manchmal zu hoch schätzt: Der tiefste Gedanke, von dem er beherrscht wird, ist der Begriff des Unbewußten, dem er in seinen geheimnisvollen Verwicklungen nachzuspüren nicht müde wird. Die „göttliche Geschichte“, wir würden sagen: die Geschichte der Entwicklung des Gottesbegriffs, ist auch ihm das Wichtigste auf Erden. Die Zeiten, welche sich nicht an dieser Aufgabe versucht haben, scheinen ihm weder starkes noch tiefes Leben zu besitzen. „Das Lauterste in der Seele der Völker findet sich vielleicht in der Tiefe ihrer Vorstellung, die sie sich von dieser (d. h. der unreinen göttlichen) Macht gemacht haben.“ Und diese Macht ist das namenlose Schicksal, die Moira, das Fatum, das auch die

griechischen und germanischen Götter als übergeordnet erkannt haben, und das man sich weder als Person noch als Bewußtsein vorstellen kann. Freilich gibt sich Maeterlinck mit einer Polemik gegen diese Vorurteile nicht weiter ab; dazu hat sein Begriff des Unbewußten noch eine viel zu verschwommene und unbestimmte Bedeutung. Inspirationen, die im Tone eines Sehers vorgetragen werden, sind die Offenbarungen seiner schauenden Seele, und wenn er auch nicht umhin kann, hinter der individuellen Sphäre, die zunächst erkannt wird, eine allgemein verbindende Sphäre anzunehmen, also neben dem individuell Unbewußten ein universell Unbewußtes, von dem die Teilseelen nur ein Ausschnitt sind, so steht ihm doch das individuelle Seelenleben so viel näher, daß ihn deshalb schon manche zu den subjektiven Idealisten gezählt haben.

Maeterlinck will eine Vereinigung der „einfältigen" Seelen, die den vom Schutt des Alltags begrabenen Tempel in langsamer Arbeit wieder an das helle Licht bringen, damit seine Schönheit den Armen und Elenden das Dasein ertragen hilft. Der Pessimismus, den Maeterlinck kennt, hat ihm keine genügende Erklärung der Trübsal gegeben. Er ahnt, daß wir „am Rande eines neuen geheimnisvollen und sehr reinen Pessimismus stehen", der uns über die Leidenschaften, in denen man früher die Ursache so vieler menschlicher Trübsal erblickte, erhebt und andere Ziele, andere Ursachen des Elends aufstellt. Aber auch dieser Gedanke kommt nicht über die Ahnung hinaus. Maeterlinck erschöpft sich in Fragen und frageweisen Andeutungen, wo andere nach einer kurz gefaßten These suchen. Indes gerade diese an die Romantik erinnernde Art, den Geheimnissen des Seelenlebens auf die Spur zu kommen, wird sensitiv veranlagten Gemütern viel sympathischer sein, als die nüchtern abwägende Forschung der systematischen Philosophen. Die Grenzgebiete zwischen Philosophie und Literatur sind es gerade, die vielen anziehender dünken, als die Domäne der Männer der Wissenschaft, die ein Studium bieten, wo man nur eine Anregung haben wollte. Und Anregungen bietet Maeterlinck im hohen Grade. Darum ist seine Bundesgenossenschaft nicht gering zu schätzen im Kampf gegen den nüchternen Realismus und den Utilitarismus, der alles auf die Wage des praktischen Nutzens abwägen und nur das gelten lassen will, was den Bedürfnissen des Verstandes tauglich ist. Maeterlinck befriedigt für viele Menschen Gemüt und Empfinden, und wenn er energischen Willensnaturen mit den auch gesunden, robusten Instinkten nach praktischer Arbeit verzärtelt und verblaßt erscheint, so soll man nicht vergessen, daß es andere Menschen gibt, zu denen aus diesen Schriften ein verwandter Geist spricht, und denen die Beschaulichkeit zu Zeiten eine Abwechslung gewährt, die sie dann wieder zu neuer Arbeit geschickt und tüchtig macht.

Die Literatur des alten Indien.

Von

H. Oldenberg.

V.

Das Drama[1]) hat sich unter den großen Dichtungsgattungen wie in Griechenland so auch in Indien am spätesten entwickelt. Dramen, welche auf die Nachwelt gelangt sind, hat erst das Zeitalter der klassischen Kunstpoesie hervorgebracht. Die ältesten von ihnen mögen etwa dem fünften oder sechsten Jahrhundert n. Chr. angehören. Die dramatische Dichtung erscheint hier sogleich auf ihrer vollen Höhe; man kann sagen, daß sie sich auf dieser durch das siebente Jahrhundert gehalten hat. Im Eingang ihrer Blütezeit steht Kalidasa mit seiner „Sakuntala"; neben ihm, der Zeit nach vielleicht nicht weit von ihm entfernt, jener unbekannte Meister des bürgerlichen Dramas, der das „Tonwägelchen" geschaffen hat, die farbenreiche, seelenvolle Dichtung von der Liebe Vasantasenas, der edlen Hetäre, zum Kaufmann Tscharudatta[2]). Das Ende jener Blüteperiode bezeichnet die große Gestalt Bhavabhutis, des künstlichen, grüblerisch-ernsten, zum Düsteren und Gewaltsamen neigenden Schöpfers des indischen Romeo- und Julien-Dramas „Malati und Madhava" und des rührenden Schauspiels von der Verstoßung und Wiederkehr Sitas, der treuen Gattin des Rama.

---

[1]) Ich weise hier auf das vortreffliche Werk Sylvain Lévis hin: „Le théâtre indien" (Paris 1890), dem die folgenden Ausführungen durchweg zum größten Dank verpflichtet sind. Die Behandlung des indischen Dramas im dritten Bande von Kleins „Geschichte des Dramas" (1866) ist nicht frei von zahlreichen Mißverständnissen und durch den raschen Fortschritt der Indologie natürlich auf Schritt und Tritt überholt. Wie viel doch dem weiten und tiefen Blick des Literarhistorikers zu erkennen gelungen ist, kann man nur mit Bewunderung betrachten. — Von den zahlreichen Übersetzungen indischer Dramen seien neben E. Meiers „Sakuntala" diejenigen L. Fritzes hervorgehoben.

[2]) Seinen Namen „Tonwägelchen" hat das Stück von einem Spielzeug des kleinen Sohnes Tscharudattas, das durch eigentümliche Zufälle für die Verwicklungen der dramatischen Handlung Bedeutung erlangt.

Daß die Anfänge der dramatischen Poesie einem viel früheren Zeitalter als dem Kalidasas angehören, würde die komplizierte Vollendung der Dramen dieses Meisters schon für sich allein beweisen, und mannigfache ausdrückliche Zeugnisse bestätigen es. Über die Sphäre, aus welcher jene Anfänge hervorgegangen sind, läßt die indische Benennung des Dramas, Nataka, keinen Zweifel. Das Wort bedeutet ursprünglich „Ballett": Tanzaufführungen müssen es gewesen sein, die in allmählichen Wandlungen, im schrittweisen Hinzutreten neuer Elemente in dramatische Aufführungen übergegangen sind: wie denn auch noch dem vollentwickelten Drama in seiner leichten, luftigen Anmut die Spur des Ursprungs aus dem Tanzpoem deutlich anhaftet. Und zwar, ähnlich wie wir in den ältesten Denkmälern epischer Erzählungskunst ein religiöses oder auf Zauberwesen deutendes Element fanden, ist auch das Drama mit größter Wahrscheinlichkeit auf religiöse Tänze zurückzuführen. Schon der Veda schreibt für eine Reihe von Gelegenheiten Tänze vor, denen offenbar zauberhafte Wirkungen beigelegt werden. Bei der Sonnwendfeier führen die Mägde singend einen Tanz um das Feuer auf, der Regen und Gedeihen der Herden bringt. Vor der Hochzeit findet ein Tanz von Frauen statt, deren Gatten am Leben sind, — ein Ritus, Glück und Dauer der neuen Ehe zu sichern. Wenn nach einem Todesfall bei der Beisetzung der Asche die Leidtragenden den Aschenkrug umschreiten, tanzen Tänzerinnen ihnen nach; Lauten, Muscheltrompeten und Flöten ertönen. In der Folgezeit wird das „Fest des Indrabanners" erwähnt, bei welchem spezielle Anzeichen auf Zusammenhang mit den Anfängen dramatischer Aufführungen zu deuten scheinen: der Sieg Indras und der Götter über die Dämonen wird gefeiert; vermutlich spielen dabei pantomimische Tänze eine Hauptrolle. Offenbar noch stärker aber als durch die Indraverehrung wird die Entwicklung der religiösen Tanzpantomime durch den Kultus des Vishnu-Krishna und Shiva befördert, welcher mit seinen orgiastischen Erregungen die Scharen der Frommen in unmittelbarste, sinnlichste Beziehung zu den Taten und Leiden des Gottes setzt. Die Geschmeidigkeit des indischen Körpers und seiner glatten Bewegungen verleiht diesen Tänzen hohe Ausdrucksfähigkeit; sie wiederholen das eigene Tun des Gottes und leiten so seine Seligkeit, ja sein ganzes Wesen in den von mystischer Leidenschaft durchloderten Frommen hinüber.

Tanz, „das liebe Opfer für der Götter Auge", feiert den Gott um so mehr, als der Gott selbst Tänzer ist.

Auf riesigen Gipfeln des Hochgebirges tanzt schlangenumwunden in rasender Extase Shiva, — leicht tretend, um nicht die Erde umzustürzen, ins Leere starrend, damit die Flammen seines Blickes nicht, was er anschaut, verzehren. Man feiert ihn als den „König der Mimen", als den „großen Mimen"; so pflegen in den Dramen ihm die eröffnenden Gebetsstrophen geweiht zu werden, welche oft mit wundervollem Schwung seine wilde Herrlichkeit preisen. Auch Shivas göttliche Gemahlin ist eine Patronin der Tanzkunst; sie hat den sanfteren Tanz Lasya erfunden, der als ein wichtiges Element der dramatischen Aufführungen in den alten Handbüchern der Poetik beschrieben wird.

Keine geringere Rolle aber als im shivaitischen Kultus kommt dem Tanz, der Pantomime, dem Schauspiel im Religionswesen des Vishnu-Krishna zu. Ein grammatischer Text, wohl dem zweiten Jahrhundert v. Chr. angehörig, spricht von „leibhaftigen Darstellungen" der Tötung Kansas und der Bindung Balis, — jener der feindliche Oheim Krishnas, den der jugendliche Gott erschlägt, dieser ein von Vishnu bezwungener tyrannischer Dämon. Daß schon in dieser alten Zeit die Aufführungen über bloße pantomimische Tänze hinausgingen und direkt theatralischen Charakter trugen, ist kaum zweifelhaft; jenes grammatische Werk redet davon, daß die „Nata" — die Schauspieler, ursprünglich die Tänzer — *sangen*, daß man ging, sie zu *hören*[1]). Neben den Heldentaten Krishnas stehen seine Liebesabenteuer; untrennbar gehören zu ihnen eigenartige Tänze. Er selbst, der göttliche Hirt, tanzt in mondbeglänzter, lotosduftender Herbstnacht mit den verliebten Hirtinnen den Tanz Rasa. Die Glöckchen am Armschmuck der Hirtinnen klingen; der Tanzenden Gesang preist den Herbstmond und Krishnas Herrlichkeit. Dies selige Schwärmen wiederholt noch jetzt das herbstliche Rasafest mit seinen nächtlichen Tänzen, mit Musik, Gesang und Mimik. In Bengalen haben sich bis zur Gegenwart, wohl von fernem Altertum her, die Yatras erhalten, volkstümliche religiöse Aufführungen, welche meist die Erlebnisse Krishnas behandeln. Man hat sie treffend den Mysterien des christlichen Mittelalters verglichen. Krishna selbst und Radha, seine Geliebte, sind die Hauptpersonen; neben ihnen treten Freundinnen, Rivalinnen, Feindinnen Radhas auf. Arien überwiegen den Dialog, der oft überhaupt nicht Werk des Dichters ist, sondern von den Schauspielern improvisiert wird. Musik und Tanz stehen überall im Vordergrunde[2]).

Unter den Elementen, die zur Bildung des klassischen Dramas beigetragen haben, scheint ferner auch der in Indien eifrig geübten Kunst des Puppenspiels eine Stelle zu gebühren[3]). Besonders aber dürfen die Belustigungen clownhafter Possenreißerei hier nicht vergessen werden. In den Yatras unterbrechen komische Auftritte die lyrisch-sentimentalen; die Schönen, welche Krishna umscherzen, üben ihren Witz an der armen buckligen legitimen Ehefrau des Gottes. Und schon eines der ältesten Zeugnisse, die wir über theatralische Aufführungen besitzen, versäumt nicht, ein burleskes Intermezzo zu erwähnen. Ein erzählendes Gedicht, das einen Anhang zum Mahabharata bildet, schildert eine Vorstellung, welche die Nymphen vor Krishna selbst und seinem Hofstaate geben. Die lieblichen Göttinnen haben getanzt und gesungen, die Tötung

---

[1]) Beiläufig möge hier auch erwähnt werden, daß der in Rede stehende grammatische Text von Männern, die in Frauenrollen auftreten, spricht; sie staffierten sich mit falschem Haar und künstlichem Busen aus.

[2]) Eine wertvolle Beschreibung der Yatras verdankt man dem gelehrten Inder Nisikanta Chattopadhyaya („Indische Essays" Zürich 1883). Das Singspiel Gitagovinda, von welchem am Ende dieses Aufsatzes gesprochen werden soll (12. Jahrhundert n. Chr.), freilich auf dem höchsten Niveau der Sanskrit-Kunstpoesie sich bewegend, steht doch im übrigen dem Typus der Yatras nicht fern.

[3]) Hierauf legt R. Pischel in seiner interessanten Schrift „Die Heimat des Puppenspiels" (1900) besonderes, vielleicht allzu großes Gewicht.

Kansas und andere Taten des Gottes aufgeführt, — da fängt Narada der Weise, der Gast der Götter, mitten unter den Zuschauern zu tanzen an; sein Haargeflecht, das Abzeichen seiner geistlichen Würde, hat sich aufgelöst, und mit possenhaften Gebärden ahmt er Krishna und alle höchsten Persönlichkeiten der Versammlung, Männer wie Frauen, ihre Bewegungen, ihr Lachen nach; so erregt er allgemeine stürmische Heiterkeit.

Von solchen alten, offenbar nicht des Sanskrit, sondern der volkstümlichen Dialekte sich bedienenden Anfängen des Dramas, von den geistlichen Tanz- und Singspielen und den burlesken Szenen ist natürlich bis zu Kunstwerken, wie dem „Tonwägelchen" oder der „Sakuntala", ein weiter Weg, dessen einzelne Stationen festzustellen der Forschung schwerlich je gelingen wird. So viel ist wahrscheinlich, daß am Fortschritt von der dürftigen Einfachheit der Handlung, welche jenen primitiven Aufführungen eigen gewesen sein wird, bis zu der späteren, komplizierte Vorgänge vergegenwärtigenden Kunst des Dramas,

das des dreigestalt'gen Weltlaufs buntes Spiel dem Auge zeigt[1]),

die Einwirkungen der erzählenden Literatur bedeutenden Anteil gehabt haben. Wir schilderten früher den alten, aus Prosa und Versen gemischten Erzählungsstil der Inder; wenn das klassische Drama in prosaischem Dialog mit Mengen eingelegter Verse verläuft, werden wir hierin wohl eine Nachbildung jener Erzählungsform sehen dürfen. Der Hergang mag etwa der gewesen sein, daß zu einer ursprünglich allein oder ganz überwiegend in pantomimischen Tänzen und dem Gesang einzelner Verse sich bewegenden Darstellung nach jenem Vorbild ein anfangs vielleicht improvisierter[2]) Prosadialog gefügt wurde; durch ihn erhielt die Handlung festeren und vollständigeren Zusammenhang; feinere Ausgestaltung aller Einzelheiten, schärfere Motivierung wurde möglich[3]).

Die Frage ist aufgeworfen worden, ob bei dieser Entwicklung des indischen Dramas auch Einflüsse des griechischen Theaters im Spiel gewesen sind. Natürlich könnte es nicht die griechische Tragödie großen Stiles gewesen sein, welche dazu beigetragen hätte, ein Werk wie das „Tonwägelchen" möglich zu machen, sondern es ließe sich allein an das neuere attische Lustspiel denken, an die geistreiche und elegante Komödie des atheniſchen häuslichen Lebens und der Gesellschaft mit ihren verliebten Jünglingen und zierlichen Dirnchen, ihren verschmitzten Sklaven, ihren Parasiten und bramarbasierenden Militärs. Wir wissen, daß griechische Schauspieler Alexander durch Asien hindurch folgten, ihm aus dem Heimatlande in großen Massen nachkamen, überall seine Siege durch festliche Vorstellungen feierten. Die Kinder der Perser, der Gedrosier[4]), so wird berichtet, sangen die Tragödien der großen attischen Dichter. Ist es

[1]) Worte des Tanzmeisters Ganadasa in einem Drama Kalidasas.

[2]) So hatten ja auch, wie früher ausgeführt worden ist, in den alten Erzählungen allein die Verse ihren festen Wortlaut; die Prosa wurde vom jedesmaligen Erzähler improvisiert.

[3]) Ähnlich Pischel in der eben angeführten Schrift. Man könnte dieser Vermutung auch die Gestalt geben, daß die Prosa zunächst in den Possenszenen, welche die ernste Handlung unterbrachen, zu Hause gewesen und von hier aus, unter Einwirkung des Vorbildes der prosaisch-poetischen Erzählungen, in die Gesangszenen eingedrungen sei.

[4]) D. h. die Bewohner des heutigen Beludschistan.

da nicht denkbar, daß auch in Indien die jahrhundertelange Herrschaft von Nachfolgern Alexanders, dazu der rege Handelsverkehr der Westküste mit Alexandria, diesem glänzenden Mittelpunkt literarischen und künstlerischen Lebens, Einflüssen der griechischen Bühne die Wege öffnete, so wie die griechische Plastik, die griechische Astronomie unzweifelhaft folgenreiche Einwirkungen auf die indische Kunst und Wissenschaft hat üben können? In der Tat ist der Versuch gemacht worden[1]), in den typischen Charakteren, in den Motiven der dramatischen Handlung, in den äußeren Einrichtungen des Theaters und der Aufführung Einflüsse griechischer Vorbilder auf die Bühne der Inder nachzuweisen. Daß diese Hypothese direkt widerlegt werden kann, glaube ich nicht; wie ein Beweis aussehen sollte, welcher die Unmöglichkeit derartiger Zusammenhänge dartäte, wird sich schwer vorstellen lassen. Aber ich halte doch dafür, daß nicht nur kein wirklicher Beweis für jene Theorie erbracht ist, sondern daß wir auch das Recht haben, sie eher unwahrscheinlich als wahrscheinlich zu finden. Gewisse Übereinstimmungen zwischen Drama und Theater verschiedener Völker können, auch ohne allen historischen Zusammenhang, der Natur der Sache nach kaum fehlen. Im übrigen aber ist das ganze Aussehen des indischen Dramas ein durchaus nationales. Wir sehen, wie seine Ursprünge auf Tanz, Pantomimen, volkstümliche Belustigungen zurückgehen, wie von Anfang an in ihm die Luft der Krishna- und Shiva-Verehrung weht. Die Stoffe sind zum einen Teil der alten Heldensage, den großen epischen Gedichten entnommen; wo sie sich zum anderen Teil in der Sphäre des realen höfischen oder bürgerlichen Daseins bewegen, liefert die Wirklichkeit des indischen Lebens und ihr Abbild, die Literatur der Erzählungen, überall für die auftretenden Personen wie für die Begebenheiten die Voraussetzungen und Vorbilder in solcher Vollständigkeit, daß die Annahme einer Entlehnung aus fremdem Kulturbesitz nirgends herausgefordert wird. Die Mischung prosaischer und poetischer Form, welche im Drama herrscht, ist national-indisch, — kurz, von welcher Seite man auch an das indische Drama, nach seinem Inhalt wie nach seiner Form, herantritt, überall erscheint selbständige, von der Fremde unbeeinflußte Entwicklung als durchaus wahrscheinlich. Man halte damit das Aussehen jener eben von uns berührten künstlerischen und wissenschaftlichen Hervorbringungen zusammen, in denen eine Einwirkung der griechisch-römischen Kultur auf Indien in der Tat feststeht. Welcher Kontrast zwischen der naiven Unbeholfenheit der alten nationalen Skulptur Indiens und der freien Schönheit, die in den Funden des indischen Nordwestens, in diesen Athene- und Silensgestalten, in dem apollinischen Buddhatypus den Beschauer überrascht! Wie erscheint gegenüber der Roheit und den Phantasmen der alten indischen Himmelskunde das jüngere astronomische System mit seinem weiten und klaren Gesichtskreis, seiner mathematischen Bestimmtheit, seiner ausgesprochenen Bewunderung für die Yavana (Griechen) und dem Hinblick auf die Stadt Romaka, mit seinen Kunstausdrücken, wie kendra (centrum), als etwas

[1]) Vornehmlich von E. Windisch in einem auf dem Berliner Orientalistenkongreß (1881) gehaltenen Vortrag.

Unvermitteltes, Neues, Fremdes! Ähnliche Spuren einer von außen her bewirkten Umwälzung weist das indische Theater nirgends auf. Und ist es nicht auch begreiflich, daß die in alten, geheiligten Formen erwachsene theatralische Kunst, den nationalen Geschmack auf das vollste befriedigend, sich fremder Einwirkung nicht so leicht eröffnete wie die Plastik oder die Astronomie, in denen sich selbst jener Beschränktheit des Gesichtskreises, jener hochmütigen Geringschätzung alles Fremden, die ein scharfblickender arabischer Schriftsteller an den Indern tadelt, die Überlegenheit des Griechentums unvermeidlich aufdrängen mußte? Für den Erforscher der in der Entfaltung der Literatur wirkenden Kräfte wie für den Genießenden, welcher sich neuer, fremdartiger Schönheiten zu erfreuen hofft, wird das indische Drama um so höheren Wert haben, je gewisser und je vollständiger es rein indisch ist; ich glaube, daß eine Prüfung des Sachverhalts, die sich natürlich von Neigungen nicht leiten lassen darf, doch hier nur zu eben den Ergebnissen führen kann, welche wir, dürften Wünsche entscheiden, herbeiwünschen müßten.

VI.

Stellen wir uns nun, ehe wir in das Innere des indischen Dramas einzudringen versuchen, das Aussehen einer Vorstellung, etwa der „Sakuntala" oder des „Tonwägelchens", vor Augen.

Es ist ein festlicher Tag, vielleicht das mit anmutigster Fröhlichkeit gefeierte Frühlingsfest, das Gott Kama heilig ist, dem Liebesgott, „des Liebeswonnendramas Schauspieldirektor", wie ein Lustspiel ihn nennt. Oder die Weihe eines zur Regierung gelangten Königs, eine Hochzeit in einem reichen Hause oder eine ähnliche Feier; sie soll durch die Aufführung eines Dramas verherrlicht werden. Auch dem Alltagsleben ist solche Lustbarkeit nicht fremd; vor allem aber kommt sie den Festen zu.

Wie wir finden werden, daß im Drama selbst sich der höchste Reichtum poetischen Schmuckes mit Schwächlichkeit des eigentlich dramatischen Lebens verbindet, so treten ähnlich in der Aufführung zwei herrschende Charakterzüge hervor: die Entfaltung blendender äußerlicher Pracht und zugleich die primitive Unentwickeltheit aller Künste der theatralischen Ausstattung und Maschinerie.

Ein Theatergebäude, das ein für allemal diesem Zweck zur Verfügung stände, gibt es nicht. Ein nur auf kurzes Dasein berechneter Bau wird nach vorangegangenem Fasten mit Segenssprüchen aufgeschlagen und ihm für seine vornehme Bestimmung die wirksamste Weihe erteilt: sieben Tage lang

Sollen verweilen drin Kühe samt gelehrter Brahmanenschar.

Gern trifft man auch die nötigen Veranstaltungen im Palast des Festgebers, in dem prachtvollen, von edlem Gestein glänzenden, mit Guirlanden behangenen Konzertsaal, der sonst für die Musik- und Tanzübungen der Damen des Hauses und für ihre Aufführungen vor dem Gebieter benutzt wird. Damit verschließt sich die Veranstaltung der höheren dramatischen Kunst[1]) von vorn-

[1]) Nur von dieser, der Kunst Kalidasas oder Bhavabhutis, sprechen wir hier. Daß es in Indien volksmäßigere theatralische Belustigungen (vgl. oben S. 59) vor und gewiß auch neben dem kunstgerechten Bühnenwesen gegeben hat, soll natürlich nicht in Abrede gestellt werden.

herein dem Volk, das die antiken Theater mit seinem Leben füllte, oder den „Gründlingen im Parterre", wie sie im Theater Shakespeares ein kräftiges Wort mitzureden wußten; alles bewegt sich in der Atmosphäre der vornehmen, höflichen, eleganten Welt.

Man hat den Bühnenbau mit Statuen, Fahnen, Guirlanden geschmückt. Einen Vorhang zwischen Bühne und Zuschauerraum gibt es nicht. Wohl aber verbirgt ein solcher das hinter der Bühne gelegene Toilettenzimmer der Schauspieler. Die Farbe dieses Vorhanges richtet sich nach der Stimmung des Dramas: ein tragisches Stück verlangt einen schwarzen, ein komisches einen bunten; herrscht in der Handlung die Liebe vor, soll der Vorhang weiß, herrschen Gewalttätigkeiten, soll er rot sein. Zwei schöne Mädchen stehen bei ihm, die ihn aufschlagen, wenn eine Person die Bühne betritt. Eigentliche Dekorationen fehlen im ganzen wohl; die Wälder, Parks, königlichen Säle, in denen das Stück spielt, muß die Phantasie des Zuschauers ihm vor Augen zaubern, unterstützt durch die Fingerzeige, welche der Text des Dramas gibt, — „dort links steht sein Haus" und dergleichen. Die Phantasie muß auch den häufigen Szenenwechsel vollziehen. Von Requisiten ist nur ein dürftiger Apparat — aus Bambusrohr gefertigte Felsen, Wagen und Ähnliches — vorhanden.

Es ist Morgen. In den Zuschauerraum tritt, prunkvoll geschmückt, der Festgeber — etwa der Fürst selbst — mit seinen Gästen ein. Er setzt sich auf dem Thron nieder. Auf die Plätze zur Linken begeben sich, mit ihrem Schmuck klingelnd, seine Frauen; zur Rechten sitzen die Großen seiner Umgebung. Besondere Plätze gehören den hohen Staatsbeamten, andere den Gelehrten und Poeten. Die Dienerschaft, die anmutigen Erscheinungen des weiblichen Personals umgeben die Gäste. Schöne Mädchen mit Fliegenwedeln stehen hinter dem Thron; Leibwächter wachen mit gezogenem Schwert über des Fürsten Sicherheit.

Nun kündigt Trommelschlag den Beginn der Vorstellung an. Der Chor singt, das Orchester mit seinen Zymbeln, Saiten- und Blasinstrumenten spielt eine Ouvertüre; Tänze werden aufgeführt. Der Schauspieldirektor trägt den Segensspruch vor und streut Blumen aus. Mit dem Segensspruch hält die Poesie des Dichters, der das Drama geschaffen hat, ihren Einzug: so mit dem prachtvollen Doppelspruch an Shiva, welcher die Tonwägelchenkomödie eröffnet, die Meditation des Gott-Asketen feiernd und die an seinem Halse hängenden weißen Arme der Göttin:

Dessen, der beingekreuzten Sitzes thront,
Mit Schlangendoppelschlinge kuieumschürzt,
Dem Atemhemmungszaubermacht erzwingt
Bewußtseinsschwinden, Sinnesunterdrückung —
Dessen, der mit der Wahrheit Aug' in sich
Den tatentnommen ruh'nden Allgeist schaut:
Shivas ins Leere starrende, in Brahma
Hinfließende Versenkung mög euch schützen!

Euch beschütze des blauhals'gen Gebieters wolkendunkler Hals,
Daran gleich weißem Blitz funkelt die Schlingpflanze von Gauris Arm.

An den Segensspruch schließt sich der Prolog, ein kleines Drama vor dem Drama. Er führt in die Mitte des Komödiantenvolkes, das eben im Begriff steht, sich zu zeigen. Ganz wie in jener Nachbildung des indischen Musters, dem Vorspiel des Faust, tritt der Theaterdirektor auf. „Er zeigt energisches Wesen und versteht es, die Herzen der Zuschauer zu gewinnen“ [1]). Der Direktor unterhält sich mit einem Schauspieler oder einer Schauspielerin. Die Bühnenleute haben sich mancherlei zu sagen, über Persönliches, über große und kleine häusliche Nöte, über Theaterangelegenheiten. Von der Premiere ist die Rede, welche eben stattfinden soll. Der Verfasser wird genannt und dem Wohlwollen eines verehrungswürdigen und hochgebildeten, allein aus Kennern bestehenden Publikums empfohlen. Ein noch unberühmter Dichter bringt sein Erstlingsdrama auf die Bühne: der Theaterdirektor wendet sich gegen das Vorurteil, welches dem jungen Anfänger entgegenstehen könnte. Man weiß, was man tut, wenn man diesmal kein Schauspiel eines der altbeliebten Dichter aufführt; nicht alles Alte ist gut und nicht alles Neue schlecht; der Verständige prüft selbst [2]). Oder ästhetische Glaubensbekenntnisse werden abgelegt; dem Publikum wird zu verstehen gegeben, wie hoch sich der Dichter seine Ziele gesteckt hat. Der Direktor sagt zum Regisseur: „Nun, Freund, was ist es, das die Edlen und Kenner, die Gelehrten, Ehrwürdigen, Brahmanen in einem Drama zu finden verlangen?“ Und der andere erwidert:

Reicher Gefühle tiefe Ausgestaltung,
Der Freundschaft treues, herzerfreu'ndes Walten,
Stolze Gesinnung, zarte Liebestünste,
Der Reden Buntheit, feinste Sprachvollendung [3]).

Derartige Betrachtungen vermischen sich dann mit versteckteren und deutlicheren Anspielungen auf Handlung und dominierende Empfindung des Stückes, in dessen Fabelwelt der Prolog den Beschauer hinüberleiten will: und endlich wird, oft mit künstlich berechneter Bewegung, die Umschleierung abgeworfen. Ein Wort des Theaterdirektors ist von einer Person hinter der Bühne gehört und auf sich bezogen worden. Während die Akteurs des Vorspiels verschwinden, tritt jene Person antwortend hervor. Oder der Direktor, mitten im Gespräch des Prologs, sieht die Personen der Handlung kommen und erklärt dem Publikum, wer sie sind. Die Künstlerin, mit welcher er redet, hat eben die Herrlichkeit der Sommerszeit besungen; der Direktor sagt:

Es hat deines Gesangs Schönheit mich hingerissen mit Gewalt,
Wie den Duhshanta hier fortreißt der eilenden Gazelle Flucht —

und es erscheint der königliche Jäger, die Gazelle verfolgend und der Einsiedelei nahend, in welcher sein und der Sakuntala Schicksal sich erfüllen wird.

Das Drama ist wie bei uns in Akte geteilt. Ihre Zahl schwankt: es gibt Einakter; es können etwa vier oder fünf Akte da sein; oft führt die Fülle der Erfindung, die Verschlungenheit der Handlung und der Neben-

[1]) Worte der interessanten Beschreibung einer Aufführung der „Ratnavali“, die S. Lévi aus einem Text des achten Jahrhunderts ans Licht gezogen hat.

[2]) Kalidasa in seinem ersten Drama „Malavika und Agnimitra“.

[3]) Bhavabhuti im Prolog von „Malati und Madhava“.

handlungen zu einer größeren Zahl; sieben Akte, wie in der „Sakuntala", sind häufig; auch ein Drama von zehn Akten wird nicht zu lang gefunden.

Und so geht durch viele Stunden die Aufführung ihren Gang. Es erscheinen alle die feinen, graziösen Gestalten: der Liebhaber und die Liebhaberin, Helden von fürstlichem Anstand, „nach des Lehrers Unterweisung sich stolz benehmend, so wie es nach seiner eigenen Natur der König tut", daneben in lustigem Kontrast die groteske Figur des Komikers, des zwerghaften Monstrums von Häßlichkeit. Der „Poesie des Kostüms" hat man besondere Sorgfalt zugewandt. Götter, Könige, Verliebte kleiden sich bunt, Wanderer, Wahnsinnige, Unglückliche dunkel; farbenreicher Schmuck wird nicht gespart. Alle sind mit Schminke, welche man mit einem frommen Segensspruch zubereitet hat, geschminkt, heller oder dunkler, je nach dem Volksstamm, dem die Rolle angehört. Die Mimik gehorcht strengen Regeln. Man neigt dazu, das Bild der Leidenschaften und Charaktere zu outrieren, die bezeichnenden Züge im Übermaß anzuhäufen und zu steigern. Oft verliert man sich in ein Spiel mit Signalen einer spitzfindigen Zeichensprache. In langen Reihen minutiöser Paragraphen hat die Theorie jede Bewegung von Augen, Nase, Wangen, Mund vorgeschrieben; sie hat festgestellt, wann die Hände die Figur des Halbmondes, des Papageienschnabels, des Schlangenkopfes bilden sollen, welcher Gang für den Liebenden, welcher für den schöngeistigen Parasiten, welcher für den Hanswurst charakteristisch ist. Der Ausdruck der Liebesqual verlangt unstete Bewegungen des Hauptes, zielloses Umherirren des Blickes nach allen Seiten, mattes Herabhängen der Arme und Hände von den schlaffen Schultern. Bei heftigen Gemütsbewegungen geht es nicht leicht ohne eine Ohnmacht oder womöglich eine ganze Reihe von Ohnmachten ab. Aber in der indischen Neigung zum konventionellen Stilisieren lebt doch auch die indische Feinheit und anmutige Bewegtheit; so darf sich die Kunst des Mimen an schwere Aufgaben wagen — die Schauspielerin wird gerühmt, welche die Mischung zweier Empfindungen, von Schmerz und Liebe, zu verkörpern weiß —; das Streben danach, die einzelnen Elemente des Ausdrucks zu schöner und reicher Einheit zu verschmelzen, ist dieser Kunst, so manchen Verirrungen sie verfallen ist, doch nicht verloren gegangen. Neben den seelischen Zuständen und Vorgängen hat die Mimik übrigens auch eine Menge von Äußerlichkeiten anzuzeigen. Daß man Löwen, Bären, Affen sieht, wird durch eine Handstellung, der Anblick von Papageien und dergleichen Vögeln durch eine andere ausgedrückt; wer hohe Bäume sieht, breitet die Arme aus und hebt sie in die Höhe; ob es heiß oder kalt, Morgen oder Abend ist, wird ähnlich durch Gesten angezeigt. Ein ganzes System solcher Symbole, dem Zuschauer wohlbekannt, muß nach Möglichkeit die Lücken ausfüllen, welche bei der Unvollkommenheit der Bühnentechnik unvermeidlich sind; diese Ausdrucksmittel sind ein für allemal durch geheiligte Tradition festgestellt; man versucht nicht, über sie hinauszukommen. Dem Sanskrit der höherstehenden Persönlichkeiten mischen sich die vokalreichen Volksdialekte der Frauen, der Ungebildeten, der komischen Personen; gegenüber dem männlicheren Ton des Sanskrit zeigen diese Dialekte, wie ein Dramatiker bemerkt, weiblichen Charakter. Mit der gesprochenen Rede wechseln Musik,

Gesang, Tanz. Wohl tritt hier und da in der Darstellung von Szenen des niederen Lebens, der Straße ein derb-vergnüglicher Realismus hervor, aber solcher Kontrast hebt doch nur die weiche Schönheit des Ganzen, dieser von der Wirklichkeit und ihrem Ernst losgelösten, in Blumendüfte getauchten Scheinwelt.

Die Zuschauer genießen den ganzen Zauber dieser Welt. Mit Kennerblicken betrachten sie die Schauspielerinnen — nicht umsonst hat für deren Würdigung eine geschickte Reklame sie im voraus günstig disponiert —; sie rühmen an ihnen die sprechenden Bewegungen, die Versenktheit in die Stimmung, die Zartheit der Mimik, die Grazie des ganzen Wesens:

> Auf ihrer schwellenden Hüfte ruht armbandgeschmückt die Linke;
> Gleich zarter Ranke läßt sie frei herab die Rechte hangen.
> Zum Boden, dessen Blumenschmuck ihr Fuß zerstreut hat, senkt sie
> Den Blick: noch schöner als ihr Tanz ist ihres Dastehns Anmut[1]).

Ob es jedem Einzelnen im Publikum gelingt, der komplizierten Sprache der Dichtung zu folgen, die versteckten Andeutungen zu enträtseln, alle kunstvoll verborgenen Schönheiten zu erfassen, darf bezweifelt werden; nicht jeder hat in vergangenen Stadien der Seelenwanderung jene guten Werke angesammelt, als deren Lohn dem Menschen das volle Verständnis der Poesie zu teil wird. Aber Spannung, Furcht, Rührung, Heiterkeit faßt doch nicht allein diese Bevorzugten. Einer schönen Arie lauscht „mit entzückter Seele, unbeweglich wie gemalt das ganze Publikum“[2]); dann wieder springt man von den Sitzen auf, schnalzt mit den Fingern, begleitet die Späße der komischen Person mit Lachsalven, traurige Stellen mit Wehrufen; lautes Bravo klingt durch den Saal.

Ein Segensspruch hat die Zuschauer in die Welt der Poesie eingeführt; ein Segensspruch entläßt sie:

> Es walte zu des Volkes Heil der Fürst.
> In Ehren steh' des Wissens hohe Göttin.
> Doch mich erlöse von der Seele Wand'rung
> Der Ew'ge, der blaurote Herrscher, Shiva!

VII.

„Die Handlung ist des Dramas Körper,“ lehrt die indische Theorie. Wir haben das Kleid, das dieser Körper trägt, beschrieben. Wir betrachten nun ihn selbst. Wird nicht der zierliche, schwächliche Bau seiner Glieder mit der blumengeschmückten Buntheit jenes losen Gewandes harmonieren?

Den Stoff entnimmt der indische Dramatiker gern der Sagenwelt — natürlich nicht dem Veda mit seinen uralten, zum Spielwerk antiquarischer Gelehrsamkeit herabgesunkenen Mythen[3]), sondern vor allem den beiden Epen,

---

[1]) So feiert in Kalidasas Drama „Malavika und Agnimitra“ ein Zuschauer die Erscheinung einer Schauspielerin.

[2]) Prolog der „Sakuntala“.

[3]) Man darf nicht ein Drama wie die „Urvasi“ Kalidasas, deren Stoff schon ein Hymnus des Rigveda behandelt, entgegenhalten. Jener Hymnus ist es nicht, auf dem das Drama beruht, sondern eine oder mehrere Darstellungen derselben Sage aus später Zeit.

dem Mahabharata und Ramayana, welche jetzt über die Phantasie des Volkes allmächtige Herrschaft erworben haben[1]). Wie hätte das Drama darauf verzichten können, sich die Gestalten und Begebenheiten dieser idealen Welt anzueignen, die alle Erhabenheit und Herrlichkeit der Vorzeit umschloß? Unter jenen beiden Gedichten aber steht das Rama-Epos dem Herzen der Dramatiker näher. Es ist gewiß nicht nur seine reinere, modernere Kunstform, welche ihm die Sympathien zuwendet. Sondern vornehmlich die ideale Gestalt Ramas, des Helden und Dulders ohnegleichen, Sitas Schönheit und Treue, die phantastisch-bunten Geschicke beider, ihre rührenden Leiden. „Soll man," heißt es im Prolog eines Schauspiels, „der Geschichte Ramas den Rücken kehren, als sei der Stoff abgenutzt? Aber wo ist ein Anderer in der Welt, der durch solche Tugenden den Sieg gewinnt? Dieser Tugenden Größe verleiht dem Dichterwort Tiefe, Süßigkeit und Glanz."

An die heroischen Stoffe schließen sich die, welche der irdischen Wirklichkeit angehören. Hier bot sich als reiche Fundgrube die Novellenliteratur dar; auch eigene Erfindung der Dichter wagte sich, freilich meist nur ziemlich schüchtern, hervor. Was wir früher an den buddhistischen Erzählungen beobachtet haben[2]), wiederholt sich natürlich auch hier: vor allem liebt die Phantasie der indischen Poeten die Sphäre des Hoflebens. Hier kann es — wie in dem Schauspiel „Das Siegel des Ministers" — die politische Intrigue sein, um welche sich das Drama bewegt, das subtile, in indischer Künstlichkeit sich verschlingende Spiel der mit Listen und Gegenlisten einander bekämpfenden Hof- und Staatsmänner. Häufiger aber greifen die Bühnendichter nach den Liebesaffären des Hofs. Wer könnte für ein Liebesdrama dem indischen Geschmack als ein so glänzender Held erscheinen wie ein königlicher Liebhaber? Wo ließen sich in die Geschichte der Neigung zweier Herzen so viel Fäden voll goldener Pracht einweben wie bei einer Handlung, die sich im Königspalast bewegt? Die indischen Theoretiker stellten bis in alle Details fest, was in einem solchen höfischen Liebeslustspiel passieren muß. Der Held muß ein berühmter König, die Heldin, in Liebessachen noch unerfahren, eine Prinzessin von königlichem Geblüt sein. Sie hält sich am Hof inkognito, etwa als Dienerin oder musikalische Künstlerin, auf. Die Königin, von stolzem und heftigem Temperament, verfolgt die Liebe ihres Gatten mit Eifersucht. Die Dramaturgen, die das alles vorschreiben, hätten noch hinzufügen können: zum Schluß wird durch einen freundlichen Zufall die Abkunft der Prinzessin enthüllt, die Königin versöhnt, das glückliche Paar vereint. Seit Kalidasa, wenn nicht seit noch älterer Zeit, hat man diese Haremskomödie, die offenbar dem Geschmack der Dichter wie des Publikums ganz besonders zusagte, unermüdlich und meist mit dem Verzicht auf jede Eigenmächtigkeit gegenüber einem so altbewährten Rezept in einem Exemplar nach dem anderen wiederholt.

Seltener als im Königspalast spielt das Drama im bürgerlichen Leben. Auch hier bevorzugt man die höheren Gesellschaftskreise. Die Theoretiker geben

[1]) Ich verweise auf meine Ausführungen über diese Epen, „Deutsche Rundschau", 1901, Bd. CIX, S. 364 ff.; 1902, Bd. CX, S. 94 ff.

[2]) Deutsche Rundschau, 1900, Bd. CV, S. 406.

die Regel, daß der Held des bürgerlichen Dramas ein Brahmane, ein Kaufherr oder ein Minister sein soll. Aber nichts hindert den Dichter, die Liebesgeschichte etwa eines Brahmanen von einem Hintergrund des Treibens der gemischtesten Kreise sich abheben zu lassen. Das „Tonwägelchen" durchschweift alle Regionen der großstädtischen Welt, Halbwelt, Straße; es wirrt die Sphären der Hochgebildeten, fein Empfindenden mit denen des vornehmen und unvornehmen Pöbels, vom königlichen Schwager bis zum Spielhausunternehmer, Masseur, Einbrecher, zusammen. Eine so bunte Handlung hat freilich ein indischer Theaterdichter nicht zum zweitenmal erfunden.

Neben den bezeichneten Gattungen dramatischer Stoffe stehen andere: die Unflätigkeiten burlesker Schuften- und Schelmenabenteuer sind so gut dramatisiert worden wie die abstrakten Finessen der Philosophie, der Krieg, den gleich dem Kampf der Kurus und Pandus die feindlichen Dynastien des Königs Verstand und des Königs Irrtum gegeneinander führen. Uns darf genügen, auf diese Mannigfaltigkeit von Stoffen kurz hinzudeuten; im Vordergrund stehen doch durchaus die heroischen, höfischen, bürgerlichen Begebenheiten. Allzuviel kommt übrigens nicht darauf an, ob der Held Sagenheros oder moderner König oder etwa Kaufmann ist. Das regierende Motiv bleibt doch in den allermeisten Fällen die Liebe — dieselbe Liebe bei dem einen wie dem anderen. Wie könnte für das Drama eines Volkes, dessen Phantasie und Leben so im Element des Erotischen schwimmt, ein anderes Motiv diesem an Anziehungskraft gleichkommen? —

Ein Intriguenstück vergleicht einmal die Arbeit seines Helden, welcher mit scharfsinniger Berechnung auf verwickelten Umwegen seine Sache zum Ziel zu führen strebt, mit dem mühevollen Geschäft des Dramendichters, „der das erwünschte Geschehen erst leise sich ankündigen läßt, um es dann weit zu entfalten, der schwellender Keime tief verborgene Frucht ans Licht führt, der mit weiser Absicht zögernde Überlegung den Gang der Ereignisse hemmen läßt, der die sich ausbreitende Handlung am Zielpunkt wieder zusammenschließt". Diese Kunst, die dem Stolz der indischen Dichter als eine so hohe und feine erschien, wie stand es mit ihr in Wahrheit? Nach welchen ästhetischen und ethischen Normen, mit welchen technischen Mitteln bildete man den dramatischen Stoff zur dramatischen Handlung?

Der tiefe Blick griechischer und englischer Dichter hat im Drama die wundervolle Möglichkeit entdeckt, das Bild menschlichen Wollens und Handelns, des Kampfes mit widerstrebender Menschenmacht und Schicksal, der inneren Notwendigkeit, die diesem Kampf Lauf und Ausgang vorzeichnet, mit einem Nachdruck und einer Lebensfülle ohnegleichen zum Kunstwerk zu gestalten. War es denkbar, daß der indische Dramatiker sich die Aufgabe so stellte, wie Sophokles oder Shakespeare sie sich gestellt hat?

In der müden, schwächlichen, der Erschöpfung entgegengehenden Welt Indiens, die von Despoten und Priestern, von der Tyrannei der Kaste beherrscht wurde — wie andere Züge zeigte hier das Bild des handelnden Menschen als bei den Siegern von Marathon oder unter dem starken Volk auf der nördlichen Insel! Hieß doch hier aller Weisheit letzter Schluß: sich dem Schicksal

beugen, die Blindheit des Blinderen klug benutzen, sich keine Blöße geben, leise beizeiten den Hals aus der Schlinge ziehen. Hier ist der Zufall mächtiger als der Wille; ein Glück, daß er sich oft als kein unfreundlicher Herrscher zeigt. Der Seelenwanderungsglaube hat die Gewohnheit groß gezogen, die Folgen des Tuns in künftige Existenzen hinüberzuschieben, in deren weiten, leeren Räumen die poetische Gerechtigkeit ungehindert walten kann: wie sollte da das Denken in ernster Anspannung dem, was den Geschicken dieser Welt von innerer Notwendigkeit beiwohnt, nachzugehen wissen? Wenn solche geschichtliche und ethische Potenzen auf die Gestaltung des indischen Dramas notwendig ihren Einfluß übten, so verbündeten sich mit ihnen Faktoren, die auf ästhetischem Gebiet lagen und die im Grunde kaum etwas anderes waren als der ästhetische Ausdruck eben jener selben Züge des indischen Charakters. Immer wieder hat uns bisher die Betrachtung der indischen Poesie und Poetik gezeigt, wie fern man hier dem Verständnis jener tiefsten, organischen Schönheiten des Dichtwerkes stand, welche im Hinwirken jeder Bewegung auf ein Ziel liegen. Man dichtete, wie wenn man bauen wollte und sich daran genügen ließe, die Stimmung etwa der Fröhlichkeit in seinem Bauwerk zu verkörpern und vor allem die Fassade mit Ornamenten zu bedecken, unbekümmert darum, was für Verhältnisse oder Mißverhältnisse der Grundriß des Gebäudes aufweist. Von solchen Schwächen aller indischen Poesie konnte das Drama nicht frei bleiben — das Drama vielleicht weniger als irgend ein anderer Zweig der Dichtung, denn die in ihm sich beständig in den Vordergrund drängenden Elemente von Musik und Ballett mußten das ohnehin schwache Gefühl für den harmonischen Bau der Handlung noch weiter schwächen. Sie mußten das Ihre dazu beitragen, das Ganze in eine Atmosphäre zu versetzen, in welcher nicht die klare Sonne der Wirklichkeit scheint, sondern bunte Beleuchtungen die Reize einer anmutig opernhaften, zuweilen auch operettenhaften, von zartem und zierlichem Empfinden durchhauchten Scheinwelt umspielen. Mit einem Wort: dramatische Handlung, die sich mit den Maßstäben der antiken oder der Shakespeareschen Dichtung bemessen ließe, kann es im indischen Drama so wenig geben, wie die Regungen indischer Seelen dieselben Linien beschreiben können, in denen unser Seelenleben sich bewegt.

Was ist nun also die Handlung eines indischen Dramas? Sie ist überhaupt nicht eigentliche Handlung, sondern Begebenheit oder ein unsicher abgegrenzter Kreis von verwickelten, aufregenden, Stimmung erzeugenden Begebenheiten, ganz wie das Epos, die Novelle, das Märchen sie erzählt. Man hat das Vergnügen an diesen Begebenheiten zur Höhe „des wonnetriefenden Dramas“ [1]) erheben wollen, indem man Auge und Ohr durch anmutige und geschmückte Gestalten, bunte Verkleidungen, Mimik, Musik, Tanz unterhielt. Daher hat man die Erzählung in dialogische Form gebracht. Man

[1]) Diesen Ausdruck braucht ein Vers des dramaturgischen Werkes „Dasarupa“; dort werden der Genügsamkeit der guten Leute, welche den allein dem Drama innewohnenden süßen Reiz nicht zu würdigen wissen, ironische Komplimente gemacht.

hat sie auch von Elementen reingehalten, welche gegen gewisse Forderungen der Moral und der Schicklichkeit[1]) oder einer recht weitgehenden physischen, wohl auch abergläubischen Empfindlichkeit verstoßen: z. B. hat man es vermieden, Tod oder Mord auf die Bühne zu bringen. Aber von der Beobachtung solcher konventioneller, im Grunde nebensächlicher Gebote abgesehen hat man die Handlung prinzipiell nicht anders gestaltet, als die erzählende Dichtung sie auch hätte gestalten können und in vielen Fällen tatsächlich gestaltet hat[2]).

Das indische Drama erzählt von Wünschen — meist sind es Wünsche der Liebe oder der Verliebtheit —, denen sich böser Wille, Schlauheit, Zauberkraft, Gewalttätigkeit von Menschen, zuweilen von bösen Geistern, vor allem auch die Tücke des Zufalls in den Weg stellt. Aber gute Freunde wissen Rat und helfen vorwärts; nach schlimmen Zufällen ereignen sich auch günstige; allwissende Weise oder gnädige Gottheiten greifen ein, und die Sache nimmt ein gutes Ende.

Der Held, mit dem indischen Ausdruck der „Führer" der Begebenheiten, verdient diesen Namen nur ziemlich unvollkommen. Er sehnt sich, härmt sich recht ernstlich ab, wird von den Umständen hin und her geschoben, und wenn er sich im letzten Akt unversehens am Ziel seiner Wünsche findet, ist das ganz gewiß nicht sein Verdienst. Beruhen die Schwierigkeiten, die gehoben werden müssen — ohne solche Schwierigkeiten fiele ja die ganze Geschichte fort —, auf dem Widerstand eines Gegners, so pflegt dessen Aktion womöglich noch schattenhafter zu sein als das eigene Tun des Helden; das Bild des Willens, der gegen den Willen steht, der gekreuzten Degenklingen zweier Kämpfer ist dem indischen Dramatiker zwar selten mißlungen, aber nur deshalb, weil er ebenso selten es zu zeichnen versucht hat. Die Mittel, mit denen die Gegner gegeneinander operieren, beschränken sich meist auf Flunkereien und sonstige mehr oder minder kurzatmige Listen. Da ist der gefälschte Brief, das Horchen an der Wand, der fingierte Schlangenbiß, die Vermummung in ihren verschiedenen Formen bis hinauf zur Komödie der Hochzeitsfeier mit einer verkleideten Braut männlichen Geschlechts, die dem armen Bräutigam gegenüber natürlich recht handfest auftritt. Meist aber ist es überhaupt nicht menschliches Tun, das die Verwicklungen regiert. Zufälle wie Verwechslungen oder Wiedererkennungen Unerkannter sind an der Tagesordnung. Eine besondere Vorliebe zeigen die Affen, Tiger, Elefanten dafür, sich im entscheidenden

[1]) „Vater und Sohn, Schwiegertochter und Schwiegermutter sollen das Stück sehen: darum muß man alle solche Dinge sorgfältig vermeiden." (Bharata.)

[2]) Man lasse sich hier durch Mißverständnisse, wie sie allzu gläubigen Bewunderern des indischen Dramas begegnen, nicht täuschen. Klein (Geschichte des Dramas, Bd. III, S. 201) teilt Schlußworte eines Dramas des Bhavabhuti mit, welche nach ihm „die ganze Poetik der Aristoteleser aller Zeiten in der Nuß" enthalten, und in denen der Dichter „mit der feinsten Kunst und dem grundinnersten Verständnis das gegenseitige Verhalten und Wechselbewandtnis von Epos und Drama" angedeutet haben soll. Mit so merkwürdigen Dingen kann es in der Tat nicht seine Richtigkeit haben. Kleins Beweisstück nun ist eine Übersetzung der Übersetzung Wilsons. Geht man auf den Grundtext zurück und versteht diesen, wie ihn der mit der indischen Vorstellungswelt Vertraute verstehen muß, so löst sich die Fata Morgana der indisch-aristotelischen Poetik alsbald in nichts auf.

Augenblick loszureißen und unglückliche oder auch glückliche Verwirrung anzurichten. Der gelbe Affe hat die kleine Prinzessin so im rechten Augenblick erschreckt, daß es dem König möglich wird, sich aus der peinlichsten Klemme zu ziehen. „Bravo, gelber Affe, bravo!“ ruft der Spaßmacher. Kein Wunder, daß ein so erfolgreicher Affe Nachahmung findet. In einem anderen Stück reißt sich, als die im Geheimen Liebende gerade im Garten an dem unvermeidlichen Requisit des indischen Liebesdramas, dem Porträt des geliebten Wesens, malt, der Hofaffe los; die Diener jagen hinter ihm her, die Eunuchen laufen davon, der Zwerg schlüpft in die weiten Kleider des Kämmerlings; natürlich wird in der allgemeinen Verwirrung das Bild liegen gelassen, und obendrein ist der Star entwischt, der allerlei verfängliche Reden gehört hat und sie am unrechten Ort wiedererzählt. So trifft Zufall auf Zufall, Intrigue auf Intrigue. Nebenhandlungen, in deren Mittelpunkt ein eigener Held zweiten Ranges stehen kann, greifen in die Haupthandlung ein. Die unerwartetsten und seltsamsten Seitenrichtungen, durch irgend ein vom Himmel gefallenes Motiv bestimmt, werden plötzlich eingeschlagen und ebenso plötzlich wieder verlassen. Dieselbe Kompliziertheit, derselbe Mangel an klarer Durchsichtigkeit wie in den wissenschaftlichen Gedankengängen indischer Gelehrter pflegt auch im Drama zu herrschen.

Einem Werk wie der „Sakuntala“ freilich hat der Dichter jene heroisch-idyllische Einfachheit der Handlung, welche dem ehrwürdigen Sagenstoff gebührt, glücklich zu bewahren gewußt. Aber eben darum fällt vielleicht gerade hier die indische Schwächlichkeit der Schürzung und Lösung des Knotens, die Willkür, mit welcher die Grundlinien der in so lieblichen Blumenschmuck gekleideten Handlung gezogen sind, besonders sichtbar in die Augen.

König Duhshanta hat auf der Jagd in einer Waldeinsiedelei Sakuntala, die schöne Nymphentochter, erblickt. Er liebt sie und vermählt sich mit ihr. Scheidend verheißt er ihr, in wenigen Tagen sie durch einen Boten in seinen Palast holen zu lassen. Da besucht die Einsiedelei ein Büßer von furchtbarer Zaubermacht. In Liebesträume versunken bemerkt Sakuntala sein Kommen nicht und versäumt die Pflicht der Gastlichkeit. Er stößt den Fluch gegen sie aus: „An wen du denkst, daß du mein nicht achtest, der soll deiner nicht gedenken, wie der Trunkene sein eigenes Wort vergißt.“ Sakuntalas Freundin wirft sich dem Weisen zu Füßen und bittet um Gnade. Widerrufen kann der Fluch nicht werden, aber er soll sich lösen, wenn der König den Ring, den er scheidend der Gattin an den Finger gesteckt, wiedersieht. Sakuntala selbst ahnt von all dem nichts. Der erwartete Bote bleibt aus; so wird sie, geleitet von Einsiedlern, zum königlichen Gatten gehen. Sie nimmt rührenden Abschied vom geliebten Walde, von ihrer Schwester, der Waldmondscheinblume, ihrem Pflegekind, der jungen Gazelle. Wie sie vor den König tritt, erkennt er sie nicht. Sie will ihm den Ring zeigen; der Ring ist verschwunden. Der König empfindet die Unschuld und Wahrhaftigkeit ihres Wesens wohl, aber die Erinnerung an sie ist aus seinem Gedächtnis gelöscht; nähme er sie zu sich, müßte er fürchten, die Sünde der Berührung eines fremden Weibes auf sich zu laden. Weinend, ihr Schicksal anklagend, streckt sie die Arme zum

Himmel. Da erscheint ein wunderbarer Lichtglanz und entrückt sie den Blicken. Wie sie verschwunden ist, wird der Ring, den sie beim heiligen Teiche verloren hatte, im Magen eines Fisches gefunden. Der König sieht ihn; die Erinnerung kehrt wieder und mit ihr Liebe, Sehnsucht, Verzweiflung über sein Vergessen. Nach Zeiten bitteren Leides vereint ihn endlich göttliche Fügung mit der Verschwundenen und dem Sohn, den sie ihm geboren hat, und der zum Weltherrscher heranwachsen wird.

Dies ist die Handlung des Sakuntaladramas. Was ist es also, das hier die Liebenden in alles Leid gestürzt? Eine Schuld Sakuntalas, welche über der Liebe die Pflicht vergessen hat? Die leise Andeutung einer solchen Schuld ist wohl da; der Dichter wiederholt eben, ohne es zu vertiefen, das alte, zu zahllosen Malen von der epischen Poesie angewandte Motiv: der zum Leiden Auserkorene hat sich eine verschwindend geringe Blöße gegeben, und der Fluch des erzürnten Weisen trifft ihn. Dieser Weise nun steht ganz außerhalb des Dramas. Er kommt — man weiß nicht, woher. Er verschwindet — man weiß nicht, wohin. Auch auf Duhshanta, den Schuldlosen und Ahnungslosen, senkt sich die Wirkung des Fluches; was er tut, ist nicht mehr sein Tun, kommt nicht aus seiner Seele. Zum Fluch tritt dann der blinde Zufall. Der Ring wird verloren und das Unglück geht seinen Gang; der Ring wird wiedergefunden und das Ende der Leiden naht. Aus unerforschlichen Höhen herabkommend flicht sich göttliches Walten tröstend und rettend in die Geschicke der Menschen ein. Aber die Menschen selbst sind erstarrt, zu Puppen geworden, die sich willenlos bewegen, wie die Fäden gezogen werden. Das anmutigste Märchen schmeichelt der Phantasie des Hörers. Ist dies aber eines jener Märchen, aus deren duftiger Hülle der tiefe Lichtglanz mächtiger Wirklichkeiten hervorblickt? Solche Märchen hat Kalidasa nie, der indische Geist nur in seltenen Augenblicken des höchsten Gelingens geschaffen[1]). —

Die Versuche indischer Theoretiker, die formlose, zur Verwirrtheit neigende dramatische Handlung auf feste Schemata zurückzuführen, sind mehr wohlgemeint als erfolgreich. Sie stellen eine Lehre von den fünf „Gelenken" der Handlung auf: ihre Namen lassen sich etwa wiedergeben als Anfang, zweiter Anfang, Keimen, Zögern, Ausgang. Zu jedem dieser „Gelenke" gehört eine Reihe von „Gelenkteilen" — im ganzen zählt man deren 64 —: untergeordnetere Figuren oder Motive, welche die Bewegung des „Gelenkes" unterstützen, präzisieren, ausschmücken. Die ganze recht willkürliche und eigensinnige Theorie hat es doch mehr mit Äußerlichkeiten zu tun als mit wirklich in das Wesen der Sache dringender Erkenntnis über den Bau der Handlung. Die Dichter pflegen vor solchen Vorschriften der Dramaturgie ihre Verbeugung zu machen, im Grunde aber in bezug auf die Anlage der Handlung ihre eigenen kapriziösen

[1]) Es darf daran erinnert werden, daß Fragen über den Bau der „Sakuntala", wie sie hier berührt wurden, schon vor einem Jahrhundert Herder sehr ernstlich beschäftigt haben („Über ein morgenländisches Drama. Einige Briefe"). Wie er das Drama „im indischen, nicht europäischen Geist" zu lesen sucht, wird man bewundern und sich dessen erfreuen, auch wenn man entschiedener als er bestrebt sein möchte, mit der Kunst des Lesens im indischen Geist das Bewußtsein von den Schranken jenes Geistes zu verbinden. Vortrefflich sind die Bemerkungen Kleins (Geschichte des Dramas) über Herders Schrift.

Wege zu gehen oder auch den breitgetretenen Wegen ihrer Vorgänger nachzuwandeln.

In einem Hauptpunkt aber stehen Theorie und Praxis in vollkommenem Einklang: das Stück muß unter allen Umständen glücklich enden. Zuversichtlicher Optimismus ist ein sehr wesentlicher Charakterzug der dramatischen Handlung. Ein Trauerspiel gibt es nicht; man weiß ja nichts vom Sichausweiten der Seele im Sturmwind des Tragischen. Die wechselvoll schillernde Handlung zeigt neben hellen Farben auch dunkle; dauernder Sieg kann dem düsteren Ernst nie zu teil werden. Wenn das „Tonwägelchen" mit der Betrachtung schließt, daß das Schicksal die Menschen erhebt und sinken läßt wie das Brunnenrad die Eimer, so liegt in Wirklichkeit doch über diesem Drama und dem indischen Drama überhaupt ein viel rosigeres Licht. Ernstlich schlecht geht es nur den Bösewichtern. Die Guten und Edlen gelangen schließlich zum Ziel aller ihrer Wünsche. Die vom Schicksal Getrennten werden vereinigt. Nicht nur entpuppt sich die wunderschöne Haremsdienerin, die der König liebt, als Prinzessin, sondern um die Freude vollzumachen, schickt auch ein General eine Siegesbotschaft: ein gefährlicher Krieg hatte zwar mit der Handlung des Stückes in keinerlei Zusammenhang gestanden, ist aber dafür um so glänzender beendet. Der fälschlich beschuldigte tugendhafte Brahmane wird als unschuldig erkannt, und obendrein wird der schönen und edlen Hetäre, welche er liebt, von dem gerade im rechten Augenblick zur Gewalt gelangenden neuen König der Charakter einer ehrlichen Frau verliehen. Auch die Nebenpersonen, wenn sie sich gut geführt haben, werden beglückt. Der Bettelmönch, für den sich schwer etwas tun läßt, da der Anblick aller Schicksalswandlungen ihn nur in der Neigung zum geistlichen Stande bestärkt hat, wird wenigstens zum Vorsteher aller Klöster im Reich ernannt. Kurz, überall herrscht eitel Freude und Wonne. Wohin ist der banalen Heiterkeit dieser Weltanschauung der tiefe Ernst des alten indischen Pessimismus entschwunden, jene Wertung des Lebens, wie Buddha sie lehrte, die in den Leiden von Geburt, Alter, Tod, im Vereintsein mit Unliebem und dem Getrenntsein von Liebem die Summe alles Daseins erkannte! Gewiß darf nicht vergessen werden, daß sich das Drama an andere Hörer wandte als die Predigt Buddhas. Wer sich dem Gedanken an das große Daseinsleiden hingab, dichtete keine Dramen, ging auch nicht ins Theater, sondern wurde Mönch. Aber trotzdem bleibt es doch wohl bestehen, daß in einem Zeitalter, in welchem jener Pessimismus noch eine lebendige Großmacht gewesen wäre, die Schöpfungen ernster Poeten, wie Kalidasa oder der Dichter des „Tonwägelchens" war, tiefer von ihm hätten berührt sein müssen. So vollständig, wie es in der Tat der Fall ist, hätte aller leidvolle Inhalt des Menschendaseins nicht zu einem behaglichen Unterhaltungsobjekt herabsinken können, zum Werkzeug eines gelinden Schauers, welcher sein baldiges eigenes Ende durch die vorschriftsmäßige Konstruktion der poetischen Maschinerie verbürgt weiß. Das Drama ist ein vielsagendes Zeugnis dafür, welchem Frieden und welcher Vergnüglichkeit der Sturm und Drang der alten Kämpfe, die einst den indischen Geist erschütterten, Platz gemacht hat.

VIII.

Man hat bemerkt, daß im Schauspiel gewisser Völker das Interesse an der Handlung, bei anderen das Interesse an den Charakteren voransteht. Die Inder — wenn man davon absieht, daß bei ihnen das eine wie das andere schließlich von der Lust am Sichausbreiten von Stimmungen und am Reichtum der poetischen Ausschmückung überwogen wird — müssen offenbar der ersten jener beiden Gruppen zugezählt werden. Für ihre Dramatiker ist die Zusammenfügung verwickelter, rührender Begebenheiten, schwerer Bedrängnisse und glänzender Errettungen die dringendere Sorge; in der Zeichnung der Menschenseele, ihres ruhenden Daseins wie ihrer Bewegung im Affekt, lassen sie sich, wenig geschickt zu feinerer Beobachtung und leicht zum Glauben an Formeln bereit, meist an der Wiederholung konventioneller Züge, der ein für allemal von der Poetik vorgeschriebenen Äußerlichkeiten genügen. Über die primitive Psychologie der alten buddhistischen Erzähler, die wir früher geschildert haben[1]), ist man hier in der Tat, im ganzen wenigstens, nicht allzuweit hinausgekommen. Wie sollte auch bei einem Volk, das starke Individualitäten hervorzubringen selbst nicht die Kraft hat, das Drama in die Tiefen der individuellen Seele hinabzusteigen wissen? Und wie konnte die Gewöhnung der Dramatiker daran, dem Zufall oder übernatürlichen Mächten die Herrschaft über die Ereignisse anzuvertrauen, den Gedanken zur Reife kommen lassen, daß die Handlung der Charaktere und ihres Innenlebens bedarf, aus ihnen entspringt, mit ihnen durch die Klammer strenger Notwendigkeit verbunden ist? Charaktere und Handlung werden hier voneinander isoliert und dadurch die ohnehin ernstlich genug gefährdete Kraft der Charakterzeichnung noch weiter beeinträchtigt. Insonderheit da, wo die Dichtung sich in den Höhen idealen Heldentums und reiner Tugendlichkeit bewegt, pflegt die allein aus sich selbst und aus dem theoretischen Formelschatz schöpfende Phantasie vielmehr Luftgebilde als wirkliche Gestalten hervorzubringen. Nicht ganz das Gleiche allerdings gilt dort, wo das Drama zur Alltagswelt herabsteigt. Hier drängt die Wirklichkeit den Poeten schließlich doch ihre Modelle auf, und so gelingt ihnen hier in der Tat, wenn auch nur selten ein wahrhaft tiefes Charakterbild, doch manche flott gezeichnete Figur, oft Karikatur, in welcher die Lustigkeit und Gemeinheit, Verschlagenheit und Dummheit, wie sie in den Hauptstädten und an den Höfen Indiens ihr Wesen treiben, treu und ergötzlich verewigt sind.

Für den Charakter des dramatischen Hauptheldeu verfügt man über wenige, bestimmte Typen. Die Lehrbücher der Poetik geben ihre Liste. Unabänderlich jung, schön, vornehm, redegewandt, freigebig und mit einer langen Reihe ähnlicher, von jenen Texten sorgfältig aufgezählter Tugenden geschmückt, ist der Held in der technischen Sprache entweder „fest und erhaben" oder „fest und hochfahrend", oder „fest und guter Dinge", oder „fest und voll Ruhe".

[1]) Deutsche Rundschau, 1900, Bd. CV, S. 409 ff.

Der Held aller Helden, welchen die Dichter so oft in die Mitte ihrer Schauspiele gestellt haben, Rama, gehört zur ersten dieser vier Klassen; er ist „fest und erhaben". Keine Vollkommenheit, die er nicht besitzt; keine Heldentat, die er nicht vollbringt; kein Dunkel, durch das er nicht den rechten Weg findet. Er ist „jeglichen Trostes, jeglicher Liebe, jeglicher Frömmigkeit einziger großer Halt, alles edlen Wesens fleischgewordene Vollendung" (Bhavabhuti). Man sieht: das ist nicht mehr Charakterzeichnung, sondern Aufstellung eines Tugendspiegels.

An der wenig wichtigen Kategorie der „festen und hochfahrenden" Helden gehen wir vorüber; für den Typus „fest und guter Dinge" gibt das höfische Leben Vorbilder her, nach denen die Dichter Lustspielhelden zwar von etwas trivialem Schlag, aber doch nicht von der absoluten Blutleere Ramas schaffen. „Fest und guter Dinge" — nach unseren Maßstäben vielleicht mehr guter Dinge als fest — sind die königlichen Liebhaber in der früher beschriebenen Hof- und Haremskomödie. Sie wissen jeden Lebensgenuß zu schätzen, sind warme Freunde der schönen Künste, insonderheit des Balletts, sind verliebt, sobald sie eine neue Schönheit erspäht haben, deren

Volle Hüften, schlanke Taille, üpp'gen Busen, Äuglein lang

sie als Kenner zu schätzen wissen, und lassen sich im übrigen von Regierungssorgen wenig anfechten; dafür sind Freunde und Minister da.

Für das bürgerliche Schauspiel wird dieser Typus des Helden von der Dramaturgie nicht zugelassen; so munter darf nur ein König sein. Den Brahmanen, Kaufherren und dergl. kommt die „feste und ruhevolle" Seele zu. Dieses Charakters schönstes Meisterstück besitzt die indische Bühne im Helden des „Tonwägelchens". Der Kaufmann Tscharudatta, einst der Reichste der Reichen, jetzt durch seine Freigebigkeit verarmt, geht mit vornehmem Gleichmut durchs Leben. Wenn ein Schatten von Melancholie auf ihm liegt, so ist es nicht der Verlust der Schätze, der ihm wehtut, sondern daß er sieht, wie mit dem Reichtum auch die Freunde hingeschwunden sind. Niedertracht bringt falsche Anklage und ungerechte Verurteilung über ihn. Schon wird er zum Tode geführt. Als Dulder hält er allem still; nur daß sein Name durch die schimpfliche Beschuldigung befleckt ist, schmerzt ihn. Wie alles plötzlich sich zum Guten wendet und das freundlichste Glück sich ihm bietet, nimmt er mit leise-fröhlicher Gelassenheit das Unerwartete hin. Eine der edelsten Gestalten des indischen Dramas, wohl würdig, dem königlichen Kaufmann Shakespeares verglichen zu werden. Aber fehlt nicht doch auch Tscharudatta ein letztes Etwas zum vollen, atmenden Leben? Bleibt nicht eine gewisse Blässe und Starrheit übrig, die den Betrachter, wenn auch vielleicht nur in einzelnen Momenten, glauben läßt, keinen Menschen von Fleisch und Blut vor Augen zu sehen, sondern das wandelnde Ideal der „festen und ruhevollen" Seele?

An der Seite solcher Helden steht ein Geschlecht von Frauen, welche diese Poesie, selbst in ihrem innersten Wesen weiblich, mit allem Duft holdester Lieblichkeit umwoben hat. Man meint zu empfinden, wie das eigene Herz der Dichter von ihnen gefangen genommen ist, von diesen zartesten Seelen,

die in zartesten Körpern wohnen. Bald sind es tiefere, innerlichere Züge, mit welchen ihr Zauber gemalt wird, so bei Sakuntala, der Nymphentochter, deren Unschuld und Jugend der stille, heilige Frieden der Waldeinsiedelei umgibt. Bald bleibt die Dichtung mehr auf der Außenseite, wie bei Malavika, der Prinzessin, die Kalidasa aus dem Inkognito des schönen, kunstbegabten Hoffräuleins sich entpuppen läßt. Meist waltet rührende, keines Gedankens an eigenes Handeln fähige Jungfräulichkeit; zuweilen fehlt nicht ein Zug selbständiger Kraft, wie bei der welterfahrenen Vasantasena. Im Grunde aber sind sie alle einander schwesterlich ähnlich, diese Frauen, ganz und gar hingegeben an ihre Liebe, von ihr durchleuchtet, krank vor Sehnsucht, solange die Geschicke ihrer Neigung abhold sind, den Tod herbeiwünschend, wenn die Hoffnung zu schwinden scheint, sich dem Geliebten in schweigend-demütiger Seligkeit entgegenneigend, wenn er die Arme nach ihnen ausbreitet, in Herzeleid sich verzehrend, wenn er mit schicksalsumnachtetem Geist sie von sich stößt: aber immer, ob blühend, ob hinwelkend, von derselben blumengleichen Anmut.

Dem Helden, der Heldin widmen kluge, hingebende Freunde und Freundinnen ihre Dienste. Bald hält der Minister, der alles Versteckspiel des Schicksals durchschaut, die Fäden in sicherer Hand; bald weiß die alte, brave, vielerfahrene Buddhapriesterin mit unerschöpflicher Güte und Geschicklichkeit die Liebenden durch alle Gefahren hindurchzusteuern. Die Gegner andrerseits, die Hindernden, die Bösewichter werden meist recht flüchtig behandelt. Das Prachtstück unter ihnen gehört wieder dem „Tonwägelchen" an: der Bruder einer königlichen Favorite, ein gemeiner, roher und feiger Parvenu vom reinsten Wasser. Über diese niedere Sphäre die Bösen zur Höhe des Dämonischen — eines Richard III., eines Jago — zu erheben hat man nicht versucht und hätte man nicht verstanden; die Freiheit und Genialität der Weltbetrachtung, der allein solche Behandlung des Bösen möglich gewesen wäre, konnte auf dem Boden Indiens nicht erwachsen.

Das Heer der Nebenpersonen, die der Charakterzeichnung kaum ernstliche Aufgaben stellen, und für die meist ein Strich genügen muß, läßt sich natürlich nicht aufzählen. Da ist der ehrwürdige, weltentrückte Einsiedler und der schimpfende Polizist, das Kind mit seinem Spielzeug, der unglückliche Spieler, der in sich geht und Bettelmönch wird, anmutig-zarte Wald- und Flußnymphen, die sich der traurigen Menschen mit liebreicher Sorgfalt annehmen. Von größerer Bedeutung aber sind zwei stehende Figuren, an denen wir hier nicht vorübergehen dürfen: der Vita und der Vidushaka.

Den Vita[1]) beschreiben die Theoretiker als einen Mann, der sich in den Kreisen der Lebewelt bewegt, ohne selbst Viveur zu sein; der letztere Zug weniger auf der Strenge seiner Grundsätze als auf der Ruiniertheit seiner Finanzen beruhend. Er ist geschickter Redner, Schöngeist, ja Poet, entfaltet in Welt und Halbwelt die gleiche Gewandtheit, und indem er sich glücklicher

[1]) Nicht vollkommen treffend figuriert der Vita in Fritzes Übersetzung des „Tonwägelchens" als „Höfling". Auch S. Lévis „bel esprit" drückt nur eine Seite des Begriffes aus. Will man für die indische Wesenheit eine europäische Bezeichnung nicht entbehren, dürfte „Parasit" immer noch das beste Wort sein.

situierten Gönnern sowie schönen Gönnerinnen nützlich und angenehm macht, fristet er durch solche Talente schlecht und recht sein Leben. Ist nun, wie man danach erwarten wird, für das Drama der Vita mit dem Makel der Verächtlichkeit behaftet? Keineswegs. Im „Tonwägelchen" tritt ein sehr sorgfältig gezeichneter Vita auf; entschieden ist es nicht des Dichters Absicht, ihn in jenes Licht zu setzen. Er ist Gefolgsmann bald Vasantasenas, der tugendlichen Hetäre, bald jenes vorher erwähnten grotesken Königsschwagers; aber er verspottet nicht nur diesen rohen Gesellen bei jeder Gelegenheit, sondern er zeigt gegen sein wüstes Treiben den aufrichtigen Widerwillen des anständigen Mannes; er tritt ihm mit entrüstetem Tadel, mit geschickter Gegenaktion, ja schließlich mit offenen Tätlichkeiten entgegen. Wegwerfende Worte über den edlen Tscharudatta duldet er nicht; warm und fein rühmt er vor dem gemeinen Hörer, bei dem er dadurch nichts zu gewinnen hoffen darf, den vornehmen Sinn des seltenen Mannes, der arm geworden ist, wie der wasserreiche Teich versiegt, weil er in heißer Zeit Durstenden Erquickung gebracht hat. Im Leben wie im Drama hat es ja geistreiche Parasiten, elegante Maîtres de plaisir, geschickte Gelegenheitsmacher zu vielen Zeiten und an vielen Orten gegeben, aber eine Gestalt zu schaffen, die das alles ist und obendrein — wenigstens nach den landesüblichen Maßstäben — Gentleman, war allein den Jongleurkünsten des indischen Lebens und Dramas vorbehalten.

Der Wirklichkeit hat dies Drama auch die derbe, mit handfester Komik ausstaffierte Figur des Vidushaka[1]), der lustigen Person, entnommen. In die Welt der blumenreichen Redepracht, der ätherischen Empfindungen, der Lotosdüfte poltert hier die alte volksmäßige Spaßhaftigkeit des Hanswurstes herein und vollführt inmitten aller pomphaften und rührenden Aktionen sehr ungeniert ihre Clownsprünge. Der Vidushaka soll, so schreibt die Theorie vor, durch die dreifache Komik der Gestalt, des Kostüms und der Rede wirken. Er ist ein buckliger, kahlköpfiger Zwerg von stolperigem Gang. Zwar ist er Brahmane — diesen Zug hat der boshafte Humor sich nicht entgehen lassen — aber er spricht doch kein Sanskrit, sondern den bequemen Volksdialekt. Trotz seiner Tölpelhaftigkeit ist er Genosse und Freund des Königs oder sonstigen Helden und dessen Vertrauter in seinen Herzensangelegenheiten. Aber der Zartheit jener Empfindungen steht er als unerbittlicher Realist gegenüber, der von Idealen nur die der Küche gelten läßt. Wenn er übrigens viel zu tadeln und zu klagen findet, ist das begreiflich, denn auf Rosen gebettet ist er durchaus nicht. König Duhshanta ist auf der Jagd in die Einsiedelei gekommen und hat dort die schöne Sakuntala gesehen; man höre, was dabei der arme Vidushaka auszustehen hat.

Der Vidushaka (seufzend). Ach, die vermaledeite Bescherung! Ich bin mehr tot als lebendig! Dieser König mit seinem Gejage! Von der Freundschaft mit dem habe ich nächstens genug! „Hei, ein Rehbock! Hei, ein Keiler!" — mitten im Sommer, zur heißen Mittagszeit, wenn die Schatten so klein wie möglich sind, muß man herumpürschen. Aus den schmutzigen, warmen, bittern Gebirgsbächen muß man trinken, in denen Haufen von Blättern schwimmen. Wann wird je die Essenszeit eingehalten? Schließlich gibt es dann ein Stück Fleisch, das sich

[1]) Die Wortbedeutung scheint zu sein „Schimpfredner".

nicht genießen läßt, so brennend heiß ist es. Und Nachts vollführen die Pferde, die Elefanten einen Lärm, daß kein Mensch an Schlafen denken kann. Dann wecken einen vor Tage diese verdammten Kerle von Vogeljägern mit ihrem betäubenden Gebrüll, wenn sie in den Wald ziehen. Und als ob damit das Unglück zu Ende wäre! Aber auf die Beule hat sich eine neue Beule gesetzt. Als er hinter dem Reh her uns allen davongefahren ist, gerät der liebe Herr in eine fromme Einsiedelei, und da muß unser böses Geschick ihm so ein Einsiedlermädchen über den Weg führen, Sakuntala heißt sie: seit er die gesehen hat, ist nicht mehr die Rede davon, daß man zur Stadt zurückfahren könnte. Die ganze Nacht bis zum hellen Morgen hab ich kein Auge zugetan, so mußte ich an die Geschichte denken.

Natürlich erhebt sich die Komik des Vidushaka von Reden auch zu Tätlichkeiten, zum practical joke, genauer gesagt zur passiven Rolle dabei. Aber nicht immer ist diese Figur auf dem Niveau niedriger Lächerlichkeit belassen worden. Der Dichter des „Tonwägelchens", unter den indischen Dramatikern der größte Meister in der Gestaltung edler Realität, fand im Vidushakatypus das Material, aus welchem er des Tscharudatta Freund Maitreya gebildet hat. Für gutes Essen fehlt auch diesem Maitreya das Organ nicht; dafür ist er Vidushaka. Mit Sehnsucht denkt er an die schöne Zeit zurück, wo sein Freund noch der reiche Mann war und er selbst, behaglich Süßigkeiten essend, in der Haustür saß: „Um mich herum standen hundert Kristallschälchen wie um einen Maler; da tauchte ich die Finger hier ein und dort ein und schob dann alles fort und verdaute, wie auf einem Platz ein Stier steht und wiederkäut." Als man ihm ausnahmsweise einmal die dem Brahmanen zukommenden Ehren erweisen will, bemerkt er offenherzig: „Wie sich die Eidechse ohne Füße unter den Schlangen ausnimmt, so nehme ich mich unter den Brahmanen aus." Aber unter der armseligen Figur, die er mit seinen Schwächen macht, steckt ein das Leben klar betrachtender Philosoph und obendrein ein Mensch von goldener Freundestreue. Alle haben den verarmten Tscharudatta verlassen, nur er nicht. Wie der Freund sich in melancholische Betrachtungen einspinnt, weiß er ihm auf das herzlichste und tröstlichste zuzureden. Vor Gericht findet er Worte voll entrüsteter Beredsamkeit, die Unschuld des Freundes zu betenern. Als Tscharudatta zum Tode geführt werden soll, bietet er den Henkersknechten für ihn sich selbst: „Ich kann nicht leben ohne meinen lieben Freund!" Eine Figur wie die des Maitreya lehrt, daß dem indischen Drama doch nicht überall die Fähigkeit gefehlt hat, ganze Menschen zu bilden, Menschen, die mehr sind als eine verkörperte Eigenschaft. Aber freilich ist solches Gelingen selten, und es scheint kaum außerhalb der Sphäre denkbar, in welcher ein Beisatz niederer Eigenschaften, ein Anflug von Komik die Charaktere davor bewahrt, sich in Luft und Erhabenheit aufzulösen.

IX.

Es bleibt uns übrig, die Technik zu betrachten, mit welcher man Akte und Szenen baute, den Dialog führte.

Wie wir schon erwähnten, folgt auf das Vorspiel, in dessen Mitte der Schauspieldirektor steht, eine wechselnde Zahl von Akten — etwa vier, fünf, sieben, zehn. Der einzelne Akt soll ein in sich relativ abgeschlossenes Stück der Gesamthandlung umfassen — so verlangt es die Theorie, und wenigstens im

ganzen hat die Praxis, wie sich auch ohne viel Kunst von selbst ergab, dies Gesetz befolgt. Innerhalb des Aktes herrscht Einheit der Zeit; ein Vorgang reiht sich unmittelbar an den anderen; es gilt für unzulässig, dem Akt einen Inhalt zu geben, der die Dauer eines Tages überschreitet. Zwischen zwei Akten aber darf das Verstreichen einer Zwischenzeit angenommen werden, so daß die Handlung des ganzen Dramas sich über einen größeren Zeitraum erstrecken kann — eine Freiheit, die sich bei der Neigung der Inder, lang hingezogene epische Handlungen zu dramatisieren, nicht entbehren ließ. Über die Ereignisse, welche zwischen zwei Akten liegen, kann der Zuschauer durch ein Zwischenspiel orientiert werden; dies dient zugleich dazu, ihn mit Vorgängen bekannt zu machen, deren szenische Darstellung kein Interesse bieten oder gegen Sitte und Geschmack verstoßen würde. Jene Steigerung der Spannung, die wir im Aktschluß gewohnt sind, ist dem indischen Drama fremd.

Der Akt kann eine einzige große Szene bilden; er kann auch eine Aufeinanderfolge von Szenen enthalten[1]). Personen kommen und gehen; der Ort wechselt; ernste und komische Auftritte können einander ablösen. Die Dialogszenen bringen immer nur eine beschränkte Zahl von Personen miteinander in Berührung; größere Massen auftreten zu lassen und in Bewegung zu halten fehlt es an Mut und an Geschicklichkeit. Monologe werden nicht ungern verwandt. Die Fiktionen und Aushilfen, deren der theatralische Dialog bedarf, um das Publikum über alles Nötige zu orientieren, haben ihre festen Formen. Man kann „für sich" sprechen, nur dem Publikum, aber nicht den anderen Personen der Szenen hörbar; mehrere können untereinander von den übrigen ungehört reden: dann strecken sie gegen die, welche nichts hören sollen, die „dreifahnige Hand" aus, d. h. die Hand mit drei erhobenen Fingern, das Symbol dafür, daß jene von der Unterredung abgeschnitten sind. Auch „in die Luft" kann gesprochen werden, d. h. zu einer nicht sichtbaren Person, deren Antwort der Redende selbst dann widergibt. So im „Tonwägelchen":

Der Masseur (hinhorchend). Nun, was gibt's da? He, was sagt ihr? Vasantasenas böser Elefant läuft herum, den man den Pfostenbrecher heißt?

Hat eine Person einer anderen Dinge zu sagen, die dem Zuhörer schon bekannt sind, so wendet man, um die Wiederholung zu vermeiden, das einfachste Mittel an: der eine sagt es dem anderen ins Ohr.

Dies sind die Äußerlichkeiten der Dialogführung; das innere Wesen des Dialogs folgt mit Notwendigkeit aus dem Wesen des indischen Dramas.

Treu seiner Natur, nicht als wahres „Drama", d. h. Handlung, sondern als „Nataka", d. h. Tanzpoem, will dies Drama Stimmungen ausbreiten und ihr Bild mit dichterischem Schmuck zieren. So muß sich hier ein Dialog bilden, der ein Werkzeug eben für diese Aufgaben ist, der aber seiner Natur nach nicht darauf angelegt sein kann, Handlung in sich zu schließen oder den Kontrast aufeinander prallender Charaktere zu entwickeln.

[1]) Der Begriff der Szene wird zwar von den Indern nicht ausdrücklich formuliert, ist aber der Sache nach doch selbstverständlich vorhanden.

Wovon dieser Dialog nichts weiß, ist der eilende Schritt der zum Ziel, zur Tat drängenden Gedanken, alle Atemlosigkeit, Stoß und Gegenstoß im Nu aufeinander folgend. Man hat immer Zeit; man kehrt in endlosen Wiederholungen immer auf denselben Punkt zurück. Fremd ist dem Dialog auch ein solches Hervorkehren der Individualität der Redenden, daß aus ihren Worten nicht beständig dieselbe Stimme des Dichters herausgehört würde. Versuche, die einzelnen Personen in ihrer Redeweise ein Bild ihrer selbst geben zu lassen, sind nicht über schwächliche, meist konventionelle Anfänge hinaus gediehen. Das soziale und Bildungsniveau kommt freilich in gewisser Weise im Wechsel des Sanskrit und verschiedener höherer und niederer Prakrits zum Ausdruck. Die Komik des Vidushaka — man erinnere sich etwa an den Unglücklichen, der Duhshanta auf der Jagd begleiten muß —, die Schimpfereien des vulgären Straßenpublikums haben ihre eigene derbe Tonart. Aber sobald das Drama zu den erhabeneren Regionen aufsteigt, wird wie die Charaktere so auch die Rede unpersönlich. Sie ist immer gleich fein, kompliziert, geistreich, von immer derselben sentimentalen Weichheit oder demselben volltönenden Pathos. Alle Personen sind unermüdlich in Komplimenten, in den vorgeschriebenen farblosen und inhaltsleeren Äußerungen der indischen Höflichkeit. Oft neigen sie zu philosophisch angehauchter Redeweise oder zu doppelsinnigem Ausdruck, aus welchem der Kenner die Hindeutung auf Kommendes heraushört. Auch sind sie gern darauf bedacht, an bestimmten Stellen des Stückes jene bestimmten Figuren oder Ornamente anzubringen, welche das Gutdünken der dramaturgischen Gesetzgeber für den betreffenden Ort empfohlen hat (oben S. 72) — beispielsweise nahe dem Eingang des Stückes eine Äußerung von Glücksempfindung, eine Äußerung der Neugier und Überraschung; im dritten der fünf Teile, welche man unterscheidet, die Erwägung einer zweifelhaften Eventualität, aufgeregte Sprache — und so fort die langen Listen hindurch, welche die Theorie in ihrer Neigung, dem Dichter seine Bewegungen vorzuzeichnen, aufgestellt hat.

Das schwerste Hindernis aber für die Entwicklung eines wirklich dramatischen Dialogs liegt darin, daß, wie schon früher berührt worden ist, die Prosa beständig mit Versen wechselt; nicht mit fortlaufenden Abschnitten in poetischer Form, sondern mit einzelnen Strophen oder hier und da mit Reihen aufeinander folgender Strophen, von denen jede, in ihren eigenen Rahmen gefaßt, ein Ganzes für sich bildet. Daß es der dramatischen Dichtung — vielleicht infolge ihres engen Bündnisses mit Musik und Tanz — nicht wie der Epik des Mahabharata gelungen ist, die alte unbehilfliche Mischung von Prosa und Poesie[1]) zu überwinden, war in der Tat verhängnisvoll. Wie kann die Szene frei vorwärts schreiten, wenn fortwährend die Bewegung unterbrochen wird, um für selbständige kleine Poeme Raum zu schaffen?[2]).

[1]) Wir erinnern hier an das, was über das ältere Erscheinen dieses Gemisches gesagt worden ist: oben 1899, Bd. CI, S. 332 f.; 1900, Bd. CV, S. 412 f.; 1901, Bd. CIX, S. 368.

[2]) Moderne Übersetzungen haben vielfach die Unebenheit beseitigt und durchgehend den uns geläufigen Jambenvers durchgeführt. Die Form mag dadurch an Schönheit gewinnen; ihre Echtheit geht durchaus verloren.

Man halte diese Szenen neben die der griechischen Tragödie: dieselbe Verschiedenheit wie zwischen den Bauwerken Indiens, die von oben bis unten mit plastischem Schmuck bedeckt sind, und den griechischen Tempeln, welche diesen Schmuck auf wenige, feste Stellen beschränken, um im übrigen allein die großen, nackten Linien der architektonischen Struktur mit ihrer vollen Wucht wirken zu lassen. Die Verse des indischen Dramas ergießen beständig das Spiel von tausend bunten Lichtern um die Handlung. Bewegt sich der Held inmitten großartiger oder schöner Natur, wie könnte man dem widerstehen, über deren Schilderung für eine Weile alles andere zu vergessen? Müssen nicht die Tiefen des Bergwaldes, welche Rama durchwandert, mit ihrer unergründlichen, schweigenden Einsamkeit und dem waldverlorenen Sichregen alles Getiers in einem Wortdickicht von Strophen gefeiert werden, deren gleichen nur Bhavabhutis grandiose Phantasie ersinnen kann? Hier heben sich aus dem Prosadialog Sentenzen über Tugend und Lebensglück heraus. Dort wird das anmutige Gebahren einer Schönen gefeiert. Oder der Stundenansager meldet die Tageszeit: zum Untergang sinkt der Herrscher der Pflanzen, der Mond, während drüben, vom Morgenrot angekündigt, die Sonne emporsteigt. Oft bildet die Prosa nur den Faden, an welchem solche poetische Perlen aufgezogen sind. Kein Zweifel, daß Dichter und Publikum vielmehr in diesen als in jener das sehen, worin sich die Seele des Werkes am vollsten offenbart. Über der Freude aber an solchem Auffliegen zu lyrischen Höhen bemerkt man nicht, daß das eigene Leben, welches diese kleinen Kunstwerke im Kunstwerk entfalten, das Leben des Ganzen, dem sie angehören, schwächt, die Wirkung der diesem innewohnenden Kräfte in falsche Richtungen drängt.

Doch man vergesse für einen Augenblick dies Ganze und vertiefe sich in die einzelne Situation. Welche Fülle von Anmut, von glänzenden, schillernden Farben, von verschwenderischem Pomp! Wie weiß man mit der Pracht kühner, himmelhoch übereinander getürmter Bilder die Phantasie zu berauschen! Wie dem leisen Hin- und Herwogen zartester Empfindung Worte voll Wohllaut zu leihen!

Der Gewitterabend im „Tonwägelchen“: im Blitzesschein, unter dem Aufruhr der Elemente, umtönt von den Liebesschreien der Pfauen, schreitet Vasantasena, das wundervolle Weib, dem Hause des Geliebten zu.

Vasantasena (zu ihrem Begleiter)[1]:

Die zorn'ge Nebenbuhlerin
Hemmt mir den Pfad, die Nacht.
Donnernd und wieder donnernd zu mir spricht sie:
Törin, wohin der Weg?
Wenn sich an meines wolkenschweren Busens Prangen
Der Liebste freut, was geht's dich an?

Der Begleiter. Wohl, Herrin, so antworte du der Nacht und schilt sie.

Vasantasena. Was hilft es, Freund, sie zu schelten? Sie ist ein Weib und so hat sie törichten Sinn. Aber bedenke, Freund:

Mag die Wolke den Blitz senden, Regengüsse und Donnerschall,
Ob kalt der Tag, ob heiß, fragt nicht das Weib, das dem Geliebten naht.

[1]) Wir übersetzen nur einen Teil der Reden. Der Begleiter ist der oben (S. 76) besprochene „Vita“.

Der Begleiter. Vasantasena, sieh, sieh, diese andre Wolke —
Sturmbeschwingt in raschem Drang mit des Regens Pfeilen,
Mit des Donners Pankenton, heller Blitzesfahne
Greift den Mond sie an und raubt seiner Strahlen Fülle,
Wie des schwachen Feindes Stadt mächt'ger Sieger plündert.

Vasantasena. So ist es, Lieber. Schau hin:
Es schwand der Sterne Leuchten wie der Dank
Für Wohltat, die man schlechtem Mann erwies.
Glanzlos liegt Nord und Süd und Ost und West,
Gleich Frauen, die vom Liebsten sind getrennt.
Sieh, ist es nicht, als hätte durch und durch
Des Götterkönigs flammendes Geschoß
Das Himmelszelt durchglüht, daß es zerschmelzend
Zum Erdreich sich ergießt in Tropfenmeeren?

Der Begleiter. Herrin, klage nicht darüber. Ist doch der Blitz dir dienstbar:
Wie auf des Götterelefanten Brust die schwanke Goldschnur,
Wie weißes Banner aufgepflanzt auf höchstem Bergesgipfel,
Erhellt er, in des Himmelsherrn Palast als Fackel leuchtend,
Dir durch die Nacht den dunkeln Weg zu des Geliebten Hause.

Vasantasena. Lieber, hier ist das Haus.

Der Begleiter. In jeglicher Kunst bist du erfahren und bedarfst des Rats nicht. Aber doch heißt Freundschaft mich reden. Bist du in dies Haus eingetreten, hüte dich vor allzu starkem Zürnen —

Denn wo Zorn ist, wo gäb's da Liebe? Doch wo gäb's Liebe ohne Zorn?
Zürn und mache den Liebsten zürnen. Verzeih und laß auch ihn verzeihn.
Doch genug davon! He, ihr Leute, meldet dem edlen Tscharudatta:
In blütenduftdurchhauchter, wolkenprangender Stunde
Naht deinem Haus die Schönste, liebend, fröhlichen Herzens,
Mit regentriefenden Locken.
Erschreckt vom Wettertoben, deinen Anblick ersehnend,
Vom feuchten Schlamm sich rein'gend, der an dem Fußreif haftet,
Steht sie vor deiner Tür.

Wie flutet in diesen Reden der Strom mächtiger Bilder! Wie leuchtet, den Blitzen des Tropengewitters ähnlich, Vergleich über Vergleich immer funkelnder, immer siegreicher auf! Himmel und Finsternis, Wolken und Blitze sind belebt. Der nächtliche Sturm vermischt sich dem Atem der Leidenschaft. Alle Kräfte des Universums verherrlichen mit ihrem Toben den Weg der Liebe, den das Weib in seiner stolzen Schönheit wandelt.

Eine andere Szene, gleich der vorigen von Liebe und Sehnsucht durchweht, aber wie verschieden von jener. Sie gehört dem Schauspiel Bhavabhutis von Sitas Verstoßung und Wiederkehr an. Rama, kaum nach unermeßlichen Leiden mit der geraubten Gattin, der treuesten ohnegleichen, wieder vereinigt, hat seinem Volk, welches ungerecht an ihrer Reinheit zweifelt, das übermenschliche Opfer bringen müssen, sie von sich zu stoßen. Die Gangesgöttin hat sich ihrer erbarmt und sie menschlichen Blicken entrückt; die beiden Söhne, denen sie das Leben gab, hat die Göttin der Obhut des besten Pflegers in heiliger Waldeinsiedelei anvertraut. Lange Jahre sind darüber hingegangen; mit gramverzehrtem Herzen hat Rama seines königlichen Amtes gewaltet. Jetzt führt ihn sein Weg in jene Wälder, in welchen er einst mit Sita selige Zeiten verlebt hat. Die Erinnerungen wecken ihm überwältigenden Schmerz.

Da bereitet die Göttin Ganga ihm geheimnisvolle Linderung. Sie fügt es, daß Sita, wenn auch unsichtbar, ihm nahen darf, durch den Zauber ihrer Gegenwart Trost in seine Seele zu ergießen. Aus den Fluten der Godavari steigt die Entschwundene zur Menschenwelt empor:

Lieblichen Angesichts, ob auch Bläße die Wangen,
Die abgehärmten,
Und Verwirrung des Haares Pracht umfängt,
Des Leidens leibhaftes Bild, erfüllt von den Schmerzen
Getrennter Liebe:
So geht Dschanakas Tochter ein in den Wald.

Von einer Flußnymphe begleitet, tritt sie zu Rama, ungesehen von ihm und von seiner Begleiterin, einer Waldgöttin, einst der Freundin Sitas, als sie noch diese Wälder bewohnte. Rama bricht unter den Qualen der Erinnerung zusammen.

Rama. Grausame Tochter Dschanakas! Wohin ich blicke, glaube ich dich zu sehen. Du aber erbarmst dich meiner nicht.

Wehe, Herrin, mein Herze bricht; kraftlos sink' ich zu Boden.
Leer, ach, ist mir das weite All; flammende Glut verzehrt mich.
Abgrund finsterer Nacht umfängt mir die verwaiste Seele.
Schon entschwinden die Sinne mir. Wie soll ich Armer enden?
(Er wird ohnmächtig.)

Sita (unsichtbar). O Kummer, o Kummer! Ohnmacht hat ihn erfaßt, den Edeln!

Die Waldgöttin. König, komm zu dir, komm zu dir!

Sita. Wehe, du Edler! Um mich Arme versinkst du, der du aller Kreaturen Heil in dir trägst, immer wieder und wieder in dies tödliche, schreckensreiche Leid. Wehe, mein Leben schwindet. (Sie wird ohnmächtig.)

Die Flußnymphe. Liebe, komm zu dir, komm zu dir! Laß deiner Hand Berührung Rama den Hohen dem Leben wiedergeben.

Die Waldgöttin. Wie, kommt er noch nicht wieder zu sich? O Sita, du liebe Freundin, wo bist du? Ruf ihn zum Bewußtsein zurück, den Herrn deines Lebens. (Sita, heftig bewegt, naht ihm und berührt ihn an Herz und Stirn.)

Die Waldgöttin. O Glück! Rama ist wieder erwacht.

Rama. Welch ambrosischer Duft durchströmt mir plötzlich
Innen, außen den Leib und alle Glieder?
Wes Berührung gibt mir das Leben wieder,
Bringt mir selige Lust, bringt mir Betörung?
(Wonnevoll die Augen schließend.) Freundin Waldnymphe! Welches Glück!

Die Waldgöttin. Was ist geschehen, mein König?

Rama. Was anders, Freundin, als daß Dschanakas Tochter mir genaht ist?

Die Waldgöttin. O, wo ist sie, Rama, hoher König?

Rama (die Wonne der Berührung durch Gebärden ausdrückend). Sieh, steht sie denn nicht vor mir?

Die Waldgöttin. Ach, quält mich Arme der Schmerz um die geliebte Freundin noch nicht genug, daß du mit so herzzerreißenden, grausamen Wahnreden meine Qual noch mehren mußt?

Sita. Ich sollte weggehen. Aber des Edlen Berührung ergießt in mich durch treuer Liebe Kraft freundliche Kühlung. Im Nu besänftigt sie das alte, schwere Leid. So fesselt sie mit unbezwingbarer Gewalt meine Hand, die schweißbedeckt, gelähmt, ohnmächtig zittert.

Rama (zur Waldgöttin). Freundin, das sind nicht Wahnreden.

Die Hand, die bei der Vermählung Fest ich erfaßte, die geschmückte,
Die so oft mich beseligt mit lieblicher, ambrosisch linder Berührung —

Sita. Ach, deine Liebe, du Edler, ist ja noch die alte!

Rama.

Die gleich leisem Wehen kühlen Schnees mir erfrischt die Stirn, die heiße,
Die jasmingleich knospenzarte Hand, die teure, ich hab sie ergriffen!
(Es ist ihm gelungen, ihre Hand zu fassen.)

Sita. Ach, ich vergesse mich! Seine Berührung verwirrt mein Herz.

Rama (zur Waldgöttin). Freundin, die Wonne macht mir die Sinne schwinden. Ich bin mein selbst nicht Herr vor Erregung. Halte du sie fest!

Die Waldgöttin. Ach, das ist Wahnsinn! (Sita, in höchster Bewegung, reißt ihre Hand los und zieht sich von ihm zurück.)

Rama. O Jammer, ich habe sie mir entschwinden lassen!
Ihrer Hand Blume zart — ach, sie ist meiner Hand, kraftlos der kraftlosen,
Zitternd der bebenden, glühend der glühenden jählings entsunken.

Sita. O Jammer! O Jammer! Bald irrt sein wirrer Blick unstet umher, bald ist er erstarrt. Noch immer kann er sich nicht fassen.

Die Flußnymphe (Sita aufmerksam mit liebevollem Lächeln betrachtend).

Erschauernd zittert unter der Berührung
Des liebsten Manns die Teure, Schweiß bedeckt sie,
Wie des Kadambabaumes Blütenzweige
Vom Regenguß beströmt im Sturme schwanken.

Sita (für sich). Fürwahr, ich muß mich vor der göttlichen Flußnymphe schämen, daß ich mich nicht beherrschen kann. Was wird sie davon denken, daß an ihm, der mich verlassen hat, so mein Herz hängt!

Rama (nach allen Seiten blickend). Ach, wie konntest du mir entschwinden? Hast du denn kein Erbarmen mit mir?

Sita. Ja, wirklich, ich bin erbarmungslos, daß ich es trage, zu leben, wenn ich dich so leiden sehe. —

Wir brechen hier ab. Die Längen und Wiederholungen, von denen jedes indische Drama Szene für Szene voll ist, werden schon in dem von uns ausgehobenen Stück fühlbar, und würden es noch viel mehr werden, dürften wir den ganzen Auftritt geben. Aber wie verschwinden solche Schwächen vor der Innigkeit, der rührenden Schönheit dieser Poesie! Vom Geheimnis jenseitiger Geisterwelt durchhaucht, in zarter Mitte zwischen Traum und Wirklichkeit schwebt die Szene, gewebt aus Liebe, Leiden, zauberhaftem Trost. Sie ist würdig, den Weg zu der Schlußszene desselben Dramas zu bereiten, die dem Leiden Ramas und Sitas das gottgeschaffene Ende bringt. Ein Schauspiel im Schauspiel baut sich auf; mehr als einmal haben indische Dramen dies Motiv des Hamlet vorweggenommen. In der Waldeinsiedelei am Ganges erhebt sich die Bühne, auf welcher Nymphen dem zuschauenden Rama seine eigene und Sitas Geschichte vor Augen stellen, ihm offenbaren, wie über der Verstoßenen göttliche Huld gewaltet hat, wie die Zwillingsknaben, die sie geboren, von Gottheiten und Weisen großen Geschicken entgegengeleitet werden. Und als am Ende des Stückes die Sita des Schauspiels verschwindet und Rama in altem, neuem Schmerz zu Boden sinkt, rauschen die Gangeswellen auf; geleitet von schützenden Göttinnen entsteigt ihnen die wahre Sita, um zu unaussprechlicher Seligkeit sich dem Gatten zu vereinen.

X.

Bhavabhutis Hingang machte, scheint es, der Blüte des indischen Dramas ein Ende, und so unsicher die uns erreichbaren Zeitbestimmungen teilweise sind, läßt sich doch annehmen, daß die Blüte der Kunstpoesie überhaupt die des Dramas kaum lange überdauert hat. Die Steigerung aller Künsteleien der Form zu immer extravaganterer Überladung hielt gleichen Schritt mit dem raschen, hoffnungslosen Verarmen des inneren Gehalts. In einem Augenblick spurlos ins Nichts versinken konnten die großen Traditionen einer Kunst, wie der Kalidasas und Bhavabhutis, selbstverständlich nicht; es war nicht anders denkbar, als daß sich aus der allgemeinen Zerrüttung noch durch Jahrhunderte hier und dort Dichter und Dichtungen heraushoben, in denen sich etwas von dem alten Leben unerloschen bewahrte. Solchen Nachklängen der vergangenen Zeit darf vielleicht das schöne Drama „Des Ministers Siegel" mit seiner vornehmen Charakterzeichnung und seinem höchst kunstvollen Intriguenbau zugerechnet werden[1]). Auch das seltsame philosophische Schauspiel „Der Mondaufgang der Erkenntnis" (wohl 11. Jahrhundert n. Chr.) verdient hier Erwähnung: der an sich, gelinde ausgedrückt, verkehrte Versuch, das Thema der Vereinigung von Philosophie und Vishnuglauben in das Prokrustesbett eines allegorischen Dramas zu zwängen, in welchem der edle König Verstand den König Irrtum glänzend überwindet und sich mit Frau Offenbarung zu glücklichem Ehebunde vereinigt. So flach und abgeschmackt aber — wie das bei solchem Mißverhältnis von Stoff und Form nicht anders denkbar ist — die eigentliche philosophisch-religiöse Aktion ausfällt, so lustig, wenn auch stellenweise mehr als derb, ist der Humor, mit dem verschiedene Typen geistlicher Herren und Damen gezeichnet werden: der Buddhist, bei welchem selige Worte von weltentnommener Freiheit mit noch seligeren Gedanken an gefällige Kaufmannsfrauen, vorzügliche Mahlzeiten und Orgien in heller Mondnacht abwechseln — der astrologisierende Dschainamönch, der wilde, aus Schädeln essende shivaitische Wundermann samt zugehöriger Frau, deren freche, schnapsduftende Reize die erfolgreichste Propaganda für den Shivaglauben machen.

Eine einzige unter den Schöpfungen dieser späten Zeit verdient es, als letztes Glied zur Reihe jener Werke gestellt zu werden, welche die der indischen Poesie innewohnenden Kräfte in aller schönheitsreichen Entfaltung erscheinen lassen, freilich auch den Zug von Verhängnis, der dieser Dichtung und dieser Volksseele anhaftet. Ich spreche von dem geistlich-erotischen Singspiel Gitagovinda, das der bengalische Dichter Dschayadeva — die Inder erzählen, unter Krishnas eigener göttlicher Mitarbeiterschaft — im 12. Jahrhundert n. Chr. verfaßt hat.

Die Handlung ist die einfachste. Krishna, der menschgewordene Gott, mit den Scharen der Hirtinnen an Tanz und Liebeslust sich ergötzend, ist Radha, seiner Geliebten, entfremdet. Leiden und Klagen der Radha, wiedererwachende Sehnsucht des Gottes, Suchen, Warten, Grollen, trunkenes Glück

[1]) In vollkommen sicherem Ton läßt sich hier nicht sprechen; es ist nicht ausgeschlossen, daß jenes Stück noch der Blüteperiode des Dramas selbst zugehört.

der Vereinigung. Den drei Personen, welche auftreten — den Liebenden und einer Gefährtin Radhas — werden abwechselnd Arien in den Mund gelegt; vor einer jeden erklären einleitende Verse die Situation; nachfolgende Gebetssprüche preisen Krishna. Das ist der Rahmen, den Dschayadeva mit seinen Versguirlanden umwoben hat.

In seine Liebesmelodien tönen leise Klänge aus jenseitigen, mystischen Welten hinein. Die Züge des schönsten, wollustatmenden Jünglings verschlingen sich mit denen des Gottes, welchen die Geheimnisse des Universums, der Befreiung vom Daseinsleid, umweben:

Aus lotosgleichem, liebreich-weichem
Auge blickender,
Weltleidentrückender!

Und die menschliche, sinnenheiße Wirklichkeit dieser Liebesspiele scheint sich — oder täuschen wir uns? — wenn auch nur für Momente, in eine Schattenwelt von Symbolen zu verwandeln, hinter deren Schleier wenige Worte des Gedichts einen Blick tun lassen: Symbole des Sichverlierens des Geistes im Taumel der bunten Erscheinungswelt und wiederum seines Sichrettens in die stille Lichtwelt der Ewigkeit. Wir können hier nur vermuten, nicht behaupten. Aber der Art indischer Dichtung würde wohl ein solches Doppelgesicht poetischer Gedankengebilde entsprechen, ein solches Spiel, das nach launenhafter Lust Sinnlichstes und Übersinnlichstes aus unergründlichen Fernen einen Augenblick ineinander scheinen läßt. Und dann, so plötzlich wie dieser Schein aufleuchtet, ist er verschwunden, von den Wellen der Poesie überflutet; Krishna ist nichts mehr als der Buhle üppiger Frauen, das Liebeslied nichts mehr als ein Liebeslied.

Und was für ein Liebeslied! Wie schwanken glitzernde Lichter spielend über Unendlichkeiten bunter Farbenpracht! Vom walddurchleuchtenden Mondschein der Frühlingsnacht singt das Lied, von duftreichen Winden und vom Gesang der Vogelscharen, welcher die allbezwingende Herrschaft des Gottes mit den Blumenpfeilen preist. Es singt von berückender Frauenschönheit, von müde-liebestrunkenen Augen, von heißen Lippen, von Körpern, in denen die Kunde und Kunst aller Entzückungen wohnt. Es erzählt von dämmernder, träumender, klagender, zitternder, fiebernder Sehnsucht, vom leisen Klang des Murmelns, das den Namen des Geliebten wie einen Zauberspruch wiederholt. Aus der Gefährtin Munde vernimmt Radha, wie Krishna ihrer wartet:

Von seinem Hauch beschwingt
Flötenton leis erklingt,
Ruft dich mit sanften Weisen.
Den Staub, vom Wind entführt,
Der deinen Leib berührt,
Selig möcht' er ihn preisen.
An luftkühlem Strome
Im Waldesdome
Waldblumenumwunden weilt er.

Wenn sich ein Vogel regt,
Raschelndes Laub bewegt,

Meint er, er hört dich kommen,
Schmücket die Lagerstatt,
Schaut hin auf deinen Pfad
Mit Blicken furchtbeklommen.
An luftkühlem Strome
Im Waldesdome
Waldblumenumwunden weilt er.

Und endlich löst sich Leid und Sehnsucht in Seligkeit auf. Krishna zieht die Geliebte in seine Arme:

Deines Busens Kelch, den die Liebeslust durchschäumt in mächtigen Fluten,
Neig in heißer Umarmung auf meine Brust, o stille des Herzens Gluten.
Nur einen Augenblick nahe dem Nahenden, nahe dem Gott, o Radha!
Laß mich trinken den Nektar der Lippen dein, vom Tod erweck mich zum Leben,
Deinen Knecht, den mit bittrer Flammenqual die Trennungsschmerzen durchbeben.
Nur einen Augenblick nahe dem Nahenden, nahe dem Gott, o Radha!

Gesang für Gesang in immer wechselnden Rhythmen fließt die quellende Fülle duftgesättigter Worte, bald kurz, rasch, hüpfend, bald in langen, kunstvoll verschlungenen Zusammensetzungen sich wiegend und wogend. Weiche Klänge, Häufungen sanfter, leise gleitender Laute, zierliche Alliterationen, Reimgebilde, sonst von den Indern selten und sehr sparsam verwandt, hier im Übermaß verschwendet, umschmeicheln das Ohr und überströmen es mit Wohllaut. Refrains, zu denen ein Vers nach dem andern zurücklenkt, sammeln die Stimmung der Lieder in sich, bald klagend, bald lockend, bald in Bildern voll heißer Glut schwelgend, bald den Gott in bacchantischem Aufschrei rufend.

Der Hörer gibt sich dem Zauber des Liedes hin und fragt nicht, ob der Kunst und Überfülle dieser Töne nicht eins fehlt: die aus Herzenstiefen kommende Wahrheit. Er vergißt, danach zu forschen, ob die gestaltende Kunst Dschayadevas einen Wesensunterschied zwischen des Gottes Spiel unter den buhlenden Hirtinnen und seinem Liebesbund mit Radha geschaffen, ob der Dichter in das Bild solches Kontrastes Ernst und Kraft der Seele hineinzulegen gewußt hat. Wie vor dem benebelten Blick des indischen Vornehmen der Tanz der Bajaderen hin und her wogt, wie das Gefunkel der Edelsteine, die sie bedecken, immer wieder aufblitzt und immer wieder erlischt, so umspielt die Sinne die Poesie dieses Liedes, in dessen schmuckbeladenen Versen die von schwülen Gluten durchwallte indische Phantasie ihren zugleich vielgestalten und einförmigen Tanz aufführt.

Wir haben den weiten Weg vom Rigveda bis zum Gitagovinda zurückgelegt. Es mögen drei Jahrtausende sein, deren Dichtung an uns vorübergegangen ist. Welche Wandlungen von jenen kindlichen Künsten, mit denen die Opferer der noch kaum in Indien heimisch gewordenen arischen Hirtenstämme ihren alten Göttern Herdensegen und Kriegserfolge abschmeichelten, bis zur überreichen, überreifen Pracht des bengalischen Hohenliedes! In allem üppiges Wachstum, dem das Gleichgewicht fehlt. Wie ein Körper, von dessen Organen die einen verkümmert, die anderen in krankhaftem Übermaß entwickelt

sind, so erscheint diese Literatur der unermeßlichen Epen und Märchensammlungen, der Romane, deren doppeldeutige Sprache zwei Begebenheiten zugleich erzählt, der haarspaltenden Grammatiken und Poetiken, der Gesetzbücher in dichterischer Form und mit jeder dichterischen Freiheit gegenüber der Wirklichkeit, der gigantischen Weltbilder voll kindischer Unkenntnis der Natur, voll Gedächtnislosigkeit und Verständnislosigkeit für Vergangenheit und Geschichte. Allzu kurz waren die Tage jener tiefen und wahren Lyrik altbuddhistischer Mönche und der ihr verschwisterten weltlichen Lyrik desselben Zeitalters, deren Untergang für uns einen schwersten Verlust bedeutet. Wie bald entschwand solche Poesie, die aus dem Drange bewegter Seele kam, und richtete statt ihrer die konventionelle Dichtkunst, die aus den Lehrbüchern gelernt wird, ihr Panier auf: diese poetische Kunst, die zwischen zart anmutigem Spiel, zwischen vornehmer Feinheit und dem Taumel entnervter Decadence hin und her schwankt, bald die Züge eines Hetärengesichts, bald eines klugen, müden Greisenantlitzes zu zeigen scheint, hier die Wahrheit und Natur in verschmitztem Versteckspiel überlistet, dort sie unter Blumenlasten verschüttet. Eine Kunst, über deren reichen Schätzen im Kleinen Überspannung der Form, im Großen Formlosigkeit, nirgends das Maß waltet. Die Kunst eines aus der natürlichen Bahn seines Lebens herausgeratenen Volkes, des Verwandten von Griechen und von asiatischen Wilden, erliegend unter der Aufgabe, welche die Grausamkeit der Weltgeschichte ihm gestellt hat, Unvereinbares zu vereinen.

Aus den Memoiren von August Schneegans[1].

I. Stimmungen und Bestrebungen der Straßburger Bevölkerung während der Belagerung 1870.

In meiner „Geschichte des Krieges im Elsaß" habe ich versucht, ein Bild der Stimmung in Straßburg vor und während der Belagerung zu entwerfen. In diesem Buche habe ich jedoch meine Beobachtungen nicht vollständig wiedergegeben. Politische Erwägungen haben mich daran gehindert. Diese Geschichte erschien als Feuilleton in der „Helvétie" noch während des Krieges. Ich durfte nicht, der ich damals Franzose war, Deutschland dadurch Waffen gegen Frankreich liefern, daß ich alles berichtete, was ich gesehen hatte. Heute fallen diese Rücksichten weg. Die Geschichte verlangt ihr Recht. Und es ist auch gut, daß man die ganze Wahrheit erfahre. Wenn man immer die Geschichte allein von diesem Gesichtspunkte aus geschrieben hätte, würde unser Urteil nicht durch die unsinnigen Legenden gefälscht worden sein, welche die Parteiverblendung aufeinander gehäuft hat, und unter denen der gesunde Menschenverstand des französischen Volkes erstickt worden ist.

Als die deutschen Zeitungen bei Beginn des Krieges von einer „deutschen Partei" in Straßburg sprachen, verkannten sie die Sachlage im Innern der

[1]) Diese für die Geschichte des Elsasses hochwichtigen Memoiren werden demnächst vom Sohne des Verfassers, dem Würzburger Universitätsprofessor Heinrich Schneegans, herausgegeben werden. August Schneegans (geb. 1835 in Straßburg) hat bekanntlich im politischen Leben seiner Heimat eine bedeutende Rolle gespielt. Er ist der Begründer der sog. autonomistischen Partei gewesen, welche bei loyalem Anschluß an Deutschland die Selbstverwaltung für Elsaß-Lothringen und seine Gleichstellung als Bundesstaat erstrebte. Daß bereits im Jahre 1870 in der Straßburger Bevölkerung derartige autonomistische Bestrebungen vorhanden waren, wird aus obigen Seiten hervorgehen, welche zum größten Teil, freilich in französischer Sprache, im Jahre 1873 nach der Rückkehr August Schneegans' aus Frankreich in seine Heimat geschrieben worden sind. — Nachdem August Schneegans im Reichstage für die Einsetzung der Statthalterschaft im Elsaß eingetreten war, wurde er 1879 Ministerialrat in Straßburg, nahm aber, da er von seinen Landsleuten wegen seiner deutschen Gesinnung unaufhörlich bekämpft und in der schnödesten Weise angegriffen wurde, seinen Abschied und trat 1880 als Konsul in Messina in den auswärtigen Reichsdienst ein. August Schneegans, der 1898 als Generalkonsul in Genua starb, ist auch in dieser Zeitschrift und sonst literarisch sehr tätig gewesen.

Stadt vollständig. Es gab wohl in Straßburg einige Männer, drei oder vier, welche zu jeder Zeit ihre Vorliebe für Deutschland kundgegeben hatten, aber sie spielten keine politische Rolle bei uns, sie übten keinen Einfluß aus und traten während der Belagerung nicht hervor. Dagegen brach sich seit den ersten Tagen der Belagerung — wie ich des näheren noch ausführen werde — der speziell elsässisch-partikularistische Geist Bahn, der in vollem Gegensatze stand zum „welschen Geist", d. h. zum Geist der französischen Behörden und der „Kolonie".

Wenn die Deutschen nicht den Fehler begangen hätten, unsere Stadt zu beschießen, und auf die speziell elsässischen Anschauungen gleich von vornherein mehr Rücksicht genommen hätten, würde diese partikularistische Stimmung bei uns sehr bald vorgeherrscht haben; denn die Elemente derselben lagen alle vor und harrten nur der Entfaltung.

Die letzten Jahre des Kaiserreiches hatten unsere Anhänglichkeit an Frankreich sehr geschwächt; sie hatten in unseren Herzen alte elsässische Klänge, die lang verstummt waren, wieder zum Leben erweckt. Schon im Jahre 1865 konnte man Straßburger Politiker sich bereits die Frage vorlegen hören, ob nicht die Zukunft dem Elsaß eine internationale Neutralität bringen werde, ähnlich derjenigen der helvetischen Republik. Als nach der Schlacht bei Wörth eine französische Zeitung die Nachricht brachte, daß der König von Preußen die Niederlegung der Festung und Neutralisierung des Elsasses verlangte, stieß diese Meldung nicht auf Gleichgültigkeit bei der Bevölkerung, noch weniger auf feindlichen Widerstand — ich meine natürlich die eingeborene Bevölkerung, nicht die französischen Eingewanderten. — Später, als am Tage nach der Kapitulation dasselbe Gerücht sich verbreitete, nahm es die Bevölkerung mit derselben Freude entgegen wie Schiffbrüchige, die am Horizonte ein Segel auftauchen sehen.

Das betrübende Schauspiel, welches uns seit dem Anfang des Krieges das französische Heer geboten hatte, war weit entfernt, in uns die erloschene Begeisterung wieder zum Aufflammen zu bringen. Wir waren entschlossen, unsere Pflicht als Franzosen zu erfüllen, aber erfüllten sie resignierten Herzens. Das Heer sahen wir heranrücken ohne Ordnung, ohne Disziplin, alles dessen beraubt, was den Sieg vorbereitet oder zu ihm berechtigt. Die Offiziere frivol, unwissend, prahlerisch — die Soldaten in kleidsamer Uniform, lustig, stets zum Lachen aufgelegt, reizend anzuschauen — aber es waren andere Tugenden nötig, um ein Volk zu besiegen, das man auf so gehässige Weise herausgefordert und welches sich einmütig erhoben hatte, um Haus und Herd gegen die Invasion zu schützen. Wer aufrichtig war, mußte bei Beginn dieses Krieges die Empfindung der Ungerechtigkeit unserer Sache haben.

Der „Courrier du Bas-Rhin", in dessen Redaktion ich tätig war, hatte sich seit Anfang des Krieges und auf meine Initiative gegen die kaiserliche, zum Kriege hetzende Politik ausgesprochen. Ich hatte schon seit Jahren den Gang der Politik auf beiden Ufern des Rheins aufmerksam verfolgt; ich kannte die Empfindungen Deutschlands, seine Friedensliebe, seine Furcht vor einem Angriffe seitens Frankreichs; ich wußte auch, daß man in Berlin und

anderswo auf einen Angriff früher oder später gefaßt war und sich vorbereitete, ihm zu begegnen. Ich hatte besonders bei Anlaß des Luther-Festes in Worms Gelegenheit gehabt, die Stimmung in Deutschland zu beobachten. Ich sah sehr klar das Ende des Krieges voraus, die unvermeidliche Niederlage Frankreichs und als Folge davon für uns, die wir die ersten Opfer des Krieges sein würden, die Annexion. Ich war entrüstet, außer mir über die französische Politik, diese infame, perfide Politik von Schülern Loyolas. Ich sagte mir immer wieder und glaube es auch in meiner Zeitung ausgesprochen zu haben, daß, wenn es einen Gott im Himmel gibt, Frankreich aus diesem Kriege geschlagen und zerschmettert hervorgehen würde. Bei diesem Widerstand gegen den Krieg blieb der „Courrier" bis zum letzten Augenblick, d. h. bis zum Tage nach der Erklärung des Krieges.

Es fehlte nicht an Manifestationen der „jeunesse dorée" gegen mich; eine Schar junger Herren, die aus dem Café du Broglie, dem Rendezvous der jungen „haute volée", kamen, begab sich eines Abends unter meine Fenster und schrie: „Es lebe Frankreich! Nieder mit Preußen!" Wir erhielten Drohbriefe auf der Redaktion, welche uns fragten, ob wir denn nicht mit ganz Frankreich zur „Eroberung unserer natürlichen Grenzen" marschieren wollten. Allmählich hatte sich die Kriegswut aller Köpfe bemächtigt, oder vielmehr — es begannen allmählich die einen nach den anderen zu fürchten, nicht „patriotisch" genug zu sein, und die einen lauter als die anderen ins Kriegshorn zu stoßen.

Es ist falsch, zu sagen, daß die „Imperialisten" allein den Krieg mit Begeisterung begrüßten! Nein! eine große, sehr große Anzahl von Liberalen hatte sich mitreißen lassen; und, was noch seltsamer ist, die trotzigsten Radikalen und Republikaner wurden plötzlich die wütendsten „Patrioten". — „Patriotisch" wurde identisch mit „kriegerisch". Die einen ließen sich zu einer unbedachten, instinktmäßigen Heftigkeit hinreißen; andere hofften geradezu, daß das französische Heer geschlagen werden würde, daß das Kaiserreich gestürzt, und die Republik, ihr einziges Ideal, aus dem nationalen Ruin hervorgehen würde. Ebenso logisch wie wenig skrupulös und patriotisch im ernsten und heiligen Sinne des Wortes verweigerten sie dem Kaiserreich die Mittel zur Führung des Krieges, zu welchem sie mit allen Mitteln hetzten. Sie hüteten sich wohl, sich in die Reihen der Nationalgarde aufnehmen zu lassen, sie schrieen gegen die Bildung der Franktireurkorps — solange das Kaiserreich bestand. Am Tage nach seinem Sturze dagegen stellten sie sich an die Spitze einer neuen militärischen Bewegung.

Ich bin Zeuge der recht seltsamen Bewegung gewesen, die sich in der Masse der Bürgerschaft am Anfang des Krieges vollzog. Zuerst billigte uns alles in unserem antikriegerischen Feldzug; dann fielen die einen nach den anderen ab; man begann im Kasino oder auf der Straße weniger laut über dergleichen Dinge zu reden; man schaute um sich, bevor man darüber sprach; man flüsterte, man schwieg — um plötzlich wieder sehr laut — aber im entgegengesetzten Sinne zu reden.

Man hat in Frankreich um Straßburgs Haupt den Lorbeerkranz des Heroismus gewunden, wie man gewisse Persönlichkeiten an den Pranger des

Verrats gestellt hat. Das ist ebenso unberechtigt als ungerecht. Ich habe die ganze Periode der Belagerung in meiner Heimatstadt verbracht; mein Amt als Beigeordneter des Bürgermeisters ebenso wie meine Tätigkeit als Journalist haben mich in die Möglichkeit versetzt, von etwas höherem Standpunkte als viele anderen alles, was man während dieser sechs Wochen in Straßburg gedacht und getan hat, zu überschauen. Nun, ich kann mit gutem Gewissen sagen, daß ich in der Bevölkerung weder Heldentum noch Verrat entdeckt habe; die Art, wie der Krieg erklärt worden war, und wie er geführt wurde, war nicht geeignet, Heldentum hervorzurufen, und niemand hat anderseits jemals daran gedacht, das Vaterland, welches uns im Stiche gelassen, zu verraten. Man hatte den Krieg leichten Herzens erklärt, und leichten Herzens hatte man das Elsaß preisgegeben — die Elsässer fühlten sich (damals waren sie alle darüber einig) tief gekränkt durch diese Handlungsweise, aber sie haben nichtsdestoweniger ihre Pflicht als Franzosen, ehrlich und brav, ohne Prahlerei und Heroismus, aber vor allem ohne verräterische Hintergedanken, erfüllt. Dagegen haben sich einige Eingewanderte (aus der „welschen Kolonie", wie man sie nannte) ihren Pflichten durch die Flucht während der ersten Tage der Belagerung entzogen.

Am Anfang, als die Beschießung begann, war die Bevölkerung wie von Schrecken gelähmt. Der erste Gedanke aller war, sich im Keller zu verstecken; die Straßen, Plätze waren öde und leer. Nach einigen Tagen begann man aber wieder auszugehen; man gewöhnte sich; gegen Ende der Belagerung scherzte man; man lief von Tür zu Tür und lachte über die Schornsteine, die von den Dächern fielen. Heroismus war es aber nicht; man war in sein Schicksal ergeben und fügte sich ins Unabänderliche.

Der Gemeinderat, dem ich angehörte, hielt seine Sitzungen anfangs im Rathaus ab, auf dem Broglieplatz. Man versammelte sich im gewöhnlichen Sitzungssaale des Gemeinderates im Erdgeschoß. Als die Beschießung begann, fielen die Granaten auf den Platz, auf den sich unsere Fenster öffneten. Eines Morgens war eine Granate gerade oberhalb vom Sitzungssaale gegen die Wand geplatzt. Ein Gemeinderatsmitglied schlug vor, sich in einen anderen Saal zu begeben, nach der Straßenseite. Der Bürgermeister, Herr Hümann, antwortete ihm: „Haben Sie Angst, zu sterben? Laßt uns auf unseren kurulischen Stühlen den Tod erwarten!" Er hatte es in dem ihm eigenen scherzhaften Tone gesagt. In diesem Augenblick krachte eine Granate auf dem Platz. Alles stand auf und räumte den Saal. Einige Minuten darauf drang eine andere Granate in den Saal, den wir eben verlassen, und vernichtete die Möbel, die sich darin befanden. Wir hielten von der Zeit ab unsere Sitzungen in einem Zimmerchen ab, das man mit Weizensäcken ausgepolstert hatte nach der Straßenseite. Um ins Rathaus zu gehen, mußte ich über den Thomasplatz, durch die Schlossergasse, den Gutenbergplatz, über den fortwährend die Granaten hin und her flogen, durch die Spießgasse und endlich die Zimmerleutgasse. Ich traf auf dem Wege die Gemeinderäte Küß, Klein, manchmal Clog-Martian. Der Gutenbergplatz war ganz besonders gefährlich. Fortwährend pfiff es über unseren Köpfen; ein Mann wurde

eines Tages getötet, während ich über den Platz eilte. In der Spießgasse war man geschützt wie in einem Laufgraben. Desto größer war dann die Gefahr in der Zimmerleutgasse. Dort liefen wir von einem Tor zum anderen, zwischen dem einen und dem anderen Schuß und schützten uns gegen die Schornsteine und Ziegelsteine, welche von den Dächern herunterstürzten. In der Spießgasse wartete gewöhnlich ein mir bekannter, biederer Notar unter seiner Haustür auf mich; er hielt mich an und sprach in den schärfsten Ausdrücken seine Entrüstung über die Feigheit (sic) des Gemeinderates aus, weil er vom General nicht verlange, so schnell als möglich zu kapitulieren. Nach der Kapitulation war derselbe Notar einer der wütendsten Chauvinisten, der überall Verräter witterte. Er wanderte nach Frankreich aus.

Heroisch waren unsere biederen Spießbürger nicht. Und wenn der eine oder andere es sein wollte, entbehrte es nicht eines komischen Beigeschmackes. So will ich nicht verfehlen, auf folgende „heroische" Demonstration aufmerksam zu machen, zu welcher am Tage nach dem Brande der Bibliothek der Schneider B. die Initiative ergriff. Er versammelte auf dem Broglie etwa hundert seiner Mitbürger um sich und bat mich, der ich gerade des Weges vorbeikam, mit ihm an der Spitze des Zuges einherzugehen, welcher sich aufs Generalkommando begeben sollte, um Waffen zu einem Ausfall zu verlangen. Ich tat ihm den Gefallen; im Innern meines Herzens sagte ich mir aber: „Welch törichter Gedanke! Und wenn der General uns Waffen gibt, was werden wir damit anfangen?" Als wir auf dem Generalkommando in der Brandgasse ankamen, waren wir von hundert, die wir auf dem Broglie gewesen, gewiß noch über zwanzig; als wir die Treppe zum General aufstiegen, vielleicht noch fünfzehn. — Der General dankte uns für unsere gute Absicht und schickte uns nach Hause, mit der Bemerkung, er habe seine Soldaten und wolle uns nicht unnützerweise der Gefahr der Verkrüppelung aussetzen. Ich denke, daß beim Verlassen des Generalkommandos alle diese fünfzehn braven Spießbürger sich recht erleichtert gefühlt haben werden. Am Tage darauf rühmten sich aber alle Hundert vom Broglie und noch etliche andere mehr, daß sie den General um Waffen angegangen seien, und überschütteten ihn mit Schimpfreden, weil er sie ihnen verweigert hatte.

Der Geist, welcher im Heere herrschte, scheint auch nicht enthusiastischer gewesen zu sein als der unsrige. Ich entnehme es einigen Vorfällen, deren Zeuge ich gewesen bin. Zunächst am Anfang des Krieges die Reden der Soldaten und ihrer Unteroffiziere: „Man führt uns ins Schlachthaus (on nous mène à la boucherie!)," sagte mir auf dem Walle des Spitaltores ein Sergeant der Vincennesjäger vor seiner ganzen Kompagnie mit lauter Stimme, mit drohender und zugleich wütender Gebärde.

Ein bei Wörth verwundeter Hauptmann Caillard vom 2. Zuavenregiment, welchen wir in unser Haus aufgenommen hatten, sagte mir eines Morgens: „Wir sind verloren! Unsere Soldaten wollen sich nicht schlagen." — Und er erzählte mir die Haltung seiner Zuaven bei Fröschweiler. Ein Drittel nur marschierte vor, als die Trompete das Signal „Schützen vor!" gab. Die anderen verkrochen sich hinter die Hecken, in die Löcher. Der Hauptmann

mußte zu Pferd hinter ihnen hereilen und stieß sie, um sie zum Vormarschieren anzutreiben.

Später, in Bern, sagte mir der Bataillonschef Conard, ein Freund meines Schwagers, mit dem ich in Begleitung seines Obersten zusammen speiste, indem er von der armée de l'Est sprach: „Nous avons été plongés dans un bain de lâcheté!“ Und der Oberst gab ihm recht. Wenige Tage vor dem Schlusse der Belagerung begegnete mein Schwiegervater unter seiner Haustür zwei Infanteristen, welche Pakete unter dem Arme trugen: „Was tut Ihr hier?“ fragte er sie. — „Wir kennen eines Ihrer Dienstmädchen, das in Ihrem Keller ist, und möchten Zivilkleider bei Ihnen niederlegen.“ — „Wozu das?“ — „Nun, wenn dieser Tage wird gestürmt werden, dann kommen wir hierher, um unsere Zivilkleider anzuziehen.“ Mein Schwiegervater wies ihnen entrüstet die Tür, indem er ihnen sagte: „Wenn Ihr Zivilkleider anziehen wollt, statt Euch zu schlagen, tut es, wo Ihr wollt, das ist Eure Sache, aber niemals bei mir!“

Ich will damit nun durchaus nicht sagen, daß das französische Heer sich im allgemeinen schlecht geschlagen habe. Es sind ja glorreiche Taten auch ausgeführt worden. Aber der Geist war im allgemeinen nicht der, welcher zum Siege führt. Man wird begreifen, daß wir, die wir von Anfang an derartige Dinge sahen und hörten, kein Vertrauen in das Endresultat hatten.

Es brach sich allmählich eine ganz eigentümliche Stimmung Bahn im Gemeinderat und in der Bürgerschaft — ich meine dabei ganz besonders die protestantische Bürgerschaft — die Welschen und alle die, welche sie umgaben, alle katholisch, zeigten diese Empfindungen nicht; sie waren denen eigentümlich, welche die alte protestantische freie Reichsstadt repräsentierten. Wir sagten unter uns in unseren Versammlungen im Hôtel du Commerce und im Bierhaus, in der Schuhmachergasse: „Frankreich hat uns vollständig im Stich gelassen; es liegt gar keine Hoffnung vor, daß man uns zu Hilfe komme; alle Gerüchte, welche der Präfekt umlaufen läßt, über heranrückende Verstärkungen, über Heere, die uns aus der Not befreien werden, sind nichts als Schwindel; wir können nur auf uns allein bauen. Wir, der Gemeinderat, sind unter diesen Umständen die einzige Behörde, welche die Stadt vertritt; wir sind die ‚souveräne Macht‘ in Straßburg. Ist doch diese Stadt von dem Lande, welchem sie angehörte, abgeschnitten; ist sie doch preisgegeben, wie zur ‚unabhängigen Monade‘ geworden. Nun wohl, als souveräne Macht dieser im Stich gelassenen Stadt haben wir die Pflicht, sie aus dem vollständigen Ruin zu erretten!“

Wir waren — ich erkenne es jetzt — auf dem besten Wege, die Kommune in Straßburg zu konstituieren, wie Paris sich später als Kommune konstituierte. Zur selben Zeit träumte der Süden Frankreichs von autonomen Föderationen. Es machte sich eine recht seltsame Bewegung geltend, die sich im Norden, im Zentrum, im Süden kundgab. Ein Verwittern, ein Zerbröckeln! Später wurde ich durch die Übereinstimmung dieser verschiedenen Bewegungen sehr überrascht; eine ganz symptomatische Übereinstimmung, denn es bestand natürlich gar kein Einvernehmen irgend welcher Art zwischen dem blockierten

Straßburg und den anderen Teilen Frankreichs, in denen sich dieselbe Erscheinung zeigte.

Der Unterschied zwischen der alteingeborenen protestantischen Bevölkerung und den Eingewanderten und Katholiken, die stets mit ihnen gingen, zeigte sich deutlich bei all diesen speziell elsässischen Bewegungen. Das erste Mal, wo sich der Unterschied dieser Auffassung in diesen verschiedenen Schichten der Bevölkerung bemerkbar machte, war der Tag, an welchem beim Heranrücken des Feindes der letzte Eisenbahnzug Straßburg verließ, in dem die Flüchtlinge Platz nahmen. Dieser Zug bestand aus etwa vierzig Wagen. Er wurde förmlich gestürmt. Beamte, Offiziere außer Dienst, Advokaten, Justizbeamte, Professoren drängten sich in den Zug hinein. Als er sich in Bewegung setzte, erhoben sich halb freudige, halb schüchterne Rufe aus den gefüllten Wagen, wie von Leuten, die im Begriffe sind, einer großen Gefahr zu entrinnen. „Lebe wohl, Straßburg!" riefen diese spöttischen Stimmen. Wir aber, die wir diese Rufe hörten, waren entrüstet. „Das sind die Welschen, die uns im Stiche lassen!" sagte man abends in den Bierhäusern, im Kasino, und wo man sich sonst traf. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, gehörten alle diese Flüchtlinge in der Tat zur Kolonie. — „Wie," sagten sich die alteingesessenen Straßburger, „ist das die Anhänglichkeit, die man unserer Stadt bewahrt? Beim ersten Anzeichen nahender Gefahr verläßt man uns. Und wir, die wir uns nicht retten können, gibt man allein mit Frau und Kind preis, und man hat nichts Eiligeres zu tun als sich ein Plätzchen im Trocknen zu suchen!" An diesem Abend fühlte sich die autochthone Bevölkerung erst recht auf sich allein angewiesen, sie schloß sich enger zusammen, sie fühlte besser ihre Zusammengehörigkeit; es brach sich plötzlich eine Strömung elsässischen Geistes Bahn, deren Möglichkeit noch am Tage vorher gar mancher nicht geahnt hatte. Die zurückbleibenden Beamten taten nichts, um den beklagenswerten Eindruck zu verwischen, den die Haltung dieser ihrer Kollegen und Landsleute auf die Bevölkerung ausübte.

Ich habe in meiner „Geschichte des Krieges im Elsaß" vom Lug- und Trugsystem gesprochen, das vom ersten Tage der Belagerung an als Regierungsprinzip angenommen wurde. Die Verwaltung log bewußt, log mit Absicht, log mit Frechheit, und wenn sie der Lüge überführt wurde, fühlte sie deshalb nicht etwa, daß sie etwas von ihrer Ehrbarkeit eingebüßt habe. In den ersten Wochen hatten wir der kaiserlichen Verwaltung das ekelhafte Monopol dieses Verfahrens zugeschrieben; indem sie sich gegen den Präfekten erhob, wandte sich die Gemeindevertretung vor allem gegen den Beamten, der angeklagt war, durch Lügen den Geist der Öffentlichkeit zu vergiften; der Zentralkommissar mußte infolge dieser Anklage vor der Entrüstung der ganzen Stadt zurücktreten. Später entdeckten wir mit Schmerz, daß das System, dessen wir das Kaiserreich für schuldig erachteten, Frankreich selbst aufs Konto geschrieben werden mußte. Als Valentin, der republikanische Präfekt, in die Stadt gedrungen war, schlug die oberste Verwaltungsbehörde ihren früheren Weg wieder ein. Während einiger Tage hatten wir ein normales Leben geführt; wir erhielten die Nachrichten, welche der General sich verschaffte; wir

konnten uns über unsere Lage klar werden, und aus dieser Kenntnis schöpften wir ein männliches Vertrauen zu uns; wir handelten wie Männer, welche klar sehen, und welche den Horizont beherrschen. Plötzlich schlug das Dunkel wieder über uns zusammen; man teilte uns nur sorgsam ausgesuchte Nachrichten mit; man fabrizierte solche; man schlug groteske Telegramme aus Schlettstadt an, welche ankündigten, daß ein „energischer General" in Belfort erwartet werde, daß Trochu in Paris eine Parade über 500 000 Mann abgenommen, und daß jedermann wieder Hoffnung schöpfte. Es ist möglich, daß diese Art und Weise, wieder Mut einzuflößen, in Marseille oder Bordeaux zum Ziele führen kann; sicher ist aber, daß sie nicht in Straßburg von Erfolg gekrönt sein kann. Unser Temperament verträgt diese Prahlereien und derartige Behandlung nicht. In diesem Punkte unterscheidet sich der Elsässer vom Franzosen sofort; und bei diesen Gelegenheiten konnte der Elsässer ganz deutlich den Unterschied fühlen, der ihn moralisch von seinen Landsleuten jenseits der Vogesen trennte. Diese brauchen vor allen Dingen Hoffnung; jene müssen klar sehen können. Ein Franzose, der die Hoffnung verloren hat, ist ein fertiger, toter Mann; er wird sich nie in sein Schicksal ergeben. In seinen Augen ist die Ergebung eine Feigheit und der Beginn des Verrats. Der Elsässer wird dagegen nicht mehr Mühe empfinden, für eine Sache zu kämpfen, die er verloren weiß, als für eine andere; er wird seine Pflicht bis zuletzt erfüllen, ohne Prahlerei, ohne Großtuerei, einfach, weil es seine Pflicht ist; und wenn er sehen wird, daß alles verloren ist, so wird er die Waffen strecken und sich in das Schicksal fügen, das er nicht hat verhindern können.

Während der Belagerung wurden bald von den einen, bald von den anderen die verschiedensten Vorschläge gemacht, um das Ende der Beschießung herbeizuführen. Eines Tages fand im Hôtel „Zum roten Haus" eine Versammlung statt, welche Herr Boersch, der Chefredakteur des „Courrier du Bas-Rhin", einberufen hatte. Man sprach davon, dem General von Werder eine Art Lösegeld anzubieten; man wollte sich verpflichten, mehrere Millionen zu zahlen, damit das Belagerungsheer die Beschießung in eine gewöhnliche Blockade verwandle, bis das Schicksal Frankreichs anderwärts entschieden sei. „Wir im Elsaß sind der Preis des Kampfes; wir können uns für den Sieger aufsparen; Deutschland hat alles Interesse daran, uns intakt zu erhalten." Diese Phantasien führten natürlich zu keinem praktischen Ergebnis.

Ein anderer Vorschlag wurde von Kablé[1]) vorbereitet. Es war dies während der letzten vierzehn Tage der Belagerung. In jeder Sitzung des Gemeinderates kündigte mir Kablé an, daß er sich vorbehalte, „seinen" Vorschlag zur Sprache zu bringen; er formulierte ihn niemals öffentlich, aber er teilte ihn mir persönlich mit, und ich bat ihn, er möge ihn — in seinem Interesse — für sich behalten, da er die schwersten Folgen für ihn hätte haben können. Er hatte im Sinne gehabt, ganz einfach zu verlangen, daß Straßburg, durch die Vermittlung seines Gemeinderates, seine Loslösung von

[1]) Wie haben sich später die Zeiten geändert! Kablé wurde bekanntlich — unter dem Einfluß Gambettas — der Sache der Autonomie untreu und der eifrigste Verfechter des französischen Protestlertums.

Frankreich proklamiere und sich wieder als freie Stadt, wie vor der Einverleibung durch Frankreich im Jahre 1681, konstituiere; auf dieser Basis sollte die Stadt mit Deutschland in Verhandlungen eintreten, um sich eine Art neutraler Autonomie zu gründen. Kablé, wie gar viele in dieser Zeit, war der Ansicht, daß Straßburg, da es von Frankreich preisgegeben worden war, in der Tat seine Unabhängigkeit wieder erlangt hatte, daß wir uns als Staat für sich betrachten durften, daß unsere einzige legitime Behörde der „souveräne" Gemeinderat sei. Dieses Wort „souverän" wurde sehr häufig gebraucht. Der Gemeinderat war in seiner großen Mehrheit dieser Ansicht. Eines Tages fand eine heftige Diskussion zwischen Herrn Flach — der später ein wütender Chauvinist wurde — und einem anderen, der welschen Partei angehörenden Gemeinderatsmitgliede, ich glaube, Herr Saglio, statt. Als derselbe gesagt hatte, man möge auf die Verstärkungen Frankreichs warten, rief Herr Flach aus: „Was wollt ihr denn mit *eurem* Frankreich? Es existiert nicht mehr; es liegt zerschmettert am Boden, und wir müssen vor allem an uns denken." Er fuhr in diesem Tone fort, mit sehr starken Ausdrücken, wie es seine Gewohnheit war, indem er sagte, Frankreich habe uns nur Niederlagen, Schande und schließlich Granaten ins Haus gebracht. Einige andere Gemeinderatsmitglieder, so Herr Mallarmé, widersprachen ihm sehr heftig.

In dieser Zeit teilte sich der Gemeinderat in zwei sehr scharf voneinander getrennte Lager: die eingewanderten „Welschen" und die Katholiken auf der einen Seite und die Vertreter der alten, elsässischen, protestantischen Bevölkerung auf der anderen. Die ersteren hielten vor allen Dingen an Frankreich, die anderen dachten zunächst an Straßburg. Man kümmerte sich in diesem zweiten Lager nicht mehr um die französischen Behörden; es gab seit dem 4. September keinen Präfekten mehr, und man wußte, daß der General Mittel und Wege suchte, um zu kapitulieren, da die Stadt sich nicht mehr halten konnte. Die Ankunft des neuen republikanischen Präfekten Valentin änderte die Sachlage nur oberflächlich. Man hatte die ganz deutliche Empfindung, daß das Elsaß preisgegeben und für Frankreich verloren war, und daß der Gemeinderat sich eigentlich um die Zukunft Straßburgs bekümmern müsse. In der Tat gab es zwei Mächte in Straßburg, den General und den Gemeinderat; beide hielten sich für ebenbürtig. Das Heer und die Offiziere nahm man nicht mehr ernst; man zuckte die Achseln, wenn man von ihnen sprach. Niemand, absolut niemand hatte mehr Vertrauen zu ihnen; die einen suchten ihre Zukunft in Paris, in Frankreich, wohin sie auszuwandern gedachten, die anderen erblickten sie in Straßburg; sie wollten die alten Traditionen von der Zeit vor der französischen Eroberung wieder aufleben lassen. Auch der Chefredakteur des „Courrier du Bas-Rhin", Boersch, wie der Buchdruckereibesitzer Silbermann hatten diese Ansicht. Boersch wollte sogar später, in Bordeaux, auf der Nationalversammlung, eine Rede in diesem Sinne halten; er tat es aber nicht, weil er die Wirkung, die sie auf die Majorität ausgeübt hätte, fürchtete.

In diesen Gedankengang reiht sich auch folgende charakteristische Episode, die ich nicht verschweigen möchte. Zwei Tage nach der Kapitulation befand

ich mich mit Herrn Gelly, dem Direktor einer industriellen Anstalt, bei Kablé; wir frühstückten zusammen. Auf einmal hörten wir, wie draußen auf der Straße, in der Meisengasse, Reiter vorbeizogen. Wir schauten zum Fenster hinaus. Es war der Großherzog von Baden, der an der Spitze seines Generalstabes vorbeikam. In diesem Augenblick sagte mir Kablé: „Wenn wir im Elsaß etwas werden könnten, das dem Großherzogtum Baden gliche! Das wäre ein Glück, in jeder Hinsicht." — Wir waren ganz seiner Ansicht, und während die Generäle und Offiziere auf der Straße vorbeizogen, tranken wir auf die künftige Autonomie des Elsasses. Es war das erste Mal, denke ich, daß dieses Wort Autonomie ausgesprochen wurde, und Kablé sprach es aus, und zwar, wie ich ausdrücklich bemerken möchte, in einem ganz deutschen Sinne; wir fügten uns in die neue Sachlage, welche alle voraussahen, und die keinem angst machte. Ich kann, ohne irgendwie zu fürchten, mich zu irren, behaupten, daß diese Empfindungen damals in der Straßburger Bürgerschaft außerordentlich verbreitet waren; nur die Eingewanderten, die Welschen, Männer wie Mallarmé, Saglio u. a., alle Söhne von Franzosen aus dem Innern, teilten sie nicht.

Die Lage änderte sich erst, als Paris wieder seine Tore öffnete und uns seine Sendlinge schickte. Da vollzog sich eine Reaktion; man wurde ängstlich; die, welche autonomistische Ideen hatten, und welche es für das natürlichste gehalten hatten, solche zu haben, sahen sich plötzlich als Verräter, als Renegaten gebrandmarkt. Da tauchten all die großen rauschenden Worte der Revolution wieder auf. In Paris druckte man Pamphlete gegen uns; man begann das Elsaß zu terrorisieren. An der Spitze dieser Bewegung standen ausgewanderte Elsässer, Flüchtlinge, wie Engelhardt, oder solche, die zu dem Pariser Leben viel engere Beziehungen hatten als zum elsässischen, wie Scheurer-Kestner.

Die Bestrebungen und Stimmungen innerhalb des Gemeinderates, die ich vorhin skizzierte, führten zu keinem praktischen Ergebnis. Sie hatten höchstens zur Folge, daß wir in direkte Beziehungen zum General traten, um ihn zur Kapitulation zu bringen. Wir sagten uns damals — und ich war es, der in Gegenwart des Generals das Wort führte —, daß wir ihn durch unsere Abstimmung decken mußten. „Wenn der General kapituliert" — das war der Gedanke, den ich ausführte —, „so wird er dem Kriegsgericht überwiesen werden; da wir aber nun seine Meinung, daß eine Kapitulation unausbleiblich ist, teilen, so müssen wir irgend eine Manifestation veranstalten, welche ihn gegebenenfalls decken kann." Der General ging nach der Sitzung auf mich zu und drückte mir dankend die Hand.

Die Manifestation fand statt, aber zu unserer großen Überraschung antwortete der General durch die Weigerung, zu kapitulieren. Unsere Abstimmung war also unnütz gewesen; ja, der General konnte sich ihrer gegebenenfalls sogar bedienen, nicht mehr um sich zu decken, wohl aber um uns zu verderben. Er tat es aber nicht. Er war zu loyal dazu. Er hatte im Gegenteil nach der Belagerung die sehr ungerechten Angriffe des ehemaligen kaiserlichen Bürgermeisters, Herrn Hümann, zu erdulden, welcher ihn auf dem Grabe des

späteren Bürgermeisters Küß anklagte, kapituliert zu haben, — und dies, trotzdem er, Hümann, wie wir alle, überzeugt war, daß der General kapitulieren mußte.

Ich habe im Vorhergehenden schon öfters auf den Unterschied in der Auffassung der Lage bei den Eingeborenen und bei den Eingewanderten hingewiesen, — ein Unterschied, der außerordentlich wichtig ist für die Beurteilung der Verhältnisse zwischen Elsässern und Franzosen. Dieser Unterschied im Charakter und Temperament trat mir besonders entgegen am Tage, wo die Schweizer Abordnung, welche die Frauen und Kinder aus der belagerten Stadt führen wollte, in Straßburg eindrang. Dieser Tag war für mich eine wahre Offenbarung, die ich nie vergessen werde.

Der Gemeinderat hatte sich in Corpore, von einer Menge von Bürgern begleitet, zum Weißturmtor begeben. Abgesehen von den Soldaten der Wache waren wir unter uns, nur Elsässer. Als der Zug mit den Schweizern in die Weißturmstraße einbog, erhob sich von allen Seiten lauter, begeisterter Zuruf. Mir kam es vor, als ob das alte Straßburg seine früheren Alliierten von der helvetischen Republik begrüßte; die alte Reichsstadt streckte den Schwesterrepubliken von Basel, Zürich, Bern die Arme entgegen. Wir alle, Männer, Frauen, Kinder, weinten. Es schien, als ob über die Jahrhunderte hinweg die Stimme der alten Reichsstadt zu uns dränge, um den Nachkommen der Stettmeister und Ammeister zu sagen, daß in ihren Adern noch dasselbe Blut ihrer Väter flösse.

Die Schweizer Abgeordneten erzählten uns die Niederlage unserer Heere, die Gefangennahme des Kaisers, die Vernichtung Frankreichs, die Ausrufung der Republik. Wir begaben uns ins Rathaus, um mit den Herren die endgültigen Bestimmungen hinsichtlich der Abreise unserer Frauen und Kinder zu treffen. Eine aufgeregte Menge füllte den Hof. Es waren Beamte, Offiziere, Militärärzte; der Präfekt in Galauniform hielt große Reden. Man schien eifrig über wichtige Dinge zu disputieren. Die Gesichter flammten in leidenschaftlicher Erregung auf. Wie groß war aber unser Staunen, als wir merkten, worum es sich handelte! Die Nachrichten, welche die Abgeordneten gebracht hatten, riefen diese Erregung hervor; sie wirkten aber ganz anders auf die Herzen der Beamten als auf die der eingeborenen Bevölkerung. Diese Nachrichten waren schlimm für Frankreich; sie waren also falsch, und die, welche sie gebracht hatten, konnten nur Verräter, nur Spione sein. Die Gemeinderäte wurden sofort von den Beamten in die Diskussion hineingezogen. Wie durch einen Zauberschlag traten deutlich die zwei Lager, in die sich die Bevölkerung teilte, hervor. Küß stritt sich mit dem Präfekten, dem Baron Pron; der Professor der Chemie und Kommandant der Franktireurs Lees Bodard mit dem Bierbrauer Schott; der Militärarzt Bouchard mit dem Schlossermeister Lichtenfelder; der Direktor des Zollamtes, Mascotte, mit mir. Sie alle, die Franzosen, behaupteten, daß die Abgeordneten falsche Delegierte seien, daß wir es mit Spionen von Werder zu tun hätten, daß ihre Nachrichten falsch seien Der Streit wurde immer heftiger. — „Wer sind Sie," rief der Präfekt Herrn Küß an, „wer sind Sie, der Sie wagen, mit mir in diesem Tone zu reden?"

Küß hatte gerade behauptet, daß, wenn Frankreich verloren sei, wenn das Elsaß deutsch würde, das Kaiserreich und seine Agenten verantwortlich gemacht werden müßten für diese Katastrophen. „Wer ich bin?“ antwortete Küß; „ich bin, was Sie nicht sind, Herr Präfekt, ein Ehrenmann!“ — Bouchard forderte Lichtenfelder; Lees Bodard nannte Schott einen Verräter. Mascotte stürzte sich auf mich, — ich sollte, wenn ich es wagte, beweisen, daß diese Delegierten keine Spione seien. Ich antwortete ihm, daß Herr von Büren ein persönlicher Bekannter von mir sei, ein Freund meiner Berner Verwandten. Erst bei dieser ganz kategorischen Versicherung gab er sich für überzeugt und versuchte, die übrigen zu beruhigen.

Ich stand auf dem Vorplatz vor dem Bureau des Zentralkommissariats, neben der Portierwohnung. Ich überschaute die wogende Menge. Traurige Gedanken bestürmten mich. Ich fragte mich, was aus uns werden, was die nächsten Tage bringen würden. Zu deutlich trat mir vor die Augen die doppelte Strömung, der Ausbruch dieser entgegengesetzten Tendenzen, der Zusammenstoß der Straßburger und der welschen Empfindung, und ich sagte mir, daß, mochten wir wollen oder nicht, der Augenblick sicher kommen würde, wo wir Straßburger, die wir ebenso gute Franzosen waren als die anderen, unsere Pflichten anders auffassen würden, wo wir uns um unsere speziell elsässischen Interessen würden bekümmern müssen, und wo die Kolonie, welche diese Empfindungen nicht kannte und diese Pflichten nicht verstehen konnte, uns Verräter und schlechte Franzosen nennen würde.

All das Leiden, durch welches die Elsässer seitdem hindurchgegangen sind, sah ich in diesem Augenblick voraus. Ich fühlte, daß der Tag nicht weit war, wo Frankreich uns als seine Feinde oder wenigstens als wenig zuverlässige Freunde ansehen würde. Frankreich hat seit der Revolution von 1793 und besonders seit dem zweiten Kaiserreich diesen partikularistischen Zug, die Liebe zur engeren Heimat und Gemeinde verloren, welche den Herzen der Elsässer noch innewohnt. Es versteht nur noch den französischen Patriotismus. Die Nivellierungssucht der Jakobiner hat die kleinen Wurzeln, welche früher jeden Franzosen mit seiner engeren Heimat, mit seiner Provinz, mit seiner Vaterstadt verbanden, herausgerissen. Es hat den provinziellen Geist vernichtet, ohne sich zu vergegenwärtigen, daß es einem Volke nicht möglich ist zu leben auf der Grundlage des allgemeinen Patriotismus allein. Benjamin Constant verstand den Fehler, der damals begangen wurde und nicht wieder gutzumachen ist, als er sagte: „Der Patriotismus kann nicht bestehen ohne die Anhänglichkeit an die Sitten, an die Interessen, an die Gewohnheiten der engeren Heimat — alles Dinge, welche allein edle und uneigennützige Empfindungen hervorzurufen imstande sind.“ Einer meiner Landsleute, Laurent Rapp, Redakteur des „Siècle“, zitierte einst diese Worte, indem er hinzufügte: „Die Liebe zum kleinen Vaterlande beweist nur besser, wie sehr man das große Vaterland liebt, und wer die Seinen liebt, den Namen seines Vaters und den Ruhm seiner Provinz, der ist schon ein guter Bürger.“ Nach der Kapitulation hatte ich noch klarere Einsicht in diesen Grundunterschied zwischen uns und den Franzosen jenseits der Vogesen. So schrieb ich denn in meiner Zeitung unter dem Datum des 26. Oktobers 1870 die Worte:

Die Straßburger werden sich an Deutschland gewöhnen. Man hindert sie, Franzosen zu sein. Das empört sie, aber sie bleiben Straßburger. Sie werden sich gewissermaßen in ihre „Schale" zurückziehen. Diese wird allmählich ganz deutsch werden, und eines schönen Tages werden die Straßburger selbst Deutsche sein, durch ihre „Schale". Die im Elsaß angesiedelten Welschen sind nicht so geartet. Nimmt man ihnen den Franzosen weg, so entzieht man ihnen alles. Sie haben keinerlei Anhänglichkeit an ihre Stadt, an ihre Gemeinde. Das unterscheidet sie von den Deutschen. Darin liegt auch der Hauptberührungspunkt zwischen Deutschland und dem Elsaß. Die eingewanderte französische Bevölkerung wird das Land verlassen, weil sie durch den Verlust Frankreichs alles, ihr eigenes Selbst verlieren würde, während der autochthone Elsässer im Lande bleiben wird.

Ich habe seitdem häufig an diese Worte zurückgedacht. Ich werde später erzählen, wie es kam, daß ich gegen meine bessere Einsicht nicht als Elsässer, sondern als Franzose handelte, als ich nach Frankreich auswanderte. Es war dies ein schwerer Fehler, und ich beging ihn mehr aus Schwäche denn aus Patriotismus. Ich bebte plötzlich zurück vor den Anklagen des Verrates, die sich allerorten gegen die Elsässer erhoben, und ich glaubte, es sei meine Pflicht, den Beweis zu liefern, daß die elsässischen Protestanten ebenso gute Franzosen seien als die andern. Ich berücksichtigte die Verblendung und die mala fides meiner Feinde aus Frankreich nicht und sah erst später ein, daß es unnütz sei, den Leuten Beweise zu liefern, welche keine haben wollen. Ich hätte nichts als mein Gewissen befragen und danach handeln sollen. Das tat ich später, als ich einige Jahre darauf nach dem Elsaß zurückkehrte. Ich wußte zum voraus, daß dieser Schritt mir viele Feinde zuziehen würde, daß man mich nicht würde verstehen wollen, daß man mich mit Beschimpfungen überschütten würde. Aber ich wußte auch, daß es die gebieterische Pflicht der Elsässer ist, ins Elsaß zurückzukehren, wenn sie sich in Frankreich unnütz und ohnmächtig fühlen, und ich kehrte zurück, um dieser meiner Pflicht zu genügen.

Diese ganze Zukunft voll banger Sorgen und Befürchtungen zog an mir vorüber an diesem denkwürdigen Nachmittag des 13. Septembers, als im Hofe des Rathauses sich Drohungen auf Drohungen gegen uns erhoben. Die Schweizer Delegierten hatten uns noch mehr gebracht als Nachrichten aus Frankreich; ihre Ankunft hatte plötzlich die verschiedenen Elemente, aus denen unsere Bevölkerung bestand, geschieden; es hatte sich wie ein chemischer Prozeß vollzogen, der die einzelnen, in der Auflösung begriffenen Elemente teils trennte, teils vereinigte, je nachdem sie innerlich zusammenhingen oder nicht. Ich weiß nicht, ob diese Tatsache vielen in Straßburg auffiel, aber Küß, Klein, Kablé wurden, wie ich, davon überrascht. Sollten Franzosen diese Zeilen lesen, so werden sie sagen, daß es eben die deutsche Partei war, die im Entstehen begriffen war; sie würden sich aber täuschen. Meines Erachtens sind sie nicht fähig, die Lage, die ich beschreibe, zu verstehen. Wir, denen sich die Existenz unserer engeren Straßburger Heimat wie durch einen elektrischen Schlag geoffenbart hatte, waren ebenso gute Franzosen wie die anderen, und wir sollten es zur Genüge beweisen. Aber wir waren zugleich auch Straßburger und Elsässer, und durch das Dunkel der Zukunft sahen wir schon den Tag heraufsteigen, an welchem uns das Schicksal, welches stärker war als wir alle, von Frankreich losreißen und uns zwingen würde, uns vorläufig auf unsere engere Heimat zu besinnen.

Es ist aber sehr eigentümlich, daß diese speziell elsässische partikularistische Tendenz sich namentlich, ja fast ausschließlich in der protestantischen Bevölkerung kundgab. Es wird dies wohl dadurch zu erklären sein, daß das Frankreich des Kaiserreichs in den letzten Jahren immer mehr die Protestanten vor den Kopf gestoßen hatte. Die kaiserlichen Behörden beargwöhnten alles, was nicht katholisch war. Der Präfekt Baron Pron ebensowohl als der Marschall Mac Mahon ließen sehr wohl durchblicken, daß sie die Protestanten der Konnivenz mit dem Feinde für fähig hielten. Ich wurde eines Tages ins Schloß gerufen, um nähere Angaben über einen Herrn zu machen, welcher als Spion verhaftet worden war, und welcher behauptete, er sei mir bekannt. Es war der schon lange in Straßburg ansässige deutsche Professor Grün. Ein Ordonnanzoffizier empfing mich und fragte mich, ob ich Herrn Grün kenne. Er sei ein Deutscher, und als solcher verhandle er mit dem Feind. Ich erwiderte, daß ich ihn sehr wohl kenne; er sei zwar ein Deutscher, aber sicher kein Spion. „Aber er ist Protestant, — und Sie sind auch Protestant," fügte der Offizier hinzu. — „Gewiß, aber ich sehe nicht ein, was Sie damit sagen wollen!" — „O, gar nichts," — und er drehte mir den Rücken. Es war dies das erste Mal, wo ich diesen auf französischer Seite so sehr verbreiteten Argwohn gegen die Protestanten kennen lernte. Diese Seite des siebziger Krieges ist wenig bekannt und doch von großer Wichtigkeit gewesen. Deshalb will ich näher darauf eingehen.

Bei ihrer Ankunft am Bahnhof erhielten unsere Soldaten geweihte Rosenkränze, Medaillen mit dem Bilde der heiligen Jungfrau, Münzen, welche sie vor den Kugeln schützen sollten. Der General hatte im Blockhaus am Kleinen Rhein oberhalb des Tores ein Standbild der heiligen Jungfrau aufstellen lassen, in Gips, ein merkwürdiger Schmuck für eine Redoute. Der Präfekt schickte der Kaiserin Telegramme, welche die Protestanten anklagten, den Preußen die Hand zu reichen. Später, während der Belagerung, führte die Behörde genau Buch über die protestantischen Gebäude, welche die Granaten nicht erreichten, und schloß daraus auf Einverständnis der Protestanten mit dem Feinde. Das Buch, welches der frühere Generalsekretär des Niederrheins, Herr von Malartic, über die Beschießung Straßburgs veröffentlichte, wirft auf die Hintergedanken der Regierung und der Verwaltung hinsichtlich der Protestanten ein seltsames Licht. Aber auch wenn wir dieses Buch nicht hätten, könnten uns doch unsere eigenen Erfahrungen belehren, daß religiöse Motive eine sehr ausschlaggebende Rolle in diesem verhängnisvollen Kriege spielten. Es war nicht bloß Frankreich, welches Deutschland den Krieg erklärte, — es war der Katholizismus, der eine Ära neuer blutiger Kämpfe gegen den Protestantismus eröffnete.

In den ersten Tagen des Krieges erhielt der Generalrat Kratz, der frühere Bürgermeister von Straßburg und Mitglied des Direktoriums der Augsburger Konfession, Briefe von mehreren Pfarrern, welche ihm ankündigten, daß die Priester den heiligen Krieg gegen die elsässischen Protestanten predigten. Er begab sich zum Präfekten, um ihn davon in Kenntnis zu setzen. Der Präfekt lachte ihn aus. Am selben Tage telegraphierte er aber der Kaiserin, daß die Protestanten mit den Preußen gemeinsame Sache machten.

Auch während der Belagerung machten sich deutliche Anzeichen geltend, daß unsere katholischen Mitbürger in scharfer Opposition gegen uns verharrten. Es schwirrten allerhand Gerüchte durch die Luft, die das Schlimmste befürchten ließen.

Nach der Aufhebung der Belagerung begab sich Herr Hümann nach Basel. Dort besuchte er meinen Freund, den Staatsrat Bischoff, einen der drei Schweizer Delegierten in Straßburg. Sie unterhielten sich über die politische Lage und das Unglück, welches das Elsaß treffen würde. Herr Hümann bemerkte dann zu Bischoff: „Was wollen Sie? Unter allen Umständen wäre das Elsaß unglücklich geworden. Denn wenn Mac Mahon bei Wörth gesiegt hätte, würden alle Protestanten aus dem Lande vertrieben worden sein." Und er fügte hinzu, daß, wenn die Belagerung noch zwei Tage länger gedauert hätte, es zu einer Erhebung der Katholiken gegen die Protestanten gekommen wäre. Bischoff traute seinen Ohren nicht, als er diesen alten kaiserlichen Beamten, den ersten Mann der Stadt, einen der Chefs der katholischen Partei in Straßburg, so reden hörte. Er ließ ihn seine Worte wiederholen und hörte ihn geradezu verblüfft an. Er zeigte mir nachher in Basel den Ort, wo sie sich befanden, als Hümann ihm dieses offenbarte, und ermächtigte mich zu sagen und zu schreiben, daß er, Bischoff, Staatsrat in Basel, aus dem Munde Hümanns, des früheren Straßburger Bürgermeisters, wenige Tage nach der Kapitulation der Stadt derartige Äußerungen gehört habe.

So war also unter dem Einfluß des Jesuitismus, der das ganze Land verderbt hatte, der Patriotismus in Frankreich erloschen; so war jeder Sinn für die Gemeinschaft der Interessen verschwunden, um dafür dem Haß der Parteien Tür und Tor zu öffnen. Man ging diesem Kriege entgegen, indem man sich im Innern zersplitterte; man verabscheute ebensosehr die Protestanten als die Preußen und bereitete sich vor, die Siege, die man sich rühmte über die Deutschen davon tragen zu wollen, gegen uns Franzosen auszubeuten. Mochte Frankreich siegen oder besiegt werden, — wir Protestanten waren jedenfalls Besiegte, und am Tage, wo wir uns über einen Erfolg der französischen Waffen gefreut haben würden, hätte uns Frankreich selbst den Mund zugehalten, indem es uns denen, deren Niederlage wir feierten, gleichgestellt und uns in das Lager der Feinde getrieben hätte.

Doch kehren wir zur Belagerung zurück! Man hat zu verschiedenen Malen in den radikalen französischen Zeitungen die Behauptung ausgesprochen, daß die Ankunft des republikanischen Präfekten Valentin in Straßburg die Kapitulation um acht Tage verschoben habe. Die Stadt hätte sich am Abend des Tages ergeben sollen, an welchem es dem neuen Präfekten gelang, in sie einzudringen. Darüber hat freilich Sicheres nicht verlautet. Was ich weiß, was wir wissen, ist, daß der General Uhrich, als er sich in direkte Beziehungen zur Gemeinderatskommission setzte, es in der offenbaren Absicht tat, sich gegebenenfalls zu decken.

Der General, der durch die Ereignisse überrascht worden war, hatte seit dem ersten Tage eingesehen, daß Straßburg keine lange Belagerung aushalten würde. Seine Gegner klagen ihn an, er habe bereits im August die

Tore öffnen wollen; sie fügen hinzu, daß der Oberst Blot mit dem Konteradmiral Excelmans ihn hinderten, diesen Plan auszuführen. Ich habe allen Grund, zu glauben, daß diese Behauptungen zuerst ausgesprochen und in Umlauf gesetzt wurden durch den Präfekten, den Baron Pron, durch Herrn Hümann und den Konteradmiral, welche alle drei nach persönlichem Ruhme und Auszeichnungen irgend welcher Art strebten. Der größte Vorwurf aller kaiserlichen Beamten gegen General Uhrich war dessen stillschweigende Zustimmung zur Ausrufung der Republik. Er handelte bei dieser Gelegenheit als Soldat, der nur sein Land kennt; man verzieh ihm aber nicht, daß er nicht als Parteimann gehandelt hatte, und wenn der Kriegsrat ihn allein von allen Generälen, die während des Krieges eine Belagerung ausgestanden, tadelte, so ist die Ursache dieser Handlungsweise in diesem Motive zu suchen. Aus demselben Grund schleuderte der Kriegsrat gegen unsere Bevölkerung jene Anklage der Feigheit, welche für mich den ersten Schlag bedeutete, den Frankreich meiner Anhänglichkeit zu ihm zufügte. Ein Land, welches imstande ist, durch den Mund einer seiner höchsten Behörden eine Bevölkerung, die sich für sein Wohl aufgeopfert hat, so zu behandeln, ist nicht würdig, daß man sich dafür hingäbe; Frankreich gab sich aber keine Rechenschaft darüber, daß es durch sein fortwährendes Tadeln, Beargwöhnen, Anklagen mit eigenen Händen die Bande lockerte, welche uns noch an unser früheres Vaterland knüpften.

Wir wußten in Straßburg, daß der General und der Präfekt seit den ersten vierzehn Tagen der Einschließung nicht in gutem Einverständnis lebten. Der General, welcher von Verwaltungsdingen nichts verstand, hatte es vernachlässigt, die durch die Bestimmungen über den Belagerungszustand vorgeschriebenen Maßregeln zu ergreifen. Er hatte den Präfekten handeln lassen. Dieser machte sich diese Untätigkeit zu nutze. Als der General zu reagieren versuchte, war es zu spät. Er konnte nicht mehr die Maschen des Netzes, welches die kaiserliche Polizei um ihn geworfen, durchreißen. Die Ankunft der Schweizer Abgeordneten war für ihn wie für uns eine Befreiung. Wie kommt es, daß man die merkwürdige Unregelmäßigkeit beim Empfang der Schweizer Delegierten nicht weiter beachtet hat? Sie drangen in eine belagerte Stadt ein; sie hatten den Gouverneur um Einlaß gebeten; er kannte sie aber nicht; ihre Beglaubigungsschreiben konnten falsch sein; nichts hinderte, daß sie in der Tat, wie die Behörden argwöhnten, wirklich deutsche Spione seien. Es wäre angezeigt gewesen, daß der General sie zuerst vor sich hätte erscheinen lassen, bevor er sie zu der Bevölkerung in Beziehungen treten ließ; er hätte sich mit ihnen verständigen müssen über das, was sie erzählen würden; er mußte ihnen, wenn er es für notwendig hielt, absolutes Stillschweigen auferlegen. Nichts dergleichen geschah. Die Delegierten wurden vom Gemeinderat empfangen und durften mit ihm verhandeln, ehe sie den Gouverneur überhaupt noch gesehen hatten. Diesem war es sicher nicht unrecht, daß die Nachrichten über die Niederlage von Sedan sich in der Bevölkerung verbreiteten; er hoffte gewiß auf die Wirkung, die sie hervorrufen und deren Folgen sich bald fühlbar machen würden, auf die Ausrufung der Republik und den Rücktritt der kaiserlichen Verwaltungsbehörden. Der General hatte übrigens nicht auf die Ankunft

der Schweizer gewartet, um uns, zwar sehr indirekt, in Kenntnis der Nachrichten zu setzen. Einer seiner Adjutanten, mein Vetter Schneegans, Hauptmann im Generalstabe, brachte mir eines Tages einen Stoß deutscher Zeitungen, in denen die Ereignisse erzählt wurden; diese Zeitungen wurden uns von den Parlamentärs von den Vorposten hergebracht. Ich hätte dem „Impartial", der Zeitung der Präfektur und Polizei, welche uns anklagte, alarmierende Nachrichten zu bringen, siegreich den Mund schließen können, und ich weiß nicht, was er geantwortet, wenn ich ihm gesagt hätte, daß ich diese Nachrichten vom Generalstab erhielt. Ich tat es nicht, da ich der Ansicht war, es sei jetzt nicht der Moment, Politik zu treiben. Die Verleumdungen des „Impartial" machten aber Glück; gar viele verschrieen uns als Preußen. Ich sah später in Bern einen aus Rastatt entsprungenen Kürassieroffizier, welcher sich in diesem Sinne äußerte und, da er mich nicht kannte, offen von diesen Angriffen sprach. Er war sehr überrascht, in seinem Unterredner gerade einen der „Verräter" zu finden, von denen es in seiner Einbildungskraft spukte, — und brachte mir, ziemlich verlegen, so daß ich merkte, daß er keineswegs überzeugt war, seine Entschuldigungen entgegen. Die Wahrheit sagen oder sie auch nur als solche annehmen, wenn sie unangenehm ist, das ist der erste Schritt zum Verrat.

In den letzten acht Tagen, als die Züge der Auswanderer die Stadt verließen, war die Haltung des Generals noch deutlicher. Eines Tages wohnte ich der Rückkehr der am Tage vorher abgefahrenen Kutscher bei; einer von ihnen, der ein verkleideter Bürger war, erzählte mir, was er die Deutschen hatte sagen hören: Frankreich habe keine Regierung mehr; Lyon pflanze die rote Fahne auf und weigere sich, der Regierung der nationalen Verteidigung zu gehorchen; der ganze Süden sei in einer Bewegung begriffen, welche föderative Regierungsform anstrebe; Frankreich gehe einer merkwürdigen Zerbröckelung entgegen. Der Platzkommandant, Oberst Ducasse, ging gerade vor der Metzgertorkaserne auf und ab; ich ging auf ihn zu, brachte ihm diese Worte wieder und fragte ihn, ob man etwas Derartiges im Generalstab erfahren habe. Er antwortete mir im bejahenden Sinne, — alles sei verloren. Am Abend hatte der Gemeinderat Sitzung. Der General sollte ihr beiwohnen. Ich erhob mich und fragte ihn, ob unsere Lage wirklich so verzweifelt sei. Er antwortete, die Nachrichten seien unglücklicherweise nur zu wahr. Und infolgedessen begann man über die Kapitulation zu verhandeln. Der General forderte uns gewissermaßen auf, einen Beschluß zu fassen, der ihn decken solle, oder in dem wir wenigstens die Verantwortung der folgenschweren Entscheidung mit ihm teilen würden. War der General damals über den Geist der Garnison und über gewisse Bewegungen unterrichtet, die sich in ihrem Schoße kundgaben? Ich weiß es nicht; ich sprach ihm später davon, in einer unserer Unterredungen. In der Garnison machte sich ein sonderbarer Geist geltend; ich habe nicht erfahren können, woher die Provokationen kamen; ich habe den Konteradmiral in Verdacht gehabt, den Präfekten, — aber ich habe keine Beweise. Tatsache ist aber, daß eines Tages Kablé mich aufsuchte und mir sagte, daß man ihn gefragt habe, ob er sich mit mir an die Spitze einer Bewegung stellen würde, die

den General seines Amtes entheben wolle. Zu welchem Zweck? habe er gefragt. Man hätte ihm geantwortet, man habe kein Vertrauen, man wolle das Kommando dem Obersten Blot übertragen; in seinem Regimente seien bereits alle Unteroffiziere gewonnen; die Gemeinen würden schon folgen. Kablé weigerte sich, ebenso wie ich selber; wir fragten uns aber, was sich unter diesem seltsamen Vorschlag verbarg, und ob wir es nicht mit einem Manöver der Polizei zu tun hätten. Indessen ließ der Geist, der in unseren Truppen herrschte, einen solchen Plan nicht unmöglich erscheinen. Die Demoralisation war vollständig. Diese Garnison hätte niemals einer Bestürmung der Stadt standhalten können; man hätte auch nicht an eine Verteidigung innerhalb der Stadt denken können.

Auch die Bevölkerung war rasch demoralisiert. Die, welche später behauptet haben, sie hätten nie die Hoffnung auf Frankreich verloren, und welche sagten, man müsse immer noch weiter hoffen, waren die ersten damals, welche sich zu der größten Entmutigung hinreißen ließen. Gar viele von ihnen hielten Reden, die sie heute als Verräterworte brandmarken würden. Später, als die Tore geöffnet wurden, änderte sich ihre Haltung unter dem Einfluß, der von Paris ausging. Sie wurden die wütendsten Chauvinisten und suchten überall selber nach Verrätern. Allmählich bin ich dazu gekommen, zu lächeln, wenn ich jemanden des Verrats anklagen höre, denn ich denke mir sofort, daß der Ankläger selber irgend eine Schwäche zu verbergen hat, die ihn eben dazu bringt, sich zum Ankläger aufzuwerfen.

Schon als die feindlichen Kanonen zu donnern aufhörten, machte sich innerhalb der Bevölkerung eine Bewegung in dem eben geschilderten Sinne geltend. Jeder verstand, daß das Schweigen der Geschütze die Kapitulation bedeutete, aber wehe dem, der es bekannt hätte! Diejenigen, welche Adressen zu Gunsten der Kapitulation unterschrieben hatten, liefen durch die Straßen und predigten den Krieg bis aufs Äußerste. Als einige von uns Gemeinderäten versuchten, die Stadt über unsere Lage aufzuklären, liefen sie ernstlich Gefahr, mißhandelt zu werden. So wurde Küß in der Nähe des Hôtel du Commerce bedroht; wir kehrten nach Hause zurück, um unsere Revolver mitzunehmen. Man hätte diese plötzlichen Schreier in große Verlegenheit gebracht, wenn man sie beim Worte genommen, wenn die Beschießung wieder begonnen und der General für die Nacht die Bestürmung angekündigt hätte. Aber in diesem Augenblicke offenbarte sich jene merkwürdige Heuchelei der Leute sich selber gegenüber, welche Frankreich so sehr schadete und im Elsaß das politische Leben vergiftete. Heute noch hört man nicht wenig Leute, welche, wenn man sie im Verlauf einer Diskussion über Frankreich und über unsere Zukunft in die Enge treibt, schließlich sagen: „Sie haben recht; ich bin im Grunde Ihrer Ansicht. Wir sind für Frankreich verloren, wir müssen uns ins Unvermeindliche schicken, — aber wir dürfen es nicht sagen." Und sie sagen es nicht, sie gestehen es nicht offen ein; im Gegenteil, sie erfüllen den Geist der Bevölkerung mit Lügen, diese Lügen verbreiten sich, und sie wissen, daß es Lügen sind, aber sie haben nicht den Mut, dagegen zu reagieren. Je älter ich werde, desto mehr wundere ich mich, zu sehen, wie dünn gesät die Leute sind, die den Mut einer persön-

lichen, eigenen Meinung haben, welche sie verfechten, und die sich stark genug fühlen, um sich über die Anklagen und Beschimpfungen ihrer Mitbürger zu erheben.

Diese Feigheit zeigte sich auch anläßlich der Vorgänge bei der Kapitulation, namentlich hinsichtlich der Haltung der Truppen beim Verlassen der Stadt. Ganz Straßburg war Zeuge der geradezu schändlichen Szenen gewesen, zu denen die Garnison Anlaß gab, als sie Straßburg verließ. Finis Poloniae, sagte sich ganz Straßburg, als es diesen furchtbaren Zusammenbruch mit ansah, — und am Tage darauf hatte ganz Straßburg vergessen, was es gesehen hatte, und nannte die Verräter, die es daran erinnerten.

Der Abgang der Garnison aus Straßburg war ein Skandal. Ich verstehe nur zu gut, daß Empfindungen tiefer Trauer sich der Männer bemächtigen, die sich dem Feinde ergeben müssen; aber das Unglück hat seine Würde, und besonders dann, wenn es nicht unverdient ist: dann trägt man es mit stoischer Ergebung. Was aber Straßburg verließ, das war kein Heer. Es war eine in Auflösung begriffene Bande von Landsknechten; trunken, in zerlumpten Uniformen, ihre Offiziere, ihre Fahne, den Sieger beschimpfend zogen sie einher. Zusammenbrechende Nationen haben derartige Heere. In diesem Augenblicke wurden wir dessen gewahr, daß nicht das Kaiserreich allein, sondern ganz Frankreich vor unsern Augen zusammenstürzte. Das Frankreich, welches uns so verließ, war nicht das Frankreich, welches wir zu lieben und zu achten gelernt hatten. Mögen meine Landsleute in sich gehen! Mögen sie sich erinnern an das, was sie damals empfanden! Auch die, welche die übertriebensten Verteidiger Frankreichs geworden sind, sprachen damals laut diese Gefühle aus.

Wo waren aber die Offiziere während des Abgangs der Truppen? Man sah sie nirgends. Die Soldaten waren sich selber überlassen, ohne Führung, ohne Zügel! Später, als ich die Armee Bourbakis in die Schweiz einrücken sah, bot sich mir dasselbe Schauspiel. Die Soldaten wankten trunken durch die Straßen, in langen Zügen, ihre Waffen zerbrechend, auf ihre abwesenden Führer schimpfend, der Regierung Verrat vorwerfend. Als ich, von einem unüberwindlichen Ekel erfaßt, mich abwandte und in eine entlegene Gasse einbog, um nichts mehr zu sehen und zu hören, gewahrte ich am Fenster einiger öffentlicher Häuser Zuavenunteroffiziere mit Dirnen im Arme. Ihre Leute lieferten sich gefangen dem Feinde aus, die Preußen hielten die Wälle besetzt, und sie vertrieben sich mit Dirnen die Zeit; ich rief ihnen zu, daß die Preußen einrückten; sie lachten mir höhnisch ins Gesicht.

Am selben Abend, als ein Bataillon Preußen den Finkweiler besetzte, wurde ich von den Offizieren gerufen, um ihnen über dies und jenes Aufschluß zu geben. Zwei Soldaten führten mich über die Brücke; während ich mit den deutschen Offizieren sprach, trat ein Zuave auf sie zu, seinen Fez in der Hand und bat die deutschen Soldaten um ein Almosen. Man warf ihm einige Sous, die er vom Boden auflas, zu. Die Offiziere aber wandten sich nach mir um, und ein hochmütiges Lächeln auf den Lippen sagte mir der eine: „Wir hielten das französische Heer für stolzer.“ Ich konnte nicht antworten. Ich erstickte.

Einer meiner alten Freunde, Piton, der Verfasser des „Strasbourg illustré“, der kurze Zeit darauf starb, war Zeuge ähnlicher Szenen gewesen. Er weinte eines Tages darüber und sagte mir: „Das ist nicht mehr unser Frankreich! Wenn wir wieder Franzosen werden sollen, muß sich dieses Land bis ins Mark verjüngen. Von einem solchen Frankreich will ich aber nichts mehr wissen.“

Nach Öffnung der Tore war aber die Stimmung in Straßburg eine ganz sonderbare. Zuerst hatte man nach dem Ende der Beschießung erleichtert aufgeatmet. Dann hatte aber der Anblick der deutschen Uniformen und ganz besonders die Überflutung der Stadt durch die deutsche Zivilbevölkerung die durch eine sechswöchentliche Belagerung geschwächten Geister ganz außer sich gebracht. Man begann dann, sich den merkwürdigsten und törichtsten Chimären hinzugeben. Es machte sich eine der seltsamsten pathologischen Erscheinungen geltend; während der Belagerung hatte das fiebernde Hirn der Bevölkerung nur einen Gedanken erfaßt: den Schrecken der Beschießung und die Hoffnung auf Befreiung. Nach Aufhebung der Belagerung dauerte die Krankheit fort; der Traum oder vielmehr der Alp, der auf der ganzen Bevölkerung gelastet, hielt sie noch weiter umfangen, nachdem der Schlaf aufgehört hatte. So konnte man zu verschiedenen Malen die seltsame Tatsache konstatieren, daß sonst ganz vernünftige Leute einem im Vertrauen mitteilten, der General Dumont sei mit 50 000 Mann vor Schlettstadt, gerade wie während der Belagerung; eines Tages lief das Gerücht um, daß Garibaldi auf Schiltigheim marschiere, und man sah Familien, die sich eiligst in ihre Keller flüchteten, indem sie die Befürchtung aussprachen, nun würden wohl die Franzosen die Stadt bombardieren.

Um diese Zeit, d. h. in den ersten Tagen des November, begann die öffentliche Meinung vollständig zu verwildern. Bis dahin hatten wir unter uns gelebt; die Eindrücke, die wir am Anfang des Krieges empfangen hatten, waren wach geblieben. Wir hegten die souveränste Verachtung für unsere Generäle, wir mißtrauten allem, was uns befehlen, regieren, retten sollte oder wollte; wir hatten die Empfindung, daß wir verloren seien, daß wir uns mit dieser Tatsache abfinden und wenigstens versuchen mußten, unsere elsässische Individualität zu retten. Diese Stimmung war so lange die maßgebende geblieben, als wir uns dem Einfluß der Nachrichten und der Gerüchte aus dem Innern Frankreichs entziehen konnten. Allmählich kamen aber Reisende durch das Großherzogtum Baden oder auf einem langen Umwege zu uns; sie brachten Zeitungen mit, und, was noch viel mehr sagen will, sie waren alle vom heißen Fieber erfaßt, das damals in Frankreich wütete. Man möge sich den Eindruck vergegenwärtigen, den diese Epidemie auf die durch die Beschießung geschwächten Geister ausüben mußte. Der sehr gediegene und würdige Patriotismus unserer Bevölkerung wurde plötzlich zu einem ganz wahnsinnigen Chauvinismus. Es war verboten, nur zu vermuten, daß ein Gamaschenknopf unseren republikanischen Heeren fehlte; es war verboten, die Ansicht auszusprechen, daß Frankreich verloren sein könnte, und daß der Krieg bis aufs Messer eine verbrecherische Tollheit sei; wollte man nicht als Ver-

räter gelten, so mußte man proklamieren, daß unsere Niederlagen nur durch Verrat verursacht seien, daß wir 200 000 Mann ausgezeichneter Soldaten an der Loire hätten, daß der Untergang des Feindes mathematisch sicher sei, daß Gambetta der Retter Frankreichs sein und bis Ende des Jahres die Preußen auf die rechte Seite des Rheines zurückgeworfen werden würden. Die öffentliche Meinung war vollständig tyrannisiert. Küß, Kablé, Klein, Eissen und einige andere Gemeinderäte und Beigeordnete versuchten mit mir, diesen Torheiten entgegenzutreten. Wir wurden sofort als Preußen verschrieen. Damals geschah es, daß der „Siècle" gegen Küß einen Schmähartikel veröffentlichte unter dem Titel „Un cas de forfaiture" (ein Fall von Pflichtvergessenheit). Ganze Stöße von Zeitungen mit diesem Artikel wurden nach Straßburg gesandt und in der Stadt verbreitet. Küß litt sehr unter diesem vergifteten Angriff, wenn er ihn auch verachtete, wie sein großer Charakter sich auch stets über derartige Gemeinheiten zu erheben wußte. Das war also der Dank Frankreichs! Unsere Häuser waren verbrannt, unser Hab und Gut dahin. In unseren Wohnungen waren preußische Soldaten einquartiert, während dort drüben in Frankreich die Bürger sich ganz ruhig am Kamin wärmten. Wir hatten unsere Pflicht als wackere Franzosen erfüllt, wir stritten dem Feinde jeden Fuß elsässischen Bodens ab, — und das war der Dank. So wurde unser Bürgermeister Küß von seinen Landsleuten jenseits der Vogesen behandelt.

Meines Wissens war dies das erste Mal, wo Frankreich gegen die Elsässer eine jener Anklagen schleuderte, welche sich später in so großer Anzahl wiederholen sollten. Ich gab mir damals noch nicht Rechenschaft über das Motiv dieses Angriffs; ich schrieb es dem persönlichen Hasse Engelhardts gegen Küß zu. Ich sah später ein, daß der nervösen Haltung Frankreichs uns gegenüber noch etwas anderes zu Grunde lag. Frankreich war durch den Verlust des Elsasses viel mehr in seiner Eigenliebe als in seinem Herzen verletzt. Es empfand die Annexion als ein seiner Würde zugefügtes bitteres Unrecht; zugleich hatte es wohl das Gefühl, uns gegenüber seine Pflicht nicht ganz erfüllt zu haben; und die Gewissensbisse ließen ihm keine Ruhe. Nun liegt es aber in der menschlichen Natur, sich gegen die Gewissensbisse aufzulehnen und namentlich gegen das, was die Gewissensbisse verursacht. Wie viel schöner, mochte Frankreich denken, würde sein Ruf sein, wenn es die Fiktion aufrechterhielt, daß es verraten sei! Da konnte es seine Hände in Unschuld waschen. Gerade so wie in Metz Bazaine die ganze Schuld zugeschoben wurde, konnte man ja auch in Straßburg Verräter suchen; es gibt nichts Bequemeres als einen Sündenbock.

Die krankhafte Stimmung Straßburgs im Spätherbst wurde nur noch schlimmer in den folgenden Monaten. Die ganze Politik löste sich in sentimentalen oder leidenschaftlichen Aufwallungen auf. Man liebte Frankreich, man haßte die Annexion; also waren die, welche sie für unvermeidlich hielten, Preußen. Wer den Glauben an Frankreichs Unbesiegbarkeit nicht hatte, war verloren. Und wenn wir von den Pflichten unserem kleinen Elsaß gegenüber sprachen, hieß es sofort: Es gibt kein Elsaß! Es gibt nur Frankreich! — Nun wohl! Aber wenn nun Frankreich verloren ist? — Es kann nicht verloren

sein! — Und wenn wir annektiert werden? — Wir werden es nicht! — So leugnete man frischweg alles Unangenehme, so wahrscheinlich es auch war.

Ich versuchte zu verschiedenen Malen, gegen diese Strömung anzukämpfen. Ich tat es namentlich in den Feuilletons, die ich an den „Nord“ schickte, und in denen der „elsässische“ Gedanke, die Notwendigkeit, für unsere elsässische Zukunft zu sorgen, besonders scharf zum Ausdruck kam. Küß, Kablé, Klein und noch viele andere teilten meine Ansicht. Als diese Feuilletons nach Straßburg gelangten, verursachten sie einen Sturm der Entrüstung unter allen denen, die später die chauvinistische Partei bildeten. Auch ich wurde ein Verräter genannt; und der Sturm wurde so heftig, daß ich an mir zu zweifeln begann und mir vornahm, mich für einige Zeit dieser Wahnsinnsatmosphäre zu entziehen. Ich fühlte, daß ich den Kopf verlieren würde, wenn ich da bliebe. Ich wandte mich nach Basel und nach Neuchâtel. Ich suchte meinen Freund Jean Macé auf, welcher sich nach Neuveville am Bieler See zurückgezogen hatte. Wir sprachen von unseren Pflichten. Er sagte mir, ihm schiene es, daß ich unter allen Umständen im Elsaß bleiben müsse. Ich antwortete ihm, daß wir dann auf unsere Pariser Freunde würden rechnen müssen, um uns gegen die zu verteidigen, die uns Verräter nennen würden. Er schwieg. Er fühlte instinktiv, wie schwer die Sache sei, und wie sehr die Verteidiger der „Renegaten“ Gefahr laufen würden, selbst als Verräter zu gelten. Wir stiegen gerade den Abhang des Jura hinunter. Die untergehende Sonne vergoldete in der Ferne die Alpen, die Glocken läuteten im Tale. Macé war stehen geblieben und schaute auf die Ebene hinunter. Ich dachte an die Zukunft und sagte mir, daß sie voller Schmerzen sein würde. — „Das alles ist sehr schwer,“ sagte Macé, indem er sich umdrehte; „man muß aber der Stimme des Gewissens folgen — und in seiner Heimat, dem Elsaß, bleiben.“

In Bern trat mir dieselbe Empfindung entgegen. Mein alter Freund vom „Bund“, Tscharner, hatte in mir den Verfasser der Feuilletons des „Nord“ erkannt. Er beglückwünschte mich deshalb. „Vergessen Sie aber niemals,“ sagte er, „daß Sie den Ausgang der Truppen aus Straßburg geschildert und gesagt haben, das Frankreich, welches Sie verließ, sei nicht mehr das Frankreich, welches Sie einst zu lieben gelernt hätten. Das wird Ihnen nie verziehen werden.“

Als ich nach Straßburg zurückkehrte, war ich entschlossen, da zu bleiben. Ich hatte Zeit gehabt, mich zu sammeln. Ich sah klar meine Pflicht vor mir. Ich schrieb dann in mein Tagebuch die Zeilen, die ich später törichterweise vergaß: „Ich kehre beruhigt zurück. Macé ist vollständig meiner Ansicht. Unsere Pflicht ist in Straßburg. Wir müssen kämpfen pro aris et focis. Wir dürfen nicht unsere Mitbürger verlassen. Es ist zu bequem, zu fliehen und sich ins Trockene zu setzen, während die anderen, die es nicht können, den Preußen anheimgegeben sind. Ich bleibe!“

O hätte ich diese Worte nie, nie vergessen! — Aber in Straßburg fand ich leider wieder dieselbe Wahnsinnsatmosphäre, welche mich aus der Stadt getrieben hatte. Der Unverstand hielt die Geister vollständig umfangen. Man erzählte sich die törichtsten Dinge und glaubte fest daran. Wer darüber

lächelte, wurde exkommuniziert. Man sprach von den großartigen Ausfällen Trochus, von der Gefangennahme des Königs von Preußen, gerade wie ehedem von der Gefangennahme des Kronprinzen bei Wörth im Hagenauer Forst. Es waren dieselben Märchen, welche wieder auftauchten; nur die Personen hatten gewechselt. Man hätte denken sollen, daß die Armseligkeit der Erfindung schon allein hätte imstande sein können, den Leuten die Augen zu öffnen. Nein, sie glaubten daran, wie am Anfang des Krieges. Die ernste Lehre, welche die Beschießung mit sich gebracht, war dahin, ohne irgend welche Wirkung hinter sich gelassen zu haben. Man hörte am 15. November den Kanonendonner einer Schlacht bei Dorlisheim, wie man während der Belagerung die Geschütze des Generals Dumont bei Erstein hatte hören wollen. Man erzählte sich, die Preußen seien des Kampfes müde, die Truppen verlangten zurückzukehren, der König Wilhelm würde froh sein können, wenn er noch mit heiler Haut nach Berlin entkäme; wir würden Franzosen bleiben. Die Bierpolitik mit ihren Räubergeschichten, die man sich am Stammtisch mit gewichtiger Miene zuflüsterte, nahm in erschreckender Weise überhand. Man war wie trunken. Und wer nicht mittrinken wollte, der war verfemt.

Ich beging die Torheit, mich durch diesen wachsenden Chauvinismus einschüchtern zu lassen. Küß mahnte mich, ein Lächeln auf den Lippen, auszuharren und diesen Stürmen Trotz zu bieten. Wenn ich so alt gewesen wäre wie er, hätte ich der Stimme der Vernunft gehorcht; aber ich war jung. Der Gedanke, ich könnte als Verräter an meinem Vaterlande gelten, wurde mir unerträglich. Und doch fühlte ich, daß Küß recht hatte. Um allen Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen, entschloß ich mich, in die Schweiz auszuwandern und für immer den großen, militärischen Nationen den Rücken zu kehren. Ich träumte von einer Neutralisierung meiner Tätigkeit, meiner Intelligenz, meiner Feder. Im Grunde folgte ich dem Triebe eines latenten Egoismus; ich opferte meine Pflichten Straßburg und dem Elsaß gegenüber meiner persönlichen Sicherheit und Ruhe. — Ich sollte im Jahre 1873 den Fehler, den ich 1870 begangen, schwer büßen. Solange noch der Krieg wütete, während der stürmischen Tage in Bordeaux auf der Nationalversammlung, in die ich dann gewählt wurde, während der ersten Zeit, die ich als Journalist in Lyon verbrachte — denn von der Schweiz war ich nach Frankreich zurückgerufen worden —, konnte ich den stillen Vorwurf, der mir am Herzen nagte, überhören. Aber als die Ruhe wiederkehrte, wurde die Stimme meines Gewissens immer lauter; sie ließ mir keine Ruhe, bis ich endlich in meine Heimatstadt zurückkehrte, zu meinen Verwandten, zu meinen Freunden, zur heiligen Stätte meiner Erinnerungen, zur Heimat, in der ich doch so fest wurzelte, wo ich allein leben konnte und leben mußte, und an welche mich die wirkliche Pflicht fesselte. Es waren schwere Jahre, die ich da durchmachte, Jahre furchtbarer innerer Kämpfe, aber auch heilsamer Lehren. Hätte ich mich nicht so schwer durchgerungen, würde ich nicht so ruhigen Gewissens und so sicher meiner selbst und meiner Pflicht in meine Heimat zurückgekehrt sein.

Mary Delany.

Ein Lebensbild aus dem achtzehnten Jahrhundert.

Von

Marie von Bunsen.

IV. Delanys Gattin.

Fünfundzwanzig Jahre dauerte diese Ehe; so unerquicklich die erste war, so befriedigend verlief die zweite. Als sie dieselbe einging, wurde Mary noch zu den anziehenden, tonangebenden jungen Frauen gerechnet; als sie den Witwenschleier wieder anlegte, stand sie an des Greisenalters Schwelle.

Wie so oft bei Landschaften erscheint auch der mittlere Plan des Lebens leicht nüchtern und reizlos. Es fehlen die lebhaften Farben, die prickelnden Lichter des Vordergrundes, es fehlt die großartige Ruhe der Ferne. Mary Delanys mittlere Jahre waren nicht aufregend, wohl aber beglückend und nützlich für sie wie für andere. Delanys Besitzung, Delville, lag und liegt noch immer in hübscher Gegend unweit von Dublin. Stolz schilderte Mrs. Delany in ihren Briefen die Verschönerungen, welche unter ihrer Aufsicht in Haus und Garten vorgenommen wurden, zog ihr Heim „allen Palästen der Erde" vor. Meistens hatte sie Hausbesuch, denn ihr reges Freundschaftsbedürfnis überdauerte selbst den „Egoismus zu zweien" einer glücklichen Ehe. Den Verwandten ihres Mannes, den teilweise recht schlichten Nachbarn erwies sie dieselbe heitere Freundlichkeit als ehemals ihrem vornehmen Londoner Kreis. Oft beschreibt sie kleine Feste, bei denen sie noch mittanzte und der Dekan befriedigt zusah. Fein und richtig bemerkt sie: „Ich werde stets, wo es irgend möglich ist, gesellig leben und halte dies sogar für eine Pflicht. Man muß die Liebenswürdigkeit und gute Laune in regem Gebrauch halten, sonst verkümmern die guten Eigenschaften des Herzens, wie unbenutzte Gliedmaßen." In Dublin besuchten sie Gesellschaften, Theater und Konzerte, sowie die damals aufkommenden philosophischen Vorträge. Trotz aller gelehrten und schöngeistigen Interessen unterschied der Dekan sich auch als Seelsorger vorteilhaft von den übrigen anglikanischen Geistlichen, besuchte fleißig seine Pfarrkinder, eine Ehre, welche diesen früher nie zu teil geworden war. Auch seine Frau bemühte sich, das Ihrige zur Linderung des chronischen „irischen

Notstandes" zu tun. Am Hof des Lord-Lieutnants erschien sie in irischem Seidenpoplin mit irischen Spitzen, ein Beispiel, das sofort nachgeahmt wurde und noch heutzutage am Dubliner Hof vielfach befolgt wird.

Der vor allem durch die Briefe an seinen Sohn bekannte Lord Chesterfield war damals Lord-Lieutnant. „Gestern," so schreibt Mrs. Delany ihrer Schwester, „wurden wir aufs Schloß befohlen und sehr freundlich und zuvorkommend empfangen. Sonst war niemand geladen, da, wie die Chesterfields meinten, sie uns allein und ungestört genießen wollten. Der Lord-Lieutnant war äußerst angeregt; nach dem Mittagsessen, welches kurz, aber vorzüglich war, wurde der Kaffee auf den Tisch gesetzt, und mein Dekan und Lord Chesterfield begannen ein höchst interessantes Gespräch über Dichter und über Literatur. Es gibt doch keinen größeren Genuß, als der Unterhaltung zweier hochbegabter Männer über anziehende Gegenstände zuhören zu dürfen."

Wer von uns wäre nicht auch gern dabei gewesen, wer von uns hätte nicht gern Chesterfields vollendete Formen bewundert! Beim Empfang wohl die üblichen Worte; doch, wie er einmal bemerkt, „alle sagen bei dergleichen Gelegenheiten ziemlich dasselbe, aber die Art und Weise macht den Unterschied aus, und dieser Unterschied ist groß". Er wird den „vernünftigen, gutgelaunten Ausdruck" aufgesetzt haben, den er als den einzig höflichen bezeichnet, „während Narren albern und süßlich lächeln", wenn sie in Gesellschaft erscheinen. Wie aufmerksam wird er, anscheinend, den Auseinandersetzungen des guten Dekan gefolgt sein, denn „nichts ist so roh verletzend und wird so schwer verziehen als Unaufmerksamkeit beim Gespräch". Mit bewußter Absichtlichkeit hat er sich diese berühmte tadellose Höflichkeit erworben: „Die kleine Rolle, welche ich in der Welt gespielt habe, verdanke ich weit mehr meinem leidenschaftlichen Wunsch, zu gefallen, als wirklichem Verdienst oder wirklicher Befähigung." Doch hatte er, einer der geistvollsten Köpfe seiner Zeit, „in der Jugend jene Kenntnisse gepflanzt, welche mir jetzt Zuflucht und Schutz gewähren". Nur trug er diese Kenntnisse „wie eine Uhr in einer verborgenen Tasche, zog sie nicht hervor und ließ sie nicht anschlagen, bloß um mit ihrem Besitz zu prahlen". Ein andermal sagt er: „Es ist weit richtiger, den Ton einer Gesellschaft anzunehmen als anzugeben;" so wird er gewiß bald mit dem sichersten Takt die Interessen des ihm noch unbekannten Delany herausgefühlt haben. Einigten sie sich innerlich über Literatur? Schwerlich pries Chesterfield bei dieser Gelegenheit Herrn von Voltaires Henriade als „das größte Epos der Welt," sprach vielleicht ein klein wenig anerkennender als sonst über Dante und Milton.

Chesterfield war einer der wenigen erfolgreichen Lord-Lieutnants von Irland, bezwang auch während seiner Amtsdauer die verhängnisvolle Leidenschaft zum Spiel. Einzelne Sitten dieses sonst äußerst zeremoniellen Dubliner Hofes muten uns sonderbar an. So wurde der „Jahrestag des irländischen Aufstandes" immer festlich begangen. „An diesem Tag," so schreibt Mary ihrer Schwester, „ist offenes Haus. Nachdem das Bankett vorüber ist, darf das Volk hereinströmen und alle Überreste der Mahlzeit wie des Nachtisches plündern. Du kannst dir den Tumult und das Gedränge vorstellen!"

Im Jahre 1745 erwähnen fast alle Briefe in besorgtester Weise die Schilderhebung des Stuartschen Prätendenten, die gefürchtete Landung der Franzosen, den drohenden Aufstand im eigenen Land. Aber obwohl die niederen englischen Klassen eine erstaunliche Gleichgültigkeit an den Tag legten und eher noch ein sentimentales Vorurteil für das alte Königsgeschlecht bekundeten, hatten in den oberen Klassen selbst die legitimistischen Tories sich in den neuen Kurs gefunden. Jedoch Marys Onkel, der extrem hochkirchliche Dekan von Durham, Denis Granville, „übertraf", wie von ihnen gesagt wird, „alle seine Zeitgenossen im bigotten Glauben an Jakob den Zweiten, und als der König von Gottes Gnaden entfloh, folgte er ihm nach St. Germain". Aber bei seiner Nichte waren diese Theorien einer schlichten Loyalität für die herrschenden Hannoveraner gewichen. Die Regierung unterdrückte mit brutaler Entschlossenheit die von vornherein keineswegs aussichtslose Empörung. Die Gefahr zog vorüber; den Tausenden von begeisterten, opferfreudigen Hochländern gereichte „45" zum äußeren Schaden und zum ewigen Ruhm.

Zwei Jahre später starb plötzlich Mary Delanys geliebte Mutter. Der Tod ereilte sie, während sie vor dem Schlafengehen betend am Lager kniete; mehr als einmal hatte sie den Wunsch geäußert, gerade in solchem Augenblick abgerufen zu werden. Mary schildert sie uns als „liebenswürdig, verständig, weltgewandt und durchaus vornehm. Die Schönheit ihres Antlitzes, die Würde und Grazie ihrer Erscheinung mußten in allen, die sie kannten, Achtung und Neigung erwecken." Eine stille Frau, verlebte sie ihre langen Witwenjahre in tiefer Zurückgezogenheit, spann kunstvolle, noch erhaltene Leinentücher und wurde zärtlich von ihren Kindern geliebt. Inniger als je schloß sich Mary Delany an ihre weit jüngere, seit kurzem verheiratete Schwester, Anne Dewes; deren Töchterchen Mary sollte ihre „Enkelin" sein, sollte in ihrem Leben die Stelle von Frau von Sévignés Pauline ausfüllen. Obgleich eine überaus treue Mutter, gab Anne Dewes, wie damals gebräuchlich, ihre Kinder in ein Bauernhaus zur Pflege, und von den damaligen diätetischen Ansichten gibt das erwähnte, aus „weißen Rüben und Buttersauce" bestehende Mittagsessen des ganz kleinen Kindes eine nicht allzu günstige Meinung.

Einzelne modernere Krankheitserscheinungen, wie Nervenzustände und Bleichsucht, kommen in diesen Briefen zwar weniger vor, wohl aber alle anderen erdenkbaren Übel, besonders häufig Wechselfieber, Pocken und Zahnschmerzen. In einem gleichzeitigen Brief an einen kräftigen jungen Mann werden Fieberanfälle als etwas in seinen Jahren ganz Selbstverständliches erwähnt. Daß barbarisches Aderlassen, die unglaublichsten Arzneien und zum Teil höchst unappetitliche Hausmittel dringend empfohlen werden, versteht sich von selbst.

Auf Schritt und Tritt erkennen wir den Unterschied zwischen damals und heute, und das Heute erscheint eher eine normale Entwicklung als eine Entartung. Allerdings klagte man damals nicht über Emanzipationsgelüste der jungen Mädchen, die Eltern befürchteten keinen plötzlichen Wunsch ihrer Töchter, „einen Beruf zu ergreifen", dafür ließen sich dieselben recht häufig von sittenlosen Männern entführen. Weit über ein Dutzend solcher Fälle, aus Mary Delanys eigenen Kreisen, beleben diese Seiten. Man war

nur dankbar, wenn sich alles durch eine erzwungene Heirat wieder „gut machen" ließ. „Die jüngste Tochter von Kaptän Johnstone," so schreibt Mrs. Delany um diese Zeit, „ein hübsches, erst sechzehnjähriges Mädchen, entfloh Freitag Nacht mit Sir Robert King, einem verderbten jungen Lebemann, der hier ansehnliche Güter besitzt. Am Sonnabendmorgen verfolgte sie ihr Vater, hielt eine Pistole an den Kopf des Kavaliers und schwor, ihn zu erschießen, wenn er nicht augenblicklich die Tochter heiratete, wozu sich der Betreffende, um nur mit dem Leben davonzukommen, hergab. Ein bereitgehaltener Geistlicher wurde gerufen, aber Sir Roberts Diener stürzten gleichzeitig herein, gaben ihrem Herrn Waffen und die Gelegenheit zur Flucht, welche er spornstreichs ergriff. Das verlassene Mädchen mußte mit dem Vater nach Dublin zurückkehren; am Sonntagmorgen ging sie, wie immer, mit den anderen zur Kirche und zeigte sich bei allen Gelegenheiten mit der größten Unverfrorenheit, als hätte sie sich auf das musterhafteste betragen."

Mit der größten Leichtigkeit wurden Heiraten vollzogen; die bequemste Gelegenheit boten die wegen Schulden eingesteckten Pfarrer im Londoner Fleet-Gefängnis. Ein Zeitgenosse schreibt: „Oft kam ich dort vorbei, an den Wänden klebte ein Plakat: ‚Hier wird man verheiratet,' und ein schmutziger Kerl belästigte mich mit der Frage, ob ich nicht hereintreten wolle, um mich zu vermählen. Da wartete auch der Paff, ein verkommen und verworfen aussehendes Subjekt, in zerfetzten Kleidern, mit hochrotem Gesicht, gern erbötig, einen jeden für Schnaps oder Tabak zu kopulieren." — „Im Fleet- und Marshalsea-Gefängnis," schreibt ein anderer, „wurden Daumschrauben und andere Foltern benutzt; die Lage der unbemittelten Eingekerkerten war namenlos entsetzlich. Vierzig bis fünfzig wurden nachts in einer nicht siebzehn Fuß langen und breiten Zelle zusammengepfercht. Fieber und Hunger verheerten die Reihen, so daß in einem Gefängnis oft acht bis zehn Todesfälle täglich vorkamen."

Was männlich sein wollende Frauen anbetrifft, ging man auch damals schon weit. In kürzlich veröffentlichten Papieren schreibt eine vornehme Dame aus London: „Lady Sussex und Madame de Mazarin haben insgeheim Fechtunterricht genommen und gingen neulich nach St. James Park mit Rapieren unter ihren Gesellschaftskleidern versteckt. Darauf machten sie einige schöne Gänge zur Bewunderung mehrerer zuschauenden Herren." „Fin de siècle", um das unhistorische Wort zu gebrauchen, war doch auch der berüchtigte „Höllenfeuer-Klub" unter dem Vorsitz des Herzogs von Wharton, oder die wo möglich noch anstößigere und gotteslästerlichere Vereinigung der „Franziskaner" unter der Leitung des Lord Sandwich. Zu dieser gehörte auch der durch seinen politischen Prozeß so bekannt gewordene Schmähschriftsteller Wilkes.

Im Verhältnis zum damaligen Hazardspiel verblassen selbst unsere schlimmsten Spielprozesse. Lord Lauderdale erwähnt den wahnsinnigen Einsatz von 5000 Pfund Sterling auf einer Karte; unmittelbar vor der versuchten Widerrufung der anti-katholischen Testakte einer parlamentarischen Haupt- und Staatsaktion, spielte Charles Fox, der politische Führer, zweiundzwanzig Stunden hintereinander und verlor 11000 Pfund. So konnte er allerdings einige Jahre später, als die Lotterien aufgehoben werden sollten,

im House of Commons überzeugungsvoll das Spiellaster bekämpfen. Öfters erwähnt Mrs. Delany ähnliche Verluste und nennt Whites, den noch heute bestehenden berühmten Klub, eine Höhle der Verderbtheit. Es wäre überflüssig, auf die bekannte durchgängige politische Korruption hinzuweisen. In diesen Briefen und Aufzeichnungen wird die Politik auffallend selten erwähnt, obgleich sie leidenschaftlich, ja sportsmäßig betrieben wurde. „Ein reges Parteigefühl," so sagt ein Geschichtschreiber, bemächtigte sich aller Stände. Alte und Junge, Arme und Reiche, Männer wie Frauen verwandelten sich in Politiker. Erörterungen über Staatsangelegenheiten fand man in Literatur und Religion, in Kaffeehäusern und Kirchen, in öffentlichen Vergnügungslokalen und selbst in den Straßenbelustigungen des Pöbels." Von all diesem Treiben tönt kein Ausklang herüber in die still-heiteren Delviller Tage. Die Frau Dekanin okulierte Rosen und Orangenbäume, beaufsichtigte und belehrte ihre Haushälterin, verschickte und erbat sich Rezepte. Wie sie in einem Brief an ihre Nichte bemerkt, sind „wirtschaftliche Kenntnisse für jede Frau, in jeder Stellung notwendig". Meistens war irgend eine Freundin bei ihr zu Besuch, öfters eine weit jüngere, denn, um wieder ihre Worte anzuführen: „Frauen sollten sich nicht im zunehmenden Alter von der Gesellschaft junger Leute zurückziehen; nur müssen sie natürlich ihre Würde bewahren, damit das junge Volk zu ihnen hinaufsieht und ihren Umgang sucht und pflegt." Oft erwähnt sie die harmlose jugendliche Geselligkeit in ihrem Haus, berichtet ausführlich über ein kleines Tanzfest, welches sie einigen Nachbarskindern gab. „Es waren sieben Paare, und ich habe niemals vergnügtere Tänzer gesehen. Zwei waren schon erwachsen, und um denen Gesellschaft zu leisten, wie zum eigenen Vergnügen, tanzten Mrs. Ham und ich über die Hälfte aller Tänze." Die Gäste waren um elf Uhr vormittags gekommen und tanzten mit kleinen Unterbrechungen bis sieben Uhr abends. „Dann mußten sie aufhören, und während sie sich abkühlten, spielte ich ihnen auf der Harfe vor."

Meistens teilten die Freundinnen ihre Interessen; gemeinsam zeichneten sie und malten, stickten und verwandten unendlich viel Geschmack und Geschick auf die damals so beliebten, uns kaltlassenden Muschelarbeiten. In Delville und anderswo legte Mrs. Delany kunstvolle Grotten an, schmückte Gartenhäuschen und beklebte Kandelaber mit meistenteils selbst gesuchten, sorgfältig zusammengestellten Muscheln. Oft las der würdige Hausherr den Freundinnen vor; eine ganze Reihe von Büchern, darunter ernste Geschichtswerke, werden erwähnt. Die Krone war ihnen Richardsons damals alle Herzen erschütternden, uns ungenießbare Romane. „Nichts kann je sich mit Clarissa messen", schreibt Mrs. Delany in einem begeisterten Erguß, und dann wieder: ‚Sir Charles Grandison' ist eins der herrlichsten Bücher, das ich jemals gelesen. Leider gibt es nur sechs Bände; ich wollte, es wären mehr." Von Fielding, dem unsterblichen Verfasser des noch heute gelesenen, derb naturalistischen „Tom Jones" meint sie: „Miß Donellan und ich mögen ihn gar nicht. Delany will ihn nicht hören. Wenn nur Richardson wieder etwas veröffentlichen würde, um all diese Schriftsteller zu verdrängen." Man meint heutige Urteile zu vernehmen!

Wie begreiflich, teilte sie auch in der Malerei doch mehr oder minder den Geschmack ihrer Zeit, kopierte späte Raffaels, Correggios, Morattis, Carlo Dolces und Sir Peter Lelys süßlich-sinnliche Porträts. In der langatmigen Biographie[1]), auf der diese Skizze hauptsächlich beruht, verherrlicht die Herausgeberin, Lady Llanover (Marys Urgroßnichte und meine Großtante), das malerische „Genie" ihrer Ahnin. Diese Ansicht ist verblendet, Mary Delany war eine fleißige, begabte Dilettantin. Ihre Porträts zeigen eine geschmackvolle Auffassung, ihre Kopien waren musterhaft treu; ja, nach Ansicht ihrer Freunde „übertraf sie bei weitem die Originale", in den Landschaften gefällt die topographische Richtigkeit, und ihre Lieblingstiere, die Katzen, sind gar nicht übel gezeichnet. Am eigenartigsten und bedeutendsten ist sie aber, von den später zu erwähnenden Blumen abgesehen, in den noch zum Teil erhaltenen Stickereien. Mit hervorragendem stilistischen Gefühl und feiner Naturbeobachtung entworfen, führten ihre emsigen Hände sie mit der tadellosesten Sorgfalt aus. Ihrer Ansicht nach mußte die Stickerei einer wirklichen Dame unendlich geschmackvoller und eigenartiger sein als irgend eine gekaufte Aufzeichnung und ihre Säume und Nähte noch korrekter als die ihrer Jungfer. So wenig die Kunst, selbst durch den begabtesten Dilettantismus, gefördert wird, so wenig darf man den ethischen Nutzen verkennen. Mary Delany spricht bescheiden von ihrer Ausübung der Künste, aber sie selber wußte wohl am besten, wie viele trübe Stunden diese erleichtert, wie sie ihr häusliches und freundschaftliches Leben verschönert, ihren Gedankenkreis erweitert und veredelt hatten.

Auch ihre Lebenseinschnitte wurden, wie in jedem ausgedehnten Dasein, durch Grabsteine der Liebsten gebildet. 1761 starb die „Schwester ihres Herzens", Anne Dewes. Wir besitzen ihr von Mary gemaltes Bild; die lieblichen, etwas schwärmerischen Züge passen zu ihrem feinen Gemüt. In Wellsborne, der anziehenden, altmodischen Warwickshire-Besitzung, welche noch jetzt ihren Nachkommen, die deren Mädchennamen Granville führen, gehört, verbrachte sie ein ruhiges Leben. Nicht ohne Rührung lesen wir den unorthographischen Kondolenzbrief ihres Sohnes an seine jüngere Schwester. „Ich bin jetzt wieder auf der Schule und Du kannst Dir denken, daß ich meine Zeit in großem Unbehagen verbringe. Ich versuche gegen mein Unglück anzukämpfen und hoffe, daß Du dieses auch tust, denn dies wird unseren Papa freuen . . . Einer Deiner lieben Briefe würde mich sehr freuen; ich hoffte schon lange auf einen und hoffte, daß Du manchmal an mich denken würdest, da ich dieses auch tue . . . Ich bekam die Kiste, welche unsere geliebte Mutter kurz vor ihrem Tod für mich packte; alles kam richtig an. Wie gut sie war! Es war schrecklich, als der Leichenzug ankam. Der Sarg blieb einen Tag in der Halle stehen, wo ich den Mut hatte hinzugehen, um Abschied zu nehmen. Ich küßte die geliebte Leiche mehrere Male und wünschte ihr Segen. Ich hoffe, bald mit Papa nach Calwich (dem Landsitz seines Onkels Bernard Granville, dessen Erbe er war) zu

[1]) Autobiography and Correspondence of Mary Granville, Mrs. Delany. By Lady Llanover. London, Bentley. Six vols. — Mrs. Delany, A memoir by George Paston. London, Grant Richards. 1900.

kommen; es wird mir eine große Freude sein und meine große Trauer erleichtern. Bitte, antworte mir bald."

Mit der größten Liebe nahm sich die alte Mrs. Delany ihrer mutterlosen Nichte, Mary, an, stand ihr mit Rat und Tat zur Seite und führte sie nach einigen Jahren selbst in die Welt, da sie und der Dekan jetzt öfters nach London kamen. Bei dem Onkel in Calwich, in Derbyshire, machte das junge Mädchen Jean Jacques Rousseaus Bekanntschaft. Über ein Jahr, von 1766 bis 1767, lebte dieser auf dem Davenportschen Nachbargut Wootton, bis er sich mit dem Hausherrn überwarf und wieder nach Frankreich zog. Sonderbar scheinen seine dort geschriebenen „Confessions" in diese friedliche englische Landschaft zu passen, in die vornehme Ruhe des altmodischen Landhauses mit seinen Terrassen und alten Räumen, mit den Alleen und Brunnen im Park, von denen noch jetzt einige nach ihm genannt werden. Bernard Granville kam dieser anregende Verkehr sehr gelegen; er war ein gebildeter Weltmann und recht musikalisch. Eng mit Händel befreundet, verschaffte dieser ihm die noch jetzt bei seinen Erben befindliche Orgel; auf deren Tasten erging sich der gefühlvolle, unverheiratete Schloßherr in schwärmerischen Phantasien, oder, wie eine treue Haushälterin besorglich schrieb: „da sitzt er den lieben langen Tag und klimpert auf dem Dings herum." Viele von Rousseaus nachbarlichen Briefen und Billetts sind auf uns gekommen, doch, wie mindestens neun Zehntel aller Briefe, interessieren sie Außenstehende wenig.

Nur hin und wieder erhalten wir neben der wohlgesetztesten Artigkeit Einblicke in sein damaliges Leben: „Vous savez, Monsieur, que rien de ce que vous touche ne peut m'être indifférent; l'attachement que je vous ai voué s'est formé des liens qui sont votre ouvrage; vous vous êtes acquis trop de droits sur moi pour n'en avoir pas un peu donné sur vous, et il n'est pas juste que j'ignore ce qui vous intéresse si véritablement. Je devrais aussi vous parler de moi parcequ'il faut vous rendre compte de votre bien; mais je ne vous dirais toujours que les mêmes choses. Paisible, oisif, souffrant, prenant patience, pestant quelquefois contre le mauvais temps qui m'empêche d'aller autour des roches furetant les mousses et contre l'hiver qui retient Calwich désert si longtemps." Der jungen Mary Dewes, deren Augen aus einem verblaßten Miniaturbild noch heute frisch und lustig in die Welt schauen, zollte der „vieux berger", wie er sich nennt, Bewunderung und Phrasen: „Pour moi, je me souviendrai toujours d'elle, — cette manière pleine de grâce, dont elle accompagnait l'accueil caressant qui me faisait son cher oncle, et je conserve précieusement un joli travail de ses mains." Aber Mrs. Delany hielt „den Rousseau" für einen zweifelhaften, unheimlichen Menschen. Vor allem warnt sie ihre junge Nichte vor dem verfeinerten Gift seiner Ansichten. „Ich mißtraue der Vergötterung eines allgemeinen Tugendbegriffes, welches der Stütze einer Religion entbehrt . . . die einschmeichelnde Beredsamkeit, die Pracht der Sprache sind irreleitend, nur sehr klar mitteilende Menschen vermögen sich dem Zauber zu entziehen." Doch erkennt sie das altfränkische dieser Ansichten und entschuldigt sich bei einer Freundin wegen ihres eingerosteten Geistes, welcher all diese neuen Moden nicht mehr mitmachen könne.

Ein Jahr darauf, 1768, starb ihr Mann, endete das ruhige Glück dieser auf gegenseitiger Achtung und Sympathie beruhenden Ehe. Anerkennenswert, wenn auch zopfgeistlich erscheint uns die selbstverfaßte Inschrift auf seinem Grab: „Hier ruht der Körper eines orthodoxen christlichen Bekenners; er war ein früher und ernster Verteidiger der Offenbarung, soweit es in seinen von Gott verliehenen Kräften lag, ein beständiger und eifernder Verkündiger der göttlichen Gesetze, ein demütiger, unwürdiger Sünder."

V. Zwei Freundinnen.

Im achtundsechzigsten Jahr mußte Mary Delany einen neuen Lebensabschnitt beginnen. Scheinbar zu alt, um noch eine glückliche Zukunft vor sich zu sehen, trug sie dennoch ihr Leid in der einfachsten, ansprechendsten Weise.

Die verwitwete Herzogin von Portland, ihre intime Jugendfreundin, bei der sie oft zum Besuch war, mit der sie stets im lebhaften Briefwechsel gestanden hatte, lud sie jetzt zu längerem Aufenthalt nach Bulstrode ein. Dorthin brachte sie ihr frisches Leid und zog sich natürlich von jeder größeren Geselligkeit zurück; als es aber darauf ankam, ihrer spät aufstehenden Freundin eine Gefälligkeit zu erweisen, vertrat sie dieselbe jeden Morgen zum Frühstück und empfing mit der ihr eigenen formgewandten Liebenswürdigkeit die übrigen Gäste des Hauses. Die jetzt angelegte Witwentracht, ebenso einfach wie würdig, behielt sie bis an ihr Ende: ein weißes Häubchen mit schwarzem Schleier.

Die echteste Freundschaft verband die beiden Frauen; all die Jahre hindurch hatten sie Freuden und Sorgen geteilt, trotz anregender Charakterverschiedenheit hatten sie dieselben Interessen und verstanden sich beim halben Wort. Die Herzogin war eine leidenschaftliche Botanikerin; J. J. Rousseau hatte ihr in Wootton Moose gesucht und nannte sich „l'herbaliste de la Duchesse"; ihr Hauskaplan gab bekannte botanische Werke heraus, und auch von Mary Delanys siebzigjähriger Hand geschrieben finden sich lange Auszüge und Listen von Pflanzen. Im großen Park hausten die verschiedensten seltenen Tiere, und große Summen wurden auf wertvolle Versteinerungen, Kristalle und Mineralien verwandt. Jetzt ist diese ausgesprochene Beschäftigung mit der Natur einer der verbreitetsten und sympathischesten Züge des englischen Lebens; damals beschränkte es sich anscheinend nur auf die oberen Kreise. Lord Bute, der bekannte Staatsminister, Schwiegersohn der Briefschreiberin Lady Mary Wortley Montagu, war ein naher Freund des Hauses. Er veröffentlichte ein botanisches Werk in einer Auflage von zwölf Exemplaren; die Kosten beliefen sich auf 10000 Pfund. Auch damals bestrebten sich Engländer, das warme Naturinteresse mit religiösen Gründen gleichsam zu entschuldigen. „Man kann nicht die Mechanik des geringsten Wurmes betrachten, ohne den großen Schöpfer besser zu preisen und zu bewundern," — diese und ähnliche Wendungen finden sich oft. Hiermit waren aber keineswegs die Interessen der Hausfrau erschöpft; das Wohl und Wehe ihrer verheirateten Kinder wie ihrer Enkel nahm viel Zeit und Herzblut in Anspruch. Dann las sie eifrig philosophische Werke, besaß vorzügliche, teils ererbte, teils angeschaffte Bilder und Kunstschätze, kaufte

sich später die berühmte, jetzt im Britisch Museum befindliche, nach ihr genannte „Portland-Vase" und erfreute sich einer ausgesuchten Sammlung von altem Porzellan. Sie war eine berühmte Spinnerin, während sie — ein weißer Rabe der damaligen Gesellschaft — nie eine Spielkarte berührte.

Noch bis an den heutigen Tag haben sich die meisten jener großen Landhäuser, in denen Mary Delany so viel verkehrte, erhalten. Die Parkanlagen, die mit Familienbildern geschmückten Hallen, die reich und behaglich eingerichteten Schlafzimmer mit dazugehörenden Ankleide- und Dienstbotenräumen sind wenig verändert. Weniger als die noch jetzt dort wohnenden Nachkommen von Marys Verwandten und Freunden. Rasch, mit jedem Eisenbahnzug wechseln heute die damals so gemächlich sich einnistenden Besucher. Jetzt hat man auch weder Zeit noch Lust, sich um drei Uhr in vollem Staat zum feierlichen Mittagessen zu setzen. Sowieso reicht der Tag kaum für die an Damen wie an Herren gestellten mannigfachen Anforderungen. Da gibt es Armenpflege, Schulkommissionen, Volkskonzerte, Blumenausstellungen, Bazare, Temperenzvereinigungen und politische Versammlungen. Dann, neben der viel weitläufigeren Geselligkeit, Spazierengehen, Reiten, Radfahren, das Golf- und Tennisspiel. Fast all dieses fiel damals aus; auf dem Lande hatte man Ruhe und Zeit. Sie kam den Briefen zu gut, und wir haben ausgiebige Familienberichte. Mary Delanys Nichte verlobte sich mit einem Mr. Port, dessen schöne, malerische Besitzung Ilam nicht weit von der Besitzung des Bernard Granville lag. Es ist das Jahr 1770, die Zeit der Werther-Generation. Während Mary Delany die Gewähr ehelichen Glückes in „vernünftigen und passenden Anschauungen" erblickte und es für wünschenswerter hielt, über als unter dem dreißigsten Jahre zu heiraten, schwärmt die kleine Mary Dewes in einem Briefe an ihren Bräutigam über den Mondschein, in welchem verabredeterweise sie und ihr John zur selben Stunde schwelgen, bis die Stunde schlägt, in der sie dessen „erhabene Schönheit gemeinsam genießen". Doch führte die von Mondstrahlen verklärte Verlobung zu keiner ungetrübten Ehe. John Port, sonst ein Durchschnittslandjunker, war den Karten ergeben; in einer Nacht verspielte er, einer Familientradition zufolge, sein Haus und Heim. Es ist längst in andere Hände gelangt; an der Stelle des vornehmen, weißen Landhauses erhebt sich ein getürmtes, neugotisches Fabrikantenschloß.

Doch die Zukunft sah keiner, und in Bulstrode richtete der jungen Braut die Herzogin eine fröhliche Hochzeit aus. Im Laufe der Zeit erschien das erste Kind, Georgina (meine Urgroßmutter, spätere Mrs. Waddington), und wieder umschloß das große, warme Gemüt der Mary Delany diese neue Generation, wieder übte sie den nachhaltigsten Einfluß auf eine so weit jüngere Verwandte.

In St. James's Place, dem auch heute recht unveränderten Mittelpunkte des damaligen vornehmen Londons, kaufte sie sich ein Haus, und während sie im Sommer nach Bulstrode zog, verlebte sie die Winterzeit hier. Noch steht das altmodische, backsteinerne Haus mit den steinernen Stufen, über welche so viele bekannte Menschen traten. Vielleicht im selben Kleid, in welchem Sir Joshua Reynolds sie in jenem berühmten Bild verewigte, erschien die schöne, tempera-

mentvolle Herzogin von Devonshire, deren Besuche Mary Delany manchmal erwähnt. Würdig saß diese an ihrem Kamin und betrachtete kopfschüttelnd den riesigen Federschmuck, die gewaltigen Reifröcke ihrer jungen Cousine; noch bedenklicher stimmten sie aber die Gerüchte ihrer Exzentrizität. Bei einer erbitterten Parlamentswahl hatte sie einen jungen Schlächtermeister durch einen Kuß ihrer roten Lippen zu Whig-Grundsätzen bekehrt, vielleicht wie die auch von Mary Delany mißbilligend erwähnte Herzogin von Northumberland von einem Fenster aus zu der Menge gesprochen. Allabendlich empfing die Hausfrau ihre Freunde und Bekannten. Es war kein Salon im klassischen Sinne, aber ein Kreis gebildeter, liebenswürdiger Menschen. Zwar werden die persönlichen und gesellschaftlichen kleinen Ereignisse, wie begreiflich, auf das eingehendste beleuchtet, nie jedoch stoßen wir auf böswillige Äußerungen, niemals auf Klatsch. Durch den Briefwechsel kennen wir die Gäste genau. Neben der intimsten Freundin, der Herzogin von Portland, erscheint die energische Gräfin Gower, welche erst mit zweiundsiebzig Jahren auf das Reiten verzichtete; unverkennbar ist ihr kurzer, nerviger Stil, ihre etwas drastische Sprache. Dann war die Honourable Mrs. Boscawen eine der getreuesten Korrespondentinnen; sie schrieb etwas weitschweifig und liebte französische Brocken. Die Besuche des Malerfürsten, Sir Joshua Reynolds, werden öfters erwähnt. In früheren Jahren verkehrte Mrs. Delany mit Lady Mary Wortley Montagu, mit den Schöngeistern Mrs. Barbauld, Miß Chapone und Miß Carter, damals lauter bekannte Schriftstellerinnen, und jetzt war auch die plötzlich durch ihren Roman „Evelina" berühmt gewordene junge Miß Burney viel im Haus. Sie hat uns in ihren Aufzeichnungen manche interessanten, wenn auch nicht immer zuverlässigen Einzelheiten über diese letzten Jahre der Mrs. Delany hinterlassen. Ihren ersten Besuch in St. James's Place beschreibt sie folgendermaßen: „Mrs. Delany war allein in ihrem Wohnzimmer, welches ganz und gar mit selbstgemalten Bildern und selbstentworfenen Dekorationen geschmückt ist. Sie kam uns zur Tür entgegen. Sie ist immer noch hochgewachsen ... und hält sich sehr gerade." Dann kommt, wie fast täglich, die Herzogin von Portland. „Diese ist sehr liebenswürdig, vornehm, höflich, vernünftig und lebhaft. Nicht nur ohne Hochmut, sondern auch ohne übertriebene Zuvorkommenheit, dessen demütigenden Ersatz ..." Ein andermal erzählt ihr Tagebuch: „Abends kam Mr. (Horace) Walpole lustig, aber scharf, höflich, aber höhnisch und witzig-epigrammatisch ... Ich habe ihn niemals so fesselnd gesehen, denn er strengte sich bis auf das äußerste an, um meine liebe Freundin zu unterhalten, und sie nahm seine Versuche mit einer Anmut und Freundlichkeit entgegen, welche seinen Anekdoten doppeltes Salz verliehen ... Mrs. Delany war lebhaft, lustig, gutmütig und angeregt, als wäre sie erst achtzehn Jahre alt." — „Ihre frohe Laune erheiterte die ganze Umgebung," heißt es an einer anderen Stelle.

Eigentümlich berührt im Laufe jener Bände manche zufällige Erwähnung gleichzeitiger Ereignisse. Von Friedrich d. Gr. wird einmal gesagt: „Alle Welt bekommt den König von Preußen und all das Unheil, welches er bereitet hat, satt." Des öfteren wird bedauert, daß die aufständischen ameri-

kanischen Provinzen durchaus nicht einsehen wollen, wie weit besser sie daran täten, als ruhige Untertanen sich ihres Wohlstandes zu erfreuen. In knappen Worten wird das Struensee-Trauerspiel berichtet: „Man sagt, daß dem König Gift gegeben ist, welches seinen Verstand vernichtet . . . Beide sind gefangen; wer weiß, ob sie noch leben . . . Wenn ich noch etwas Gewisseres oder Näheres erfahre, will ich es noch hinzufügen . . . Heute früh kamen Besuche. Jetzt heißt es, daß der Arzt enthauptet ist, und daß man die Königin auf ein Schloß geschleppt hat und dort gefangen hält." Großes Aufsehen erregte der Bigamie-Prozeß, welcher in Westminster Hall gegen die Herzogin von Kingston geführt wurde. „Die Besorgnis, keine Eintrittskarten zu erhalten, der Jammer über das frühe Aufstehen, die Schwierigkeit, sich der abgehetzten Friseurinnen zu bemächtigen, der Ärger über das Verbot, bei dieser Gelegenheit hohen Feder- oder anderen Kopfputz zu tragen, all diese Staatsangelegenheiten wurden gestern in meinem kleinen Kreis lebhaft erörtert . . . Bernard (ihr Neffe) und Mrs. Boscawen trafen sich hier um sieben Uhr früh und fuhren zusammen nach Westminster. Kein Mensch ahnt, wie lange es dauern wird. Ich war standhaft und schlug einen Sitz in der Loge der Königin, wohin ich mit der Herzogin von Portland gehen sollte, aus. So begnüge ich mich mit meiner Ecke am Kamin." . . . (Am folgenden Tage.) „Alles dreht sich um den Prozeß der Herzogin von Kingston, — denn so muß man sie vorläufig noch nennen. Erst um sieben Uhr kehrten meine verhungerten Gäste nach zwölfstündigem Fasten zurück. Die Verhandlung war im höchsten Grad eindrucksvoll, und alle erdenkliche Pracht wurde entfaltet. Die Gefangene trat dezent und einfach auf, trug schwarze Seide und war von ihren zwei in Trauer gekleideten Damen begleitet." . . . (Später.) „Nach vieler Aufregung und den lebhaftesten Meinungsverschiedenheiten ist der große Prozeß beendet worden. Zur allgemeinen Befriedigung ist die schamlose Herzogin zu einer ebenso schamlosen Gräfin erniedrigt worden. Nie gab es eine meisterhaftere Schauspielerin! Garrick sagt, sie wäre ihm so weit über, daß er am liebsten ganz von der Bühne zurückträte. Als Pairin bleibt ihr die Brandmarkung der Hand erspart; ihr Gewissen muß sie strafen. Es war erstaunlich, wie sie es gestern zustande brachte, drei Viertelstunden zu reden, — aber die Mühe war vergebens."

Den berühmten Garrick kannte Mary gut und beschreibt, wie sie und die Herzogin von Portland ihn auf seiner Besitzung an der Themse besuchten. Das Haus nennt sie „ebenso originell wie geschmackvoll; . . . es sah aus, als müsse es einem Genius gehören." Nach Tisch gingen sie durch den Garten an den Fluß und tranken Kaffee im „Shakespeare Tempel", wo eine marmorne Statue des Lieblingsdichters und dessen authentischer Lehnsessel standen. Mary rühmt den weltmännischen Takt des Wirtes (ein andermal hatte sie ihn den elegantesten Tänzer genannt, den sie jemals gesehen). Seine Unterhaltung war sprudelnd und lebhaft; als die Enkelkinder der Herzogin herzukamen, gab er sich ebensoviel Mühe mit ihnen, entzückte die kleinen Gäste ebenso wie die Erwachsenen. Obgleich wohl zweifellos einer der größten Schauspieler aller Zeiten, wurde er, wie auch Mary erwähnt, sehr verschiedentlich beurteilt; manch weise Kritik fand vieles zu mäkeln, und gewisse Aussprüche über Eleonora Duse fallen einem unwillkürlich ein.

Oft und lange ist die Georgina Port bei ihr zu Besuch; stolz berichtet die Großtante, wie „rehgleich sie tanzt“. . . . „Abends sitzt mein kleines Mädchen auf ihrem Stühlchen neben mir und arbeitet an ihrer Stickerei; um neun Uhr küßt sie mich, macht der Gesellschaft eine tiefe Verbeugung und verschwindet.“ Die Verbeugungen jener Zeit erscheinen uns umständlich und zeitraubend. Lady Llanover berichtet hierüber aus mündlicher Überlieferung: „Man betrat das Zimmer in streng aufrechter Haltung, mit eingedrücktem Kinn, machte an der Tür eine Verbeugung, näherte sich dann der vornehmsten Persönlichkeit, verneigte sich tief und allmählich und erhob sich langsam und graziös.“ So hört man gern, daß die Kleine in ihren Mußestunden auch mal mit der vertrauten Jungfer „herumraste“; wie das damals öfter vorkam, war diese eine Pfarrerstochter.

Marys erziehliche Talente wurden wohl allgemein geschätzt; auf den Wunsch der Herzogin von Portland schrieb sie deren ältestem Sohn, als er nach Oxford ging, einen pädagogischen Brief. Etwas verschnörkelt in der Form, führt sie ansprechend aus, wieviel „Ehrenschulden“ ihn bereits beladen, Schulden, die er den Eltern, der Universität, den Untergebenen, dem Vaterland und dem Schöpfer im Laufe seines Lebens noch abtragen müsse. Daß die gute Dame nicht asketisch war, wußten ihre zahlreichen jungen Freunde am besten. Ausdrücklich schreibt sie ihrer Großnichte: „Man kann nicht zu viel harmlose Zerstreuungen und Vergnügungen haben, solange sie einen nicht von den übernommenen Pflichten abspenstig machen.“ „Ein Zügel muß sein,“ rät sie einer Mutter, „aber einer aus Seide.“ Für den Gebrauch der Georgina verfaßt sie ein Schreiben, in welchem sie ihr eine Freundin warm empfiehlt. „Diese Freundin heißt Anstand. Sie ist bescheiden und natürlich, immer bereit, auf alles zu achten, wodurch die Formen geschliffen werden. Anstand wird Dich lehren, wie, falls Du in der großen Welt leben solltest, Du Dich schön und ausgesucht kleidest, wenn aber Sparsamkeit geboten wird, wie Du diese mit Geschmack verbindest. Durch jene Freundin erreicht Dein Benehmen die vollkommene Anmut und Leichtigkeit, welche sich weit von jeder Unnatur und Geziertheit entfernt.“ Alle Rokokoverbeugungen und -Förmlichkeiten waren ihr, deren Benehmen so berühmt war, nur der selbstverständliche, geschmackvolle Einband, welcher den allein wesentlichen Inhalt zweckmäßig beschützte und erhielt. Weder früher noch später sind Freundschaften und freundschaftliche Briefe so gepflegt worden wie in dieser Zeit; aber wie sorgfältig werden die konventionellen Formen in Briefen bewahrt! Selbst an die kleine Georgina unterschreibt sich die Großtante „Deine ergebene Dienerin“. Wir können die allmähliche Vereinfachung des Briefstils leicht in diesen Bänden verfolgen. Im Jahre 1723 schrieb der Onkel Lansdowne an Mary Pendarves „Madam“ und „Your most obedient and humble servant“. (Beiläufig gesagt, ist diese Floskel noch heute die der Königin seitens aller Untertanen zukommende Form, wie auch die von Dienstboten ihrer Herrschaft gegenüber allein gebräuchliche.) Im Jahre 1786 erscheint zum erstenmal die von einer weit jüngeren Frau angewandte, noch heute, nach über einem Jahrhundert, üblichste Briefform: „Dear Mrs. Delany . . . Believe sure, dear Mrs. Delany, most affectionately Yours N. N.“

In ihrem vierundsiebzigsten Jahr begann Mary eine neue künstlerische Arbeit. Zufällig lag vor ihr auf dem Tisch ein rotes chinesisches Stück Papier neben einer roten Geraniumblüte. Immer eine geschickte Silhouettenschneiderin, nahm sie eine Schere, schnitt die einzelnen Blumenblätter aus, darauf den Kelch, die Staubfäden und Blätter in verschiedenfarbigem Papier und klebte alles sorgfältig auf einen schwarzen Grund. Als ihre Freundin dazukam, glaubte diese eine zweite wirkliche Blume daliegen zu sehen, und nun begann die alte Dame wohlgemut alle erreichbaren Blumen wiederzugeben. Man muß die als kostbare Familienreliquien aufbewahrten jetzt dem Britischen Museum vermachten Blätter gesehen haben, um es zu glauben. Aber diese aus freier Hand geschnittenen Blumen und Blätter sind nicht nur, wie Sir Horace Walpole in seinen „Anecdotes of Painters" sagt, „beispiellos genau und treu", so daß bekannte Botaniker sie für maßgebend richtig erklärten, sondern auch vermöge ihrer feinen Modellierung, ihres empfundenen Umrisses, ihrer tadellosen Verkürzungen und mannigfaltigen Licht- und Schattenwirkungen eine wirklich künstlerische Leistung. Mrs. Delany verschaffte sich eine unbegrenzte Menge der verschiedensten Töne, benutzte verschossene chinesische Papiere, ausgeblichene Tapeten, um die feinen Übergänge zu erzielen, und erreichte oft, so unwahrscheinlich es klingen mag, den Glanz der Natur. Eifrigst vollendete sie Blatt auf Blatt, ordnete sie und schrieb auf die erste Seite der Sammlung einige Strophen. In diesen preist sie die Stunde, welche ihr eingab, auf diesem blumigen Pfade andachtsvoll die Schöpferkraft zu betrachten und dankbar die göttliche Hand zu preisen. Im Jahre 1782 hatte sie beinahe das tausendste Blatt vollendet, als ihre Augen nicht mehr den rastlosen Feenhänden zu gehorchen vermochten. Sie schloß mit einem Gedicht. Die Zeit ist gekommen, nicht länger kann sie mit den herrlichen Blumenformen ihre Stunden beglücken. Sie bittet um Segen und Hilfe, um die Niederlegung dieser so liebgewordenen Arbeit mit Ergebung zu tragen. Begreiflicherweise erregte diese Blumensammlung allgemeines Aufsehen. Wenn Georg III. mit der Königin Charlotte, allen Prinzen und Prinzessinnen und großem Gefolge von dem unweit gelegenen Windsor in Bulstrode vorsprach, mußten die letzten Blätter hervorgeholt werden. Aus den schon damals berühmten königlichen Kew Gardens, dem jetzigen botanischen Garten, wurden ihr alle neuen oder seltenen Pflanzen geschickt.

Immer häufiger wurden diese nachbarlichen Besuche der königlichen Familie. Schließlich beliebte diese, die Herzogin zu überraschen, unangemeldet und ohne Begleitung bei ihr zu erscheinen und erließ der würdigen Dame die sonst unausbleibliche Förmlichkeit, sich am nächsten Morgen nach dem Befinden der Herrschaften persönlich zu erkundigen.

Einen hübschen Einblick in das Leben in Bulstrode gewährt das Tagebuch einer frischen, jungen Hofdame. Sie hieß Miß Hamilton und war die Nichte des mit Goethe und Winckelmann befreundeten Gesandten in Neapel Sir William Hamilton, dessen berühmt schöne spätere Gattin Lady Hamilton nur zu unlöslich sich mit Nelsons Namen verknüpft. Miß Hamilton war im Jahre 1784 bei der Herzogin zu Besuch. Mit kindlich warmer Begeisterung

nennt sie Mary Delany „diese ehrwürdigste und angenehmste aller Frauen" und bittet dieselbe, sie auf Mängel in ihrem Betragen, ihren Ausdrücken und ihren Formen aufmerksam zu machen. Augenscheinlich wollte die alte Dame dies anziehende junge Mädchen gern an ihren Neffen verheiraten, und harmlos plaudern die Tagebuchseiten dies aus. „Während unseres Spazierganges sprach Mrs. Delany nur von Mr. Dewes, nannte mir sein Einkommen, beschrieb sein Haus, seine Lebensgewohnheiten und seinen Charakter." Ein anderes Mal heißt es: „Ich beantwortete in ihrem Namen einen Brief an Mr. Dewes. Dieses verursachte viele Heiterkeit, da ich mir die Freiheit nahm, in übermütigem und neckendem Ton zu schreiben." Dann wieder: „Sie sagte mir ihre Ansicht über meinen Charakter. Ach, wenn ich diese Meinung nur verwirklichen könnte und so wäre, wie sie mich wähnt! Dann sprach sie von meiner Zukunft und von der nötigen Versorgung und erzählte mir, wie mein künftiger Gatte sein müßte, und sehr deutlich erkannte ich das Bild, welches ihr vorschwebte." — Wir wissen nicht, weshalb dieser Plan sich zerschlug; das Jahr darauf heiratete Miß Hamilton einen anderen. — Weiter heißt es: „Die Herzogin schickte, wie gewöhnlich, um anzufragen, ob ich reiten wolle. Der Morgen war himmlisch, die Sonne schien, und ich hatte einen herrlichen Ritt." Darauf liest sie im Modebuch des Jahres „Evelina" von der bereits erwähnten Miß Burney und läßt sich zu dem um vier Uhr stattfindenden Mittagsessen frisieren. Mit Ausnahme des Kaplans sind nur die unzertrennlichen alten Freundinnen zugegen, und mit Vergnügen lauscht sie den Geschichten aus vergangener Zeit. „Das Gespräch kam auf die berühmte Herzogin von Marlborough; obgleich der Verlust ihrer Enkelin, der Herzogin von Bedford, sie zerschmetternd traf, schickte sie am Tag nach deren Tod, um alle die von ihr geschenkten Juwelen zurückzuverlangen, sie wären ihr ja nur geliehen gewesen. Hierauf erinnerte man sie an ihre eigenen Worte, sie würde den Schmuck niemals zurückfordern, falls sie nicht noch einmal bei Hofe tanzen wolle. Worauf ihre Antwort: ‚Gott verdamme mich, wenn ich das nicht auch zu tun gedenke!' Dann aber ergab sie sich wieder dem leidenschaftlichsten Schmerz. Oft lag sie lang auf den Boden hingestreckt, sodaß eine sie besuchende Dame, welche es der Herzogin von Portland erzählte, im dunkeln Zimmer fast über sie stolperte. Sie sagte, sie bete und läge auf dem Boden, da sie zu sündhaft sei, um zu knieen. — Als ihr Sohn, ein vielversprechender junger Mann, plötzlich starb, war ihre Verzweiflung grenzenlos; ihre Eitelkeit war verletzt, alle ihre ehrgeizigen Zukunftspläne zerstört. Zur Buße und zum Zeichen der Trauer verkleidete sie sich als Bettlerin und saß so unter dem Bettlervolk in den (noch heute sich grau und morsch erstreckenden) Klostergängen der Westminster-Abtei. Die Herzogin von Portland erzählte, daß ihr eigener Mann, der damals die Westminster-Schule besuchte, sie öfters in diesem Zustand gesehen hätte. Sie (die Marlborough) sagte, in den Himmel würde sie ganz gewiß kommen, und da ihr Ehrgeiz sie nicht jenseits vom Grab verlassen würde, werde sie auch sicherlich dort einen Ehrenplatz erlangen. Viele andere Anekdoten wurden erzählt, und die Herzogin zeigte uns einige Briefe aus der Zeit der Königin Anna, welche Marlborough und Bolingbroke

an ihren Großvater gerichtet hatten. Die von Lord Bolingbroke waren geistreich und zynisch und voller Schmeicheleien. Mrs. Delany sagte, sie erinnere sich seiner deutlich. Er wäre sehr schön, stattlich und gewandt gewesen." — Darauf zog man sich in seine Zimmer zurück, bis gegen acht der oberste Haushofmeister den Tee meldete und nach diesem ein jeder am eigenen Tischchen beim Schein der Wachskerzen sich mit Sticken und Zeichnen beschäftigte oder die kostbaren Sammlungen besah. Ganz modern oder von unserem heutigen Standpunkt aus „altmodisch"-sentimental sitzt dann ein anderes Mal die junge Hofdame in der von Mrs. Delany angefertigten Muschelgrotte. „Ich genoß die friedliche Ruhe der Umgebung und dachte an alle, die ich liebe, und an alle, deren Freundschaft mir so wert ist." — Dann holt die vierundachtzigjährige Greisin sie, geht längere Zeit mit ihr im Park, freut sich an allen seltenen Tieren und Pflanzen, erzählt aus ihrer Jugend, über Swift und Vanessa und Stella, gibt ihr Ermahnungen und Ratschläge, welche Miß Hamilton gewissenhaft in ihr Tagebuch einträgt.

VI. Ausklingen in Windsor.

Im Jahre 1785 starb die Herzogin von Portland, löste der Tod die innige Freundschaft. Das Greisenalter lastete auf Mary, umschleierte ihre Augen, hemmte ihren Schritt; trotz alledem waren die ebbenden Jahre reich und keineswegs freudlos. Die von Augenzeugen „engelhaft schön" genannte Georgina Port lebte fast immer bei ihrer vergötterten Großtante, schmückte deren Dasein und Haus mit ihrer erblühenden Jugend. Fünfundachtzig Jahre alt, erfreute Mary Delany sich noch bei der großen Händelfeier in Westminster-Abbey an der herrlichen Musik wie an der Apotheose des lieben, vorangegangenen Freundes; noch spannen ihre welken, aber unermüdlichen Hände, noch wurde sie in St. James's Place nicht nur von alten, sondern auch von neuen Freunden allabendlich besucht, noch schrieb oder diktierte sie zahllose Briefe.

Schon seit mehreren Jahren war sie der königlichen Familie näher getreten; da nach dem Tode der Herzogin die quasi nachbarlichen Besuche in Bulstrode aufhörten, wollten die Majestäten den ihnen liebgewordenen Verkehr mit dieser anziehenden Greisin nicht missen. Sie überwiesen ihr ein Haus in Windsor und baten sie, dort während des königlichen Aufenthalts, also während mehrerer Monate im Jahr, zu wohnen. Da die Kosten einer zweiten Haushaltung etwas schwer auf Mrs. Delany gelastet hätten, ließen sie ihr in der taktvollsten Weise eine Entschädigung zukommen; um jeden Schein einer Unterstützung zu vermeiden, brachte Königin Charlotte halbjährlich, bei Gelegenheit eines freundschaftlichen Besuches, die Banknoten in ihrem Taschenbuch mit. Der König überwachte selber die Instandsetzung des stattlichen Hauses, welches vollständig eingerichtet und mit Vorräten versehen wurde. Ihre Ankunft in Windsor beschreibt sie in einem Brief: „Etwa acht Uhr abends kam ich hier an; Seine Majestät war im Haus, um mich willkommen zu heißen. Ich sank ihm zu Füßen, unfähig, ein Wort zu reden." — Etwas byzantinisch

erscheint dies uns, keineswegs jener Generation. Selbst Königin Charlotte, selbst ihre unglückliche Nachfolgerin, die Prinzessin Karoline, knieten bei der ersten Begegnung vor ihrem erlauchten Gemahl. — „Er richtete mich auf, begrüßte mich und sagte, er wolle mich nur bitten, alles zu verlangen, was noch irgendwo fehle, um das Haus so bequem und angenehm wie möglich zu machen, worauf er dann ging. In der Tat fehlte nichts; alles ist hübsch und geräumig und der Garten grenzt an den Ihrer Majestät. Diese kam am nächsten Tag; ich lahmte etwas und konnte nicht zur Haustür hinunter, aber die Königin kam herauf. Die Begegnung ergriff uns beide; sie weiß ja, was ich verloren habe." — Seit dem Tode der Herzogin hatten sie sich nicht gesehen, und wie Miß Burney schreibt, meinte Mary Delany: „Man versichert mir immer, ich würde mit zunehmendem Alter weniger empfinden, aber das ist bei mir nicht der Fall." — „Nachdem wir uns gesetzt hatten, denn darauf besteht sie immer, dauerte es einige Zeit, ehe wir reden konnten. In der wärmsten Weise wiederholte sie ihren wie des Königs Wunsch, alles zu tun, um mir den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu gestalten; alle Förmlichkeit sollte beiseite gelassen werden; sie erhofften einen ganz freundschaftlichen Verkehr." Eine ihrer Korrespondentinnen neckte Mary Delany mit den früher so ausgeprägt legitimistisch-jakobitischen Neigungen der Granville-Aleschen Familie; sie bezweifelt lebhaft und wohl mit Recht, ob irgend ein Stuart sich so gütig und taktvoll benommen hätte.

Wie auch auf dem Festland wehte am englischen Hofe ein neuer Geist; statt der früheren, selbstverständlich erscheinenden Sittenlosigkeit gab Georg III. das Beispiel einer musterhaften Ehe. Königin Charlotte war eine Mecklenburg-Strelitzer Prinzessin, und der Gegensatz zwischen ihrem stillen Strelitz, ihrem rührenden Mirow und dem gewaltigen London und prachtvollen Windsor fällt dem, welcher diese so verschiedenen Stätten besucht hat, ein. Sie war gar nicht hübsch, aber freundlich und gefühlvoll. Der Brief, welchen die junge Prinzessin an Friedrich den Großen zu Gunsten des Friedens schrieb, soll Georg III. bei der Brautwahl beeinflußt haben. Winckelmann nennt sie „eine Dame von erhabenen Eigenschaften, die beständig liest und eine wahre Patriotin ist"; Kästner machte auf sie die Verse:

Stolz fühlt Germanien bei ihr:
Der Brite hat sie doch von mir.

In Wirklichkeit war sie wohl herzensgut, aber unbedeutend, äußerlich wie innerlich ein häufiger Typus der deutschen Frau. Eigentümlich berührt uns ein Kunsturteil aus einem Gespräch mit Mary Delany, welches Miß Burney weihevoll überliefert: „Mögen Sie ‚Werthers Leiden'?" fragte die Königin. „Es ist recht schön geschrieben, aber ich kann es nicht ausstehen . . . ein schlechter Mensch hat es aus Rache verfaßt."

In ihren Briefen beschreibt Mary oft die gemütlichen Abende, welche sie im engsten Kreis der königlichen Familie verbrachte. Da saßen sie alle um einen großen Tisch, beschäftigten sich mit Zeichnen und Handarbeiten. War die jüngste Babyprinzeß nicht auf dem Schoß einer der älteren Schwestern, so schäkerte der Vater mit ihr auf dem Teppich. Im Nebenzimmer spielte

eine Kapelle; der König, welcher, sonst ein recht nüchterner Mensch, Musik verstand und liebte, bestimmte die Auswahl der Stücke. Mehrmals wöchentlich trank die königliche Familie den Tee bei Mary Delany, und Miß Burney beschreibt einen solchen „formlosen" Besuch des Königs. „Die Etikette verlangt, daß bei seinem Eintreten alle zufällig Anwesenden sich in die äußersten Zimmerecken zurückziehen. Dann geht Miß Port rückwärts hinaus, um mehr Wachskerzen zu holen und stellt diese auf Tische und Klavier, geht wieder hinaus und holt den Tee, welchen sie dem König reicht. Während Majestät diesen zu sich nimmt, wartet sie in ihrer Ecke, nimmt darauf seine Tasse und holt eine frische Portion." Mit Ausnahme der alten Dame stehen alle die ganze Zeit über, haben aber, falls sie angeredet werden, das Recht, die Majestät nach dem Wagen zu begleiten. Oft kommen die Prinzessinnen und spielen Mrs. Delany vor; die Königin überrascht sie wohl mal beim Mittagessen, setzt sich zu ihr und erbittet sich das Rezept der eben aufgetragenen Apfelsinenspeise. Der Brief einer gleichzeitigen Dame meldet, da es den Anschein hätte, als könnten die Majestäten nicht einen Tag ohne Mrs. Delany existieren, wäre sie eingeladen worden, dem Hofe nach Kew zu folgen.

Aber Entzückungen über königliche Gnade langweilen bekanntlich alle Nichtbetroffenen, und die etwas ekstatische Bewunderung der Allerhöchsten Gespräche, die schwärmerische Dankbarkeit, mit welcher sie jede geringste Allerhöchste Freundlichkeit erwähnt, berühren etwas seltsam bei einer Mary Delany. Doch lag diese hochgradige Loyalität in der damals schon von Revolutionsbangen erschütterten Luft, wurde durch die schlichte Herzensgüte des königlichen Ehepaares ergiebig genährt. Noch ganz andere Verhimmelungen der „Herrschaften" erscheinen in gleichzeitigen Briefen. So schreibt ein intelligentes, junges Mädchen aus vornehmer Familie ihrer intimen Freundin, der Georgina Port . . . „Nein, daß die Königin wirklich vor hat, dir eine Häkelnadel zu schenken! Von Herzen teile ich deine Freude und bin großmütig genug, mich ebenso darüber zu freuen, als ob ich selber so ausgezeichnet worden wäre. Sage, bitte, der lieben Mrs. Delany, daß, als Mama neulich in der Kapelle vom König angeredet wurde, er noch einmal zurückkehrte, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen. Ich glaube, das war die Arznei, welche meinen Husten heilte! . . . Eine meiner größten Freuden sind die Bilder des Königs und der Königin, vor denen ich täglich stehe. Ich glaube wirklich, es macht einen besser, auch nur die äußere Hülle solcher Seele zu betrachten. Ach, was sehne ich mich danach, sie selber wiederzusehen! Fast beneide ich dich um dieses Glück."

Weder früher noch später hat sich der freiheitsstolze John Bull so frenetisch für das Herrscherhaus begeistert. Immer von neuem wurden die Windsorbürger vom Schauspiel, welches sich täglich auf der Schloßterrasse abspielte, ergriffen; zu den Klängen der Musik ging dort die ganze königliche Familie langsam auf und ab, erst die Prinzessinnen, je zwei und zwei nach dem Alter, dann das freundlich strahlende Elternpaar. Als der Hof nach Weymouth zog, um die damals eben aufkommenden Seebäder zu benutzen, trug jeder Arbeiter, jeder Fischer, jedes Kind einen Zettel mit „God save the King" auf der Mütze.

Der König konnte sich nicht sehen lassen, ohne mit lauten Hochrufen begrüßt zu werden, und als er zum erstenmal seiner Badekarre entstieg und den umfangreichen königlichen Körper in das Wasser tauchte, erschollen aus der benachbarten Karre die Klänge einer versteckten Kapelle, welche mit betäubender Begeisterung die Nationalhymne spielte.

Sehr charakteristisch ist der guten Mary Delany Herzensfreude über die Ernennung der Miß Burney zur Kammerfrau der Königin. Einige Leser werden sich vielleicht erinnern, mit welchem Hohn Macaulay in seinem Aufsatz „The Diary of Madame d'Arblay" diesen ihm unbegreiflichen Schritt der Fanny Burney, späteren Madame d'Arblay, geißelt. Ihr Roman „Evelina" hatte sie über Nacht zur beliebtesten, gelesensten Schriftstellerin ihrer Zeit erhoben. Verleger wollten ihr zwei- bis dreitausend Pfund für einen neuen Roman zahlen. Johnson verzog sie und stellte sie über Fielding! Burke versäumte eine ganze Nachtruhe, um „Evelina" zu lesen; die berühmtesten, geistvollsten Männer suchten Miß Burneys Verkehr. Alles das gab sie auf, um pünktlich um halb acht ihrer Herrin beim Anziehen zu helfen, den Tag über sich um deren Kleider zu kümmern, in der Gesellschaft einer zweiten, rohen und heftigen Kammerfrau ihre freie Zeit zubringen zu müssen und erst nach Mitternacht ihrer Pflichten entbunden zu werden. Zusehends litt ihre Gesundheit unter dem angreifenden Dienst; die „engelhafte Königin" nahm keine Rücksicht auf ihre immer blasser werdende Jungfer. Fanny Burney vertauschte ihre geistige und körperliche Freiheit für ein Gefängnis, für die Stellung einer schlecht besoldeten Magd. So etwa schildert im neunzehnten Jahrhundert ein Historiker diese Ernennung. Anders Mary Delany. Sie hatte das junge Mädchen nach Windsor geladen, Fanny absichtlich mit den Majestäten zusammengeführt, sie absichtlich gelobt. Nun waren ihre wohlwollenden Pläne gelungen und in einem Brief jubiliert sie gerührt: „Ein kürzlich vollzogenes Ereignis hat mir eine große Freude bereitet. Da eine der königlichen Kammerfrauen wegen ihrer Gesundheit den ehrenhaften und beglückenden Beruf, um eine solche Königin zu sein, aufgeben mußte, ist Miß Burney zu ihrer beneidenswerten Nachfolgerin ernannt worden." Mrs. Chapone, die bekannte Verfasserin der moralpredigenden „Essays on the Improvement of the Mind", bittet Mary Delany, die liebe Miß Burney zu beglückwünschen. „Ich freue mich so über ihren guten Stern, da er sie in die unmittelbare Nähe der liebenswürdigen Herrin führt. Allerdings bedaure ich aus selbstsüchtigen Gründen, daß die Kreise, denen Miß Burney so zum Schmuck gereicht, sie jetzt werden entbehren müssen. Was mag es Ihnen aber zur Freude gereicht haben, ihr diese so wohlverdiente Ehre verschafft zu haben!"

Begreiflicherweise wurde Mary Delanys Einfluß sehr oft in Anspruch genommen; die jungen Maler Opie, Lawrence und manch andere aufstrebende Talente verdankten ihr viel. Diese Vermittlungen und Gesuche erklären vielleicht den so bedauerlichen Befehl, nach ihrem Tod, mit Ausnahme ihrer intimen Korrespondenz, alle Papiere zu verbrennen. Hunderte von Briefen der berühmtesten Personen sind uns hierdurch verloren gegangen, und wir können uns ihren Verkehr mit so vielen politischen und geistigen Größen nur

durch kleine Andeutungen ergänzen. Sie hatte einen sorgfältigen Stil, schrieb gut, aber ihre Briefe allein vermögen uns kein rechtes Bild ihrer eigentlichen Bedeutung zu geben. Diese lag wohl vor allem in ihrer harmonischen, starken, weiblichen Natur.

Voll nutzte sie die jeweilige Lage aus, entwickelte alle Fähigkeiten, alle Begabungen. Sie sammelte geistige Schätze, um viel geben zu können, um anderen vieles zu sein. Gerade vermittelst ihrer reichen Persönlichkeit konnte sie andere in hervorragendem Maße beeinflussen und verstehen.

Kurz vor ihrem Tode wurde sie zweimal von Opie gemalt; das für der Königin Zimmer bestimmte Bild mit dem feinen, geistvollen Kopf blickt noch heute in Hampton Court auf den Zuschauer herab; das andere hängt in der National Portrait Gallery. Noch im letzten Jahr beschreibt ein Brief ihre aufrechte Haltung, ihren leichten Schritt. „Ihr Geist hat noch seine ursprüngliche Kraft," sagt Miß Burney und nennt sie ein anderes Mal „vielleicht die allervollkommenste Frau". Bis zuletzt bewahrte sie die Befähigung, alles Schöne zu genießen, wie sie selbst schrieb, „dankbar sich am Übriggebliebenen zu erfreuen". Lichtete auch der Tod ihren Kreis, so fesselten doch neue Bekannte ihr warmes Herz, ihr weiter Verstand.

Das Ende war würdig und sanft. Die achtundachtzigjährige Greisin hinterließ eine schwer schließende Lücke. Trotz Eltern und Geschwistern war Georgina in fassungsloser Verzweiflung. Eigentümlich berührte mich ein Brief, den sie um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts an ihren Enkel, meinen Vater, schrieb, in welchem sie über den Verlust der fast noch im siebzehnten Jahrhundert Geborenen klagt. An ein trauriges Ereignis knüpfend gedenkt sie „der Qualen, welche ich mit sechzehn Jahren erduldete, als jene geliebte Großtante starb, bei der ich lebte, welche mir unendlich mehr war als Vater und Mutter".

Mit ungewöhnlicher Treue hingen Verwandte und Bekannte an ihrem Gedächtnis; noch lange hat sich die mündliche Überlieferung erhalten. Warum sollten aber nicht noch andere sich an einem schön beanlagten, schön entwickelten, schön ausklingenden Leben erfreuen?

Der Ausstand der pennsylvanischen Grubenarbeiter und die Trustfrage in den Vereinigten Staaten.

Von

M. von Brandt.

Der große Ausstand der Kohlengrubenarbeiter im Anthracitgebiet in Pennsylvanien, der während fünf Monate die Arbeit in diesen Gruben fast vollständig brachgelegt und beinahe 150 000 Arbeiter in direkte Mitleidenschaft gezogen, hat die Aufmerksamkeit — man darf wohl sagen der Welt — auf den Kampf gelenkt, der sich dort zwischen zwei der maßgebendsten Faktoren der neuesten industriellen Entwicklung, den Trusts, Ringen, der Arbeitgeber und Arbeitnehmer, abspielt. Wie die meisten Schauspiele, welche die Vereinigten Staaten bieten, ist auch dieser von überwältigender Größe, und der Schauplatz des Kampfes entspricht der Bedeutung der streitenden Interessen. Im östlichen Teile des auch an Eisen, Erdöl und natürlichem Gas reichen Pennsylvaniens befindet sich in den Alleghanybergen, am Lehigh und Schuylkill, zweien Nebenflüssen des Delaware, und am Susquehanna das Anthracitgebiet, mit den Hauptplätzen Mauch Chunk, Pottsville und Wilkesbarre, in dem jährlich einige 30 Millionen Tonnen harter Kohle gefördert werden, während im Westen am Alleghany und Monongahela, den Quellenflüssen des Ohio, das Gebiet der weichen, bituminösen Kohle mit Pittsburg liegt, das im Jahre ebenfalls über 25 Millionen Tonnen liefert. Beide Gebiete werden von zahlreichen Eisenbahnen durchkreuzt, die entweder dem Lauf der Ströme in vielfach sehr engen Tälern folgen oder die hohen Pässe auf kunstvollen Bauten überschreiten.

Pennsylvanien ist die erste und hauptsächlichste Heimat der ältesten deutschen Einwanderer nach den Vereinigten Staaten gewesen, und der Anwesenheit dieses Elements ist wohl auch, wenigstens zum Teil, die frühe Gründung von Schulen und die spätere günstige Entwicklung des öffentlichen

Schulsystems im Staate zuzuschreiben[1]). Aber nicht alle fremden Einwanderer haben sich in derselben Weise um die Wohlfahrt ihres neuen Vaterlandes verdient gemacht; die zahlreichen Irländer, Ungarn, Italiener und Slaven, welche sich unter den späteren Einwanderern befanden, haben vielmehr wiederholt zu den ernstesten Besorgnissen und Unruhen Veranlassung gegeben. So haben z. B. die Molly Maguires, eine irländische geheime Gesellschaft, von 1867 bis 1877 die Kohlendistrikte Pennsylvaniens vollständig tyrannisiert und zahlreiche Mordtaten verübt, bis es in dem letzteren Jahre gelang, sie durch die Verhaftung und Hinrichtung ihrer Führer unschädlich zu machen. Der Zweck der Gesellschaft war, sich im östlichen Teil des Staates der politischen Macht und der sich daraus ergebenden materiellen Vorteile zu bemächtigen. Die jüngsten Ereignisse tragen einen wesentlich anderen Charakter, aber auch bei ihnen ist es ein Kampf um die Herrschaft, und wenngleich die Führer der Arbeiter, auch in diesem Falle meistens Irländer, wenigstens nach ihren öffentlichen Äußerungen der Anwendung von Gewalt abgeneigt gewesen sein mögen, hat ihre Gefolgschaft es an Drohungen und Gewalttätigkeiten nicht fehlen lassen.

Der Kampf, der sich seit dem Mai d. J. in dem Anthracitgebiet von Pennsylvanien abspielt, wird zwischen den Vereinigten Bergwerksarbeitern Amerikas (United Mine Workers of America), kürzer der Union, und ihrem Präsidenten John Mitchell einer- und den Besitzern der in dem Gebiet gelegenen Gruben, den Operators, andererseits geführt, als deren hauptsächlichster Vertreter der Präsident der Philadelphia und Reading Kohlen- und Eisengesellschaft, George F. Baer, erscheint. Ein Teil der Grubenbesitzer ist zu einem Syndikat vereinigt, dem sich aber in der Frage dieses Ausstandes auch die unabhängigen Grubenbesitzer angeschlossen haben. Erschwert wird die Lage dadurch, daß auch die Eisenbahngesellschaften in dem Gebiete in Mitleidenschaft gezogen werden. Die Verfassung des Staates Pennsylvanien enthält nämlich die Bestimmung, daß keine mit Korporationsrechten für die Betreibung des Fuhrgeschäfts eingetragene Gesellschaft sich weder direkt noch indirekt mit Grubenarbeiten oder der Anfertigung von Artikeln zum Transport über ihre Anlagen befassen, noch sich direkt oder indirekt auf irgend ein anderes Geschäft als das des Fuhrmanns einlassen, auch weder direkt noch indirekt Land erwerben oder pachten dürfe, mit Ausnahme von dem, was zur Ausübung ihres Geschäfts erforderlich sei; Bergwerks- oder Fabrikgesellschaften dürfen dagegen die Erzeugnisse ihrer Betriebe auf eigenen Eisenbahnen und Kanälen befördern, vorausgesetzt, daß dieselben nicht länger als 50 Meilen (80 Kilometer) seien. Daß die Bestimmung im höchsten Grade unpraktisch und leicht zu umgehen ist, liegt auf der Hand; sie hat aber mit zu der im Verlauf des Ausstandes von demokratischer Seite aufgestellten Forderung der Verstaatlichung der Kohlengruben beigetragen.

Der Ausstand vorigen Jahres ist nicht der erste im Anthracitgebiet, die Geschichte seiner Vorgänger ist aber schwer zu schreiben, da es sich vielfach

[1]) Man vergl. hierzu den Artikel „Die Deutschen in Pennsylvanien", Deutsche Rundschau, 1902, Bd. CXII, S. 462 ff.

um kleinere, lokale, aus verschiedenen Gründen entstandene und auf ebenso verschiedene Weise beigelegte Ausstände gehandelt hat. Die ersten gewerbsmäßigen Agitatoren, damals den „Rittern der Arbeit" (Knights of labor) angehörig, scheinen 1887 in das Lehighgebiet gekommen zu sein und dort einen Ausstand hervorgerufen zu haben, indem sie die Arbeiter verschiedener Betriebe veranlaßten, ihre Kontrakte zu brechen, obgleich dieselben die Bestimmung enthielten, daß bei Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern dieselben einem von beiden Teilen zu wählenden Schiedsgericht unterbreitet werden sollten. Der Ausstand verlief für die Arbeiter ergebnislos, und bei der Wiederaufnahme der Arbeit im Frühjahr 1888 wurde in den Betrieben, in denen dies früher der Fall gewesen, die Schiedsgerichtbestimmung in die neuen Kontrakte wieder aufgenommen. Von 1888—1897 hat dann, von kleineren lokalen Ausständen abgesehen, Ruhe in dem Gebiete geherrscht, bis in dem letzteren Jahre die bis dahin nur im Gebiete der weichen Kohle tätige Union auch auf das des Anthracits ihre Tätigkeit übertrug; auch dieser erste Sturm wurde abgeschlagen, aber bei einem zweiten Versuch 1900 gelang es der Vermittlung des Senators Hanna, für die Arbeiter das Mitchellsche Verlangen einer Lohnerhöhung von 10 Prozent durchzusetzen. Damit war der Erfolg des Mitchellismus auch in diesem Gebiete gesichert, und der Kampf zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern wurde ein fast ununterbrochener, wiewohl die Lohnverhältnisse günstige waren. Der jährliche Lohn betrug unter Grund schon vor dem Zuschlag: für die Aufseher und Vorarbeiter, bei 291 Arbeitstagen, 887 Dollars; für die Häuer, bei 179 Tagen, 427 Dollars; für die Arbeiter, bei 184 Tagen, 301 Dollars und für die Jungen, bei 180 Tagen, 158 Dollars, d. h. er bewegte sich zwischen 3725 und 664 Mark. — Dennoch haben im letzten Jahre über tausend lokale Ausstände stattgefunden, meistenteils wegen der nichtigsten Vorwände und durch die jüngsten und schlechtesten Elemente veranlaßt. Wenn nur die Hälfte der von den Grubenbesitzern gemachten Angaben Glauben verdienen, so muß die Disziplin in den Gruben ganz zerrüttet und die Lage der Leute, die Autorität beanspruchen dürfen und besitzen müssen, eine wenig beneidenswerte gewesen sein.

Trotzdem kam der allgemeine Ausstand überraschend. Noch in den ersten Tagen des Mai wurde in der Tagespresse mit besonderer Befriedigung darauf hingewiesen, daß der Erste des Monats in diesem Jahre vorübergegangen sei, ohne, wie das früher meistens der Fall gewesen, eine größere Anzahl von Ausständen zu bringen, und in der New Yorker „Evening Post" veröffentlichte einer der Gründer der „American Federation of Labor". Herman Robinson, einen Artikel, in dem er darauf hinwies, daß das Prinzip der Verständigung bei dem Arbeiter den Sieg gewonnen habe. Früher sei es Gebrauch gewesen, dem Arbeitgeber zwölf Stunden für seine Entschließung zu bewilligen, und der Ausstand sei gewöhnlich am nächsten Tage erfolgt; jetzt werde ihm drei bis sechs Monate Zeit gegeben, wenn eine Lohnerhöhung oder eine Abkürzung der Arbeitszeit verlangt würden, was ihm gestatte, seine Angelegenheiten danach einzurichten und sich die Forderungen der Arbeiter länger zu überlegen. Trotz alledem brach am 12. Mai in dem Anthracitgebiet

der allgemeine Ausstand aus, bei dem 147000 Arbeiter die Arbeit niederlegten und über 400 Gruben zum Stillstand gebracht wurden. Der Ausstand war kurz vorher in einer Versammlung zu Hazleton mit 461¼ Stimmen gegen 394¾ beschlossen worden; Präsident Mitchell soll dabei auf der Seite der Minderheit gestanden haben und der gefaßte Beschluß wesentlich durch eine Rede eines der Distriktvorsteher der Union, Nichols, veranlaßt worden sein, dem Mitchell erklärt habe, daß er ihm die Verantwortung für den Ausstand lassen müsse. Neben Mitchell, der Irländer ist und an der Spitze der alle Bergwerksgebiete der Vereinigten Staaten umfassenden Union steht, sind die einflußreichsten Persönlichkeiten die Häupter der drei Distrikte, in welche das Anthracitgebiet eingeteilt ist, Duffy und Fahy, ebenfalls Irländer, und der Engländer Nichols. Duffy wird als ein unwissender Mann geschildert, aber unter den Arbeitern, mit denen er auf du und du stehe, von großem Einfluß; Fahy soll früher die Rechte studiert, damit aber keinen Erfolg erzielt haben; er kam 1897 als Delegierter und organisierte zuerst in Pottsville eine lokale Union, der später die in Mount Carmel und Shamokin folgten; er gilt als ein kluger, berechnender Kopf, der sich seiner Verantwortlichkeit wohl bewußt sein soll. Nichols war ein guter Häuer, vermochte aber den Posten als Grubenaufseher-Assistent, der ihm übertragen wurde, nicht auszufüllen; er ist ein Durchgänger, was ihm unter den Arbeitern stets eine große Gefolgschaft sichert.

Die Forderungen, welche Mitchell im Namen der Union stellte, waren im wesentlichen die folgenden: ein Zuschlag von 20 Prozent zu den seit 1901 gezahlten Löhnen derjenigen Arbeiter, die Kontrakt- oder Stückarbeit leisten; eine Herabsetzung der Arbeitszeit um 20 Prozent unter Beibehalt desselben Lohnes für alle diejenigen, welche per Stunde, Tag oder Woche arbeiten; die Annahme eines Systems, demgemäß die geförderte Kohle nach Gewicht berechnet und als geringster Lohn für die Beförderung einer Tonne aus der Grube 60 Cents bezahlt werden sollte; endlich die Aufnahme des zu zahlenden Lohns und der Bedingungen der Beschäftigung nebst einer Verständigung in betreff des bei Streitigkeiten zu beobachtenden Verfahrens in ein zwischen den Vereinigten Bergwerksarbeitern Amerikas und den Anthracitgesellschaften zu treffendes Abkommen. Um diese Forderungen zu verstehen, muß man die Art und Weise der Arbeit in den Anthracitgruben kennen. Während in den Gruben der weichen Kohlen zwei Mann zusammen arbeiten und den gleichen Lohn erhalten, arbeitet in den Anthracitgruben ein gelernter, patentierter Bergmann mit einem Gehilfen. Der erstere sprengt die Kohle ab; er arbeitet kürzere Zeit, durchschnittlich vier bis sechs Stunden, und erhält zwei Drittel des für die Herstellung einer Kammer gezahlten Lohnes, durchschnittlich 6 Dollars, von denen er Sprengstoff, Lunte u. s. w. bezahlen muß; der Gehilfe lädt die Kohle in die Hunde, arbeitet oft zehn bis elf Stunden und erhält dafür ein Drittel des Lohnes. Wie weit die Besorgnis vor erhöhten Ansprüchen und einem teilweisen Ausstande dieser Leute, die von den Häuern bezahlt werden und meistens aus ungebildeten, kaum des Englischen mächtigen Slaven und ähnlichen Fremden bestehen, zu dem allgemeinen Ausstande

geführt haben mag, muß dahingestellt bleiben; jedenfalls ist dies vielfach angegeben worden.

Die Grubenbesitzer haben die Forderungen abgelehnt, weniger vielleicht weil sie den ersten derselben absolut feindlich gegenüber standen, oder weil sie sich weigerten, mit der Union und ihrem Vertreter zu verhandeln und sie dadurch gewissermaßen anzuerkennen. Ihre Gründe dafür waren zwiefacher Art. Die meisten Mitglieder der Union gehören dem Gebiete der weichen Kohle an, aus dem auch Mitchell hervorgegangen ist; von den Besitzern der Anthracitgruben ist aber kaum zu verlangen, daß sie ihr Schicksal in die Hände einer Gesellschaft legen sollten, deren Mehrzahl aus Arbeitern von Konkurrenzunternehmungen besteht, denn als solche müssen die Gruben weicher Kohle unzweifelhaft angesehen werden. Durchschlagender noch war der zweite Grund. Bei einer in der Zeit vom 18. bis 24. März v. J. in Shamokin abgehaltenen Versammlung der Delegierten der Arbeiter in den Anthracitgruben war der Beschluß gefaßt worden, daß die Mitglieder der Union in irgend einer Grube wenn Arbeiter in derselben es ablehnten, Mitglieder der Union zu werden und das Abzeichen derselben zu tragen, das Recht haben sollten, nachdem sie alle Überredung versucht hätten, um solche Arbeiter zum Beitritt zu bewegen und damit erfolglos geblieben seien, die Arbeit in der Grube einzustellen, bis solche Arbeiter Mitglieder der Organisation geworden, und es ist klar, daß die Grubenbesitzer eine Gesellschaft, welche solche Regeln aufstellte, nicht anerkennen konnten, ohne die Herrschaft und damit die Disziplin in den Gruben ganz aus der Hand zu geben. Sie haben daher auch konsequent die Anerkennung der Union als in den Streit einzugreifen berechtigt abgelehnt, zuerst den Arbeitern und der Union, dann dem Präsidenten gegenüber bei dessen Vermittlungsbemühungen. Schließlich haben sie in der Beantwortung der an das Schiedsgericht eingereichten Klageschrift der Anthracitgrubenarbeiter, welche von Mitchell nicht als Präsident der Union, sondern nur als Vertreter dieser Arbeiter unterzeichnet ist, erklärt, daß das Schiedsgericht sich nicht mit der Frage der Vereinigten Bergwerksarbeiter Amerikas zu befassen habe und jede Anerkennung derselben in ihren Verhandlungen, Empfehlungen und Beschlüssen unzulässig sei. Dagegen haben die Grubenbesitzer in demselben Schriftstücke den Abschluß von Arbeitskontrakten mit einer nur aus Arbeitern in den Anthracitgruben bestehenden Organisation als möglich bezeichnet, vorausgesetzt, daß sie die Gesetze beobachte, das Recht jedes Mannes zur Arbeit, ob er einer Union oder nicht angehöre, anerkenne und die Besitzer in ihren Bemühungen für gute Arbeit, ehrliche Produktion und notwendige Disziplin unterstütze. Mitglieder der Vereinigten Bergwerksarbeiter von Amerika oder irgend einer anderen Union würden sie nicht ausschließen, solange sie ordentlich arbeiteten und den Gesetzen gehorchten; aber sie behielten sich das Recht vor, jeden zu beschäftigen, den sie wollten, und würden nie die Berechtigung einer Arbeiterorganisation anerkennen, das Recht auf Beschäftigung auf die Mitglieder einer solchen Organisation zu beschränken. — Eine Auffassung, deren Richtigkeit und Zweckmäßigkeit sich nicht bestreiten läßt.

Der Ausstand wurde von seiten der Union mit großer Energie und Rücksichtslosigkeit ins Werk gesetzt. Am 12. Mai wurde er verkündet, und 140000 Leute legten die Arbeit nieder; am 21. Mai wurde auf Befehl der Union der Ausstand auf die Heizer, die Arbeiter an den Pumpen und die Ingenieure an den Maschinen und etwas später auf die Stallleute und Hausverwalter ausgedehnt. Wenn es den Grubenbesitzern nicht gelungen wäre, die Pumpen im Gange zu halten, so würden durch das Ertrinken der Gruben nicht allein Hunderte von Millionen an Kapital verloren gegangen, sondern auch im Falle einer späteren Beilegung des Ausstandes während einer langen Reihe von Monaten keine Beschäftigung für die Arbeiter vorhanden gewesen sein. Um nur ein Beispiel anzuführen, so wurde die Lytle-Grube auch von den Pumpenleuten verlassen. Dieselbe stellt einen Kapitalwert von 750000 Dollars dar und beschäftigte über 800 Arbeiter; die jährliche Förderung betrug circa 271000 Tonnen. Seit dem 2. Juni läuft sie voll Wasser, und es wird vier bis fünf Monate dauern, bis sie nach Aufnahme der Arbeit wieder ertragsfähig sein wird, wenn die Besitzer sie überhaupt in den Stand setzen lassen. Wären die Stallleute dem Befehl zum Ausstande gefolgt, so würden die zahlreichen, in den Gruben verwendeten Maultiere alle umgekommen sein, was, wie einer der Leiter des Ausstandes erklärte, ihm sehr gleichgültig gewesen sein würde, wenn damit nur der Zweck, die Niederzwingung der Grubenbesitzer, erreicht worden wäre. Diese Rücksichtslosigkeit des Vorgehens, welche zu Anfang auf viele Kreise und während der Dauer des Ausstandes auf die Ungebildeten unter den Arbeitern ihre Wirkung nicht verfehlte, hat schließlich zu einer Reaktion geführt, die sich in der Presse und auf andere Weise gegen das Mißverhältnis zwischen den angewendeten Mitteln und dem angestrebten Zweck ausgesprochen hat. Auch in anderer Beziehung hat sich ein solches Gefühl gezeigt. Mitchell war von seinen Freunden und Bewunderern als Präsident der „American Federation of labor“ an Stelle des bisherigen, Gompers, in Vorschlag gebracht worden; nach längerem Schweigen hat er seine Kandidatur zurückgezogen, wohl in der Überzeugung, daß dieselbe den besonneneren Elementen gegenüber aussichtslos sei.

Schließlich gelang es dem persönlichen Einflusse des Präsidenten Roosevelt, der in der öffentlichen Meinung und bei vielen politischen Persönlichkeiten starke Unterstützung fand, die streitenden Parteien dazu zu bewegen, die strittigen Lohn-, Zeit- und Gewichtsfragen einer von ihm ernannten, aus sechs unbeteiligten Personen bestehenden schiedsrichterlichen Kommission zu unterwerfen, deren Entscheidung anzuerkennen sie sich verpflichteten; gleichzeitig nahmen die Arbeiter im Anthracitgebiet die Arbeit wieder auf.

Der durch den Ausstand verursachte Schaden wird an Verlusten der Grubenbesitzer am Kohlenpreise, der Streikenden an Löhnen, der Eisenbahnen an Frachten und der Geschäftsleute innerhalb und außerhalb der Ausstandsgebiete, an Kosten für die Unterhaltung der Grubenpolizei und der Miliz und an Schäden an Gruben und Maschinen auf ungefähr 147 Millionen Dollars, d. h. über 615 Millionen Mark, wahrscheinlich viel zu niedrig, veranschlagt, da in der Berechnung sowohl die von den Ausständischen ihren Ersparnissen

zum Lebensunterhalt entnommenen Beträge und die Beischüsse anderer Organisationen, die sich z. B. von den Arbeitern in den Gruben der weichen Kohle auf 1 1/2 Millionen Dollars beliefen, als auch die unvermeidlichen Mindereinnahmen der Grubenbesitzer wie der Arbeiter in der ersten Zeit nach der Wiederaufnahme der Arbeit fehlen. Aber diese materiellen Verluste stehen in keinem Verhältnis zu dem moralischen Schaden, der im Ausstandsgebiet und in weitem Umkreise um dasselbe durch die Erbitterung angerichtet worden ist, die zwischen den ausständischen Anhängern der Union und den „Scabs," d. h. den Streikbrechern, besteht. Die letzteren und ihre Familien sind mit dem wütendsten Hasse verfolgt, ihre Kinder aus den Schulen vertrieben und ihren Angehörigen jede Möglichkeit zum Erwerb des Lebensunterhalts abgeschnitten worden. So sind in einer Mullgardinenfabrik in Wilkesbarre elfhundert Arbeiter, meistens Mädchen, in den Ausstand getreten, weil der Leiter der Fabrik es abgelehnt hatte, fünf Arbeiterinnen zu entlassen, deren Väter und Brüder fortgefahren hatten, in den Gruben zu arbeiten. Die Kirchen, protestantische wie katholische, sind von den Besuchern verlassen worden, wenn sich Streikbrecher unter der versammelten Gemeinde befanden, die Leichen der Ermordeten — es sollen gegen zwanzig Mordtaten vorgekommen sein, die Präsident Mitchell allerdings auf Nichtmitglieder der Union zu schieben sucht — haben unter dem Schutze der Polizei begraben werden müssen, und jeder Streikbrecher, der die Einzäunung verließ, mit der die Gruben umgeben worden waren, trug sein Leben in seiner Hand. Aus dem sicheren Schutz der von Polizei und Militär bewachten Gruben konnte er eine Puppe, der ein Zettel mit seinem Namen an die Brust geheftet war, an einem Telegraphenpfahl hängen sehen, und ganze Wagenladungen solcher Puppen sind von den Behörden aufgelesen und fortgeschafft worden. Mit der Beendigung des Ausstandes ist in diesen Gefühlen keine Änderung eingetreten. Zahlreiche Prozesse schweben vor den Gerichten wegen körperlicher und sachlicher Beschädigungen und Beleidigungen aller Art, die Streikbrechern von Mitgliedern der Union zugefügt worden sind, und in den nicht dem Syndikat angeschlossenen Gruben feiern noch 15000 Arbeiter, weil die Besitzer derselben von ihnen das schriftliche Versprechen verlangt haben, mit den Streikbrechern in Frieden zusammen arbeiten zu wollen. Von den Streikbrechern hat sich der Haß auf die Grubenpolizei und die Miliz übertragen; die aus dem Streikgebiet zurückkehrenden Milizregimenter sind in mehr als einer Stadt von Arbeitern, nicht der Union, sondern anderer Gewerkschaften, mit Schimpfreden und Steinwürfen empfangen worden, und in einer ganzen Anzahl von Gewerkschaften, die mit dem Ausstand weder örtlich noch sonst in Beziehung standen, sind Beschlüsse gefaßt worden, um ihre Mitglieder, die der Miliz angehören oder ihr später beitreten würden, auszustoßen und zu boykottieren. Nach dem Urteil gutunterrichteter Personen werden Jahre und Jahrzehnte vergehen, bis der innere Frieden in den Kohlengebieten wieder hergestellt sein dürfte.

Die Tatsache, daß durch die fast ganz unterbrochene Förderung von Anthracit nicht allein die Preise desselben sehr erhöht wurden, sondern daß auch der für viele nur für diese Art von Feuerung eingerichteten Fabrikbetriebe

wie für die Bedürfnisse des großen Publikums erforderliche Vorrat ganz auszugehen drohte, und vielleicht nicht weniger die, daß die größte Kohlennot mit den Vorbereitungen für die am 5. November in den meisten Staaten vorzunehmenden Wahlen von Beamten und Mitgliedern der staatlichen Legislativen zusammenfiel, veranlaßte eine Einmischung der politischen Parteien in die Frage. Für die Republikaner war es Präsident Roosevelt, der die Angelegenheit in der bereits angegebenen Weise in die Hand nahm, die Demokraten dagegen benutzten den Ausstand, um ihren Ansturm gegen die Trusts und den Zolltarif, den sie für das Zunehmen der ersteren an Zahl und Macht verantwortlich machen, zu verdoppeln; ja, an einzelnen Plätzen, so in New York, wurde die Forderung der Verstaatlichung der Anthracitgruben in das demokratische Parteiprogramm aufgenommen. Dort wird dieser Forderung freilich auch die Schuld daran gegeben, daß es den Demokraten nicht gelungen sei, den Staat von den Republikanern zurückzuerobern. Die beste Kritik dieses Verlangens, das unter dem Vorwande, es handle sich bei Anthracitkohlen um ein Lebensbedürfnis des Volkes, und auf Grund der in der Verfassung von Pennsylvanien Art. XVI. 3 enthaltenen Bestimmung gestellt wurde: daß der Staat jederzeit berechtigt sein solle, das Eigentum und die Gerechtsame eingetragener Korporationen in Besitz zu nehmen und sie wie das von Privatpersonen für den öffentlichen Nutzen zu verwenden, hat wohl der Staatssekretär des Krieges, Root, gegeben, der in einer in New York gehaltenen Rede darauf hinwies, daß, wenn die Begründung zutreffe, auch die Gruben von weicher Kohle, die Weizenfelder des Westens, die Baumwollenfelder des Südens und schließlich auch die mit dem Transport dieser Lebensbedürfnisse beschäftigten Eisenbahn- und Schiffahrtsgesellschaften verstaatlicht werden müßten und damit ein Reich des krassesten Sozialismus inauguriert werden würde, das jedem individuellen Unternehmungsgeist, durch den die Vereinigten Staaten groß geworden, ein Ende bereiten dürfte.

Mr. Root's Rede muß nach mehr als einer Richtung hin als eine programmatische angesehen werden. Er gab zu, daß es Trusts geben könne, die schädlich, weil drückend seien, und zu deren Bezwingung die Revision einzelner Tarifsätze notwendig werden könne; aber er bezeichnete die Trusts im allgemeinen als die Verbindungen, durch welche es den Vereinigten Staaten möglich gewesen sei, die Fortschritte zu machen, welche sie an die Spitze der industriellen Entwicklung der Welt gestellt hätten. Ohne den entsprechenden Zollschutz hätte die Industrie der Vereinigten Staaten aber nie den Aufschwung nehmen können, der sie zur Erlangung einer solchen Stellung befähigt habe. Die Klagen über die Monopolisierung des Vermögens in einzelnen Händen seien unberechtigt. Wenn man die Zahl der Arbeiter und den Betrag ihres Lohnes im Jahre 1850 mit denen im Jahre 1901 vergleiche, so werde man finden, daß die Zahl der Arbeiter sich verzehnfacht und trotzdem der Betrag des Lohns sich verdoppelt habe, obgleich Maschinen vorhanden seien, deren tägliche Arbeitsleistung der von 110 Millionen Arbeitern gleichkomme. Die in Sparkassen, Lebensversicherungs-, Unterstützungs- und Baugesellschaften angelegten Beträge, die alle aus den Ersparnissen der ärmeren Klassen stammten,

gingen weit über das hinaus, was sich in den Händen einzelner Individuen befinde, und von den Millionen von Landgütern würden die meisten von ihren Besitzern selbst bewirtschaftet und nur etwas über 1 Prozent von Inspektoren verwaltet.

So könne kein Zweifel darüber bestehen, daß der Gesamtbetrag der vielen kleinen Vermögen den der wenigen großen weit übersteige. Auch die Beschuldigung, daß die Trusts vielfach das Geschäft monopolisierten, sei unbegründet. Wenn man die bedeutendsten unter denselben nähme, so wären diese nie imstande gewesen, auf die Dauer die Konkurrenz zu unterdrücken; z. B. würden trotz des Zuckertrusts 40 Prozent des in den Vereinigten Staaten zur Verwendung gelangenden Zuckers von nicht zu dem Trust gehörenden Fabriken hergestellt. Ähnlich verhalte es sich mit der mächtigsten dieser Verbindungen, dem Stahltrust, von dem man in der Tat geglaubt und gefürchtet hatte, daß er ein Monopol erwerben werde; auch von Eisen- und Stahlfabrikanten stammten 30—40 Prozent von unabhängigen Fabriken, und neue Werke der Art würden noch täglich errichtet. Es könne allerdings nicht in Abrede gestellt werden, daß die Trusts zu Anfang häufig große Gewinne abwürfen, wie z. B. der Öltrust; aber man dürfe gerade bei diesem nicht vergessen, daß der ärmste Bauer in den Vereinigten Staaten heute seine Hütte glänzender und billiger erleuchten könne, als dies vor hundert Jahren in den Palästen der Fall gewesen sei. Bei allen großen Unternehmungen seien vier Faktoren beteiligt: die Köpfe, die sie ersännen und ausführten, das Kapital, das die Ausführung ermögliche und die Kosten sowie das Risiko des Unternehmens trage, die Arbeiter, die ihren Lohn erhielten, und die Konsumenten, die in der Verbilligung der Waren ihren Vorteil fänden. Daß Köpfe und Kapital zu Anfang den größten Vorteil zögen, sei natürlich und billig, aber auf die Dauer seien es doch der Arbeiter und der Konsument, welche am meisten gewönnen. Das gehe auch schon aus dem immer zunehmenden Wohlstande dieser Klassen der Bevölkerung hervor.

Dieser republikanischen Apologie der Trusts steht das demokratische Anathema gegenüber, das in ihnen nur ungesunde, auf dem Boden des Zolltarifs entstandene Auswüchse sehen will. Der letztere gestatte den Fabrikanten, ihre Preise bis zur Grenze des Zollsatzes zu erhöhen, und wenn für einzelne der Industrien auch früher ein gewisser Zollschutz nötig gewesen sein möge, so sei ein solcher jetzt für die meisten derselben nicht mehr erforderlich. Bereits 1887 habe die damalige demokratische Verwaltung auf die Ungerechtigkeit aufmerksam gemacht, die darin läge, daß höhere Zölle erhoben würden, als für die Unterhaltung der Regierung erforderlich seien. Diese Auffassung habe die demokratische Partei vielen Anfeindungen und Verleumdungen ausgesetzt und zu ihrer Niederlage bei der nächsten Präsidentenwahl, 1888, geführt, aber unter der republikanischen Verwaltung sei die ungeheuerliche Mac Kinley-Bill Gesetz geworden, was sofort einen solchen Umschwung zu Gunsten der Demokraten hervorgerufen habe, daß bei der nächsten Wahl, 1892, ihr Kandidat gesiegt habe. Dann hätten das Aufwerfen der Silberfrage und der Bryanismus 1896 zu einer neuen Niederlage der Partei geführt, die von den Siegern zu

einer weiteren Verschärfung der Schutzzollpolitik benutzt worden sei. Dabei sei sogar den Leuten, die am meisten durch die Erhöhung der Zollsätze zu gewinnen gehabt hätten, gestattet worden, die Zollisten selbst aufzustellen. Infolge davon sei die früher geringe Anzahl der Trusts ins unendliche gewachsen, und sie übten jetzt eine vollständige Tyrannei aus, die nur durch eine umfassende, wenn auch verständige Revision des Tarifs gebrochen werden könne. Falsch sei jedenfalls, wenn behauptet werde, daß der industrielle Aufschwung der Vereinigten Staaten den Trusts zugeschrieben werden müsse; derselbe sei vielmehr durch die unbegrenzten Hilfsmittel des Landes und den Unternehmungsgeist seiner Bewohner hervorgerufen worden.

Es kann nach der Lage der Dinge keinem Zweifel unterliegen, daß es sich bei der nächsten, für 1904 bevorstehenden Präsidentenwahl im wesentlichen um die Frage der Revision des Tarifs und im Zusammenhange damit um die der Trusts handeln wird und bei dieser Gelegenheit eine nicht unerhebliche Anzahl von Republikanern die demokratische Forderung auch zu der ihrigen machen werden. Schon bei den Wahlen im November 1902 sind die republikanischen Stimmen nicht unerheblich zurückgegangen; der republikanische Gouverneur des Staates New York, der vor ein paar Jahren mit 110 000 Stimmen Mehrheit gewählt worden war, hat diesmal mit knapper Mühe 10 000 Stimmen Mehrheit erhalten, und neben dem damals mit großer Majorität gewählten fusionistischen Bürgermeister Low von New York, dem Kandidaten der ehrlichen Leute, ist diesmal aus der Wahlurne ein demokratischer, tammanytischer Stadtrat (board of aldermen) hervorgegangen. Trotz der um ungefähr ein Fünftel geringeren Beteiligung der Wähler an den diesmaligen Wahlen ist die republikanische Mehrheit in dem neuen, im März 1903 zusammentretenden 58. Kongreß von 43 auf 24 Stimmen heruntergegangen, 205 Republikaner gegen 181 Demokraten, während auch im Senat ein Verlust von vier Stimmen für die Republikaner angenommen wird, 52 Republikaner gegen 34 Demokraten. Die Wahlprüfungen können hierin noch Änderungen hervorrufen, da einzelne der Mehrheiten sehr gering sind, aber seit der Fahnenflucht einer so großen Anzahl von Republikanern wie bei der Frage des Reziprozitäts-Vertrags mit Cuba ist das Verhältnis der Stimmen der beiden Parteien zueinander weniger wichtig, als dies früher bei strafferer Parteiorganisation der Fall war.

Wenn so alles dafür spricht, daß nicht allein die nächste Präsidentschaftskampagne, sondern auch der Ausfall der Wahl, welcher Seite er auch den Sieg bringen möge, eine mehr oder weniger umfassende Tarifrevision zur Folge haben dürfte, so wird man gut tun, auch andere Zeichen der Zeit nicht zu übersehen, die hier und da die Aufmerksamkeit einsichtiger Beobachter auf sich ziehen, wenn sie auch an der großen Menge, häufig selbst an einem Teil der Presse spurlos vorübergehen. So kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß der unsauberen Herrschaft der Bosser und Maschinen und wie man alle die Machenschaften nennen mag, welche die Wähler an der Nase herumführen und sie zum eigenen Nutzen ausbeuten, immer mehr Feinde erwachsen. Zwar hat die Tammany-Organisation in der Stadt New York soeben erst wieder ihre Vortrefflichkeit bewiesen, und es ist nur den Abstimmungen im Staat zu

verdanken gewesen, daß die kolossale demokratische Mehrheit in der Stadt sich bei dem Gesamtergebnis in eine Minderheit verwandelte; zwar ist der demokratische Verfechter in Ohio, Tom L. Johnson, der Millionär, der dieselbe Besteuerung für Korporationen wie für Individuen und die Freiheit für Munizipalitäten, Konzessionen zu kontrollieren, verlangte, durch die vereinigten Bemühungen der von solchen Maßregeln bedrohten Persönlichkeiten mit beinahe 80000 Stimmen Mehrheit geschlagen worden. Aber trotzdem sind Anzeichen vorhanden, daß es sich im Volke zu regen beginnt. So sind in Illinois auf das Verlangen von hunderttausend Wählern drei wichtige Fragen zur Abstimmung gebracht worden; dieselben bezogen sich auf die direkte Gesetzgebung durch das Volk (Referendum) in staatlichen und in lokalen Angelegenheiten und die direkte Wahl der Senatoren der Vereinigten Staaten, und alle drei sind in Chicago durch Mehrheiten von 136802 Stimmen für den ersten, 131760 für den zweiten und 137034 für den dritten Vorschlag bei Minderheiten, die in keinem Falle 25900 Stimmen überschritten, bejahend entschieden worden. Die Wahlen in den anderen Distrikten haben ähnliche Mehrheiten für die Vorschläge ergeben. Ebenso ist in Oregon ein die direkte Gesetzgebung in die Verfassung einfügendes Amendement mit großer Stimmenmehrheit angenommen worden.

Wichtiger vielleicht, wenn auch nach einer anderen Richtung hin, sind ältere Entscheidungen, die in der vorletzten Maiwoche 1902 im Kongreß in Washington gefaßt worden und fast ganz unbeachtet geblieben sind. Die erste derselben bezog sich auf ein Gesetz, daß alle zukünftigen Regierungskontrakte auf der Grundlage des Achtstundensystems abgeschlossen werden sollten; der Ausschuß des Hauses für Arbeit empfahl die Annahme, und sie erfolgte ohne Abstimmung. Die zweite war ein Amendement zu der Flottenvorlage, nach dem ein Schiff jeder Klasse auf den Regierungswerften statt auf den Privatwerften gebaut werden solle, was von vornherein die Anwendung des Achtstundentages einschließt. Der Vorsitzende des Ausschusses für Flottenangelegenheiten widersprach auf das lebhafteste, aber es wurde trotzdem durch alle Demokraten und eine genügende Anzahl republikanischer Überläufer angenommen. Die dritte Maßregel war ein Amendement des demokratischen Abgeordneten für Alabama, Mr. Underwood, zu Abschnitt 3 des Einwanderungsgesetzes, daß die Zulassung verweigert werden solle allen Personen, die, im Alter von über 15 Jahren und körperlich fähig zum Lesen, weder die englische noch eine andere Sprache lesen könnten. Das Amendement erhielt starke Unterstützung von der republikanischen Seite, die darauf aufmerksam machte, daß dieselbe Forderung schon in dem republikanischen Programm von 1896 enthalten gewesen sei, und wurde trotz des heftigsten Widerspruchs des Vorsitzenden des Ausschusses für Einwanderung mit 86 gegen 7 Stimmen, bei 16 Stimmenthaltungen, angenommen. Wenn es nun auch wahrscheinlich ist, daß eins oder das andere dieser Gesetze vom Senat nicht angenommen werden wird, und wenn es auch kaum einem Zweifel unterliegen kann, daß diese arbeiterfreundlichen und einwanderungsfeindlichen Vorschläge hauptsächlich auf Stimmenfang unter den Arbeitern abzielen, so ist doch das Zusammengehen

von Republikanern mit der demokratischen Minorität in diesen Fragen sehr bezeichnend und wird es noch mehr so durch die Tatsache, daß weder die republikanischen noch die demokratischen Wortführer in der Trustfrage, welche bei den letzten Wahlen eine so hervorragende Rolle gespielt hat, es gewagt haben, der Arbeitertrusts zu gedenken, noch viel weniger dieselben zu verurteilen. An redaktionellen und sonstigen Stimmen in der Presse über die Bedeutung und Gefahr derselben hat es nicht gefehlt, und niemand, der den Vorgängen während des letzten Ausstandes mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, wird daran zweifeln, daß von seiten der Ausständischen zur Bezwingung ihrer Gegner, der Grubenbesitzer und der Streikbrecher, Methoden in Anwendung gebracht worden sind, von Ganz- oder Halbtodprügeln bis zum Ohrenabschneiden, die der modernen Zivilisation wenig zur Ehre gereichen. Das verhindert aber nicht, daß Mr. Samuel Gompers, der schon früher erwähnte Präsident der „American Federation of labor", einen jeden, der das Recht zur freien Arbeit verteidigt, einen Judas Ischariot nennt und zugleich für jeden Arbeiter über sechzig Jahren, dessen jährliches Einkommen weniger als 1000 Dollars (4200 Mark) betrage, eine Pension von monatlich 12 Dollar (50 Mark) fordert.

Präsident Roosevelt hat sich in seiner Beurteilung der Trustfrage nicht über die Gemeinplätze hinausgewagt, daß jeder, reich oder arm, Individuum oder Gesellschaft, den Gesetzen unterworfen sein und daß die größte Korporation wie der einfachste Bürger zum strikten Gehorsam mit dem Willen des Volkes gezwungen werden müsse, wie derselbe in den Grundgesetzen ausgedrückt sei. Von anderer Seite aber („The Outlook", 25. Oktober d. J.) ist die Frage so formuliert worden, daß, wann immer ein privates Monopol von Kapitalisten oder Arbeitern eine für das öffentliche Wohl nötige Ware oder Bedürfnis kontroliere, das Volk ein solches Monopol entweder durch Wiederherstellung der Konkurrenz zerstören oder dasselbe unter die Aufsicht der Regierung stellen oder von ihm Besitz ergreifen müsse, um es für den Vorteil des Volkes zu verwalten. Unzweifelhaft entspricht diese Formulierung der Anschauung sehr vieler, die, weil sie nicht wissen, wie den Trusts, besonders der Arbeiter, zu Leibe zu gehen, und weil sie vor einer Verstaatlichung gewisser Erwerbszweige zurückschrecken, für eine Überwachung dieser Erwerbszweige durch den Staat sprechen und stimmen werden. Damit ist der Anfang zum Staatssozialismus gegeben, der sich in den Vereinigten Staaten vielleicht schneller entwickeln könnte, als dies z. B. in Deutschland der Fall gewesen ist. Man muß eben immer mit der emotionellen Natur des amerikanischen Volkes rechnen. Freilich stellt sich einer solchen Entwicklung eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Schwierigkeiten in den Weg. Einmal die Eifersucht zwischen den Staaten und der Zentralregierung, dann die Tatsache, daß selten oder fast nie die Zusammensetzung des Senats und des Repräsentantenhauses des Kongresses mit der politischen Parteirichtung des Präsidenten während der ganzen Zeit seiner Amtsdauer übereinstimmt, und daß, selbst wenn dies der Fall ist, nicht oft eine vollständige Übereinstimmung der drei Faktoren zu erzielen ist. Darin liegt unzweifelhaft ein großes Hemmnis für eine ein-

heitliche konsequente Gesetzgebung und Verwaltung in inneren Fragen, aber auch zugleich eine nicht zu unterschätzende Sicherheit gegen übereilte Entschließungen und Maßregeln. Außerdem nimmt das Sicherheitsventil der oft wiederkehrenden Wahlen einer politischen Lage viel von ihrer Schärfe, und die Ablösung der am Ruder befindlichen Partei auf gesetzlichem Wege durch die andere tritt an die Stelle gewaltsamerer Lösungen, wie die Geschichte sie in manchen Monarchien nur zu häufig zu verzeichnen gehabt hat. Es ist daher zu erwarten, daß auch die augenblicklich in vielen Beziehungen recht schwierige Lage in den Vereinigten Staaten sich in friedlicher Weise oder, wenn die Lösung durch Mangel an Übereinstimmung in den gesetzgebenden und ausführenden Faktoren auch hinausgeschoben werden sollte, doch so entwickeln werde, daß das Ausland nicht in Mitleidenschaft gezogen wird. Zu lernen wird dasselbe jedenfalls viel haben; denn in den Vereinigten Staaten spielen sich die Ereignisse auf einer größeren Bühne und darum sichtbarer ab, als dies in kleineren Verhältnissen der Fall zu sein pflegt.

Noch einmal: Heinrich von Herzogenberg.

In der Reiseerinnerung „Das tote Haus am Bodensee“ (Oktoberheft 1902 der „Deutschen Rundschau“) hat Ernst von Wildenbruch dem vor zwei Jahren verstorbenen Tondichter Heinrich von Herzogenberg Worte der Erinnerung gewidmet, eingegeben von so warmer Empfindung, daß jeder Leser von der ergreifenden Schilderung gefesselt werden mußte. Der hochverehrte Verfasser wird es gewiß billigen, wenn einer, der dem Verewigten im Leben nahe gestanden hat, noch einmal dazu das Wort ergreift und, hie und da ergänzend, das Bild eines Mannes von der Bedeutung Herzogenbergs vervollständigen hilft, auch wenn in einzelnen Punkten die Darstellung von der seinigen abweichen sollte.

Vor allem möchte ich zeigen, daß Herzogenbergs Leben, wenn es ihm auch harte Schicksalsschläge brachte, keine „Tragödie“ gewesen ist. — Als Sprößling eines freiherrlichen Geschlechts, das einst von Frankreich nach Österreich verzogen (es führt jetzt noch den Doppelnamen Herzogenberg-Peccadue), wurde Heinrich von Herzogenberg 1842 zu Graz geboren und verlebte, von einer genial veranlagten, klugen Mutter geleitet, eine frohe Kindheit. Zu Feldkirch in Vorarlberg von Vätern der Gesellschaft Jesu und dann auf dem Vitzthumschen Gymnasium zu Dresden humanistisch vorgebildet und damit den Grund legend zu einer Allgemeinbildung, die später die Bewunderung eines jeden erregte, der ihm näher trat, zog er nach Wien, wo er auf dem dortigen Konservatorium seine musikalische Ausbildung erhielt. Sein Name war bereits in Fachkreisen durch mehrere Kompositionen bekannt geworden, als er sich 1872 in Leipzig niederließ, begleitet von seiner Gattin Elisabeth, geb. von Stockhausen, von der Wildenbruch in wenigen Zeilen eine Schilderung gibt, die den Leser den wunderbaren Liebreiz und das geistig hohe Wesen dieser seltenen Frau erkennen läßt. Hinzufügen möchte ich nur die gelegentlich gefallene Äußerung Brahms', daß sie nächst Clara Schumann die musikalischste Frau gewesen, die ihm im Leben begegnet sei. — In Leipzig fand Herzogenberg seinen ersten Wirkungskreis, indem er 1875 die Leitung des von ihm mit Philipp Spitta, Franz von Holstein und Alfred Volkland gegründeten Bach-Vereins übernahm und in zehnjähriger, erfolgreichster Tätigkeit sich um das Leipziger Musikleben und um die Verbreitung des allgemeineren Verständnisses für die Werke des großen Thomaskantors unvergessene Verdienste erwarb. Sein Ansehen als Komponist wuchs von Jahr zu Jahr und damit die Zahl treuer Verehrer seiner Person und seines Kunstschaffens. Das Haus Herzogenberg wurde der Mittelpunkt eines auserlesenen geselligen Verkehrs. In durch nichts getrübtem Glücke waren so zwölf Jahre dahingegangen, als 1885 seine Berufung nach Berlin erfolgte: zum Professor ernannt, übernahm er die Direktion der Abteilung für Komposition an der Königl. Hochschule für Musik und trat als Mitglied in den Senat der Königl. Akademie der Künste ein. Diese ihm gebührende Stellung bot ihm zugleich Gelegenheit,

seine außerordentliche Begabung als Lehrer öffentlich geltend zu machen. Da, im Frühjahr 1887, erkrankte er an einem Gelenkleiden und war genötigt, seine akademische Tätigkeit aufzugeben. Durch eine glücklich überstandene Kniegelenksoperation wiederhergestellt, wurde ihm 1889 das ehrenvolle Amt des Vorstehers einer Meisterschule für musikalische Komposition an der Königl. Akademie der Künste übertragen. Aber nicht lange sollte er es verwalten. Ein seit längerer Zeit schon bestehendes Herzleiden seiner Frau nötigte ihn, Berlin zu verlassen und mit ihr das mildere Klima der Riviera aufzusuchen. Dort wurde die herrliche Frau von ihrem schweren, zwei Jahre hindurch getragenen Leiden im Januar 1892 erlöst.

In rastloser Arbeit, mit gesteigerter schöpferischer Kraft suchte er den unersetzbaren Verlust zu überwinden. Noch im selben Jahre trat er seine früheren akademischen Ämter in Berlin wieder an und widmete sich ihnen mit voller und erfolgreicher Hingabe. Die von Arbeit freien Sommermonate verbrachte er in dem nun „toten Haus am Bodensee". Aber nicht als kranker Mann zog er dort ein; war auch das rechte Bein für immer steif geworden, so sind wir doch manches Mal stundenweit mit ihm auf die Appenzeller Höhen gestiegen und hinab ins Rheintal gewandert; er genoß sein geliebtes Heiden mit wahrer Herzensfreudigkeit. Und gerade diese Sommermonde zeitigten die schönsten und reifsten Früchte seiner künstlerischen Tätigkeit. Intime Geselligkeit war ihm Freude und Bedürfnis; und so fanden sich alljährlich ausgezeichnete Gelehrte, Künstler und Frauen in seinem gastlichen Hause „Abendrot" zusammen: sie alle standen unter dem Zauber seiner charaktervollen Persönlichkeit, in der sich echtestes Künstlertum, umfassendes Wissen, Herzensgüte und Vornehmheit der Gesinnung vereinten.

Erst die letzten zwei Jahre seines Lebens wurden seine eigentliche schwere Leidenszeit. Mit wahrer Seelengröße hat er sie ertragen, wie ein Held ankämpfend gegen qualvolle Schmerzen, dabei geistig tätig so lange, als nur möglich, und seinen Humor behaltend bis in die letzten Tage. Im Frühjahr 1900 gab er seine Ämter endgültig auf und zog sich, von seinem Leiden, das die Form einer allgemeinen Gelenksentzündung angenommen hatte, Besserung suchend, nach Wiesbaden zurück, wo ihn am 9. Oktober 1900 der Tod ereilte. — Gütig war das Geschick mit ihm verfahren, als es ihm eine Freundin zuführte, die, selbst musikalisch gründlich gebildet, seine geistigen Interessen teilend, acht Jahre sorgend und helfend ihm treu zur Seite gestanden hat — bis zum Scheiden.

Über Herzogenbergs Bedeutung als schaffenden Künstler haben sich andere eingehend ausgesprochen, vor allem Philipp Spitta in einem gewichtigen Aufsatze: „Musikalische Seelenmessen"[1]), Julius Spengel in „Heinrich von Herzogenberg in seinen Vokalwerken"[2]) und Karl Krebs in der „Deutschen Rundschau", Dezemberheft 1900.

„Ob er dahingegangen ist mit Hinterlassung eines ihn und die Zeiten überlebenden Werkes?" frägt Wildenbruch. Wir glauben und hoffen, daß es nicht nur *eins* sein werde, wenn wir der vielen herrlichen Gaben gedenken, mit denen sein schöpferischer Geist uns beschenkt hat. Auf *allen* Gebieten der Tonkunst (die Oper ausgenommen) hatte Herzogenberg Bedeutendes geschaffen, bis er schließlich darin die Hauptaufgabe seines künstlerischen Wirkens fand, den Kultus der evangelischen Kirche durch die Tonkunst neu zu beleben und zu vertiefen. Friedrich Spitta, der Straßburger Theolog, hat dies in seiner Schrift: „Heinrich von Herzogenberg und die evangelische Kirchenmusik"[3]) näher dargelegt[4]). So entstanden, um nur der größeren

[1]) In „Zur Musik". Berlin, Gebrüder Paetel. 1895.
[2]) Leipzig, J. Rieter-Biedermann. 1893.
[3]) Leipzig, J. Rieter-Biedermann. 1900.
[4]) Anmerken möchte ich hier, daß Herzogenberg, ohne aus der katholischen Kirche äußerlich ausgetreten zu sein, sich ihr innerlich so weit entfremdet hatte, daß er sich ganz als Protestant fühlte, darin an Adelbert von Chamisso, den Dichter, und, in eingeschränkterem Sinne, an Ludwig Richter, den Maler, erinnernd — er, der Musiker.

Werke zu gedenken, die Kantate „Totenfeier" und die Kirchenoratorien „Die Geburt Christi", die „Passion" und — als das bedeutendste unter allen seinen Tondichtungen — die „Ernteseier". Von letzterer sagte Karl Krebs nach der Berliner Aufführung unter Joachims Leitung: „Das Ganze scheint mir nicht allein unter Herzogenbergs Kompositionen die erste Stelle einzunehmen; ich wüßte auch in der ganzen modernen Kirchenmusik-Literatur nichts, das ich ihm an die Seite stellen könnte. Welch köstlicher Schlußstein einer Lebensarbeit!"

Sein Schöpfer war sich des Wertes dieses seines letzten großen Werkes, „in dem er alles, was er auf dem Herzen hatte, sagen wollte", wohl bewußt. In so klarer, eindringlicher Tonsprache kommen in dieser, wie überhaupt in den Kompositionen seiner letzten Schaffensperiode die musikalischen Gedanken zum Ausdruck; sein außerordentliches technisches Können vereint sich darin derart mit tiefgehender Erfindung; der Aufbau und die Ausgestaltung sind so eigen- und großartig, daß der Gedanke an „ein Mißverhältnis zwischen künstlerischem Empfindungs- und Gestaltungsvermögen, zwischen künstlerischem Wollen und Vollbringen" ganz ferne liegt. Im Gegenteil: beides findet sich hier in seltener Weise vereint.

Ich kann es mir nicht versagen, hier die Stelle aus einem Briefe einzuschalten, in der Herzogenberg selbst ausspricht, wie beglückt er von seinem Schaffen war. Es war im Winter 1891, als er in der Thomaskirche zu Leipzig die Probe zu seinem „Requiem" geleitet hatte, demselben herrlichen Werke, das Philipp Spitta zu der oben erwähnten bedeutungsvollen Arbeit veranlaßt hatte. Er schrieb damals: „Von 1/2 10 bis 1 Uhr mit 3 1/2 Extremitäten gearbeitet. Wie schön das Stück ist, kann ich Dir gar nicht sagen; alles viel schöner und wärmer als ich dachte. Manche Momente habe ich gar nicht selber gemacht, sondern hörte bloß zu mit offenem Munde, so das Ende des ‚Dies', das ganze 6/8-As-dur und vieles Überraschende." — Solche Worte kommen nicht aus „einer verlangenden, nie erlangenden, gequälten Seele".

Blieb auch, wenn wir von dem vielaufgeführten Weihnachtsoratorium „Die Geburt Christi" absehen, der großen Menge die Bedeutung seines Gesamtwirkens bisher noch verschlossen (bisher; denn auch seine Zeit wird kommen): die Berufensten seiner Kunst wissen ihn in seiner Eigenart und Größe zu schätzen als einen der Besten seiner Zeit, und mit ihnen die kleinen, aber getreuen Gemeinden, die sich in der Pflege seiner Kunstschöpfungen betätigen. Ein schönes Zeichen ihrer Verehrung und Treue erhebt sich seit wenigen Monaten über dem Grabe des Verewigten: ein Denkmal, hervorgegangen aus der Meisterhand Adolf Hildebrands, dem es zu danken ist, daß das edle Antlitz Heinrichs von Herzogenberg in ehernem Bildnis lebenswarm der Nachwelt erhalten bleibt.

Cassel. Dr. Ernst Hauptmann.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Dezember.

Der deutsche Kaiser hat der Trauerfeier für den jäh vom Tode hingerafften größten Industriellen Deutschlands, Friedrich Krupp, beigewohnt und durch seine Teilnahme die Wertschätzung bezeugt, die er diesem nicht bloß um die Entwicklung der deutschen Industrie, sondern auch um die Wohlfahrtseinrichtungen seiner Tausende von Arbeitern hochverdienten Manne angedeihen läßt. Wie die Befreiung von einem Alpdrucke, wie eine echt königliche Tat mußte es empfunden werden, daß der Kaiser durch sein mannhaftes Eintreten für den wenige Tage vor seinem Tode schwer angegriffenen Mann die Verdächtigungen und Verleumdungen zu nichte machte, sowie die vergifteten Pfeile abwehrte, die gerade aus dem Lager geschleudert worden waren, in dem Friedrich Krupp am ehesten auf unvergängliche Dankbarkeit hätte rechnen dürfen.

Ehe der Kaiser die Stadt Essen verließ, richtete er an die Mitglieder des Direktoriums und die Vertreter der Arbeiterschaft der Kruppschen Werke eine Ansprache, in der er zunächst seinen freundschaftlichen Gefühlen für den Hingeschiedenen ergreifenden Ausdruck verlieh und dann fortfuhr: „Aus diesem Grunde habe ich es mir nicht versagen wollen, zu der heutigen Trauerfeier zu erscheinen, indem ich es für meine Pflicht gehalten, der Witwe und den Töchtern meines Freundes zur Seite zu stehen. Die besonderen Umstände, welche das traurige Ereignis begleiteten, sind mir zugleich Veranlassung gewesen, mich als Oberhaupt des Deutschen Reiches hier einzufinden, um den Schild des deutschen Kaisers über dem Hause und dem Andenken des Verstorbenen zu halten."

Temperamentvoll und zugleich rein menschlich war die Rede des Kaisers, der sich dann unmittelbar an die Arbeiter selbst wendete und, nachdem er an ihre Dankbarkeit für den jäh Hinweggerafften appelliert, sowie hervorgehoben hatte, wie er mit Stolz im Auslande überall durch das Werk der Kruppschen Arbeiter den Namen des deutschen Vaterlandes verherrlicht gesehen habe, ausführte: „An euch ist es, die Ehre eures Herrn zu schirmen und zu wahren und sein Andenken vor Verunglimpfungen zu schützen. Ich vertraue darauf, daß ihr die rechten Wege finden werdet, der deutschen Arbeiterschaft fühlbar und klar zu machen, daß weiterhin eine Gemeinschaft oder Beziehungen zu den Urhebern dieser schändlichen Tat für brave und ehrliebende deutsche Arbeiter, deren Ehrenschild befleckt worden ist, ausgeschlossen sind."

In Breslau hat Kaiser Wilhelm dann am 5. Dezember eine Arbeiterdeputation empfangen, die im Namen von mehreren Tausenden Arbeitern der Breslauer Waggonfabriken und Maschinenbauanstalten für das in der Essener Rede den deutschen Arbeitern bekundete Vertrauen dankten und ihn ihrer unwandelbaren Treue versicherten. Der Kaiser nahm darauf Veranlassung, auf die hohe Bedeutung der sozialpolitischen Gesetzgebung in Deutschland hinzuweisen, indem er an die

Botschaft Kaiser Wilhelms I. anknüpfte, deren Reformen unter der gegenwärtigen Regierung fortentwickelt worden sind. Von neuem wurden die Arbeiter in der Breslauer Rede ermahnt, sich nicht von den Agitatoren gegen ihre Arbeitgeber aufhetzen zu lassen. „Mit solchen Menschen könnt und dürft ihr als ehrliebende Männer nichts mehr zu tun haben und nicht mehr von ihnen euch leiten lassen." Der Kaiser forderte die Arbeiter auf, in Zukunft aus ihrer Mitte Freunde und Kameraden, die ihr Vertrauen besitzen, in den Reichstag zu senden, die dort als wirkliche Vertreter des deutschen Arbeiterstandes, nicht als Sozialdemokraten, willkommen geheißen werden würden.

Diese bedeutsamen Kundgebungen, nach denen abgewartet werden muß, ob sie auch unmittelbare praktische Folgen haben werden, enthalten zugleich den bemerkenswerten Hinweis auf die Tragweite der sozialpolitischen Reformen in Deutschland. In dieser Beziehung sind in der Tat, wenn auch nicht vollkommene, doch für das Ausland vielfach mustergültige Einrichtungen getroffen worden. Charakteristisch ist, daß in der französischen Republik selbst unter einer Regierung, die sozialistische Mitglieder, wie den Handelsminister Millerand, aufwies, die Alters- und Invaliditätsversicherung der Arbeiter nicht durchgeführt werden konnte, wie denn auch das ganze Problem in Frankreich, im Gegensatze zu Deutschland, heute noch seiner Lösung harrt. Auf diesem Gebiete weiter schöpferisch und fortbildend zu wirken, muß eine der hauptsächlichen Aufgaben des deutschen Reichstages sein, dessen Ansehen auf solche Weise im In- und Auslande besser gewahrt werden würde als durch unfruchtbare Zänkereien, wie sie leider bei den Verhandlungen aus Anlaß des Zolltarifes zum Ausdrucke gelangt sind.

Das Einvernehmen, das zwischen der Reichsregierung und einer Mehrheit im Reichstage über den Zolltarif erzielt worden ist, hatte zur unmittelbaren Folge, daß die Sozialdemokraten ihre Taktik, die parlamentarischen Debatten durch lange Reden, durch namentliche Abstimmungen und auf andere Weise in die Länge zu ziehen, in noch höherem Maße als früher durchführen wollten. Zweifelhaft erscheinen muß, ob diese Taktik von ihrem eigenen Standpunkte aus geschickt war. Jedenfalls ist die Verständigung der Reichsregierung mit denjenigen Elementen der konservativen Partei dadurch erleichtert worden, die früher mit den extremen Agrariern über die im Regierungsentwurfe vorgeschlagenen Zollsätze für Getreide hinaus gemeinschaftliche Sache machen zu müssen glaubten. Nun ist das Einvernehmen der verbündeten Regierungen mit der überwiegenden Mehrheit der Nationalliberalen, mit der Reichspartei, einem großen Teile der Konservativen und dem Zentrum auf der Grundlage erfolgt, daß, gemäß den früheren Erklärungen des deutschen Reichskanzlers, Grafen von Bülow, und des Staatssekretärs im Reichsamt des Inneren, Grafen von Posadowsky, die Minimalzölle auf Getreide mit einer einzigen Beschränkung nicht erhöht, auch Minimalzölle auf Vieh und Fleisch nicht festgesetzt werden sollen. Was die erwähnte Ausnahme betrifft, so bezieht sie sich auf die Braugerste, hinsichtlich deren der vorgeschlagene Minimalzoll, gemäß den Wünschen der bayrischen Bauern, erhöht werden soll. Dagegen wird von dem Minimalzolle auf Futtergerste Abstand genommen. So wird in Bezug auf diese Getreideart ein Ausgleich geschaffen, der sowohl im Einklange mit den Wünschen der landwirtschaftlichen Bevölkerung Bayerns steht als auch die zukünftigen Handelsvertragsverhandlungen mit Rußland erleichtert, das eines der hauptsächlichen Ausfuhrländer für Futtergerste ist.

Durch die Verständigung der Reichsregierung mit der Reichstagsmehrheit war der neue Zolltarif seiner Annahme wesentlich näher geführt worden. Nur blieb die Frage, ob und wie die parlamentarischen Hindernisse zu überwinden waren, die von den Mehrheitsparteien als die „Obstruktion" der Sozialisten bezeichnet, von diesen jedoch als ein berechtigtes Vorgehen auf der Grundlage der parlamentarischen Geschäftsordnung angesehen wurden. Von seiten der Minorität wurde geltend gemacht, daß die Anhänger des neuen Zolltarifs nicht bloß in genügender Zahl

an den Sitzungen teilnehmen, sondern auch eingehende Erörterungen über die vielen Hunderte der Zollsätze zulassen müßten. Die Erfahrung hat jedoch gezeigt, wie schwierig es ist, einen beschlußfähigen Reichstag längere Zeit zusammenzuhalten, wenn die Minorität oder auch nur die sozialdemokratische Partei bei jeder sich darbietenden Gelegenheit den Sitzungssaal verläßt, nachdem die namentliche Abstimmung beantragt worden ist.

Hier setzte nun der von den Mehrheitsparteien unterstützte Antrag des Mitgliedes der Reichspartei von Kardorff ein, wonach der Zolltarif im ganzen, ohne Beratungen der einzelnen Positionen nach den Anträgen der Kommission angenommen werden sollte. Dieser Antrag bedeutete eine große Überraschung für die Minorität, die gerade darauf gerechnet hatte, daß die gründliche Erörterung der zahlreichen Zollsätze der Opposition wesentlichen Vorschub leisten würde. Diese Überraschung mußte andererseits um so mehr als eine Überrumpelung erscheinen, als die Mehrheitsparteien unmittelbar nach der Einbringung des Antrages von Kardorff der Minderheit nicht einmal eine vierundzwanzigstündige Frist gewähren, sondern unmittelbar in die Beratung des Antrages eintreten wollten. Nun bot die Geschäftsordnung des Reichstages der Opposition zunächst eine genügende Handhabe, um die unmittelbare Beratung des Antrages zu verhindern. Eine Zeitlang mußte es scheinen, als ob diese Geschäftsordnungsdebatten sich ins Endlose hinziehen könnten, bis die Mehrheit auch diesen gordischen Knoten durchhieb, was von der Minderheit wieder als parlamentarischer Staatsstreich bezeichnet wurde, während die Mehrheit darin nur die Abwehr gegen das von diesen Parteien nach wie vor als Obstruktion angesehenen Verhalten der Sozialdemokraten erblicken wollte. Desgleichen ward eine Abänderung der Geschäftsordnung von den Mehrheitsparteien beantragt und beschlossen, wonach der Präsident des Reichstages mit weitgehenden diskretionären Vollmachten ausgestattet, auch die Dauer der Reden bei Debatten über die Geschäftsordnung wesentlich eingeschränkt worden ist. Jeder Freund des Parlamentarismus muß die Vorgänge um so mehr bedauern, als keineswegs bloß in dem einen oder dem anderen Feldlager, sondern sowohl auf seiten der Majorität als auch auf seiten der Minorität gegen den Geist und das Wesen des Parlamentarismus gesündigt worden ist.

Im Interesse Deutschlands muß der Zuversicht Ausdruck verliehen werden, daß es den verbündeten Regierungen gelingen möge, nachdem der Zolltarif zur Annahme gelangt ist, mit den anderen Staaten langfristige Handelsverträge abzuschließen, in denen die Interessen aller Klassen der Bevölkerung gewahrt werden. Dieses Ziel durfte nicht aus den Augen verloren werden. Unzweifelhaft wäre der neue Zolltarif als Grundlage der zu führenden Verhandlungen viel rascher gefördert worden, wenn die Konservativen nicht zunächst eine schroff ablehnende Haltung gegenüber der Regierungsvorlage bekundet hätten, weshalb das Einvernehmen zwischen der Reichsregierung und der Mehrheit des Reichstages erst in letzter Stunde erzielt werden konnte. Andererseits muß die Taktik der sozialdemokratischen Partei zum Teil darauf zurückgeführt werden, daß sie die Annahme des Zolltarifes um jeden Preis bis zur Zeit nach den Neuwahlen für den Reichstag hinausschieben wollte. Dann hätte sie nach ihrer Auffassung über eine wirksame Wahlparole: „Kampf gegen die Verteuerung des Brotes und Fleisches“ verfügt. Gerade deshalb war dringend zu wünschen, daß die Frage des Zolltarifes vor diesen Neuwahlen gelöst wurde, weil anderenfalls die Gefahr vorläge, daß der Wahlkampf sich insbesondere zwischen Kandidaten der extremen Parteien der Linken und der Rechten abspielte.

Die gemeinschaftliche Aktion in Venezuela, die von Deutschland und England vereinbart worden ist, um von der südamerikanischen Republik Genugtuung für die von ihr zugefügten Unbilden zu erlangen, berechtigt zu dem erfreulichen Schlusse, daß die beiden Mächte sich zur rechten Zeit der Gemeinsamkeit ihrer Interessen erinnert haben. So bestätigt sich auch die früher begründete Auffassung, daß die jüngste Reise des deutschen Kaisers nach England, ohne einen bestimmten politischen

Zweck zu verfolgen, doch politische Bedeutung hatte. Andererseits kann es nicht überraschen, daß dieser Besuch der Jingopresse neuen Anlaß zu gehässigen Ausschreitungen bot. Allerlei phantastische Pläne wurden dem deutschen Kaiser zugeschrieben. Mit um so größerer Anerkennung verdient hervorgehoben zu werden, daß in der englischen Presse selbst sich Stimmen erhoben haben, die den ebenso abgeschmackten wie gehässigen Ausstreuungen entgegentreten. Eine der angesehensten Zeitschriften, die „Saturday Review", führt bei der Frage nach der Wirkung solcher Phantastereien treffend an: „Auf die beiden Regierungen, auf den Kaiser und Mr. Balfour und Mr. Chamberlain, üben sie natürlich gar keine Wirkung aus, es sei denn die der Verachtung und der Lächerlichkeit. Mr. Balfour hat uns (in seiner Guildhall-Rede) gesagt, was er darüber denkt. Was aber wird die Wirkung auf das Publikum, die Tagespresse beider Länder sein? Wir wollen hoffen: recht wenig, aber was auch das Ergebnis sein mag, unmöglich kann es eine gute Wirkung sein, solche Schreiberei kann sicherlich nicht Frieden, guten Willen und Verständigung zwischen zwei großen Nationen stiften. Im Gegenteil, die deutliche Absicht ist, Haß zu entflammen und Zwietracht zu säen zwischen dem englischen und dem deutschen Volke." Nur die Richtigkeit der behaupteten Tatsachen könnte, wie die „Saturday Review" in ihrer maßvoll besonnenen Weise anführt, solchen Hetzartikeln als Rechtfertigung dienen. „Aber," heißt es weiter, „wenn die Tatsachen erfunden, wie sie es in diesem Falle sind, so haben wir in unserem parlamentarischen Wörterbuch keine Ausdrücke, um unsere Mißbilligung eines so leichtfertigen und boshaften Unfugs zu bezeichnen." Das ist deutlich, und wir beglückwünschen unsere englische Kollegin zum Ausdrucke einer Gesinnung, die von allen ernsten und urteilsfähigen Elementen des deutschen Volkes geteilt wird. Die gemeinsame Aktion Großbritanniens und Deutschlands in Venezuela hat inzwischen mit der Wegnahme venezolanischer Kriegsschiffe begonnen, nachdem ein von den verbündeten Mächten erlassenes Ultimatum erfolglos geblieben war. Der mit dem Schutze der deutschen und englischen Interessen betraute Gesandte der Vereinigten Staaten in Caracas hat sich dieser Aufgabe bereits in ebenso loyaler wie erfolgreicher Weise unterzogen.

Durch die Tatsachen widerlegt wurden auch die pessimistischen Prophezeiungen, die sich auf die von China gewünschte Räumung Schanghais bezogen. Deutschland sollte nach der Darstellung seiner publizistischen Widersacher allein sich gegen diese Räumung gesträubt haben. Das englische Blaubuch hat nun aber volle Aufklärung erteilt, und daraus geht deutlich hervor, daß die deutsche Regierung lediglich die Interessen des eigenen Landes gewahrt hat. Zunächst darf nicht verhehlt werden, daß die drei anderen beteiligten Mächte England, Frankreich und Japan sich hinsichtlich Schanghais in einer günstigeren topographischen Lage befinden. Sobald wider Erwarten neue Verwicklungen eintreten sollten, können Japan und England, dieses insbesondere von Hongkong aus, sehr rasch Truppen nach Schanghai werfen. Frankreich ist ebenfalls in der Lage, von Tongking aus militärische Maßnahmen anzuordnen, Deutschland dagegen befände sich im Nachteile, da die notwendige Besatzung von Kiautschou nicht in Betracht gezogen werden dürfte. Die deutsche Regierung mußte daher gegenüber dem chinesischen Räumungsvorschlage, der von Lord Lansdowne den anderen beteiligten Mächten übermittelt wurde, ihre Bedingungen stellen: zunächst Einvernehmen zwischen England, Frankreich, Japan und Deutschland über die gleichzeitige und gleichförmige Räumung; alsdann Vorbehalt des Rechts, falls in Zukunft irgend eine andere Macht Schanghai von neuem besetzen sollte, dieselbe Verhaltungslinie zu befolgen; endlich, daß keine der anderen Mächte sich von der chinesischen Regierung besondere „wirtschaftliche Vorteile" zusichern lassen sollte. In seiner Erwiderung stimmte Lord Lansdowne den ersten beiden Bedingungen rückhaltlos zu, erklärte jedoch, was den dritten Punkt betraf, daß der Grundsatz der „offenen Tür" nach Ansicht der englischen Regierung zur Genüge durch die internationalen Abkommen gewährleistet sei. Die deutsche

Regierung konnte dann um so bereitwilliger dieser Auffassung sich anschließen, als sie von der chinesischen Regierung selbst das Zugeständnis verlangt und erhalten hatte, daß keiner anderen Macht solche besondere „wirtschaftliche Vorteile" gewährt werden würden.

Die Ruhestörungen in Macedonien boten Anlaß zu der düsteren Prophezeiung, daß eine Aufrollung der orientalischen Frage nahe bevorstehe. Die Bestimmungen des Berliner Vertrages wurden angeführt, und der Plan einer Konferenz der Signatarmächte tauchte in verschiedenen Blättern auf. Entscheidend mußte das Verhalten Rußlands in dieser Angelegenheit sein. Der russische Botschafter in Konstantinopel, Sinowiew, hatte nun unlängst in Livadia Gelegenheit, die Dispositionen des Kaisers Nikolaus II. aus dessen eigenem Munde zu vernehmen. Der russische Botschafter ist dann zu wiederholten Malen vom Sultan empfangen worden, dem er die ausdrückliche Versicherung des Zaren übermitteln konnte, daß dieser eine durchaus friedliche Gesinnung für die Türkei hege. Gerade deshalb glaubte Sinowiew dem Sultan bestimmte Reformvorschläge für Macedonien machen zu müssen, durch deren Ausführung weitere Ruhestörungen verhütet werden sollen, und die sich dadurch eben von anderen, in der Presse aufgetauchten unterscheiden, daß sie ausführbar sind. Denn die Souveränetät des Sultans wird dadurch nicht berührt. Der deutsche Botschafter in Konstantinopel, Freiherr von Marschall, hat sich bei seinem Empfange durch den Sultan in demselben Sinne geäußert, und es ist anzunehmen, daß die diplomatische Aktion Rußlands und Deutschlands ihren Eindruck nicht verfehlt hat.

In Spanien ist das liberale Ministerium Sagasta durch das konservative Kabinett Silvela ersetzt worden. Von einer liberalen Reformpolitik Sagastas konnte allerdings nicht die Rede sein. Vielmehr ließ der „liberale" Konseilpräsident jede fruchtbare Initiative auf politischem sowohl als wirtschaftlichem Gebiete vermissen. Auf den konservativen Parteiführer Silvela werden seit geraumer Zeit große Erwartungen gesetzt, zumal er in dem Rufe steht, die guten Überlieferungen Cánovas' del Castillo fortzusetzen, ohne die Parteischablone als bindend anzuerkennen. Als Minister des Inneren hat denn auch der frühere Kolonialminister im Kabinett Sagasta, Maura, in der neuen Regierung Aufnahme gefunden. Der neue Minister des Auswärtigen, Abarzuza, ist gleichfalls nicht aus der konservativen Partei hervorgegangen, war vielmehr früher Republikaner und hat seinerzeit die spanische Republik in Paris diplomatisch vertreten. Er gilt auch als ein entschiedener Franzosenfreund. Da unter den Fragen der auswärtigen Politik, die Spanien insbesondere angehen, die marokkanische im Vordergrunde steht, ist die für Frankreich ausgeprägt freundliche Gesinnung des neuen spanischen Ministers des Auswärtigen immerhin bedeutsam. Insbesondere wird man auch in England mit dieser Tatsache rechnen müssen. In dem ausgezeichneten Finanzmanne Villaverde besitzt das neue spanische Ministerium einen Minister, der es nicht an Bemühungen fehlen lassen wird, das Gleichgewicht im Staatshaushalte wiederherzustellen, wenn er sich auch kaum an das Kultusbudget hinanwagen wird, das vor allem durchgreifender Ermäßigungen bedürfte. In dieser Hinsicht wird Villaverde sicherlich nicht unternehmender sein als sein Vorgänger im Ministerium Sagasta.

Literarische Rundschau.

Zur Religionsphilosophie.

Der Wahrheitsgehalt der Religion. Von R. Eucken. Leipzig, Veit & Co. 1901.

Mit Recht hat W. Windelband den Jenenser Philosophen Rudolf Eucken als den „Hauptvertreter einer im Werden befindlichen idealistischen Metaphysik" bezeichnet (s. „Geschichte der Philosophie". Zweite Auflage. Tübingen 1900. S. 523). Um so größer muß das Interesse sein, das wir dem neuesten Werke Euckens, „Der Wahrheitsgehalt der Religion", entgegenbringen.

Das Leben der Religion als Gesamterscheinung der Weltgeschichte in seinem Selbstwert, aber auch in seinem Funktionswert für die Kulturarbeit soll in dem Buche nach der bestimmten Seite des „Wahrheitsgehaltes" geprüft werden.

Der gegenwärtige Zeitgeist — nicht zum mindesten in Theologie und Philosophie — steht im Banne des „Charakteristischen"; darum ist sein Interesse an religiösen Dingen wesentlich historisch und psychologisch. „Dolus est in generalibus," so fertigt A. Harnack[1]) diejenigen ab, die von einer allgemeinen Untersuchung des Religionsbegriffes aus erst zu dem spezifischen Christentum Christi sich einen Weg bahnen wollen, anstatt sofort ihr Dasein an Jesu frohes Wort und seine reine, stolze Führung als an einem absoluten Werte anzuknüpfen. Der Begriff der „Religion" — meint man — verschlingt alle konkrete Frömmigkeit ebenso wie alles positiv Institutionelle sogleich und läßt es in einer hohlen Abstraktion untergehen. Und wie „Religion", nicht ohne weiteres als positiv geschichtliche Lebensform genommen, gegenwärtig einige Skepsis vorfindet, so auch die strenge Frage nach ihrem „Wahrheitsgehalt". Nicht die Wahrheit der Bilder historischer Menschen von den religiösen Objekten, sondern ihre Wirkung auf persönliche Lebensförderung, sowie auf Erhaltung und Steigerung immanenter Lebensgüter (Glück, Gerechtigkeit, Staat, Kunst ꝛc.) steht dem wissenschaftlichen Interesse im Vordergrunde. R. Eucken hat von dieser mächtigen Richtung zu viel gelernt, als daß die Gefahr einer knöchernen Vernunftreligion im Stile des 18. Jahrhunderts oder die noch größere einer Gnosis im Stile Hegels und Schellings, die alle positive Wissenschaft auflösen muß, ohne der Religion genug zu tun, sich in seiner Fragestellung ankündigen würde. Wohl weht uns aus seinem feinsinnigen, abgemessenen Werke ein starker Hauch jener edlen Humanität, Universalität und Geistesfreiheit entgegen, die, in Erasmus, Lessing und Goethe für uns Deutsche lebendig aufgerichtet, immerdar der religiösen Tiefe und Kraft eines Luther eine Grenze bilden sollte, damit diese „Tiefe" nicht zu dunklem, pfäffischem Affekt, jene

[1]) S. „Wesen des Christentums".

„Kraft" nicht zur Roheit und Formlosigkeit werde. — So fest aber Eucken diese Traditionen hält, so wenig verfällt er in den Erbfehler humanistischen Wesens, die freundlich-bequeme Indifferenz hinsichtlich aller bewegenden Glaubensgegensätze und deren spekulativ-systematischen Zusammenschluß. Die Untersuchung macht daher weder den durch alle Religionsgeschichte verbotenen Versuch, an einem rational deduzierten Religionsgerippe die historischen Religionen zu messen, noch den anderen, durch Vergleich aller möglichen ethnologischen Religionsformen irgend ein gehaltloses „Prinzip" zu Tage zu fördern, sondern wendet sich sofort zu den *höchsten* Formen der Religion. Entschlossene Abwendung von den weltlichen Ordnungen, Versetzung in ein endgültiges seliges Leben, Glaube an eine erfolgte Einigung von Menschlichem und Göttlichem durch Einwirkung übernatürlicher Geisteskräfte in den menschlichen Kreis und die prinzipielle Voraussetzung dieser Annahmen: Glaube an eine geistige, transzendente Ordnung der Dinge, die ihrem Bestande nach jenseits der Sinneswelt ruht, gleichwohl aber in das Leben als Macht und Maß aller Dinge hereinreicht: dies die Merkmale des Religionsbegriffes, mit dem Eucken operiert. In diesem Religionsbegriff treten jedoch *zwei* Elemente auseinander, die der Autor besonders würdigt: „die universale Religion" und die „charakteristische Religion".

Die „universale Religion" führt den Menschen noch nicht zu einem „persönlichen Gott" und einem unmittelbaren Verhältnis zu ihm in Liebe und Gebet, damit auch nicht zu einer in den Erlebnissen einer historischen Persönlichkeit verankerten Welt von religiösen Gedanken und Symbolen. Ihren Kern bildet die Überzeugung, daß eine geistige Welt, die in das bewußte Seelenleben der Individuen nicht aufgeht, wohl aber sich *in* diesem Leben als normierende Kraft für alle Kulturtätigkeit wirksam erweist, das Wesen des Kosmos ausmache. Dieses göttliche, von Hause aus „übernatürliche" Geistesleben erschließt sich für uns nicht erst an besonderen Punkten der Geschichte, in bestimmten Personen und Institutionen im Sinne einer positiven „Offenbarung", sondern ist in allen Wertfunktionen des menschlichen Geistes, seien sie logisch, ethisch oder ästhetisch, als deren umfassende Einheit tätig. Aller „*Natur*" gegenüber, nicht nur im Sinne der „*Körperwelt*", sondern auch der „Natur" im Sinne des „*Psychischen*", das als Sinnesempfindung, Triebleben, assoziative Verkettung der Vorstellungselemente Gegenstand der Psychologie ist, bewährt das Geistesleben seinen *spontanen, wertschöpferischen, freien* Charakter. So ist weder der mittelalterliche Gegensatz von „Natur" und „Gnade" noch der moderne von „Körper" und „Seele" für Euckens Anschauungen wesentlich. Das „Geistesleben", wie es in dem Aufbau der Kultur sich tätig erweist im Unterschiede von dem passiven, wertfreien, gesetzlich gebundenen Sein und Geschehen aller „Natur" (sei diese körperlich oder seelisch), ist als *Ganzes* schon universale, übernatürliche Offenbarung. Es umfaßt zugleich die formenden, subjektiven Funktionen und die Sachenwelt, an denen jene sich betätigen, zu einem Ganzen, in dem Subjekt und Objekt aufeinander bezogen sind. Pietistischer Selbstgenuß des frommen Individuums ist auf diese Weise ebenso wie Hinauswachsen der Kulturwerke über den menschlichen Meister, so daß die Person zu einem Rädchen eines planlos dahin brausenden objektiven Kulturprozesses werde, von vornherein als Konsequenz einer falschen Weltkonzeption dargetan. „Kultur" im Sinne Euckens ist weder *Abbildung* einer schon vorhandenen *ideellen Güterwelt*, wie es die unter dem Einflusse des griechischen Intellektualismus stehende christliche Spekulation meinte, noch eine *ziellose Ansammlung der einzelnen Kulturgüter*, deren Wert ohne geistige Förderung der Personen nicht einzusehen ist, und die im übrigen — nach einem treffenden Worte L. v. Rankes — jede Epoche zu Gunsten der folgenden „mediatisierte". Kultur ist Einheit von Person und Werk, und ihr Ziel ist nicht ein sog. „Endzustand", sondern überall findet sie sich, wo ein eigentümlicher geistiger Lebenszusammenhang als fruchtbare Wissenschaft, edle Kunst oder als Konzentration sittlich-praktischer Energien in der Geschichte hervorgebrochen ist.

Die Begründung dieser „universalen Religion" bildet den Höhepunkt von Eckens Werk. Hier kann nur der nackte Grundgedanke dieser lebensvollen, reichen Darstellung wiedergegeben werden.

Weder auf dem durch Kant überwundenen Weg, durch transzendente Kausalschlüsse, die eine „Erklärung" der Natur geben sollen, noch durch ein Ausgehen vom Gefühl nach Schleiermachers Art resp. durch „sittliche Nötigungen" und „Postulate" (Kant, A. Ritschl) kann Religion begründet werden. Drückt der erstgenannte Weg die Religion zu einem Wissen fremder Dinge herab, so verflüchtigt der zweite die Glaubenssubstanz in ein formales Wechselspiel leerer Gefühle, die neben der Kulturarbeit herschwingen, ohne diese gestalten und heiligen zu können. Das Ausgehen vom sittlichen Wollen verkennt gleichfalls den *metaphysischen Faktor*, der aller Religion, die nicht bewußte Selbsttäuschung werden will, notwendig zu Grunde liegt. Ecken geht darum vom „geistigen Lebensprozeß" in seiner *Totalität* aus, der zugleich als *kosmische Macht* verstanden wird.

Auf diesen geistigen, übernatürlichen Lebensprozeß zurückzugehen, dazu treibt uns die verzweifelte *Kampflage*, in der sich das empirische, bewußte geistige Leben im Kosmos befindet. Das geistige Leben gibt sich uns als alleiniger Träger *aller* Werte und damit als allein zur *Herrschaft* im Kosmos berufene Macht. *Tatsächlich* ist es dem physikalischen und psychischen Kausalnexus gegenüber ein kleiner, nebensächlicher Bezirk im All. Wäre es alles, wäre *bewußtes* Geistesleben und Kultur nicht ein Glied einer übernatürlichen Geisteswelt, einer neuen Ordnung der Dinge, so wäre sein Anspruch Illusion. „Retournons à la nature" — nicht zur Idylle Rousseaus, an die wir nicht mehr glauben, sondern zur „blonden Bestie" Nietzsches — wäre dann allein konsequent. Können wir an die weltüberwindende Macht des Geteslebens weder glauben, solange wir in der bewußten Erfahrung bleiben, noch die Weltgeschichte zurücknehmen und als einen nichtigen, episodischen faux pas einer Tiergattung im Universum ansehen, so geht aus einem *Akte geistiger Selbsterhaltung* Religion hervor. Dieser Akt ist nicht zu beweisen, trägt aber mit der Wissenschaft, die ja selber nur *ein Glied* der geistigen Welt ist, auch alle „*Beweisnormen*".

Die Frömmigkeit dieser „universalen Religion" ist, wie man sieht, *Weltfrömmigkeit* ohne pantheistische Auflösung der Gegensätze Wahr — Falsch, Gut — Böse, Himmel — Hölle in bloße *Quantitäten* der Kraft und Vollkommenheit. Sie ist froher Glaube an die weltbildende Macht des Geistes ohne jenes Frisieren der Lebenskonflikte, das den Pantheismus auch in seinen edelsten Formen schließlich philiströs und die Geschichte wie das Bild des Lebens in der Kunst so undramatisch macht.

Die *Philosophie* kann nur bis zur „charakteristischen Religion" hinführen, und so war es unvermeidlich, daß Ecken in dem zweiten Teile seines Werkes, wo das Ewige und Zeitliche im Christentum zu trennen versucht wird, sein *theologisches* frei protestantisches Bekenntnis niederlegte. Vielleicht wäre es zweckmäßiger gewesen, wenn dies in einem besonderen Buche geschehen wäre. Denn bei der jetzigen Anordnung mag mancher, der spezifisch christliche Anschauungen entweder überhaupt verwirft oder ihnen in wesentlich anderen Formen und Ideen huldigt als den von Ecken vertretenen, sich abhalten lassen, den tiefgründigen *philosophischen* Ausführungen des Autors zu folgen.

Uns aber soll dies nicht hindern, auszusprechen, daß wir kein philosophisches Werk der letzten Jahrzehnte kennen, das in ähnlich universaler und bei aller Kühnheit und Energie besonnener Weise der Tatsache der Religion gerecht zu werden versucht hat.

Möge Eckens philosophischer Erfassung der Religion die Zukunft gehören!

M. Scheler.

αγ. **Das Eisenbahngleis.** Von A. Haarmann, Generaldirektor des Georg-Marien-Bergwerks- und Hüttenvereins. Kritischer Teil. Mit 503 in den Text gedruckten Holzschnitten. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1902.

Der erste, geschichtliche Teil dieses Werkes ist vor länger als 10 Jahren erschienen, und, wie in der gesamten Fachpresse, so auch in der „Deutschen Rundschau" (1892, Bd. LXXIII, S. 154) gewürdigt. Wir haben das Buch damals als einen bedeutsamen Beitrag zur Geschichte des Eisenbahnwesens bezeichnen können. Zu einer kritischen Betrachtung der Ergebnisse seiner historischen Forschungen, einer Nutzanwendung der Lehren der Geschichte auf die Praxis ist ein erheblich längerer Zeitraum erforderlich gewesen, als der Verfasser damals geglaubt hat, ein Zeitraum, in dem aber wiederum viele Beobachtungen und Studien gerade in der wichtigen Frage des Eisenbahnoberbaues gemacht sind. Diese konnten bei den kritischen Erörterungen benutzt werden, und das ist dem Werke zweifellos zu gute gekommen. Die Herstellung und Unterhaltung eines möglichst guten Oberbaues ist nicht nur eine technische Frage, sie ist gleichzeitig von hoher wirtschaftlicher und finanzieller Bedeutung für die Eisenbahnverwaltung und besonders auch für jeden Reisenden von hervorragender Wichtigkeit, da wesentlich von der Güte des Oberbaues der ruhige und sichere Gang der Züge abhängt. Von den Herstellungskosten der deutschen Eisenbahnen von 12 604 Millionen Mk. kommen allein 2 802 Millionen auf den Oberbau. Zu seiner Erneuerung und Unterhaltung wurden im Jahre 1900 verausgabt 145,8 Millionen Mk., davon etwa 62,5 Millionen für die Gleisunterhaltung. Eine Herabdrückung dieser Summe durch Verbesserungen am Oberbau um rund ein Viertel würde eine jährliche Ersparnis von über 15 Millionen bedeuten. — Durch bloßen Verschleiß der Schienen und Radreifen im regelmäßigen Verkehr der Züge gehen allein auf den preußischen Staatsbahnen jedes Jahr etwa 38 Millionen kg Stahl zu Grunde, die einen Wert von 4 Millionen Mk. darstellen! — Solche Zahlen geben einen Begriff von der Wichtigkeit der von Haarmann behandelten Fragen. Er entrollt im ersten Teil unter der Überschrift: „Was war" ein Bild der Entwicklung des Oberbaues, in der zweiten Abteilung unter der Überschrift: „Was ist" ein solches von dem jetzt in allen wichtigeren Ländern vorhandenen Oberbau, und ein ausführliches Schlußwort enthält das Ergebnis seiner Betrachtungen und einige Wünsche für technische und organische Verbesserungen. Die Kritik ist eine durchaus maßvolle, und es verdient besonders hervorgehoben zu werden, daß der Verfasser auch mit Offenheit ausspricht, daß seine eigenen früheren Schöpfungen auf diesem Gebiete nicht überall den Erwartungen entsprochen haben. Durch Abschluß dieses seines Werkes hat sich Haarmann, der Begründer des einzigartigen Gleismuseums in Osnabrück, der unermüdliche Arbeiter an der Vervollkommnung des Eisenbahnoberbaues, ein neues Verdienst um die gedeihliche Fortentwicklung des Eisenbahnwesens erworben.

αβ. **Geschichte des deutschen Zeitungswesens** von den ersten Anfängen bis zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches. Von Ludwig Salomon. Zweiter Band: Napoleon I. und die deutsche Presse. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung. 1902.

Während der erste Band von Salomons verdienstvollem Unternehmen drei volle Jahrhunderte umfaßt, ist der zweite ausschließlich dem Zeitungswesen in den zwei Jahrzehnten der Fremdherrschaft der napoleonischen Epoche gewidmet. Die Darstellung, im allgemeinen von erwünschter Ausführlichkeit, konnte da, wo den Verfasser keine Vorarbeiten unterstützten, nur skizzenhaft sein. Denn von dem Verf. war nicht zu verlangen, daß er der Geschichte jeder einzelnen Zeitung von Grund aus selbständig nachging. Im ganzen gewährt die deutsche Zeitungsliteratur von 1792 bis 1814, verfolgt und vergewaltigt, wie sie wurde, ein unerfreuliches, aber desto beherzigenswerteres Bild, indem sie die ganze Ohnmacht, Zerrissenheit und Verzweiflung unseres Volkes in jenen Jahren der Fremdherrschaft und Knechtschaft widerspiegelt. Es ist Salomons dankbar anzuerkennendes Verdienst, daß er alle diese wichtigen historischen Urkunden, die die Zeitungen nun einmal sind, fleißig und sorgsam zusammengetragen hat, eine meist zutreffende Charakteristik der hauptsächlichsten Blätter, ihrer Leiter und Mitarbeiter gibt, die Entwicklung in ihren einzelnen Etappen verfolgt, das geistige Leben in den Zentren deutschen Lebens schildert, überall mit Sachkenntnis und Vorsicht. Besondere Aufmerksamkeit verdient die Darstellung der Presse in den Gebieten der Rheinbundfürsten: hier wird viel Neues geboten; wogegen die österreichischen Blätter etwas summarisch behandelt worden sind. Das Buch ist sehr lebendig geschrieben, fesselt durch das Detail und ermüdet nirgends durch aufgehäuften Ballast. Der Beifall, der dem ersten Bande zu teil wurde, wird auch diesem zweiten nicht fehlen, und mit dem dritten Bande, der hoffentlich nicht lange auf sich warten läßt, soll das Werk seinen Abschluß finden, auf das wir, wenn es vollständig vorliegt, zurückkommen werden.

ρ. **Die deutsche Dichtung in Hessen.** Studien zu einer hessischen Literaturgeschichte. Von Dr. Wilhelm Schoof. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. 1901.

Eine führende Rolle, wie Franken und Schwaben, hat Hessen in unserer Nationalliteratur niemals innegehabt: aber doch ist eines der ältesten Denkmale deutscher Dichtung, ja das einzige im ursprünglichen Althochdeutsch erhaltene aus dieser frühesten Zeit, das Hildebrandslied, im Kloster zu Fulda gefunden worden, „in dessen Schule" nachmals auch Ulrich von Hutten saß. Wie denn gesagt werden muß, daß in den Tagen des ausgehenden Mittelalters und als unter der Einwirkung

Luthers die neuhochdeutsche Dichtung eigentlich erst begann, Hessen mit den beiden Fabeldichtern Burkard Waldis und Erasmus Alberus bedeutsamer in den Vordergrund trat, als nachher jemals wieder geschehen. Auch muß daran erinnert werden, daß das alte Land der Chatten die Heimat der Märchen ist, welche durch die Brüder Grimm nicht nur Gemeingut des deutschen Volkes, sondern man darf wohl sagen der Weltliteratur geworden sind. Weiterhin aber ist Hessen immer mehr empfangend als gebend gewesen, und es ist interessant, in Schoofs Buch zu verfolgen, wie die wechselnden Literaturströmungen hier nachgewirkt haben, wie Klassizismus, Romantik und das junge Deutschland in der heimischen Dichtung sich widerspiegeln. Diese, trotz ihrer lokalen Beschränkung, in den großen Zusammenhang einzureihen hat Schoof unternommen; es ist der erste Versuch dieser Art und alle Mängel eines solchen, wie der Verfasser selbst einräumt, haften ihm an. Denn die Vorarbeiten reichten nicht weit, und das Material war zum Teil schwer zugänglich. An Fleiß und redlichem guten Willen hat es Schoof sicherlich nicht gefehlt: aber weder vermögen wir seinem ästhetischen Urteil überall beizustimmen noch auch lassen sich mancherlei Irrtümer in Abrede stellen, die wohl zu vermeiden gewesen wären. Lob verdienen die im Anhang gegebenen „Annalen der hessischen Literaturgeschichte", die mit dem Jahr 800 (ungefähre Entstehung des Hildebrandsliedes) beginnen und dem 16. Juni 1901 — dem Todestage Herman Grimms — schließen. Nicht minder anzuerkennen ist das mit großer Genauigkeit verfaßte Register der Namen, von denen freilich wenige nur — wie Herman Grimm an erster Stelle, dann Ernst Koch (Vers. des Prinz Rosa-Stramin), Heinrich Koenig, Franz Dingelstedt, S. H. Mosenthal und neuerdings Anna Ritter in die weitere Öffentlichkeit gedrungen, während viele andere in der Heimat selbst schon verschollen sind. Und dennoch, wenn man in dieser Fülle von Stimmen ein Echo aus dem hessischen Dichterwald zu vernehmen meint, wer möchte dann nicht in Uhlands Vers einstimmen:

Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt!

Und mit diesen Worten können wir auch das „Hessische Dichterbuch" empfehlen, das in dritter Auflage gleichfalls von Wilhelm Schoof herausgegeben worden (und in demselben Verlage, N. G. Elwertsche Buchhandlung, Marburg, erschienen) ist. Wenn man sieht, daß in dieser Anthologie, die nur die Zeit von 1822 ab umfaßt, mehr als fünfzig Dichter und Dichterinnen vertreten sind, so wird man nicht sagen können, daß die Kunst des Gesanges in Hessen ausgestorben sei.

e. **Für unser Heim.** Bunte Spenden deutscher Dichter und Denker der Gegenwart für das deutsche Schriftstellerheim in Jena. Zusammengetragen von Dr. Timon Schroeter. Leipzig, Druck von J. J. Weber (Illustrierte Zeitung).

An der Spitze dieses prächtig ausgestatteten und namentlich zu Geschenkszwecken empfehlenswerten Bandes steht das wohlgelungene Porträt des unvergeßlichen Großherzogs von Sachsen, Karl Alexander, der, wie er allen auf das Wohl und die Würde der deutschen Literatur gerichteten Bestrebungen jederzeit ein hochherziger Förderer gewesen, auch das Protektorat des geplanten Schriftstellerheims übernommen hatte, das uns in seiner projektierten Gestalt ein Bild auf der letzten Seite dieses Werkes zeigt. Es ist ein schöner Gedanke, dem deutschen Schriftsteller, der in die Lage kommen sollte, für die Tage der Not und des Alters eine traute Heimstatt zu bereiten; und wenn einst der stattliche Bau, im Stil der deutschen Renaissance, so wie wir ihn hier vor uns sehen, sich mitten im Grün und umgeben von den Thüringer Hügeln erheben wird, dann darf das größte Verdienst um sein Zustandekommen dem Herrn Dr. Timon Schroeter zugeschrieben werden. Nicht nur, daß er ein großes Grundstück im freundlichen Westviertel von Jena unentgeltlich zur Verfügung gestellt, er hat auch in jahrelanger eifrigster Tätigkeit und selbstloser Hingabe für die Verwirklichung dieser seiner Lieblingsidee gearbeitet, und es ist ihm gelungen, in immer weiteren Kreisen Teilnahme zu erwecken, so daß schon jetzt nicht unbeträchtliche Mittel bereit liegen. Doch reichen sie freilich noch nicht aus; und um ihren Bestand zu vermehren, hat der Unermüdliche dieses Prachtwerk geschaffen, das man wohl einen Bildersaal der neueren deutschen Literatur nennen dürfte. Mehr als zweihundert zeitgenössische Schriftsteller haben dazu beigetragen. Kaum einer der bedeutenderen fehlt und jeder hat nach Möglichkeit sein Bestes in Vers oder Prosa gegeben. Wenn wir dennoch an eine derartige Sammlung den höchsten literarischen Maßstab nicht anlegen möchten, so gewinnt diese doch einen besonderen Reiz dadurch, daß sie von jedem der Beitragenden ein Porträt und von den meisten derselben eine autobiographische Skizze bringt. Denn es ist gewiß nicht ohne Interesse, zu sehen, was jeder von sich selber denkt, und einige der in diesem Bande vertretenen Damen und Herren haben allerdings von der ihnen gebotenen Gelegenheit einen ausgiebigen Gebrauch gemacht. Sehr hübsch sind die Randzeichnungen, Arabesken und Illustrationen, die sich dem Text der einzelnen Beiträge sinnreich anschließen, wie denn das ganze Werk, in der altbewährten J. J. Weberschen Offizin in Leipzig auf das Solideste und Geschmackvollste hergestellt, dem Herausgeber alle Ehre macht. Möge es zahlreiche Käufer finden, deren jeder sich sagen darf, daß auch er einen Baustein zum „deutschen Schriftstellerheim in Jena" beigesteuert hat.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 10. Dezember zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adlersfeld-Ballestrem. — Heideröslein. Roman von Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem. Fünfte Auflage. Mit Illustrationen von Blanka von Gündel. Breslau, S. Schottlaender. 1903.

The Ancestor. — A quarterly review of county and family history, heraldry and antiquities. Number III. Westminster, Archibald Constable & Co. 1902.

Andrejew. — Die Lüge. Ausgewählte Erzählungen von Leonid Andrejew. Deutsch von Nadja Hornstein. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Aschaffenburg. — Das Verbrechen und seine Bekämpfung. Kriminalpsychologie für Mediziner, Juristen und Soziologen, ein Beitrag zur Reform der Strafgesetzgebung. Von G. Aschaffenburg. Heidelberg, Karl Winter. 1903.

Auerbach. — Die Grundbegriffe der modernen Naturlehre. Von Felix Auerbach. Mit 79 Figuren im Text. Leipzig, B. G. Teubner. 1902.

Azan. — Annibal dans les Alpes. Par Paul Azan. Paris, Alphonse Picard. 1902.

Balcke — von Enckevort. — Probleme. Roman von Johanna Balcke — von Enckevort. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1903.

Bapst. — Le maréchal Canrobert. Souvenirs d'un siècle. Par Germain Bapst. Tome second. Napoléon III et sa cour. La Guerre de Crimée. Paris, Plon. 1902.

Baronowsky. — Halbnaturen. Roman von Karl Baronowsky. Breslau, S. Schottlaender. 1903.

Bartels. — Aus tiefster Seele. Eine Blütenlese der deutschen Lyrik von Klopstock bis zur Gegenwart. Von Adolf Bartels. Mit vierunddreißig Dichterbildnissen von Erdmann Wagner. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Lahr, Druck und Verlag von Moritz Schauenburg.

Bartels. — Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Die Alten und die Jungen. Von Adolf Bartels. Fünfte, verbesserte Auflage. Leipzig, Eduard Avenarius. 1903.

Bassenge. — Der Streit vor Ilios. Drama nach griechischem Vorbild. Von Edmund Bassenge. Dresden, Holze & Pahl. 1902

Bauch. — Glückseligkeit und Persönlichkeit in der kritischen Ethik. Von Bruno Bauch. Stuttgart, Fr. Frommann. 1902

Baudelaire. — Poes Leben und Werke; Wagner in Paris — u. a. Von Charles Baudelaire. Übersetzt von Max Bruns (Baudelaires Werke, Dritter Band). Minden in W., J. C. C. Bruns. O. J.

Bayersdorfer. — Adolf Bayersdorfers Leben und Schriften. Aus seinem Nachlaß herausgegeben von Hans Mackowsky, August Pauly, Wilhelm Weigand. Mit zwei Bildnissen. München, F. Bruckmann A.-G. 190 .

Benkendorf. — König Heinrich der Vierte, der Deutsche. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von J. Benkendorf. Streth, J. Meuschel. 1902.

Beyer. — Sokrates. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Ernst Beyer. Leipzig, Alfred Hahn. 1902.

Beyer-Boppard. — Danneckers Ariadne. Eine kunsthistorische Studie von C. Beyer-Boppard. Mit 4 Abbildungen und den biographischen Skizzen von v. Dannecker und S. M. v. Bethmann. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. O. J.

Bigelow. — Die Völker im kolonialen Weltstreit. Von Poultney Bigelow. Deutsche Bearbeitung des Buches The children of the nations. Von Ph. Woker. Berlin, Georg Reimer. 1902.

Björnson. — Thomas Rendalen. Roman von Björnstjerne Björnson. Deutsch von Wilhelm Lange. Zweite Auflage. Berlin, Franz Wunder. 1903.

Blennerhassett. — Chateaubriand. Von Charlotte Lady Blennerhassett geb. Gräfin von Leyden. Mit 60 Abbildungen. Mainz, Franz Kirchheim. 1903.

Blum. — Bismarck. Ein Buch für Deutschlands Jugend und Volk. Von Hans Blum. Heidelberg, Karl Winter. 1903.

Boeck. — Durch Indien ins verschlossene Land Nepal. Ethnographische und photographische Studienblätter. Von Kurt Boeck. Mit 56 Separatbildern, einem Panorama und 240 Abbildungen im Text, sämtlich nach photographischen Aufnahmen des Verfassers, sowie einer Kartenskizze. Leipzig, Ferd. Hirtz & Sohn. 1903.

Boguslawski. — Taktische Folgerungen aus dem Burenkriege und der Gruppenangriff. Mit vier Gefechtsskizzen. Von A. von Boguslawski. Berlin, A. Eisenschmidt. 1903.

Brauer. — Die anti-englische Krankheit. Eine Streitschrift gegen den Strom. Von M. Brauer. Im Selbstverlag. Zu beziehen durch E. Heckendorff. Berlin. 1902.

Brockhaus Konversationslexikon. — Vierzehnte, vollständig neu bearbeitete Auflage. Neue, revidierte Jubiläumsausgabe. Neunter Band. Von Heede bis Jurta. Mit 51 Tafeln, darunter 10 Chromotafeln, 11 Karten und Plänen, und 174 Textabbildungen. Leipzig, Berlin und Wien, F. A. Brockhaus. 1902.

Burckhardt. — Griechische Kulturgeschichte. Von Jakob Burckhardt. Herausgegeben von Jakob Oeri. Zweite Auflage. Vierter Band. Berlin und Stuttgart, Verlag von W. Spemann. O. J.

Bürkner. — Geschichte der kirchlichen Kunst. Von Richard Bürkner. Mit 74 Abbildungen. Freiburg i. Br. und Leipzig, Paul Waetzel. 1903.

Busse-Palma. — Zwei Bücher Liebe und andere Gedichte. Von Georg Busse-Palma. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1903.

Carpenter. — Wenn die Menschen reif zur Liebe werden. Eine Reihe von Aufsätzen über das Verhältnis der beiden Geschlechter. Von Edward Carpenter. Einzig autorisierte Übertragung von Karl Federn. Zweite Auflage. Leipzig, H. Seemann Nachf. 1902.

Castellani. — Das Weib am Kongo. Von Ch. Castellani. Deutsch von Margarete Bruns. Mit einer Einleitung und Anmerkungen von Max Bruns. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Chun. — Aus den Tiefen des Weltmeeres. Schilderungen von der deutschen Tiefseeexpedition. Von Carl Chun. Zweite Auflage. Bis zur neunten Lieferung. Jena, Gustav Fischer.

Curtius. — Ernst Curtius. Ein Lebensbild in Briefen. Herausgegeben von Friedrich Curtius. Mit einem Bildnis in Kupferätzung. Berlin, Julius Springer. 1903.

Dähnhardt. — Deutsches Märchenbuch. Herausgegeben von Oskar Dähnhardt. Mit vielen Zeichnungen und farbigen Originallithographien von Erich Kuithan. Erstes Bändchen. Leipzig, B. G. Teubner. 1903.

Dannheißer. — Miaulina. Ein Märchenbuch für kleine Kinder. Von Ernst Dannheißer. Mit Bildern von Julius Diez. Köln a. Rh., Schaffstein & Ko. O. J.

Decken. — Rauschende Palmen. Bunte Erzählungen und Novellen aus der Südsee. Von Richard Decken. Oldenburg, Gerhard Stalling. O. J.

Dincklage. — „Laternen brennen!" Novellen von F. Freiherrn von Dincklage. Oldenburg, Gerhard Stalling. O. J.

Eck. — Goethes Lebensanschauung. Von Samuel Eck. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr. 1902.

Egidy. — Erschwiegen. Von Emmy von Egidy. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1903

Enderling. — Tolle Novellen. Von Paul Enderling. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1903.

Engel. — Österreich im Welthandel. Auf Grund statistischer Materialien, offizieller Mitteilungen und Berichte bearbeitet von Moritz von Engel. Wien, Manz. 1902.

Ernst. — Die Gerechtigkeit. Eine Komödie in fünf Akten. Von Otto Ernst. Leipzig, L. Staackmann. 1902.

Ewers. — Die Macht der Liebe oder die traurigen Folgen einer guten Erziehung. Von Hanns Heinz Ewers. Berlin, „Harmonie". O. J.

Federn. — Dante. His time. By Karl Federn. With an introduction by A. Butler and illustrations. London, William Heinemann. 1902.

Fichter. — Über die menschliche Freiheit. Prorektoratsrede von Kuno Fischer. Dritte Auflage. Heidelberg, Karl Winter. 1903.

France. — Aus dem Reiche des Haschisch und andere Erzählungen. Von Hector France. Algerische Sittenschilderungen, übersetzt von Y. Dresden und Leipzig, Moewig & Höffner. 1902.

Friedländer-Werther. — Römische Lust. Roman von Emma Friedländer-Werther. Breslau, S. Schottlaender. 1903.

Fulda. — Kaltwasser. Lustspiel in drei Aufzügen. Von Ludwig Fulda. Zweite Auflage. Stuttgart und Leipzig, J. G. Cotta Nachf. 1903.

Für unser Heim! — Bunte Spenden deutscher Dichter und Denker der Gegenwart, für das deutsche Schriftstellerheim in Jena zusammengetragen von

Dr. Timon Schroeter. Leipzig, Druck von J. J. Weber (Illustrierte Zeitung). O. J.

Gerhardt-Amyntor. — Ein Kampf um Gott. Kulturbild aus der Zeit des ersten Hohenzollern. Von Dagobert von Gerhardt Amyntor. Breslau, S. Schottlaender. 1903.

Gilm. — Gedichte von Hermann von Gilm. Innsbruck, A. Edlinger. O. J.

Gimmenthal. — Aschenbachs. Schauspiel in vier Aufzügen. Von Armin Gimmenthal. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 1902.

Giraud. — Essai, sur Taine son oeuvre et son influence d'apres des documents inedits. Par Victor Giraud. Deuxieme edition refondue. Paris, Hachette & Cie. 1901.

Goethes sämtliche Werke. — Jubiläumsausgabe in vierzig Bänden. Erster Band: Gedichte, erster Teil. Mit Einleitung und Anmerkungen von Eduard von der Hellen. — Zwölfter Band: Iphigenie auf Tauris. Torquato Tasso. Die natürliche Tochter. Mit Einleitungen und Anmerkungen von Albert Köster. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf.

Gottschall. — Die deutsche Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts. Von Rudolph von Gottschall. Siebente, vermehrte und verbesserte Auflage. In vier Bänden. Breslau, Eduard Trewendt. 1903.

Gréville. — Truggold. Roman von Henri Gréville. Deutsch von Hermine Farkas. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1902.

Grunwald. — Juden als Reeder und Seefahrer. Von Max Grunwald. Berlin, M. Poppelauer. 1902.

Haller. — Die Alpen. Von Albrecht von Haller. Mit einer Beilage und Kupfern. Dem Andenken Hallers gewidmet von Karl Gener. Bern, A. Francke. 1902.

Hardung. — Salbe. Eine dramatische Dichtung von Victor Hardung. Grauenfeld, Huber & Ko. 1903.

Hartmann. — Zurück zum Idealismus. Zehn Vorträge von Alma von Hartmann. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 1902.

Hauptmann. — Die Bergschmiede. Dramatische Dichtung von Karl Hauptmann. München, Georg D. W. Callweg. 1902.

Hauptmann. — Mathilde. Zeichnungen aus dem Leben einer armen Frau. Von Carl Hauptmann. München, Georg D. W. Callweg. 1902.

Hauptmann. — Unsere Wirklichkeit. Von Karl Hauptmann. München, Georg D. W. Callweg. 1902.

Heiderich. — Zwischen 12 und 14 Uhr. Von Albert Heiderich. Dresden und Leipzig, Moewig & Hoeffner. 1903.

Helfft. — Ein moderner Jurist. Zeitbild von Dora Helfft. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Helmolt. — Weltgeschichte. Herausgegeben von Hans F. Helmolt. Zweiter Band. Ostasien und Ozeanien. Der Indische Ozean. Von Max von Brandt, Heinrich Schurz, Karl Weule und Emil Schmidt. Mit 10 Karten, 6 Farbendrucktafeln und 16 schwarzen Beilagen von Franz Lipold, Oskar Schulz und A. Sutterlin. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1902.

Hern. — Heinrich von Schwaben. Eine deutsche Kaisersage. Von Wilhelm Herz. Dritte Auflage. Mit Buchschmuck von Hellmut Eichrodt. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1903.

The Hibbert Journal. — A Quarterly Review of Religion, Theology, and Philosophy. London and Oxford, Williams & Norgate. Vol. I. No. 1. October 1902.

Hill. — Die Fürstin Orsini-Camera-Mayor am Hofe Philipps V. von Spanien. Von Constance Hill. Übersetzt von Frida Arnold. Mit 1 Titelkupfer und 6 Porträts. Heidelberg, Karl Winter. 1903.

Hirundo. — Till Riemenschneider. Eine Erzählung aus dem sechzehnten Jahrhundert. Von C. Hirundo. Leipzig, Breitkopf & Hartel. 1902.

Hoffmann. — Hochzeitnacht. Geschichten in Moll und Dur. Von Max Hoffmann. Breslau, S. Schottlaender. 1903.

Holtscher. — Im Reiche der Dichtung. Dichtungen von Philipp Holtscher. Breslau, S. Schottlaender. 1903.

Hyan. — Die kleine Kammer. Posse in einem Akt. Von Hans Hyan. Berlin, „Harmonie". O. J.

Hyan. — Die beiden Knivier. Berliner Szene. Von Hans Hyan. Berlin, „Harmonie". O. J.

Jähns. — Moltke. Von Max Jähns. Dritter Band 1867—91. Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Ilgenstein. — Mörike u. Goethe. Eine literarische Studie von H. Ilgenstein. Berlin, Richard Schröder. 1902.

Ilsebill. — Dido. Drama in vier Aufzügen und einem Vorspiel. Von Marie Itz rott. Oldenburg und Leipzig, Schultzesche Hofbuchhandlung. O. J.

Jerusalem. — Lehrbuch der Psychologie. Von Wilhelm Jerusalem. Dritte, umgearbeitete Auflage. Wien u. Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1902.

Johnston. — Geschichte der Kolonisation Afrikas durch fremde Rassen. Von Sir Harry H. Johnston. Aus dem Englischen übersetzt von Max von Hallern. Mit einer Karte von Afrika. Heidelberg, Karl Winter. 1903.

Jonas. — Lyrische Anthologie. (Nordischer Musenalmanach.) Herausgegeben von Emil Jonas. Breslau, S. Schottlaender. 1903.

Kaiser Friedrichs Tagebücher über die Kriege 1866 und 1870—71, sowie über seine Reisen nach dem Morgenlande und nach Spanien. Herausgegeben von Margaretha von Poschinger. Zweite Auflage. Berlin, Richard Schröder. 1902.

Kalischer. — Neue Beethovenbriefe. Herausgegeben und erläutert von Alfred Christlieb Kalischer. Berlin und Leipzig, Schuster & Löffler. 1902.

Kerr. — Herr Sudermann, der D.. Di.. Dichter. Ein kritisches Vademetum von Alfred Kerr. Berlin, Verlag Heilanthus. 1903.

Kewitsch. — Die Vulkane Pelé, Krakatau, Ätna, Vesuv. Von Kewitsch. Baden, Soltau. 1902.

Keyserling. — Dunkle Sterne. Erzählende und andere Gedichte von Gräfin Margarete Keyserling. Mit Bildschmuck von Alfred Burgel und Vorwort von Johannes Fastenrath. Breslau, Schletterische Buchhandlung. 1902.

Kirchbach. — Was lehrte Jesus? Zwei Urevangelien. Von Wolfgang Kirchbach. Zweite, stark vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Ferd. Dümmler. 1902.

Kirchhofer. — Auch ich! Gedichte von Friedrich Kirchhofer. Graz, Kommissionsverlag „Leykam". 1902.

Klaar. — Schauspiel und Gesellschaft. Eine Studie von Alfred Klaar. Berlin, Johannes Räde. 1902.

Kleemeier. — Handbuch der Bibliographie. Kurze Anleitung zur Bücherkunde und zum Katalogisieren. Herausgegeben von Friedr. Johann Kleemeier. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben. 1903.

Koenigsberger. — Hermann von Helmholtz. Von Leo Koenigsberger. Erster Band. Mit drei Bildnissen. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 1902.

Krane. — Starke Liebe. Roman von Anna von Krane. Leipzig, Müller-Mann. O. J.

Kreidolf. — Die Wiesenzwerge. Bilder und Text von Ernst Kreidolf. Köln a. Rh., Schaffstein & Co. O. J.

Kreßer. — Der wandernde Thal r. Eine Märchendichtung in fünf Akten. Von Max Kreßer. Leipzig, B. Elischer Nachf. 1902.

Kretzschmar. — Musikalische Zeitfragen. Zehn Vorträge von Hermann Kretzschmar. Leipzig, C. F. Peters. 1903.

Krieg, der siebenjährige. 175 —1763. — Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Vierter Band: Groß-Jägersdorf und Breslau. Mit 12 Karten, Plänen und Skizzen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1902.

Krug. — Die Pestalozzische Schule in Preußen. Von Albert Krug. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Krüger. — Lebenserinnerungen des Präsidenten Paul Krüger. Von ihm selbst erzählt, nach Aufzeichnungen von H. C. Brebel und Piet Grobler. Herausgegeben von A. Schowalter. Zwei Bände. Deutsche Originalausgabe. München, J. F. Lehmann. 1902.

Kügelgen. — Drei Vorlesungen über Kunst. Von Wilhelm von Kügelgen. Mit Vorwort von Konst. von Kügelgen. Leipzig, Richard Wopke. 1902.

Kunst, Die, des Jahres. — Deutsche Kunstausstellungen 1902. München, F. Bruckmann, A.-G.

Kunst und Künstler. — Monatsschrift für bildende Kunst und Kunstgewerbe. Erstes Heft. Berlin, Bruno Cassirer.

Kürschner. — Die Buren und der südafrikanische Krieg. Eine Darstellung Südafrikas, des Charakters und Lebens der Buren, der Geschichte ihrer Republiken und deren Kämpfe mit England bis zum Friedensschluß. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Mit vier farbigen Kunstbeilagen, einer Karte des Kriegsschauplatzes und zahlreichen Textillustrationen. Charlottenburg, Alfred W. Bundi. O. J.

Kürschners Jahrbuch 1903. — Herausgegeben von Hermann Hilger. Mit Hunderten von Illustrationen. Berlin, Eisenach und Leipzig, Hermann Hilger.

Kußmaul. — Aus meiner Dozentenzeit in Heidelberg. Von Adolf Kußmaul. Herausgegeben von Vinzenz Czerny. Stuttgart, Bonz & Co. 1903.

La Mara. — Briefe von Hector Berlioz an die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein. Herausg. von La Mara. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1903.

Lange. — Briefe von Julius Lange. Herausgegeben von Peter Köbke. Einzig berechtigte Übersetzung von Ida Anders. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 1903.

Lapsa. — Tant' Jula. Ein dünastraudisches Gequassel. Von Edwart Lapsa. Riga, „Gutenberg". 1902.

Lichtenberg. Über einige Fragen der modernen Malerei. Von Reinhold Freiherrn von Lichtenberg. Heidelberg, Karl Winter. 1903.

Liliencron. — Frohe Jugendtage. Lebenserinnerungen. Kindern und Enkeln erzählt von Rochus Freiherrn von Liliencron. Leipzig, Duncker & Humblot. 1902.

Lindau. — Ein unglückliches Volk. Roman in zwei Bänden. Von Rudolph Lindau. Berlin, F. Fontane & Co. 1903.

Linde. — Fantoccini. Von Otto zur Linde. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1902.

Lorenz. — Kaiser Wilhelm und die Begründung des Reiches 1866—71, nach Schriften und Mitteilungen beteiligter Fürsten und Staatsmänner. Von Dr. Ottokar Lorenz, Professor an der Universität Jena. Jena, Verlag von Gustav Fischer. 1902.

Lutze. — Jena Asra! Von Nanny Lutze. Berlin, „Harmonie". O. J.

Marcotti. — Entehrt. Roman von Giuseppe Marcotti. Einzig berechtigte Übersetzung von Catharina Brenning. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Meggendorfer. — Trulala. Humoristisches Bilderbuch von Lothar Meggendorfer. München, Karl Haushalter. O. J.

Mereschkowski. — Leonardo da Vinci. Ein biographischer Roman aus der Wende des 15. Jahrhunderts. Von Dmitry Sergewitsch Mereschkowski. Deutsch von Karl von Gütschow. Leipzig, Schulze & Co. 1903.

Meyer. — Aus alter Burschenzeit. Von Hugo Christoph Heinrich Meyer. Breslau, S. Schottlaender. 1903.

Meyers Großes Konversationslexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Mit mehr als 11 000 Abbildungen im Text und auf über 1400 Bildertafeln, Karten und Plänen, sowie 130 Textbeilagen. Erster Band: A — Astigmatismus. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1902.

Meyer. — Los von England! Flottentabellen und Gedanken dazu. Scheinwerfer-Blitze auf die englische Flotte von Ernst Teja Meyer. Zweite Auflage. Rostock, C. J. C. Volckmann. 1902.

Meyer. — Sigrid, ein Frühlingstraum. Eine Liebesgeschichte von Ernst Teja Meyer. Rostock, C. J. C. Volckmann. 1903.

Mohr. — Marokko. Eine politisch-wirtschaftliche Studie von Paul Mohr. Berlin, Siemenroth. 1902.

Moltke. — Nordamerika. Beiträge zum Verständnis seiner Wirtschaft und Politik. Von O. Graf Moltke. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1903.

Mombert. — Der Glühende. Von Alfred Mombert. Zweite, veränderte Auflage. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 1902.

Mombert. — Die Schöpfung. Von Alfred Mombert. Zweite, veränderte Auflage. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 1902.

Mombert. — Tag und Nacht. Von Alfred Mombert. Zweite, veränderte Auflage. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 1902.

Mouton. — Le XIXe siècle vécu par deux Francais, le colonel Louis Mouton et Eugène Mouton son fils, Magistrat. Par Eugène Mouton. Paris, Ch. Delagrave. S. a.

Mouton. — Un demi-siècle de vie 1848—1901. Par Eugène Mouton. Paris, Ch. Delagrave. S. a.

Mühlbach. — Erinnerungsblätter aus dem Leben Luise Mühlbachs. Gesammelt und herausgegeben von ihrer Tochter Thea Ebersberger. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther. 1902.

Müller-Guttenbrunn. — Zwischen zwei Theaterfeldzügen. Neue dramaturgische Gänge von Adam Müller-Guttenbrunn. Linz, Wien, Leipzig, Österreichische Verlagsanstalt. O. J.

Müller-Waldenburg. — Totes Leben. Schauspiel in drei Aufzügen. Von Walther Müller-Waldenburg. Berlin, Moderner Berliner Verlag. O. J.

Museum, Das. — Eine Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst. Von Wilhelm Speemann. Herausgegeben von Richard Graul und Richard Stettiner. Siebenter Jahrgang bis zur zwanzigsten Lieferung. Berlin und Stuttgart, W. Speemann.

Muthesius. — Goethe ein Kinderfreund. Von Karl Muthesius. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1903.

Natorp. — Platos Ideenlehre. Eine Einführung in den Idealismus. Von Paul Natorp. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. 1903.

Naumann. — Lotte. Ein Bekenntnisbuch von Gustav Naumann. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. O. J.

Neudeck. — Unsere Zeit. Roman von Neudeck. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1903.

Nippold. — Das deutsche Christuslied des 19. Jahrhunderts. Von Friedrich Nippold. Leipzig, Ernst Wunderlich. 1903.

O'Meara. — Napoleon I. in der Verbannung oder eine Stimme von St. Helena. Meinungen und Äußerungen Napoleons über die wichtigsten Ereignisse seines Lebens in seinen eigenen Worten von Barry E. O'Meara. Übertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein. Drei Bände. Leipzig, Schmidt & Günther. 1902.

Orsi. — Das moderne Italien. Geschichte der letzten 150 Jahre bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Von Pietro Orsi. Übersetzt von F. Goetz. Leipzig, B. G. Teubner. 1902.

Peltzer. — Über Malweise und Stiel in der holländischen Kunst. Von Alfred Peltzer. Heidelberg, Karl Winter. 1903.

Petersdorff. — Friedrich der Große. Ein Bild seines Lebens und seiner Zeit. Von Hermann von Petersdorff. Mit 277 zeitgenössischen Bildern, 27 faksimilierten Schriftstücken, Beilagen und Plänen. Berlin, A. Hofmann & Ko. 1902.

Pfalz. — Ein Knabenleben vor sechzig Jahren. Pädagogische Betrachtung eigner Erlebnisse von Franz Pfalz. Zwei Teile. Leipzig, Richard Wöpke. 1902.

Pfister. Deutsche Zwietracht. Erinnerungen aus meiner Leutnantszeit 1859—1869. Von Albert Pfister. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1902.

Plotho. — Irmgard von Hammerstein. Geschichtliches Schauspiel in fünf Aufzügen von Wolfgang Freiherrn von Plotho. Braunschweig und Leipzig, Richard Sattler. 1902.

Presber. — Media in vita. Gedichte von Rudolf Presber. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.

Preuschen. — Astartenlieder. Von Hermine von Preuschen. Zürich, Caesar Schmidt. 1902.

Pröll. — Auf ferner Wacht. Heerrufe und Heimgrüße. Von Karl Pröll. Dessau, Anhaltische Verlagsanstalt. O. J.

Proelß. — Er soll dein Narr sein. Eine Buchdrucker- und Ehestandsgeschichte aus alter Zeit. Von Johannes Proelß. Stuttgart, Bonz & Ko. 1903.

Protestantismus, Der, am Ende des 19. Jahrhunderts in Wort und Bild. — Herausgegeben von C. Werckshagen. Bis zur fünfzigsten Lieferung. Berlin, Verlag Wartburg (Werner-Verlag).

Pruß. — Preußische Geschichte. Von Hans Pruß. Vierter Band. Preußens Aufsteigen zur deutschen Vormacht (1812—1888). Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1902.

Rapp. — Die Memoiren des General Rapp, Adjutanten Napoleon I. Geschrieben von ihm selbst. Übertragen von Oskar Marschall von Bieberstein. Mit dem Bildnis des Generals Rapp. Leipzig, Schmidt & Günther. 1902.

Reinboth. — Weihnachten im Forsthause. — Weihnachten auf der Straße. Zwei dramatische Weihnachtsspiele. Von A. Reinboth. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Rema. — Interviews. Szenen aus dem Künstlerleben von Else Rema. Berlin, „Harmonie". O. J.

Riehl. — Zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart. Acht Vorträge von Alois Riehl. Leipzig, B. G. Teubner. 1903.

Rittweger. Aus der Kleinstadt. Skizzen von Betty Rittweger. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 1902.

Roeren. — Zur Polenfrage. Von Hermann Roeren. Hamm i. W., Breer & Thiemann. 1902.

Rohan. — Evangelischer Klerikalismus in Mähren. Von Karel J. Rohan. Prag, Verlag des Verfassers. 1902.

Rohrbach. — Die wirtschaftliche Bedeutung Westasiens. Von Paul Rohrbach. Mit einer Karte. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 1902.

Rohrbach. — Vom Kautasus zum Mittelmeer. Eine Hochzeits- und Studienreise durch Armenien. Von Paul Rohrbach. Mit 42 Abbildungen im Text. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1903.

Sauer. — Gesammelte Reden und Aufsätze zur Geschichte der Literatur in Österreich und Deutschland. Von August Sauer. Wien und Leipzig, Carl Fromme. 1903.

Schaffheitlin. — So ward ich. Tagebuchblätter von Adolf Schaffheitlin. Drei Bände. Berlin, S. Rosenbaum. 1902.

Schahovskoj-Glebow-Strechneff. — Drei russische Frauengestalten. Von Fürstin Schahovskoy-Glebow-Strechneff. Übersetzt von Frida Arnold. Mit Vorwort von Kuno Fischer, Heidelberg, Karl Winter. 190.

Scharlach. — Koloniale und politische Aufsätze und Reden von Scharlach. Herausgegeben von Heinrich von Poschinger. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1903.

Scheerbart. — Immer mutig! Ein phantastischer Nilpferdroman mit dreiundachtzig merkwürdigen Geschichten. Von Paul Scheerbart. Zwei Teile. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 1902.

Schiel. — 23 Jahre Sturm und Sonnenschein in Südafrika. Von Adolf Schiel. Mit 39 Abbildungen, darunter 20 Separatbilder, einer Karte und einem Schlachtplan. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1902.

Schmitt. — Frauenbewegung und Mädchenschulreform. Untersuchungen und Vorschläge zur Förderung der Frauenbildungsfrage. Von Harry Schmitt. Zwei Bände. Berlin, Karl Sigismund. 1903.

Schnellbach. — Gedichte. Von Peter Schnellbach. Mannheim, Tobias Löffler. 1903.

Schwab. — Wolkenschatten und Höhenglanz. Gedichte von Gottfried Schwab. Augsburg, Lampart & Co. 1902

Schierbrand. — Germany. The Welding of a World Power. By Wolf von Schierbrand. New York, Doubleday, Page & Company. 1902.

Schwartz. — Charakterköpfe aus der antiken Literatur. Fünf Vorträge von Eduard Schwartz. Leipzig, B. G. Teubner. 1903.

Schweizerisches Künstler-Lexikon. Herausgegeben mit Unterstützung von kunstfreundlichen Privaten vom Schweizerischen Kunstverein. Redigiert unter Mitwirkung von Fachgenossen von Karl Brun. Erste Lieferung. Frauenfeld, Huber & Co. 1902.

Seemann. — Heitblicken. Plattdütsche Balladen und Lieder von August Seemann. Berlin, Hilfsverein deutscher Lehrer. O. J.

Seidl. — Moderne Dirigenten. Von Arthur Seidl. Berlin und Leipzig, Schuster & Löffler. 1902.

Servaes. — Meist. Von Franz Servaes. Mit 61 Abbildungen. Leipzig, E. A. Seemann. 1902.

Seydlitz. — E. v. Seydlitzsche Geographie. Ausgabe C: Großes Lehrbuch der Geographie. Ausgestattet mit 284 Karten und erläuternden Abbildungen in Schwarzdruck, sowie 4 Karten und 9 Tafeln in vielfachem Farbendruck. 23. Bearbeitung. Unter Mitwirkung vieler Fachmänner besorgt von E. Oehlmann. Breslau, Ferdinand Hirt. 1902.

Siebeck. — Goethe als Denker. Von Herman Siebeck. Stuttgart, Fr. Frommann. 1902.

Spiess. — Goethe und das Christentum. Von Bernhard Spiess. Frankfurt a. M., Englert & Schlosser. 1902.

Steinheil. — Die Schlangenkönigin. Ein Märchen aus den Bergen. Von Karl Steinheil. München, Karl Haushalter. 1902.

Stenglin. — Das Höchste. Roman von Felix Freiherrn von Stenglin. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Stern. — Franz Liszts Briefe an Karl Gille. Mit einer biographischen Einleitung herausgegeben von Adolf Stern. Mit einem Bildnisse Karl Gilles. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1903.

Sutro. — Das Doppelwesen der menschlichen Stimme. Versuch einer Aufklärung über das seelische Element in der Stimme. Von Emil Sutro. Berlin, W. Fussinger. O. J.

Suttner. — Marthas Kinder. Eine Fortsetzung zu „Die Waffen nieder!" Von Bertha von Suttner. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1903.

Sybel. — Weltgeschichte der Kunst im Altertum. Grundriss von Ludwig von Sybel. Zweite verbesserte Auflage. Mit drei Farbentafeln und 380 Textillustrationen. Marburg, N. G. Elwert. 1903.

Thiébault. — Memoiren aus der Zeit der Revolution und des Kaiserreichs. Vom General de Thiébault. Erster Band. Bearbeitet in drei Bänden von F. Mangold. Mit 15 Porträts und einem Plan. Stuttgart, Robert Lutz. 1902.

Trowitzsches Damenkalender auf 1903. — Mit literarischen Beiträgen von Julius Lohmeyer, Friedrich Meisenrath u. a., sowie einem Lichtdruck. Berlin, Trowitzsch & Sohn.

Trowitzschs verbesserter und alter Kalender für 1903. Jubiläumsjahrgang. Berlin, Trowitzsch & Sohn.

Trowitzsches Volkskalender. 1903. — Berlin, Trowitzsch & Sohn.

Tucker. — Was ist Sozialismus? Eine Antwort und eine Definition von Benj. R. Tucker. Berlin, B. Zack.

Ulyde. — Gerd Burger. Roman von Wilhelm Ulyde. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 1903.

Urkundliche Beiträge und Forschungen zur Geschichte des preußischen Heeres. — Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Viertes Heft. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1902

Verhaegen. — Les industries à domicile de Belgique. Volume IV et V. La dentelle et la broderie sur tulle. Par Pierre Verhaegen. Bruxelles, Oscar Schepens & Cie. 1902.

Vierordt. — Vaterlandsgesänge. Von Heinrich Vierordt. Zweite Auflage. Heidelberg, Karl Winter. 1903.

Viersen. — Weite Herzen. Roman von G. W. Viersen. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1903.

Washington. — Vom Sklaven emporgestiegen. Eine Selbstbiographie von Booker T. Washington. Autorisierte deutsche Übersetzung von Estelle du Bois-Reymond. Mit einem Vorwort von Ernst Vohsen. Berlin, Dietrich Reimer. 1902.

Weigert. — Kleine Ursachen. Von Richard Weigert. Berlin, „Harmonie". O. J.

Weis. — Kant: Naturgesetze, Natur und Gotteserkennen. Eine Kritik der reinen Vernunft. Von L. Weis. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 1903.

Weise. — Ästhetik der deutschen Sprache. Von Oskar Weise. Leipzig, B. G. Teubner. 1903.

Wertheimer. — Der Herzog von Reichstadt. Ein Lebensbild. Nach neuen Quellen. Von Eduard Wertheimer. Mit sechs Lichtdruckbildern und einer Briefbeilage in Faksimiledruck. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1902.

de Wet. — Der Kampf zwischen Bur und Brite. (Der Dreijährige Krieg.) Vom General Chr. R. de Wet. Deutsche Originalausgabe. Mit Illustrationen. Kartenskizzen und dem Bildnis des Verfassers. Kattowitz und Leipzig, Karl Siwinna. O. J.

de Wet-Klaußmann. — Der Kampf zwischen Bur und Brite. (Der dreijährige Krieg.) Vom General Chr. R. de Wet. Für die Jugend frei bearbeitet von A. Oskar Klaußmann. Mit Karten und Illustrationen. Kattowitz und Leipzig, Karl Siwinna. O. J.

Willy. — Claudines Ehe (Claudine en ménage). Von Willy. Deutsch nach der 69. Aufl. des Originals v. Geo. Nördlinger. Budapest, G. Grimm.

Willy. — Claudine in Paris. Von Willy. Deutsch nach der 58. Aufl. des Originals v. Frz. Hofen. 2. Aufl. Budapest, G. Grimm.

Willy. — Claudines Schuljahre (Claudine à l'école). Von Willy. Deutsch nach der 55. Aufl. des Originals v. Geo. Nördlinger. Budapest, G. Grimm.

Wilutzky. — Vorgeschichte des Rechts. Von Paul Wilutzky. I. Mann und Weib. Breslau, Eduard Trewendt. 1903.

Winckler. — Die Gesetze Hammurabis, Königs von Babylon um 2250 v. Chr. Das älteste Gesetzbuch der Welt. Übersetzt von Hugo Winckler. Leipzig, J. C. Hinrichs. 1902.

Wittkowski. — Cornelia, die Schwester Goethes. Von Georg Witkowski. Mit ihren zum Teil ungedruckten Briefen und Tagebuchblättern, einem Bildnis und einem Faksimile. Frankfurt a. M., Mütten & Loening. 1903.

Wittenbauer. — Filia hospitalis. Ein Studentenstück in vier Aufzügen. Von Ferdinand Wittenbauer. Wien, Karl Konegen. 1903.

Wobbermin. — Der christliche Gottesglaube in seinem Verhältnis zur gegenwärtigen Philosophie. Allgemein verständliche wissenschaftliche Vorlesungen. Von Georg Wobbermin. Berlin, Alexander Duncker. 1902.

Zahn. — Der Jodelbub und anderes. Von Ernst Zahn. Mit Buchschmuck von Ellen Vetter. Frauenfeld, Huber & Co. 1902.

Ziegler. — Die universelle Weltformel und ihre Bedeutung für die wahre Erkenntnis aller Dinge. Vortrag von J. H. Ziegler. Zweite Auflage. Zürich, Albert Müller. 1902.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Walter Pactow in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Ein Idealist.

Novelle

von

Paul Heyse.

Vor etwa zehn Jahren kehrte ich eines Sommerabends von einem Spaziergang zurück, der mich durch die schattigen Anlagen auf dem hohen rechten Isarufer nach der Maximiliansbrücke geführt hatte.

Ich liebe diese Gegend der Stadt und insbesondere diese Brücke. Auf keinem anderen Punkt kommt einem die glückliche Lage Münchens an dem rauschenden Gebirgsstrom so klar zum Bewußtsein, und der Blick an den hohen Wipfeln der Uferbäume vorbei bis zu der feinen Linie der fernen blauen Berge, drunten die tosend dahinschießende helle Flut mit dem grünlichen Schimmer, drüben die stattliche Straße am Kai, über der die Kirchtürme aufragen, — dies alles ist ein so imposantes und zugleich heiteres Bild, wie außer Dresden von der Brühlschen Terrasse herab keine andere große deutsche Stadt zu bieten vermag.

Auch die seltsam geschweifte Kulisse des Maximilianeums, die den schönen Prospekt auf der Höhe abschließt, möchten wir, so oft wir über ihre mageren Formen und allzu dünnen Arkaden aus gelblichen Ziegeln den Kopf geschüttelt haben, doch endlich nicht mehr missen und mit einer solideren Architektur vertauschen, da sie mit der Zeit von Efeu umwuchert zu werden verspricht und schon jetzt den Eindruck des „Gasteigs“ als einer großartigen Parkanlage verstärken hilft.

Auf dieser Brücke pflege ich jedesmal, so oft ich sie betrete, ein Weilchen zu rasten und, über die steinerne Brustwehr gebeugt, in das Gestrudel und Geschäume drunten hinabzublicken. Das melancholische und zugleich tröstliche alte Lied vom ewigen Fluß der Dinge klingt herauf und regt allerlei Gedanken an, von denen die hinter mir zu Fuß und zu Wagen herüber und hinüber hastende Menge sich nichts träumen läßt, — bis das eigene Denken in den mystischen Abgrund dieser elementaren Gewalten versinkt.

So war mir wieder einmal geschehen, und die herausstäubende Frische des Wassers hatte mich nach dem heißen Tage so tief erquickt, daß ich mich schwer losreißen konnte. Da ich es doch endlich tat und mich zum Weiter-

gehen anschickte, richtete sich in demselben Augenblick unfern von mir ein Mann in die Höhe, der in die gleiche Träumerei versunken gewesen war, und indem er sich umsah, begegneten sich unwillkürlich unsere Augen.

Ich wußte sofort, daß ich diese Augen schon gesehen hatte, obwohl mehr als ein Menschenleben inzwischen vergangen war. Es waren eben Augen, die man nicht wieder vergißt, von einer Farbe, der man kaum je wieder begegnet, unbestimmbar, wie die Farbe des Opals, wie dieser mit einem feurig irisierenden Glanz, wenn die kleinen runden Sterne sich lebhaft bewegten. In der Ruhe und wenn sie gespannt sich auf einen Gegenstand hefteten, hatten sie eine ganz besondere Leuchtkraft, obwohl ihre Farbe sich dann vertiefte, — wie in diesem Augenblick geschah, da sie sich auf mich richteten.

„Herr Klaas!“ rief ich. „Hinrich Klaas! Ist es möglich? Sie hier?“

„Nicht nur möglich, sondern wirklich,“ erwiderte er, indem er auch meinen Namen wie aus der Tiefe seines Gedächtnisses hervorholte. „Ich freue mich, Ihnen wieder zu begegnen, nach so langen — lassen Sie sehen! ja wahrhaftig, ganzen fünfunddreißig Jahren! Sie sind inzwischen noch nicht grau geworden. Aber ich; wie haben Sie nur mich wiedererkannt, trotz der Asche, die mir der Krater des Lebens auf Haar und Bart gestäubt hat?“

„Da Sie Ihre Augen durch keine blaue Brille schützen, können Sie wenigstens mir gegenüber in München nicht inkognito herumgehen,“ versetzte ich lachend. „Wie lange sind Sie schon hier?“

„Zwei Jahre.“

„Und trotzdem muß ich es dem Zufall danken, daß ich Ihnen nach fünfunddreißig Jahren einmal wieder die Hand drücken kann?“

In sein verwittertes Gesicht stieg eine leichte Röte.

„Schelten Sie mich nicht,“ sagte er, indem er seinen Arm in meinen legte und langsam mit mir der Stadt zuwandelte; „ich bin schon seit langer Zeit aus allem Menschenverkehr ausgeschieden, ohne mich darum des Menschenhasses zu befleißigen. Aber mit den Meisten ist's reiner Zeitverlust, und ich, jetzt über fünfundsechzig, habe keine Zeit mehr zu verlieren, wenn ich das noch zu stande bringen soll, wozu ich auf die Welt gekommen bin. Auch das ist vielleicht eine Selbsttäuschung. Aber wem seine Illusionen untreu werden, der sollte sich lieber gleich begraben lassen.“

Ich hatte, während er das alles in einem langsamen, etwas singenden Ton vorbrachte, mich in seinem Gesicht wieder zurechtgefunden. Nur die frischen Farben waren darin verblichen, sonst erkannte ich jeden Zug: die stark vorgewölbte Stirn, die kräftige Nase und um den zartgeschnittenen Mund das Schnurr- und Knebelbärtchen, das damals rotblond gewesen war. Auch die jetzt ergrauten Haare fielen ihm noch dicht genug auf die Schultern und gaben ihm unter dem breitkrempigen schwarzen Hut auf den ersten Blick das herkömmliche Gepräge des Künstlers. Nur seine ehemals so breite Brust schien eingesunken, vielleicht nur, weil die lange Gestalt sich jetzt etwas vorgebeugt trug. Doch alles in allem machte der alte Freund auch jetzt noch den Eindruck voller Kraft und Rüstigkeit.

* * *

Einen Freund konnte ich ihn wohl nennen, obwohl unsere Bekanntschaft in meiner Münchener Frühzeit nicht viel über ein Jahr gedauert hatte und wir uns dann die ungeheure Zeit hindurch völlig aus den Augen gekommen waren. Denn die Übereinstimmung in künstlerischen Ansichten und Bedürfnissen hatte uns damals rasch einander zugeführt, obwohl er ein halb Dutzend Jahre älter war und so hart um sein Fortkommen ringen mußte, daß er für geselligen Verkehr keine Zeit hatte, und wir uns nur sahen, wenn ich ihn in seinem Mansardenstübchen aufsuchte.

Er nannte es sein Atelier, weil er ein paar Dachziegel über seinem Kopf ausgebrochen und vom Glaser eine wohlfeile Fensterscheibe darin hatte einsetzen lassen.

Unser erstes Begegnen aber geschah in jener Schimonschen Weinstube, deren ich öfter gedacht habe, da sich hier die Freunde und Verehrer Genellis an einem bestimmten Abende zusammenzufinden pflegten, woran einige meiner liebsten Jugenderinnerungen hängen.

Das dunkle Kneipchen war nicht sehr besucht. Gewöhnlich befand sich außer uns keine Menschenseele in dem spärlich erleuchteten Zimmer, wo wir um einen runden Tisch herum saßen. So hatten wir uns gewöhnt, unsere ziemlich ketzerischen Kunstgespräche ohne jede Rücksicht auf etwaige Zuhörer zu führen, die an unserer ungebundenen Kritik über Personen und Richtungen, die uns nicht taugten, vielleicht ein Ärgernis genommen hätten.

Je mehr unser verehrter Meister von dem höchst fragwürdigen Ungarwein, den er liebte, in seinen herkulischen Hals hinabfließen ließ, je schweigsamer wurde er, doch auch um so kräftiger die Naturlaute, mit denen er gegen große Münchener Kollegen, die er sich im Wege stehen sah, seinem Ingrimm Luft machte. Charles Roß und Pecht sekundierten ihm, Berdellé, Schütz und Merz und der Bildhauer Brugger, ein sehr stiller, sanfter Mann, nickten beifällig mit den Köpfen, und ich wußte mir etwas damit, daß diese trefflichen Männer, die mit tapferer Ausdauer ihren Weg abseits von der breiten Straße des Erfolges fortsetzten, mich zu den ihrigen rechneten.

An jenem Abend, wo wir ziemlich vollzählig erschienen waren, sahen wir in einer dunklen Ecke einen einsamen, jungen Mann an einem Tischchen sitzen, der aus einer kurzen Pfeife einen schlechten Tabak rauchte und während der ganzen Zeit nur ein einziges halbes Fläschchen vor sich stehen hatte.

Er war nachlässig gekleidet, und man wußte nicht, wofür man ihn nehmen sollte. Nach einem Kunstjünger sah er nicht aus, trotz der langen, rotblonden Mähne, und die anderen beachteten ihn kaum. Auch er saß anfangs uns abgewendet und schien nur mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Je lebhafter aber das Gespräch an unserem Tische wurde, je gespannter horchte er zu uns herüber, und als Genelli gegen seine Gewohnheit auftaute und allerlei italienische Erinnerungen zum Besten gab, sah ich, wie er sich auf seinem Stuhl gegen uns herumdrehte und kein Auge von dem Meister verwandte.

Diese Augen fielen mir schon damals auf. Sie leuchteten aus der halbdunklen Ecke wie die treuherzigen Augen eines Neufundländers, doch mit dem gelblichen Glanz eines Katzenauges.

Es war endlich Mitternacht geworden. Wir brachen auf, und draußen auf der Straße trennte ich mich bald von den Übrigen, da ich einen anderen Weg zu gehen hatte.

Ich war aber noch nicht fünfzig Schritte gegangen, als ich jemanden hinter mir herkommen hörte, der mich bescheiden bei Namen rief. Ich blieb stehen und sah mich dem unbekannten jungen Mann aus der Weinstube gegenüber, der den Hut abgezogen hatte und mich in sichtbarer Verlegenheit um Entschuldigung bat, daß er mich anzureden wage, obgleich er mir ganz fremd sei.

Er nannte mir seinen Namen und fragte, ob ich ihm erlauben möchte, mich eine Strecke zu begleiten. Als er dann neben mir herschritt, erzählte er mir, er sei ein angehender Maler, dreißig Jahre alt, ein Bauernsohn aus dem Holsteinischen. Von früh an habe er große Freude an Bildern gehabt, und schon als kleiner Bub, wenn er die Kühe seines Vaters auf die Weide getrieben, stundenlang die Bilder eines alten Pfennigmagazins betrachten können, des einzigen Bilderbuches, das unter dem Strohdach seiner Eltern zu finden gewesen. Auch kindische Versuche, etwas daraus nachzuzeichnen, habe er schon als zehnjähriger Knabe gemacht.

Dann aber war ihm plötzlich ein großes Licht aufgegangen, das ihm eine zauberische Welt von Schönheit aufgeschlossen habe. Der Dorfschullehrer sei ein Mann von etwas höherer Bildung gewesen, durch allerlei Schicksale in dieses dürftige Amt verschlagen, nachdem er früher gedacht, es höher zu bringen. Der habe ihm, da er ihn strebsamer und nachdenklicher als die anderen Dorfschüler gefunden, vom trojanischen Krieg und den Fahrten des Ulysses erzählt und eines Tages ihm ein Buch gezeigt, das er als einen großen Schatz bewahrte: die Zeichnungen Flaxmanns zum Homer.

Das habe über sein Lebensschicksal entschieden.

Der Lehrer hatte ihm auf sein flehentliches Bitten das Buch anvertraut, nur jeden Sonnabend bis zum nächsten Montag. In dieser freien Zeit habe er mit brennendem Kopf und wie in einer Art nachtwandelnden Kühnheit in einem Winkel der Scheune stundenlang gesessen und sich abgemüht, einige dieser göttlichen Gestalten nachzuzeichnen. Daß Menschenleiber, jeder Hülle entkleidet, so schön seien, sich so herrlich bewegten, als wären sie von einer höheren Gattung als er selbst und das übrige bäuerliche Geschlecht, hatte er sich nie träumen lassen und glaubte es anfangs kaum. Ihm schienen diese zartumrissenen Figuren wie Märchenwesen. Aber es machte ihn glücklich, daß er einen Blick in dies Zauberland tun durfte.

Nach und nach, und zwar ziemlich rasch, hatte er seinen unbeholfenen Stift so weit in die Gewalt bekommen, daß der Lehrer, dem er einige seiner Versuche zeigte, ein entschiedenes Talent in ihm erkannte. Er selbst zeichnete ein wenig und konnte den gelehrigen Knaben auf das, was er noch verfehlte, aufmerksam machen. Dann sprach er auch dem Vater davon und warf so hin, in dem Jungen stecke vielleicht ein Maler. Damit kam er übel an. Der alte Bauer geriet in heftigen Zorn, ließ sich die Blätter, die sein Hinrich bekritzelt hatte, geben, und da er darauf allerlei nackte Gestalten fand, zerriß er sie sämtlich und schwur, den unnützen, liederlichen Burschen zu

enterben, wenn er sich je wieder auf einem so schandbaren Zeitverderb betreffen ließe.

Es galt nun, sich zu fügen, und in den nächsten Jahren, da der leidenschaftliche Trieb in der Seele des Jünglings nicht zu ersticken war, nur in tiefster Heimlichkeit dann und wann sich ihm hinzugeben, so ängstlich, wie etwa ein Falschmünzer sein lichtscheues Gewerbe treibt.

Zum Glück war der alte Klaas nicht hinter den Anstifter des ganzen Unheils gekommen. Das Werk Flaxmanns lag wohlversteckt zu unterst in der Lade, in der Hinrich seine paar Hemden und Wämser aufbewahrte.

Darüber war er zwanzig Jahre alt geworden, immer ungeduldiger in den Zügel knirschend, den sein Schicksal ihm anlegte, immer verdrossener seine Knechtsgeschäfte auf dem Hof des Vaters verrichtend. Die Vergnügungen, die andere in seinen Jahren über unerfüllte Wünsche trösten, waren für ihn nicht vorhanden. Keine der frischen und derben Dorfschönheiten, die gegen den stattlichen Burschen nicht grausam gewesen wären, machten nur den geringsten Eindruck auf sein Herz und seine Sinne. Es waren freilich keine Griechinnen mit schlanken Leibern und göttlich stolzen Gesichtern, wie Homer sie gesehen und der seine Künstler nachgebildet hatte. Mit denen wäre er wohl gern an Sonn- und Kirchweihtagen zum Tanz gegangen. Die lebten aber nur im Reich der Phantasie.

Da starb plötzlich sein Vater, der durch einen Sturz mit dem Wagen verunglückte, und wenige Monate später folgte ihm auch die Mutter. Nun hielt den Sohn nichts mehr zurück, den Weg zu seinem Glück einzuschlagen, den ihm nur das väterliche Machtwort versperrt hatte.

Er verkaufte den Hof, nahm Abschied von dem Lehrer, der ihm den Flaxmann zu ewiger Erinnerung schenkte, und wandte sich nach Hamburg, wo man ihm unter den wenigen dort ansässigen Malern einen bezeichnet hatte, der Schüler annahm.

Es war kein ganz unbegabter Künstler, doch in den pedantischen Vorurteilen befangen, die damals — vor vierzig Jahren — selbst an größeren Akademieen junge Talente noch in spanische Stiefel einzwängten. Die Neigung Hinrichs zur Antike hatte seinen vollen Beifall. Um so wichtiger schien es ihm aber, den Anfänger Jahr und Tag vor Gipsabgüssen sich abquälen zu lassen, ehe er ihm den freien Blick in die Fülle lebendiger Naturformen gestattete.

Der Bauernsohn, der auch sonst gegenüber der städtischen Kultur seine mangelhafte Bildung fühlte, ergab sich mit unbedingtem Respekt in diesen Schulzwang, atmete ein wenig auf, als er endlich zum Aktzeichnen zugelassen wurde, und beschäftigte sich nebenbei auf eigene Hand mit dem Entwerfen von allerlei Kompositionen, bei denen sein Meister ihm freilich nicht zu raten wußte, da er selbst neben den Porträts, die ihm gut bezahlt wurden, nur dann und wann ein hilfloses Genrebildchen zu stande brachte.

Hinrich Klaas aber träumte nichts anderes als Götter, Helden und überirdisch reizende Frauen. Zu letzteren vollends fehlte es in der großen Handelsstadt damals mehr als jetzt an Modellen.

Als er auf diese Weise fünf schöne, frische Jugendjahre einer unzulänglichen Lehrzeit verbracht und den größten Teil seines kleinen Vermögens verbraucht hatte, riß ihn endlich der Rat seines alten Schullehrers aus der dumpfen Sphäre, in der er zu Grunde gegangen wäre. Der wackere Mann kam, seinen alten Schüler einmal zu besuchen, fand ihn in einem an Krankheit grenzenden tiefen Unmut und bestand darauf, daß er den Staub Hamburgs von den Füßen schütteln und auf und davongehen solle, irgendwo anders eine frischere Luft unter seine Flügel zu bekommen.

In Berlin, was am nächsten lag, war ihm das Getümmel der großen Stadt, das es zu künstlerischer Stimmung nicht kommen ließ, so unheimlich, daß er nach einer Woche weiter fuhr und erst in München Halt machte. Hier, wo um die Mitte des vorigen Jahrhunderts noch jenes naive künstlerische Leben und Streben herrschte, das seitdem durch den enormen Wettbewerb und das Gewimmel eines internationalen Kunstmarkts verdrängt worden ist, fand der junge holsteinische Schwärmer alles, was er suchte und brauchte. Er hatte unter den Lehrern an der Akademie sich den einen ausersehen, dem er sich an künstlerischer Art und Gesinnung am verwandtesten fühlte, den trefflichen Strähuber, dessen Zeichnungen zu dem großen Bibelwerk auch heute noch lange nicht nach ihrem Wert geschätzt sind. Bei dem gab er sich privatim in die Lehre und erhielt zum ersten Male einige Anleitung im Komponieren. Daneben zeichnete er an den Abenden fleißig Akt in der Filserschen Aktschule und lief an allen freien Stunden in die Museen, mit Vorliebe in die Glyptothek, wo er stundenlang Cornelius' Fresken zur Ilias studierte, die ihm damals das Höchste aller Kunst bedeuteten.

Nächst diesem verehrte er unter allen lebenden Künstlern am meisten Bonaventura Genelli, von dem er nach und nach alle Kompositionen zusammengebracht hatte, nach denen Stiche erschienen waren, mit Opfern, die im Verhältnis zu seinen Mitteln ansehnlich genug waren. Denn sein kleines Kapital war mehr und mehr zusammengeschmolzen; in nicht ferner Zeit würde er als ein völlig habloser Mann darauf angewiesen sein, von der Hand in den Mund zu leben. Das bekümmere ihn aber wenig, sagte er mit einem stillen Achselzucken. Er habe keine großen Bedürfnisse, und ein paar Zeichenstunden, die er gefunden, würden ihn vor dem Verhungern schützen. Daß er hier so aus dem Vollen Schönheit genieße und das Gefühl habe, auf dem Wege, der zu seinen Idealen führe, allmählich vorwärts zu kommen, sei ein solches Glück, daß man auch bei Brot und Wasser seinem Schicksal dafür danken müsse.

* * *

Während er mir dies alles treuherzig erzählte, anfangs stockend, dann aber, von seiner feurigen Begeisterung fortgerissen, in heftigem Redefluß und so laut, wie wenn er als ein überzeugter Anwalt eine Sache, die ihm heilig war, vertreten müßte, waren wir bei meinem Hause angelangt. Ich wollte mich von ihm verabschieden, mit der Aufforderung, mich einmal zu besuchen und mir von seinen Zeichnungen mitzubringen, da merkte ich, daß er noch etwas auf dem Herzen hatte.

Er kam dann auch schüchtern damit heraus, ob ich ihm nicht den großen Gefallen tun wolle, ihn zu Genelli zu führen. Es sei sein höchster Wunsch, von dem zu erfahren, was an seinem Talente sei, und ob er hoffen dürfe, noch einmal etwas Großes zu leisten.

Ich antwortete hierauf mit einigen Gemeinplätzen: eine Bürgschaft für die Zukunft könne niemand für einen anderen übernehmen, sein Schicksal schaffe sich selbst der Mann, Lust und Liebe seien die Fittiche zu großen Taten und dergleichen weise Sprüchlein. Denn heimlich traute ich dem äußerlich unbeholfenen Bauernsohn nicht zu, daß die Grazien an seiner Wiege gestanden haben sollten, und hätte es Freund Genelli gern erspart, an unzulänglichen Schülerversuchen den Schulmeister zu machen. Zuletzt konnte ich dem inständig in mich Dringenden seine Bitte nicht abschlagen und bestimmte ihm schon für den nächsten Tag eine Stunde, wo wir den Gang zu seinem verehrten Meister antreten wollten.

Er stellte sich pünktlich ein, mit einer unförmlich angeschwollenen Mappe. Als ich einen erschreckten Blick darauf warf, wurde er dunkelrot und stotterte entschuldigend, es falle ihm natürlich nicht ein, all seine Jugendsünden vor dem großen Künstler auszukramen; doch habe er nicht gewußt, welche er davon auswählen sollte, da sie alle noch gleich unvollkommen seien.

Zu meiner freudigen Genugtuung lief die Sache glimpflich genug ab.

Wir fanden Genelli vor dem Karton, auf dem er seinen „Raub der Europa" aufgezeichnet hatte. Baron Schack — damals noch nicht „Graf" — hatte ihm den Auftrag gegeben, das Bild in Öl für ihn auszuführen. Er empfing den jungen Holsteiner, den ich ihm vorstellte, nicht allzu freundlich, da ihm die dicke Mappe unheimlich war. Als er aber sah, wie hingerissen der schüchterne Kunstjünger mit den sonderbaren Augen vor den Karton auf der Staffelei sich hinpflanzte und alles über seiner Bewunderung vergaß, sogar den Zweck seines Besuches, der ihm doch so sehr am Herzen lag, klärte sich seine Miene auf; er machte mit den vollen, etwas aufgeworfenen Lippen die schnalzende Bewegung, die anzeigte, daß er guter Laune war, und knüpfte dann selbst die Bänder der Riesenmappe auf, um nun Blatt für Blatt fast den ganzen Inhalt durchzumustern.

Ich sah mit hinein und begriff, daß die Betrachtung ihn fesseln mußte. Er fand hier sein verjüngtes Ebenbild, wenigstens im Wollen und Streben, das Meiste noch unreif im Technischen, dazwischen doch auch schon einige Entwürfe von kühnerem Schwunge und sich ankündender Eigenart. Er sprach nichts über diese Studien, nur zuweilen entfuhr ihm ein beifällig brummender Laut oder er wies mit dem Finger stillschweigend auf ein besonders glückliches Bewegungsmotiv oder eine tolle Verkürzung, die noch so leidlich gelungen war.

Dann knüpfte er alle Bänder sorgfältig wieder zu, enthielt sich aber dem Schüler gegenüber, der wie ein reuiger armer Sünder mit bleichem Gesicht dastand, jeder eingehenden Beurteilung und warf nur so hin, er möge fleißig fortfahren, er sei jedenfalls auf einem guten Wege; was noch fehle, werde ihm seine eigene Erfahrung und das Studium der großen Meister schon für

Schritt klar machen. Wenn er wieder eine Komposition zu stande gebracht, solle er nur kommen, sie ihm zu zeigen.

* * *

Die Verehrung vor dem Meister war so mächtig in dem jungen Menschen, daß er kaum mit ein paar linkischen Worten seinen Dank stammeln konnte. Desto ungestümer löste sich seine Zunge, als er draußen auf der Straße mit mir allein war. Er hatte sich gar nicht auf ein ausdrücklicheres Lob gefaßt gemacht, aus der kurz angebundenen Äußerung jedoch richtig herausgefühlt, daß er das Examen weit über sein Erwarten bestanden hatte. Nun verweilte er nur kurz bei seiner eigenen Angelegenheit und erging sich desto überschwenglicher in seiner Bewunderung des Kartons. Er habe sich ihn so eingeprägt, daß er ihn sogleich aus dem Kopfe nachzuzeichnen im stande wäre.

Vor meinem Hause angelangt, konnte er mir nicht genug sagen, wie dankbar er mir sei, daß ich ihm zur Erfüllung seines höchsten Wunsches verholfen hatte. Wir verabredeten, uns öfter zu treffen; auch in mein Haus lud ich ihn aufs herzlichste ein, doch machte er kaum einmal flüchtig Gebrauch von meiner Aufforderung, da er sich seines dürftigen Aufzugs schämte. Zuweilen holte er mich zu einem Spaziergang ab. Dann blieb er auf der Straße gegenüber meinen Fenstern stehen und kündigte seine Anwesenheit durch einen Vogelruf an, den er ganz sanft mehrmals wiederholte.

In seinem „Atelier" hatte ich ihn nur ein einziges Mal aufgesucht. Die Armseligkeit des elenden Stübchens hoch unterm Dach machte ihn verlegen, so sehr ihm für seine eigene Person alles Äußerliche seiner Existenz gleichgültig war. Indessen hatte er doch die Wände seiner Bodenkammer mit einigen Bildern nach seinem Herzen dekoriert, darunter die „Nacht" von Carstens, Cornelius' „Entführung der Helena durch Paris", auf dem Schiffe, dessen Steuer Amor führt, während die nachstürmenden Furien an seiner Fackel sich die ihren anzünden; dann auch Kaulbachs „Hunnenschlacht" und etliche Lithographieen nach italienischen Meistern.

Auf einem hölzernen Bord lagen ein paar Abgüsse von Händen und Füßen, daneben die Vossische Übersetzung Homers, das einzige Buch außer einem kleinen, abgegriffenen Exemplar von Moritz' Götterlehre, das sich in seinem Besitz befand.

Doch beschränkte sich seine Lektüre nicht auf diese beiden Bücher, vielmehr war er eifrig bemüht, die versäumte Jugendbildung nachzuholen. Ich mußte ihm Übersetzungen der griechischen Tragiker leihen, einen deutschen Virgil, verschiedene Geschichtswerke und nicht zuletzt auch unsere deutschen Klassiker, von denen er bisher nur Goethes Hauptwerke gekannt hatte.

Über all das äußerte er sich auf unseren langen Wanderungen im englischen Garten und an den Isarufern mit einer Frische und Klarheit der Anschauung ganz aus dem eigenen Empfinden heraus, die mir seinen Umgang immer erfreulicher machten. Leider sollte dieser freundschaftliche Verkehr nicht lange dauern.

Eine kleine Erbschaft, die ihm unerwartet zufiel, brachte seinen langen, glühenden Wunsch, Italien zu sehen, zur Ausführung. Genelli hatte ihn darin bestärkt. In Rom erst würden ihm die Schuppen von den Augen fallen.

Damals fing in München Piloty soeben an, seinen mächtigen Einfluß auf die jüngere Generation auszuüben durch eine koloristische Meisterschaft, die der Genelli-Gemeinde sehr wenig imponierte, weniger noch als die historischen Stoffe, die den geschworenen Idealisten als so und so viel Theaterszenen mit der großen Kunst nichts gemein zu haben schienen. Ich selbst konnte in diese einseitige Doktrin nicht einstimmen und verteidigte die historischen Bilder Paul Delaroches und seines Jüngers Piloty auch gegen Freund Klaas, der nichts damit anfangen konnte. So lockerte sich gegen das Ende seines Münchener Aufenthalts unser Verhältnis ein wenig, doch trennten wir uns endlich noch mit dem Gefühl, daß wir einander doch fehlen würden, und versprachen uns, fleißig zu schreiben.

Hiezu ist es leider nicht gekommen.

Ein erster und letzter Brief des Rompilgers berichtete von seiner Ankunft in der ewigen Stadt. Die Eindrücke aber, die dort über ihn hereingestürmt, seien so überwältigend, daß er unfähig sei, sich über irgend etwas auszusprechen. Er müsse mich bitten, eine Weile Geduld zu haben.

Diese Geduld wurde dann freilich dermaßen mißbraucht, daß ich endlich, nachdem ich ein paarmal angefragt hatte, ob der Freund noch am Leben sei, das Kreuz über ihn machte und wirklich glaubte, es sei ihm etwas Menschliches begegnet. Denn auch sein Name schlug nie mehr an mein Ohr, Arbeiten von ihm fanden nie den Weg über die Alpen, da er doch gewiß, wenn er noch lebte, Schönes geschaffen hatte.

So war mir diese Episode meiner jungen Münchener Jahre völlig im Gedächtnis erloschen, bis die Begegnung auf der Maximiliansbrücke plötzlich alles in lebhaftester Klarheit mir wieder vergegenwärtigte.

* * *

Es überkam mich aber, wie ich neben ihm hinschritt, ein seltsam träumerisches, fast geisterhaftes Gefühl, so daß ich still blieb und ihn reden ließ, der nichts Ähnliches zu empfinden schien. Ihm konnte ja auch nicht wie mir zum Bewußtsein kommen, wie sehr ihn die lange Zeit, seit wir uns nicht gesehen, verwandelt hatte. Von dem schwerflüssigen, unbeholfenen Bauernsohn war nichts in ihm geblieben; in seinem ganzen Betragen, wie auch in seinem Anzug, der vom ausgesuchtesten Stoff und Schnitt war, verriet er, daß er mit den Formen und Gewohnheiten der höheren Gesellschaft vertraut war. Vom Künstler hatte er nur den großen schwarzen Hut und das schlicht herabfallende Haar behalten.

„Ja," sagte er, da ihm mein Schweigen endlich doch auffiel, „Sie haben wohl Mühe, sich in dem revenant wieder zurecht zu finden. Aber glauben Sie mir, soviel Wasser inzwischen die Isar, den Tiber und die Newa hinabgeflossen ist, seit wir beim Kappler den letzten Abschiedstrunk miteinander taten, und so gründlich all diese Gewässer mir die grobe Rinde von damals

abgespült haben, im Grunde bin ich doch derselbe geblieben, auf den der gute Genelli damals schöne Hoffnungen setzte, und darf glauben, wenn er jetzt meine Mappen inspizierte, würde er mir das Zeugnis geben, daß ich nicht aus der Art geschlagen sei.

„Freilich, wenn ich ihm und den anderen Großen treu blieb, hab ich's auf meine Art getan. Es kommt ja immer darauf an, mit den eigenen Augen sehen zu lernen. Nun, und der Alte hatte ganz Recht, als er mir prophezeite, da unten würden mir die Schuppen von den Augen fallen.

„Daß ich nun einmal in meinem künstlerischen Wesen ein unverbesserlicher Fanatiker der Linie bleiben würde, wie Sie mich genannt haben, stand in den Sternen geschrieben. Aber die volle Bedeutung der Linie lernte ich erst in Rom begreifen, als ich in die Sixtinische Kapelle und Raffaels Stanzen im Vatikan eintrat.

„Alle meine deutschen Meister und Vorbilder und mein geliebter Flaxmann hatten an dem nordischen Verhängnis gelitten, daß sie die Macht und den Reiz der Natur — ich meine des Menschenleibes — nur in ihren Träumen anschauten. Wie selten ist einem Cornelius, einem Genelli das Glück zu teil geworden, leibhaftige Schönheit zu studieren, auch dann nur in der Gestalt irgend eines zu diesem Zweck entkleideten Modells, das sich in unserer frostigen deutschen Luft am geheizten Ofen nie recht frei bewegen lernte! Und mein göttlicher Carstens und tutti quanti! Dagegen die großen Meister der Renaissance, bei denen blieb's nicht nur ein abstrakter Begriff, was der Umriß eines Menschenleibes und seine Bewegungsreize seien, sondern sie konnten die Linie mit vollem Naturhauch beleben, wie sie ihnen tausendfach aufgegangen war, da nicht bloß bezahlte Modelle, sondern vornehm gesinnte Weiber der höheren Stände sich ihnen zu entschleiern den Mut hatten. So verrannten und verbissen sie sich nicht aus Mangel an immer neuer Anschauung in gewisse Manieren, denen, wie mir jetzt erst aufging, Cornelius und Genelli, Kaulbach und Schwind rettungslos verfallen waren.

„Das Große an ihnen, das Bleibende bei allem Unzulänglichen der Formbildung und das sie mit den unsterblichen Alten gemein haben, ist aber eben ihre innige Erkenntnis, daß in aller bildenden Kunst das Eine, was not tut und dauernden Eindruck verbürgt, doch nur die Silhouette ist, die Kontur oder, wie ich's lieber nennen möchte: die Gebärde.

„Wenn ich nicht hoffte, Sie würden Ihren jungen ästhetischen Überzeugungen wenigstens in der Hauptsache treu geblieben sein, würde ich mich hüten, ein solches Credo auszusprechen. Wer sich heutzutage dazu bekennt, läuft Gefahr, als ein reaktionärer akademischer Schwachkopf angesehen zu werden. Die junge Generation zuckt ja sogar über Raffael als über einen längst überwundenen Standpunkt die Achseln. Ebenso wie die moderne Welt musiktoll geworden ist, hat sie sich auch einem blindwütigen Farbenkultus ergeben; beides stammt aus derselben Quelle: dem Trieb nach nervöser, verschwommener, sinnlicher Aufregung, in der alle festen Formen sich auflösen und nur ein helldunkler Gefühls- und Stimmungseindruck übrig bleibt. Ist man doch schon so weit gekommen, auch Bildwerke färben zu wollen, unter dem Vorgeben, die

Griechen hätten ebenfalls die marmorne Nacktheit nicht ertragen ohne Farbenreize. Nun freilich, wo plastische Figuren sich der Architektur unterordnen sollten, mußten sie sich eine leichte Tönung gefallen lassen; aber außer Gold und Elfenbein wurde an die höchsten Offenbarungen ihrer Götterbilder gewiß nichts gewendet, was den Genuß der Linie durch Färben und Tünchen fälschen konnte, höchstens etwa in einem Dorftempelchen für die groben Augen eines profanen Haufens, wie heutzutage grobangemalte Christus- und Heiligenfiguren.

„Nun, darüber läßt sich streiten. Vielleicht überschätzen wir dennoch den künstlerischen Feinsinn der Athener. Was aber die Meister der Renaissance betrifft — die verstanden sehr wohl, daß das Ewige an der Kunst die Form ist, während das Spiel des Lichts und der Farben hin und her schwankt, für den Augenblick entzücken kann, dann aber der zerstörenden Macht der Zeit anheimfällt.

„Ich will nicht davon reden, daß kein solches Bild nach hundert Jahren sich noch so darstellt, wie sein Schöpfer es auf die Wand oder eine Tafel hingezaubert hat. Aber selbst das Gedächtnis der Mitlebenden weigert sich, einen bleibenden Eindruck zu empfangen. Fragen Sie den eifrigsten Bewunderer, den begabtesten Kunstforscher aufs Gewissen, ob er sich entsinnt, welche Farbe der Mantel einer Madonna trage, die er vor drei Wochen gesehen — er wird fast immer in Verlegenheit kommen. Oder entsinnen Sie sich, in welchem Ton das Gewand Gottvaters gehalten ist auf dem Bilde an der Decke der Sistina, wo er in der Wolke von Engeln heranschwebt und dem eben erwachten Adam den Finger entgegenstreckt, ihm den geistigen Funken einzuflößen? Nein, das ist Ihnen entfallen. Das Wichtigste dagegen, die Gebärde, mit der sich der ungeheure Akt der Menschwerdung vollzieht, die ist Ihnen unauslöschlich in die erinnernde Phantasie eingebrannt.

„Und so steht's mit all jenen unvergleichlich hohen Werken. Was ist vom Abendmahl Lionardos noch übrig als der schwache Umriß der wundervollen Gestalten? Wie lange wird es dauern, bis die Fresken Raffaels im Vatikan und Michelangelos Decke vollständig zu farblosen Schemen abgeblaßt sind? Aber die Gebärde, mit der jede dieser Gestalten ihren eigensten Sinn ausspricht, und der göttliche Sinn ihrer Schöpfer, der sich in ihrer Gruppierung offenbart, die werden ewig bestehen und ihr eigenes Licht in der bloßen Linie ausstrahlen, wenn alles andere Farbe- und Schattenspiel längst ein eintöniges Grau geworden sind."

Er hatte sich so in Eifer geredet, daß er gar nicht merkte, wie stumm ich all diese gewagten Aussprüche hinnahm, bis ich endlich, um ihn nur zu weiteren ästhetischen Bekenntnissen zu reizen, scheinbar gleichmütig hinwarf:

„Es fällt mir nicht ein, Verehrtester, eine Kunstanschauung zu bestreiten, die sich ein ganzes Leben lang in Ihnen festgesetzt hat. ‚Ein jeder mache, was er kann,' schrieb der alte Thorwaldsen einem Schüler einmal ins Stammbuch. Nur das Argument der Vergänglichkeit, das Sie gegen die koloristische Kunst geltend machen, wird Ihnen nicht eingeräumt werden. Die Dauer der Zeit, die so oft vom Zufall abhängt, kann doch kein Maßstab für den Wert eines Kunstwerkes sein. Dann wären ja die untergegangenen Meisterwerke

eines Phidias und Zeuxis geringer zu taxieren, als zierliche Tanagrafigürchen und pompejanische Wandmalereien, die heute noch ganz frisch erhalten sind. Und was die Berechtigung der koloristischen Wirkung betrifft, sollte sie auch der Macht der Zeit mehr anheimfallen als die formale, so dächte ich doch, gewisse Tizians" —

„O," unterbrach er mich lebhaft, „kommen Sie mir nicht mit diesem Virtuosen und am Ende gar noch mit dem Gaukler Correggio, deren Zauberkünsten ich wahrhaftig selbst nicht widerstehe, so lange ich in ihrem Bann bin. Kaum aber habe ich den Rücken gewendet, — was bleibt mir? Und dieser Tizian — wenn er nur wollte, wie reich war er! Was hatte er nicht alles zu geben, außer seinen nur so gemütlos hingeschriebenen Porträts! Sehen Sie, da war z. B. der so jammervoll beim Brande seiner Kapelle umgekommene Petrus Martyer. Der aber mag zehnmal mit all seinen Farbenreizen verbrannt sein, er steigt, so oft ich an ihn denke, wie ein Phönix aus der Asche, da die Komposition so überaus herrlich war, die Gebärde, mit der der Heilige zwischen seinen Mördern hinsinkt, groß und wahr. Und wenn die Assunta einmal das gleiche Schicksal haben sollte —, die Gestalt der hinaufschwebenden Maria in ihrer schlichten Hoheit, die sich schon im Kontur ausspricht, wäre dennoch unvergeßlich, auch ohne Kupferstiche und Photographieen. Wogegen das dichte Gewimmel der Jünger unter ihr, das aber nur gut gemalt ist, keinen Anspruch auf Fortleben hätte, da es nur ein kompakter Haufen uninteressanter Menschenkörper ist."

* * *

Plötzlich stand er still und sah mich mit einem gutmütigen Lachen von der Seite an.

„Sie halten mich ja wohl für einen kompletten Narren, werter Freund, da ich Ihnen gleich in der ersten halben Stunde zwischen allem Wagenlärm auf offener Straße einen Vortrag über meine künstlerischen Schrullen zum Besten gebe. Verzeihen Sie gütigst, es sitzt mir eben, seit ich wieder in dem lieben München bin, die Galle über die modernen Verrücktheiten bis zum Halse hinauf, und da ich ganz als Einsiedler lebe, habe ich keine Gelegenheit, sie anders als in ingrimmigen Monologen zu lüften, so oft ich wieder einmal an einem Schaufenster gesehen habe, wie herrlich weit es das junge Geschlecht gebracht hat, dem Michelangelo und Raffael für langweilige Akademiker gelten. Ich will's gewiß nicht wieder tun, das gelob ich Ihnen. Und Sie haben ein Recht darauf, zunächst zu erfahren, wie ich ein so kurioser Heiliger geworden bin, der still in seiner Nische steht und nur die Achseln zuckt, wenn er das blöde Volk Göttern opfern sieht, die er für falsche Götzen hält.

„Ich selbst, lieber Freund, habe mir als junger Mensch wahrlich nicht träumen lassen, daß ich's mit meinem idealistischen Eigensinn noch einmal auf einen grünen Zweig bringen würde. In Rom, nachdem in den ersten Jahren, wo ich keinen Stift und keinen Pinsel anrührte, mein ererbter Zehrpfennig aufgezehrt war, habe ich noch weit nachdrücklicher gehungert als in den Münchener Lehrjahren. Nur daß dort in meinem gelobten Lande das

unfreiwillige Fasten einem nicht so an die Seele geht, die ihrerseits immer noch Nektar und Ambrosia vollauf zu naschen bekommt. Als ich aber drauf und dran war, zum Skelett abzumagern und nicht wußte, wie lange noch ein Shylock überhaupt ein Pfund Fleisch an mir finden würde, wenn ich ihn angepumpt hätte, da rettete mich kein Geringerer als Raffael selbst. Ich wollte mich einmal „satt sehen" an seiner Galatea, ging in den Palazzo Farnese und nahm mein Skizzenbuch mit. Während ich ganz andächtig, doch mit einer vor Hunger zitternden Hand den göttlichen Leib der Nymphe nachkritzelte, sieht mir plötzlich jemand über die Schulter, bittet um Verzeihung für seine Indiskretion und stellt sich mir vor als Fürst Michael Petrowitsch Butenjeff.

„Im ersten Augenblick war mir die Störung weniger schmeichelhaft als unbequem. Dieser vornehme Herr, dessen starkknochiges Gesicht den echten slavischen Bauerntypus trug, breite Backenknochen, gestülpte Nase, kleine Augen unter buschigen Brauen, dazu ein Bart, der bis auf die Mitte der Brust herabhing — daß ihn etwas Besseres als blasierte Neugier nach Italien und unter anderem auch zu Raffaels Galatea getrieben hätte, schien mir kaum glaublich. Ich wurde aber bald anderer Meinung, als ich ihn mit sehr ernster Miene mein Skizzenbuch durchblättern sah. Ich hatte mich, wie gesagt, in den ersten zwei Jahren jeder eigenen Arbeit enthalten, da ich fühlte, wie viel ich noch zu lernen hatte. Doch konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, hin und wieder ein paar Striche zu einer größeren Komposition zu machen, die mir mitten unter allem Staunen und Studieren vor den großen ewigen Werken in der Phantasie spukte. Ein Bacchuszug, in mehrere Felder eingeteilt, auf denen sich kleinere Episoden dionysischen Inhalts abspielten. Das Ganze nur erst in den flüchtigsten Konturen, die nur für einen Kenner etwa Wert haben konnten.

„Als solchen offenbarte sich aber zu meinem Erstaunen der elegante Bartrusse, den ich vor mir hatte.

„Als er das letzte Blatt umgewendet hatte, fragte er ohne weitere Vorreden, ob ich geneigt wäre, diese Entwürfe für ihn auszuführen, zunächst in größeren Kartons; wenn diese, wie er nicht zweifle, nach Wunsch ausfielen, al fresco auf den Wänden eines Speisesaals, für die er in seinem neuerbauten Landhause nahe bei Moskau um eine passende Dekoration verlegen sei. Bis zur Vollendung der Vorarbeiten wolle er mir ein Jahresgehalt aussetzen; über das weitere Honorar würden wir uns dann wohl verständigen.

„Ich war gerade noch im Besitz einer Lira. Sie können daher denken, wie es mir kalt und heiß über den Rücken lief, als ich die Summe nennen hörte, über die ich nun alljährlich verfügen sollte. Mehr aber noch übermannte mich das beglückende Gefühl, jetzt endlich etwas so recht nach meinem Herzen schaffen zu können. Freskomalerei — die war und ist mir bis auf den heutigen Tag die höchste Erscheinungsform der wahren Kunst. Da fallen alle die kleinen koloristischen Mätzchen und Kniffe der Ölvirtuosen fort, auf das ehrliche Farbebekennen, ich meine das ruhige Auftragen der Lokalfarbe, kommt es an, die nur wie ein diskretes Akkompagnement von Geigen und Flöten

eine ausdrucksvolle Melodie, den charakteristischen Umriß begleitet und die körperliche Gebärde nirgends überschreit.

„Na, Sie können denken, daß ich mich nicht lange bitten ließ, den märchenhaften Pakt zu unterschreiben. In der ersten Stunde erfuhr ich auch, daß in der rauhen Hülle meines Mäcen ein feines Kunstingenium wohnte. Direkt von Moskau war er nach Rom gereist; ein paar Stiche nach Raffael hatten schon in seiner Knabenzeit einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, so daß die bunten Heiligenbilder in den Kirchen und einige Jagdstücke, die sein Vater bewunderte, ihn gleichgültig ließen. Hier in Rom nun war er nur den Antiken und den Wunderwerken des Cinquecento nachgegangen, und daß er in mir jungen Burschen — allerdings nur als Künstler noch ein Anfänger — eine gleichgestimmte Seele fand, schien ihm eine Fügung des Himmels, für die er nicht dankbar genug sein könne.

„Was soll ich Ihnen noch viel sagen? Ganze drei Jahre blieben wir noch in Rom, ich mit heißem Eifer an meinen Kartons arbeitend, mein guter fürstlicher Brotherr täglich stundenlang in meinem Atelier, von jedem Fortschritt, den die Sache machte, entzückt, manchmal auch ein bißchen kritisierend, was immer Hand und Fuß hatte. Auch war ich ja im stande, die besten Modelle zu bezahlen — kurz, ich führte ein Leben wie ein Gott und zwar nur unter vier Augen, da ich weder Kollegen noch gar müßigen Gaffern den Eintritt in mein studio gestattete.

„Erst als ich den letzten Kreidestrich gemacht hatte, stellte ich den ganzen Kram aus. Es war ein Riesenerfolg; in den Zeitungen stand, daß ein neuer Stern am Kunsthimmel — na, Sie kennen ja den überschwänglichen Stil der italienischen Kritiker, wenn sie gut aufgelegt sind; daneben freilich hagelte es sehr geringschätzige Redensarten, das mäßigste war noch das Wort ‚akademisch' — mich aber rührte weder das Heiße noch das Kalte, ich fühlte, daß ich etwas Lebendiges hervorgebracht, schlecht und recht, wie ein Mann ein Kind zeugt, das ihm ähnlich ist, und zu mehr kann niemand verpflichtet sein.

„Mich wundert nur, daß von dem Spektakel damals nichts zu Ihnen gedrungen ist. Auch deutsche Zeitungen nannten meinen Namen.

„Dann freilich tauchte er die langen Jahre hindurch nicht mehr auf.

„Der Speisesaal in dem ländlichen Palast meines Gönners, den ich nun mit großer Lust und gutem Gelingen ausmalte, sah freilich oft genug eine große vornehme Gesellschaft. Doch einen zweiten feinen Kunstliebhaber, wie meinen Michael Petrowitsch, lernte ich nicht darunter kennen, und selten verirrte sich ein Kollege hinaus, der von meinem Bacchuszug hatte reden hören. Der schwieg natürlich, und ich selbst fühlte nicht das Bedürfnis, mich in Zeitungen gepriesen zu sehen.

„Ich hatte auch besseres zu tun.

„Nachdem der Speisesaal seine Dekoration bekommen hatte, kamen einige andere Gemächer, darunter ein Gartenzimmer mit einer reizenden Veranda an die Reihe. In allen konnte ich meinem Temperament den Zügel schießen lassen. Der Fürst verheiratete sich spät mit einer liebenswürdigen Französin, die er in Paris kennen gelernt hatte. Beiläufig: ich hatte ihn auch dahin

begleiten dürfen. Von da an wurde ich nun erst recht ein unentbehrliches Inventarstück des fürstlichen Haushalts, da auch die junge Fürstin Sinn für mein Talent hatte. Und weil eben ein richtiger Künstler den Beifall des großen Haufens zu seinem Glück nicht bedarf, wenn nur ein paar verstehende Menschen ihm auf die Schulter klopfen und Bravo! sagen, so verlangte ich mir nichts Besseres, als in dieser ehrenvollen Verborgenheit mein Wesen weiterzutreiben.

„Ich säße auch wohl heute noch in Jablowo — wie das Gut meines Fürsten hieß — und schwelgte in Freskofarben, Schlittenpartieen und Wolfsjagden, wäre mir nicht in einer schlaflosen Nacht, da ich in meinen alten Büchern kramte, mein teurer Flaxmann in die Hände geraten. Wie ich ihn so gedankenlos durchsehe, zum hundertsten Male, kommt mir's plötzlich vor, als sei das alles doch nur ein sehr blasser Abglanz der Homerischen Herrlichkeit, freilich von einem feinen Geist und einer zarten Hand aufgefangen, aber der echte und ganze Homer, in dem pulsiere doch ein volleres Blut, und das zur Anschauung zu bringen, würde des Schweißes eines rechten Malergehirns wert sein.

„Der Gedanke hielt mich die ganze Nacht wach. Denn sofort ging ich daran, eine der ergreifendsten Szenen, den alten Priamus im Zelt des Achill — auch Carstens hat sich ja daran versucht — zu entwerfen. Und als ich am andern Morgen wieder auf mein Malgerüst stieg — im Treppenhaus war ein Kinderfries seiner Vollendung nahe — fühlte ich, daß ich hinfort für nichts anderes auf der Welt vorhanden sein würde, als Ilias und Odyssee in großen Bildern wiederaufleben zu lassen. Wenn sich keine Säle dafür fänden, würde doch wohl ein Verleger für die Herausgabe der Zeichnungen zu gewinnen sein.

„Mein fürstliches Paar schien sich anfangs auch dafür zu begeistern. Als sie aber merkten, daß ich dann aufhören würde, nur ihren Haus- und Hofmaler zu machen, ließen sie eine kühlere Ansicht des großen Unternehmens durchblicken. Und endlich kam es dahin, daß ich erklärte, ich würde den Rest meines Lebens für verloren halten, wenn ich gehindert würde, ihn ausschließlich dieser meiner Herzenssache zu widmen.

„Nun, sie hatten am Ende von Hinrich Klaas'scher Art und Kunst einen solchen Vorrat aufgespeichert, daß sie daran genug haben konnten.

„Der Fürst, der das Sprichwort: ‚grattez le Russe et vous trouverez le barbare' glänzend zu schanden machte, entließ mich in Gnaden, in der Tat wie einen alten Freund. Ich hatte während der fünfundzwanzig Jahre meines dortigen Aufenthalts wenig von meinem Gehalt verbrauchen können. Nun hatte ich so viel in der Hand, daß ich fürstlich weiterleben konnte. Und doch ließ es mein Gönner sich nicht nehmen, mir noch eine große Summe mit auf den Weg zu geben.

„Dann bin ich eine Weile in Deutschland herumgefahren, hab es in Wien, Berlin, Dresden versucht, festen Fuß zu fassen, aber nirgends hat es mir recht heimlich werden wollen, obwohl ich überall sofort meine Arbeit fortsetzte.

„Zuletzt trieb es mich nach München. Hier fand ich zwar auch eine neue Zeit und neue Menschen, die eine neue Sprache redeten. Aber auch meine alten Erinnerungen fand ich noch vor, ich konnte sogar noch die Häuser sehen, in denen Menschen, die ich verehrte, gehaust hatten — Schimons Weinstube war freilich der Straßenverbreiterung zum Opfer gefallen. Und da ich gleich vor zwei Jahren eine häusliche Einrichtung traf, die mir ganz zusagte, und es sorgfältig vermied, mich durch neue Bekanntschaften zerstreuen zu lassen — freilich, daß ich die alte mit Ihnen nicht erneuerte, kam mir selbst unnatürlich vor. Aber was wollen Sie? Ich treibe nun einmal alles ins Extrem, Idealismus, Farbenhaß, Menschenscheu — nun, dies letztere Laster ist wenigstens nicht unheilbar. Sie müssen mir erst einmal Absolution geben und dann — keinem anderen Menschen möchte ich so gern mein Lebenswerk zeigen, so weit es fertig ist, wie Ihnen. Wollen Sie nicht feurige Kohlen auf mein Haupt sammeln und sich bald einmal die vier Treppen zu mir hinaufbemühen?“

Er nannte mir die Straße und die Nummer des Hauses, wo er wohnte. So trennten wir uns, da wir während seiner langen Erzählung den weiten Weg bis zu seiner Wohnung zurückgelegt hatten. „Nur unter der Bedingung komm ich,“ rief ich ihm nach, „daß Sie sich auch bei mir einmal sehen lassen. Ich verspreche Ihnen, daß Sie keinen der Sezessionisten und Farbenfexe,' wie Sie sie nennen, die Ihnen ein Greuel sind, bei mir treffen sollen.“

Er nickte lachend und schwenkte seinen großen Hut. Ganz so hatte er getan, wenn er vor fünfunddreißig Jahren mich nach Hause begleitet hatte. Es war doch etwas daran, wenn er das Bedeutsame und Entscheidende der „Gebärde“ so lebhaft betonte. Von seiner ganzen Erscheinung war mir diese Wendung des Kopfes und Armes am treuesten im Gedächtnis geblieben.

* * *

Ich ließ nicht lange Zeit vergehen, bis ich ihn aufsuchte.

Er wohnte in einem hohen Hinterhause der Schellingstraße, im vierten Stock. Oben angelangt, las ich auf einem Schildchen an der Tür rechts den Namen Theresia Brunner. Auf der zur Linken war unter seiner Visitenkarte ein Blatt angeheftet mit der Inschrift in großen Buchstaben: „Modelle werden nicht gebraucht!“ — Hier mußte Hinrich Klaas sein Atelier haben.

Auf mein Klopfen öffnete er mir erst, nachdem ich meinen Namen genannt. Er trug einen leichten, ganz hellen Sommeranzug, um den offenen Hals ein seidenes Halstuch geknüpft, die Füße in feinen, juchtenen Hausschuhen, eine Zigarette in der Hand. Auch der große Raum, in den er mich führte, roch nach Juchten und russischem Tabak, und mancherlei elegantes Mobiliar, persische Teppiche und silberne Kästchen, dazu ein großer Samovar auf einem Tischchen in der Ecke verrieten, daß der Bauernsohn Hinrich Klaas jahrelang Hausfreund eines russischen Fürsten gewesen war.

An die kümmerlichen deutschen Lehrjahre erinnerten nur die Stiche nach Carstens, Cornelius, Schwind und Kaulbachs „Hunnenschlacht“, die noch in denselben dürftigen Rähmchen, wie ich sie in seinem „Atelier“ unterm Dache gesehen, an einer der Wände beisammenhingen.

„Ja," sagte er lächelnd, da er sah, daß ich sie wie alte Bekannte begrüßte, „diese Schutzgötter meiner jungen Hungerjahre haben mich überallhin begleitet. Aber nun kommen Sie, ruhen Sie von der Kletterpartie zu mir hinauf erst auf dem Diwan aus. Zünden Sie sich eine Papieros an und lassen Sie sich eine Tasse Tee machen."

Ich dankte für beides; ich sei nur gekommen, um mit den Augen zu genießen. Damit trat ich vor die Staffelei, die, gegen das Licht gekehrt, am Fenster stand, und blieb eine gute Weile stumm in das Anschauen des großen, friesartigen Kartons versunken, der die Szene der Nausikaa mit ihren Dienerinnen am Strande darstellte. Aus einem Lorbeergebüsch zur Seite sah man die Gestalt des Odysseus sich herauswinden, nur erst im Entwurf, während die weiblichen Figuren schon sämtlich fest hingezeichnet waren, einige noch nackt, andere schon mit leichten Gewändern umkleidet, Meer und Strand in sicheren Umrissen angedeutet.

Ich hatte eine große Freude, den Künstler, dessen tastende Anfänge mir noch im Gedächtnis waren, nun so voll ausgereift wiederzusehen. Denn freilich, hier war mehr als Flaxmanns und Genellis Homer-Illustrationen, und auch Prellers schöner Odysseezyklus konnte sich im Figürlichen mit dieser Meisterschaft nicht messen.

Meine lebhafte Bewunderung tat ihm sichtlich ungemein wohl. Er sprach das auch offen aus. „Sie wissen," sagte er, „ich höre nie ein Wort über meine Sachen, und obwohl ich ganz zufrieden bin, wenn ich mir nur selbst ein gutes Zeugnis geben kann, — man bleibt doch immer ein schwacher Sterblicher, der sich sein bißchen Unsterblichkeit gern von einem unverdächtigen Zeugen assekurieren lassen möchte. Aber Sie müssen erst noch das Andere sehen, eine ganze Mappe voll. Denn das Übrige führe ich nicht in diesem Maßstabe aus, da würde ich in zwanzig Jahren nicht fertig. Nur die Nausikaa war stets mein Liebling, die soll sogar ein bißchen Farbe bekommen, nur leicht angetuscht, wie's eben ein so unkoloristischer reaktionärer „Fanatiker der Linie" zu machen versteht, wenn er keine nackte Wand zur Verfügung hat."

Nun holte er die Mappe, breitete Blatt nach Blatt vor mir aus, und ich hatte einen Genuß, wie er mir selten zu teil geworden war.

Nur die Hauptszenen der Ilias waren dargestellt, etwa zehn oder zwölf. Am reichsten hatte sich seine Phantasie in der Odyssee offenbart, wo auch seine Kunst, mit wenigen großen Linien einen landschaftlichen Hintergrund aufzubauen, am herrlichsten zu Tage kam. Und im Gegensatz gegen seine Vorgänger hatte er sich auch bemüht, den Köpfen einen verschiedenen Ausdruck und charakteristische Formen zu geben, so daß alles Konventionelle hinter dem vollen individuellen Lebensreiz verschwunden, Kraft und Anmut aufs schönste auseinandergehalten und doch wieder verbunden waren.

Nur in einem zeigte sich eine gewisse Gleichförmigkeit: in Wuchs und Gliederbau der weiblichen Gestalten. Sie waren alle von reizender, jugendlicher Schlankheit, trugen denselben kleinen Kopf auf Schultern, die sich eben erst gerundet hatten, und hatten im Verhältnis zu dem nirgend üppig entwickelten Oberkörper ziemlich lange Beine.

Als ich mich bescheiden darüber aussprach, nickte er mit einem eigentümlichen Lächeln: „Sie haben Recht," sagte er, „das kommt zum Teil von meiner theoretischen Überzeugung, das Ideal der weiblichen Gestalt sei das Verhältnis des goldenen Schnitts, daß der Oberkörper zu den Beinen wie diese zu der ganzen Figur sich verhalten müßten. Das findet man nun unter dem meist kurzbeinigen Weibergeschlecht so selten, daß, wenn der Himmel es einem doch einmal beschert, man sich ganz darin verbeißt und nun nichts anderes mehr sehen und machen will. In Rußland hatte ich so was gefunden, eine junge Bäuerin. Was es mich für Mühe und Geld gekostet hat, sie zu bewegen, daß ich nach ihr studieren konnte, glauben Sie nicht. Erst ein Machtwort meines Fürsten hat ihren abergläubischen Widerstand gebrochen. Dann aber war meines Bleibens dort nicht länger, und meine Katja konnte ich leider nicht mitnehmen. In Deutschland habe ich lange vergebens nach einem Ersatz gesucht und mich mit dem Vorrat an Aktstudien, den ich mitbrachte, Jahr und Tag behelfen müssen. In München endlich fand ich, was ich brauchte, und zwar noch weit über Katja hinaus. Wenn es Sie interessiert —"

Er ging in einen kleinen Verschlag und holte eine zweite Mappe hervor. In der ließ er mich eine große Reihe von Zeichnungen nach einem jungen Modell betrachten, meist mit Rotstift in geistreichen Umrissen mit leichter Schattenangabe hingeworfen, in denen ich die Studien zu seiner Helena, Leukothea und Nausikaa wiedererkannte. Reizendere jugendliche Formen und größere Anmut der „Gebärde" konnte man nicht sehen. Und über allem ein Hauch von keuscher Noblesse, wie man ihn bei gewerbsmäßigen Modellen kaum je anzutreffen pflegt.

„O," sagte er, als ich ihm zu diesem seltenen Funde Glück wünschte, „ich habe auch dafür gesorgt, daß mir das Mädel nicht verdorben wird und daß ich's für mich allein behalte. Ich hüte sie, wie der Drache das goldene Vließ, und wenn jemals ein Räuber sich blicken ließe —"

Ein Klopfen an der Tür unterbrach ihn.

„Nicht herein!" rief er heftig und sprang vom Diwan auf, um den Riegel an der Tür vorzuschieben. Doch ehe er dazu kommen konnte, öffnete sich die Türe sacht, und auf der Schwelle erschien ein schlankes junges Mädchen, ein Brett mit Frühstückstellern und einem vollgeschenkten Glase Wein tragend, in der ich auf den ersten Blick die Helena, Leukothea und Nausikaa meines alten Freundes erkannte.

Sie blieb erschreckend stehen, als sie die zornigen Augen des Meisters auf sich gerichtet sah. „Verzeihen Sie," — stammelte sie — „Sie haben doch herein gerufen — es ist ja auch die Stunde — ich will gleich wieder gehen —"

Er faßte sich sofort, da er wohl sah, daß nichts mehr zu ändern war. „'s ist gut, Kordelchen," murrte er, „stell das Brett nur hin. Wollen Sie mit mir frühstücken, werter Freund? Nun, so troll dich wieder, Kind. Komm nicht eher, als bis ich dich rufe. Adieu!"

Er schob sie mit sanfter Gewalt aus dem Atelier und riegelte hinter ihr zu. Dann versuchte er zu lachen und zündete sich eine Zigarette an. „Niemand

entgeht seinem Schicksal," brummte er. „Zum Glück braucht der Drache keine Furcht zu haben, daß Sie ihm den Schatz stehlen möchten. Aber nicht wahr, er ist der Mühe wert, daß man ihn unter Schloß und Riegel hält?"

* * *

Ich konnte mit gutem Gewissen in sein enthusiastisches Rühmen dieses Menschenkindes einstimmen. Ihr Gesicht war durch einen Zug von kindlicher Unbekümmertheit noch anziehender, als es in den Zeichnungen erschien, die kleinen schwarzen Augen sahen etwas dümmlich in die Welt, vielleicht nur in dem Schrecken darüber, daß sie so ungelegen hereingekommen war; das blonde Haar, natürlich gewellt, war ziemlich wild aufgesteckt, da ja auch der Anzug — ein loser dünner Schlafrock, der die Linien der Gestalt verriet — den Eindruck einer nachlässigen Morgentoilette machte. Aber wie sie ging, sich bewegte, mit den schlanken Armen das Brett hinstellte — es war immer in jedem Zuge ein Bild vornehmer Grazie, wie ein Fanatiker der Linie sich kein schöneres wünschen konnte.

„Ja," sagte er, als er eine Weile mit der Genugtuung eines Kenners, der ein kostbares Juwel besitzt, mich seinen Schatz hatte preisen hören, „Sie begreifen nun, daß mir ein solches Modell den Geschmack an allen anderen verleiden muß. An einem Abende, vor zwei Jahren, da ich durch die Stadt schlenderte, sehr verstimmt, weil ich mit einer plumpen Dirne, die sich mir angeboten — damals hing der Zettel noch nicht an meiner Tür — ein paar Stunden verdorben hatte — ich war drauf und dran, mich nach Paris zu flüchten, wo man von dieser Ware eine größere Auswahl hat — auf einmal sehe ich zwei Frauenzimmer rasch vor mir hergehen, jede ein dickes Paket tragend, eine Ältere, Kleinere, die nichts Besonderes an sich hatte, neben ihr aber eine schlanke Junge von einer Figur, einer Art zu gehen — ich kann Ihnen sagen, mir fiel sogleich die Diana aus dem Louvre ein.

„Ich also gleich meinen Schritt beschleunigt, daß ich sie überholte und nun das Kind im Profil sah und eine ganze Strecke weit betrachten konnte. Ich wurde immer überzeugter, daß ich gefunden hatte, was ich suchte.

„Also rede ich die Alte an, daß ich ein Fremder sei, ein Maler, und gerade so einen Kopf suchte, wie ihre Tochter hätte, und ob sie sie nicht zu mir ins Atelier bringen wollte, ich wolle sie gut bezahlen.

„Das arme Weib sah mich erst sprachlos an, die Tochter war nur ganz wenig rot geworden. Beide hatten blasse, von Not und Hunger abgezehrte Gesichter.

„Nun, um es kurz zu machen: in den ersten zehn Minuten erfuhr ich ihre ganze Lebens- und Leidensgeschichte.

„Die Frau hatte sich frühzeitig aus einem Dienst heraus mit einem hübschen Zimmergesellen verheiratet, der viel verdiente und sie gut hielt, bis er eines schlimmen Tages von einem stürzenden Balken erschlagen wurde.

„Das einzige Kind, das Kordelchen, war eben sechs Jahr alt geworden. Seitdem waren über zehn Jahre vergangen. Wie elend die Witwe sich durchgeschlagen, bekam ich umständlich zu hören. Meine grauen Haare hatten die

gute Frau darüber beruhigt, daß ich keine schlimmen Absichten hatte, als ich sie anredete. Und so erfuhr ich auch, was es mit den Paketen, die sie trugen, für eine Bewandtnis hatte: es war das letzte Entbehrliche von ihrer Habe, was sie aufs Leihhaus bringen wollten, um wenigstens einen Teil ihrer Miete zu bezahlen.

„Während dieses ganzen Berichts hatte ich kein Auge von dem Kinde verwandt, das völlig teilnahmlos, als wenn das alles sie nichts anginge, vor sich hin sah. Ich gab dann der Mutter, was ich an Geld gerade bei mir hatte — als ‚Vorausbezahlung' für die Sitzung und bewog sie, umzukehren und ihre armseligen Siebensachen wieder nach Hause zu tragen. Eine solche Generosität kam der Alten nun doch verdächtig vor. Ein Maler habe schon einmal vor drei Jahren das Kordel sitzen lassen, ihr aber die Stunde nur mit einer Mark bezahlt. Zuletzt ergab sie sich, da ich ihr sagte, sie müsse natürlich mitkommen. Auch sie habe einen guten Kopf zum Malen, und wirklich hat sie mir dann einmal zu dem Profil der Schaffnerin Eurykleia gesessen.

„Ich will Sie nicht damit langweilen, wie es nun weiterging. Genug, nach der dritten Sitzung brachte ich's dahin, daß die Alte einwilligte, in die kleine Wohnung hier oben, der meinigen gegenüber, einzuziehen und statt der Person, die bisher meine Aufwärterin gemacht, für meine geringen häuslichen Bedürfnisse zu sorgen. Natürlich bestritt ich ihren ganzen Unterhalt, bezahlte ihre Schulden und machte überdies einen Vertrag auf fünf Jahre mit ihr, der nach meinem Tode ihr ein sorgenfreies Leben sicherte.

„Dafür aber verpflichtete sie sich, mir ihr Kind, so oft ich wollte, zum Modell zu überlassen, es streng zu überwachen, daß es keine Männerbekanntschaft machte, und von einer Heirat während der nächsten fünf Jahre dürfe keine Rede sein.

„Die arme Frau war damit so einverstanden, daß sie die hellen Freudentränen weinte und mir beständig als ihrem Retter und Wohltäter Hände und Füße küssen wollte.

„Das Kordelchen gab mit keiner Miene zu erkennen, ob ihr bei diesem Pakt, der doch über ihre eigene Person verfügte, wohl oder weh sei. Es war auch später nicht ganz leicht, sie dahin zu bringen, daß sie sich mir ganz ohne Hülle zeigte, obwohl die Mutter eifrig zugeredet hatte: der alte Herr könne ja ganz wohl ihr Großvater sein, und die und die von ihren Bekanntinnen, die sie nannte, gingen ja selbst zu ganz jungen Malern ins Atelier.

„Aber das arme Kind, so wenig Gedanken in ihrem hübschen Köpfchen oder Gefühle in dem kleinen Herzen wohnten, — in dem Punkt blieb sie eigensinnig. Es hat mich ein goldenes Uhrchen mit einer hübschen Kette gekostet, um endlich ihren Widerstand zu besiegen. Und dann bestand sie darauf, daß die Mutter nicht dabei sein sollte.

„Vor mir altem Graukopf sich zu entkleiden, kam ihr wahrscheinlich nicht viel bedenklicher vor, als wenn sie's vor Gottvaters Augen hätte tun sollen. Sie ist ein sonderbares Ding, es scheint bis auf die äußerliche Züchtigkeit noch

alles in ihr zu schlafen, Sinne und Gedanken, obwohl sie jetzt schon zwei Jahre bei mir aus- und eingeht und den letzten Rest von Scheu verloren hat.

„Stundenlang habe ich sie im Atelier, und in den Ruhepausen meiner Arbeit geht sie hin und her, setzt oder kauert sich auf den Diwan und bewegt sich so ganz unbefangen, wie Gott sie geschaffen hat, vor meinen Augen, als wäre sie ein Nymphchen oder eine Waldgöttin, die überhaupt keine Toilettensorgen je gekannt hätte.

„Was für reizvolle Motive ich da an all ihren Bewegungen entdecke, welch fruchtbare Anregungen für meine Kompositionen, können Sie sich vorstellen. Ich hüte mich auch wohl, sie in ihrer Harmlosigkeit zu stören, und habe sie noch mit keinem Finger angerührt. Wäre ich zwanzig Jahre jünger, stünde ich freilich nicht für mich ein. So aber kann Mama Theresia Brunner so ruhig schlafen, als wenn ihr Korderl hier im Atelier keine andere Gesellschaft fände als dort im Winkel die Gliederpuppe."

* * *

„Da haben Sie wirklich einen Fund gemacht, um den Viele Sie beneiden würden," sagt ich. „Ich kann Ihnen nur wünschen, daß der Pakt auch von der anderen Seite so gewissenhaft gehalten werde, wie von der Ihren."

„Was meinen Sie?" fragte er, mich erstaunt anblickend.

„Nun, daß Kordelchen nicht eines schönen Tages denn doch ihr Herz entdeckt, oder irgend ein junger Mensch sich in sie verliebt und, wenn Sie sie nicht hergeben, einfach mit ihr durchbrennt. Sie selbst aber, wenn nichts dergleichen geschieht, warum haben Sie den Vertrag gerade nur auf fünf Jahre geschlossen? Wissen Sie so gewiß, daß Sie bis dahin das große Werk fertig bringen und dann kein Modell mehr brauchen werden?"

„Werter Freund," sagte er mit einem leichten Seufzer, „Sie müssen wissen, daß keiner aus meiner Familie es über siebzig Jahr gebracht hat. Auch ich — so rüstig ich jetzt noch bin — na, hier und dort zupft das Alter denn doch auch an meinem Fleisch und Gebein. Darum sput ich mich eben, mein künstlerisches Vermächtnis an das deutsche Volk fertig zu bringen, und halte mich von allem fern, was mich dabei stören könnte. Einen einzigen Vetter habe ich hier, auch schon ein starker Fünfziger, der in einem lithographischen Geschäft arbeitet, und den seh ich kaum einmal im Monat und meide auch alle Lokale, wo ich Bekanntschaften machen könnte. Meine gute Hausfrau kocht für mich, das Kordelchen besorgt meine Wäsche. Außerdem kommt täglich eine alte Lehrerin, eine Verwandte ihres verstorbenen Vaters zu ihr, um ihr eine Stunde zu geben, Lesen, Schreiben und Rechnen und ein bißchen Geographie; denn ihre Schulbildung ist gründlich verwahrlost, und ich will nicht daran schuld sein, daß sie so unwissend später ins Leben eintrete, wie ich sie kennen gelernt. Im übrigen aber — daß sie vorzeitig ihr Herz entdecken möchte, ist keine Gefahr. Sie tut nie einen Schritt allein aus dem Hause; auch wenn sie mit der Mutter geht, muß sie einen dichten Schleier tragen und darf Sonntags nur in die Frühmesse, wo die liederlichen jungen Herrn sich noch nicht blicken lassen. Damit sie aber auch Luft genieße und ihre Gesundheit konserviere,

geh ich fast jeden Abend, wenn es dunkel geworden ist, mit ihr und der Alten spazieren, oder an schönen Sommertagen nehm ich einen Wagen, und wir machen eine stundenlange Fahrt. Manche Prinzessin hat es nicht so gut wie sie und lebt in größerem Zwang. Nein, Verehrtester, von der Seite bin ich nicht nur sicher, sondern auch in meinem Gewissen ganz ruhig. Jetzt ist sie achtzehn alt. In drei, vier Jahren wird sie zweiundzwanzig, und glauben Sie nicht, daß sie vor Tausenden ihres Geschlechts sich glücklich preisen kann, wenn sie dann erst ans Heiraten denken darf, dann aber ihrem Manne einen Brautschatz zubringt, dessen wenige ihres Standes sich jemals rühmen konnten?"

Darauf war nun freilich nichts zu erwidern.

Ich nahm Abschied von dem alten Freunde mit dem Gefühl, einen richtigen Lebenskünstler in ihm getroffen zu haben, der ebensoviel Glück wie Verstand gehabt habe.

Mein Versprechen, mich bald wieder bei ihm sehen zu lassen, hielt ich getreulich; es interessierte mich, seine Arbeit fortschreiten zu sehen, und zuweilen fuhr er auch in meiner Gegenwart zu zeichnen fort, nur an dem Nausikaa-Karton; denn wenn das Kordelchen gerade bei ihm war, mußte ich vor der Tür warten, bis sie wieder in ihr Schlafröckchen geschlüpft und die Aktstudie in die Mappe gewandert war.

Nur wenn er gerade ein männliches Modell hatte, ließ er mich ein. Es war ein Vergnügen, zu sehen, mit welcher Sicherheit und Feinheit er der Natur all ihre Reize abgewann, ohne an Verschönern zu denken, da es ihm nur darauf ankam, das Bild, das er in der Phantasie trug, nach den Formen der Wirklichkeit durchzuprüfen und hin und wieder zu korrigieren.

Er war immer in der glücklichsten Stimmung, gesprächig und witzig, nur ganz ohne Interesse für irgend etwas, das außerhalb seines eigenen Lebens und Treibens lag. Auch war er richtig nicht zu bewegen, sich einmal bei mir blicken zu lassen. „Nächsten Monat werde ich sechsundsechzig. Bedenken Sie: wenn's hoch kommt, nur noch vier Jahre. Und Sie muten mir zu, Besuche zu machen?"

Einmal aber fand ich ihn doch sehr verstimmt. Er hatte sich bei einem Fall in seinem Schlafzimmer, da der Teppich unter ihm wegglitt, die Hand verstaucht, zum Glück die linke. Ein Arzt, den er hatte rufen lassen, war eben dabei, ihn zu massieren, und verbürgte sich, in acht Tagen werde die Verletzung geheilt sein. Er blieb aber trübsinnig. „Das fehlte noch!" murrte er. „So was kann mir auch an der rechten Hand passieren, oder ich breche gar den Arm. Dann gute Nacht Arbeit und Lebenszweck und Gemütsruhe! Wir sind elende Tröpfe, wir Herren der Schöpfung. Für diesmal bin ich ja noch mit einer bloßen Neckerei des Schicksals davongekommen. Wenn mir aber einmal ein schlimmerer Schabernack gespielt wird —"

Er ließ den Kopf auf die Brust sinken, und es dauerte lange, bis er sich entschloß, eine Zigarette anzuzünden und sich mit mir über eine Figur auf dem Karton zu unterhalten, die er schon dreimal geändert hatte und sich immer noch nicht zu Dank machen konnte.

* * *

Vierzehn Tage verstrichen, ehe ich wieder einmal Zeit fand zu einem Besuch in der Schellingstraße.

Als er mir auf mein Klingeln die Tür öffnete und statt der freundlichen Begrüßung, die ich gewohnt war, nur mit einem mürrischen „Guten Tag!" von ihm empfangen wurde, dachte ich nicht anders, als daß seine Hand ihm noch zu schaffen mache.

Ich erschrak aber, da ich in dem hellen Atelier sein Gesicht sah. Es hatte plötzlich etwas Greisenhaftes bekommen, Haare und Bart, die sonst stets wohlgekämmt waren, hingen ihm wirr und, wie mir schien, noch grauer als bisher um seine Wangen. „Wie sehen Sie aus!" rief ich. „Ihnen ist nicht wohl. Sollte der Unfall mit der Hand —"

Er zuckte verächtlich mit den Achseln und ließ sich auf den Diwan fallen.

„Es handelt sich auch um so 'ne Bagatelle!" knirschte er zwischen den Zähnen. „An den ganzen Kerl geht's jetzt, dem soll der Boden unter den Füßen unterminiert werden, ans Leben geht's ihm — aber nein, ihr tückischen Teufel, noch sollt ihr das Spiel nicht gewinnen — ihr sollt sehen, mit wem ihr's zu tun habt — ich stehe auf meinem Schein — ich will euch zeigen —"

So wütete und wetterte er noch eine ganze Weile vor sich hin, zerbiß die eben angerauchte Zigarette und warf sie zum Fenster hinaus. Endlich schien er sich doch zu erinnern, daß er seinem alten Freunde eine Erklärung schuldig war.

„Verzeihen Sie," seufzte er, indem er mühsam aufstand, „ich gebärde mich wie ein Verrückter; aber wenn Sie erst erfahren haben, welchen niederträchtigen Streich das Schicksal mir gespielt hat — bitte, nehmen Sie doch Platz. Da steht das Kistchen mit den Zigarren für Sie. Wie geht es Ihnen? Hoffentlich besser als mir. Aber es ist kein Wunder, wenn so was den vernünftigsten Menschen aus den Fugen bringt!"

Und nun erzählte er mir, nicht sehr fließend, vielmehr seine Rede mit heftigen Verwünschungen und russischen Flüchen unterbrechend, was ihm diese grimmige Stimmung gebracht hatte.

Heute früh, als ihm die Alte den Kaffee gebracht, habe sie nicht wie sonst sich gleich wieder entfernt, da er es nicht liebe, sich in seiner Morgenstimmung durch triviales Geschwätz stören zu lassen, sondern sei bei ihm stehen geblieben, als ob sie was auf dem Herzen hätte. Auf sein unwirsches Begehren, lieber gleich damit herauszurücken, sei sie in Tränen ausgebrochen und habe endlich unter vielen Beteuerungen ihrer Unschuld gestanden, es habe sich für das Kordelchen ein Freier gefunden, der Ingenieur, der im dritten Stock unter ihnen als Zimmerherr bei den Schneidersleuten wohne, erst seit einem Vierteljahr.

Wie er dazu gekommen sei, das Mädel zu sehen, sei ihr unbegreiflich, da sie ja nie allein und immer dicht verschleiert ausgehe. Es müsse vom Hoffenster aus geschehen sein, da die Kammer ihres Korderl nach hinten hinausgehe, wie auch das Zimmer des Ingenieurs.

Der habe vor acht Tagen sie bei ihrem Ausgang auf der Treppe angehalten, sich ihr vorgestellt und ganz höflich gefragt, ob er sie wohl einmal

besuchen und mit ihrer Tochter Bekanntschaft machen dürfe. Er habe sich aus der Ferne rasend in sie verliebt, wisse, daß sie ein wohlerzogenes Fräulein, sehr häuslich und fleißig sei, und da er nun die ehrbare Absicht, sie zu heiraten, hege — er werde binnen sechs Wochen eine feste Anstellung bekommen — und eine Geldheirat zu der ihm seine Leute zuredeten, nicht nach seinem Geschmack sei — nun, und was ein verliebter junger Mensch seiner zukünftigen Schwiegermutter sonst noch vorschwatzt, sie sich geneigt zu machen.

Natürlich habe sie geantwortet, sie bedanke sich der Ehr, aber von der Sache könne nicht weiter die Rede sein. Ihr Korderl sei noch viel zu jung, vor drei bis vier Jahren könne sie nicht ans Heiraten denken, und er möchte so gut sein, sich die Sache aus dem Sinne zu schlagen, auch nicht etwa versuchen, mit Liebesbriefen die Ruhe ihres Kindes zu stören.

Dieser Bescheid habe den jungen Herrn ganz auseinander gebracht, so daß er ihr selber leid getan hätt. Aber sie wisse, was sie Herrn Klaas, ihrem Wohltäter, schuldig sei, und der habe ja auch ihren Schein darüber, daß sie den Vertrag pünktlich halten werde.

Und nun möge sich der gnädige Herr vorstellen, wie sehr sie erschrocken war, als sie gestern vormittag von ihrem Marktgang zurückgekehrt sei und in ihrem Wohnzimmer den Herrn Ingenieur neben dem Korderl auf dem Sofa habe sitzen sehen.

Sie hätte gedacht, „die Ohnmachten würden sie antreten," es sei ihr schier wie ein Traum vorgekommen, denn sie hätte wie gewöhnlich ihre Tür von außen zugesperrt und das Mädel bis zu ihrer Rückkehr eingeschlossen. Da sie aber den Schlüssel im Schloß stecken zu lassen pflegte, für den Fall, daß der gnädige Herr das Korderl zum Modellsitzen herüberholen möchte, so sei der schlaue Liebhaber, da er hinter ihrem Rücken das Mädel habe besuchen wollen und auf sein Klopfen nicht eingelassen wurde, ohne weiteres hineingeschlüpft, und zwar gestern nicht zum erstenmal.

Er sei ein sauberer Mensch, habe so was Treuherziges in den Augen, und ein Wunder sei's nicht, daß er dem armen Ding, dem nie ein Mannsbild die Cour geschnitten, den Kopf verdreht habe.

Erst habe sie sich freilich gesträubt, sie wisse ja, was ihm, ihrem Wohltäter, versprochen worden sei; der Ingenieur aber habe ihr zugeredet, ein solcher Vertrag habe keine Gültigkeit, man könne einen Menschen nicht dingen zu einem so schändlichen Dienst, und jedenfalls breche Kauf Miete, denn er wolle sie fürs ganze Leben, der alte Maler nur auf Zeit. Wenn sie ihn liebe, so solle sie nur ihn machen lassen, er werde die Sache schon in die Reih bringen.

Da hätten sie sich denn verlobt und die Alte, wie sie ins Zimmer getreten sei, um ihren Segen gebeten. Dazu aber hätte sie sich nicht bewegen lassen, um keinen Preis. Den ganzen übrigen Tag hätten sie beieinander gesessen, und sie sei von den beiden Liebesleuten bestürmt und hin und her gezerrt worden, ihnen doch den Willen zu tun, denn freilich hätte ihr Kind sie gedauert, das sich offenbar bis über die Ohren in den hübschen Menschen verschameriert hätte, und auch mit dem Ingenieur habe sie Mitleid gehabt,

gar so erbärmlich habe er getan und dazwischen wieder wie rasend, daß seine Liebste zwei Jahre lang so ein verrufenes Gewerbe hätte treiben müssen, wenn auch sonst nichts Unehrbares dabei vorgekommen sei.

Und zuletzt, als sie alle von Reden, Weinen und Zanken schachmatt gewesen, habe sie den jungen Herrn nicht anders loswerden können, als durch das Versprechen, am anderen Morgen dem gnädigen Herrn die ganze Sache mitzuteilen und zu fragen, ob er nicht vielleicht die Gnade haben wolle, das Korderl freizugeben und den Vertrag aufzuheben.

„Sie können denken, lieber Freund, wie mir bei diesem Bericht zu Mute war," sagte der alte Maler. „Ich sah mein Lebenswerk durch eine alberne Liebschaft, die sicherlich kein gutes Ende nehmen wird, bedroht. Dieser Spitzbube, der sich hinter dem Rücken der Mama bei der Tochter einschleicht, das kindische Ding, das dem Ersten Besten, der ihm schön tut, sich an den Hals wirft — und dazu soll ich stillhalten und mein wohlerworbenes Recht aufgeben, damit eine törichte Heirat mehr vor sich geht und das junge Weib, wenn es ein halb Dutzend Kinder in die Welt setzt, seine schöne Gestalt ruiniert, die für den Rest meines Lebens mir ein Augentrost gewesen wäre? Wenn ich darein gewilligt hätte, wäre mir altem Toren ganz recht geschehen. Aber Gott sei Dank, ich habe noch die Macht, mein Veto einzulegen, und wenn mich Mutter und Tochter auch für einen herzlosen Barbaren verschreien — in einiger Zeit, sobald sie zur Vernunft gekommen sind, werden sie mir noch die Hände küssen, daß ich sie vor einem so haarsträubenden dummen Streich bewahrt habe.

„Das alles habe ich der Alten gesagt. Sie ist aber so einfältig, und die Vorstellung, ihr Mädel, wie sie meint, als Frau Ingenieurin ‚versorgt' zu wissen, hat sich in ihrem engen Kopfe bereits so festgesetzt, daß meine Gründe wenig Eindruck auf sie machten.

„Ich schickte sie also fort und ging selbst hinüber, in der Meinung, mit dem Mädel leichteres Spiel zu haben, zumal wenn ich ein paar Ohrringe, die ich ihr zu ihrem neunzehnten Geburtstage schenken wollte, schon heute für mich sprechen ließe.

„Ich kriegte sie aber nicht zu sehen. Sie hatte sich in ihrer Kammer eingeriegelt und blieb auf all mein Fragen, Bitten und Drohen stumm. Sie sollte wenigstens zu mir herüberkommen, da ich mehrere Tage wegen der verstauchten Hand nicht nach ihr gezeichnet hatte, sondern nur an einer neuen Komposition gekritzelt. Auch darauf keine Silbe. Nur von der Alten hörte ich, der Liebhaber habe ihr das Wort abgenommen, mir überhaupt nicht mehr zu sitzen. Er betrachte sie als seine Braut und wolle über das Vergangene ein Auge zudrücken, wenn sie in Zukunft sich streng nach seinen Wünschen richte.

„So bin ich abgezogen in der niederträchtigen Stimmung eines Menschen, der gehindert wird, von einem wohlerworbenen Rechte Gebrauch zu machen und um die Früchte seines redlichsten Bemühens betrogen werden soll."

* * *

Er war, während er dies alles, heftig mit den Händen gestikulierend, hervorstieß, ruhelos wie im Fieber hin und her geschritten. Jetzt sank er erschöpft auf einen Stuhl und trocknete sich den Schweiß von der Stirn.

So gern ich ihm etwas Tröstliches gesagt hätte, sah ich den Fall doch für verzweifelt an. Ich konnte ihm so nachfühlen, wie ihm zu Mute sein mußte, wenn er jetzt wieder auf den Zufall angewiesen sein würde, für seine Leukothea oder Nausikaa irgend ein Modell zu finden, das ihm den Verlust dieses Mädchens nur von fern ersetzen könnte. Und doch — daß das Korderl, indem sie ihr Herz entdeckt, nun auch das Gefühl ihrer jungfräulichen Scham empfunden haben und erschrocken sein mußte über das, was sie sich selbst in ihrer dummlichen Unschuld angetan hatte, leuchtete mir so ein, daß ich an keinen möglichen Ausweg glauben konnte, auch wenn der Bräutigam die Sache minder tragisch genommen und zum Nachgeben aus praktischen Gründen sich herbeigelassen hätte.

„Dieser verwünschte Hitzkopf!" wütete der Alte vor sich hin. „So ein trockener, nüchterner Mathematikus, der mit der Meßkette zu hantieren pflegt und keine Ahnung davon hat, daß ein Künstler ein schönes Weib mit so frommer Seele anschauen kann, als wäre sie ein Wesen aus einer anderen Welt — und ist's ja auch, denn sie stammt aus den Regionen, wo die reinen Formen wohnen, der wird — und das ist noch die grausamste Ironie bei der Sache — nicht einmal eine Ahnung davon haben, was für eine Offenbarung göttlicher Schönheit und Grazie ihm in seiner dummen kleinen Frau zuteil geworden ist. Überdies —"

Ein Klingeln draußen an seiner Tür unterbrach ihn.

„Haben Sie doch die Güte, lieber Freund," sagte er mit schwacher Stimme, „nachzusehen, wer draußen ist. Mir ist die Sache in die Glieder gefahren, man ist eben kein Jüngling mehr, der von einer solchen Lebensgefahr nicht erschüttert wird. Wenn's nichts Wichtiges ist, weisen Sie die Störung nur ab."

Ich ging in den dunklen Vorraum hinaus und fragte durch die Tür, wer da sei.

„Ingenieur Eduard Jasmund. Ich wünschte Herrn Klaas zu sprechen, und da ich weiß, daß er zu Hause ist —"

Das war nun gewiß etwas „Wichtiges", und so öffnete ich die Tür und ließ Herrn Eduard Jasmund eintreten. „Da ist der Herr Ingenieur, lieber Freund," sagte ich, als ich mit ihm über die Schwelle des Ateliers trat. „Da Sie doch wohl etwas mit ihm zu besprechen haben —"

Ich ging nach meinem Hut. Ein rascher Wink des Malers bewog mich aber, zu bleiben. Er war von seinem Sitz aufgefahren und stand dem Besucher in seiner ganzen Länge aufgerichtet gegenüber, sehr imponierend, obwohl ich bemerkte, daß die Hand, mit der er sich auf die Stuhllehne stützte, leise zitterte. Dabei heftete er einen scharfen, prüfenden Blick auf die Gestalt des jungen Mannes, die in einem Radfahreranzug sich sehr vorteilhaft ausnahm — eine schlanke, aber kräftige Figur etwas über Mittelgröße, auf den breiten Schultern ein männlich schöner Kopf, bartlos, mit buschigem, schwarzem Haar, hellen Augen, die etwas aufgeregt flackerten, der energische Mund fest geschlossen.

„Was wünschen Sie, Herr —"

„Eduard Jasmund ist mein Name, Ingenieur, bei dem neuen Kanalbau angestellt. Ich habe um Entschuldigung zu bitten, daß ich nicht in Besuchstoilette bin, ich war aber nicht darauf gefaßt, Sie heute um eine Unterredung bitten zu müssen. Die Mutter meiner Braut —"

Der Maler machte eine ungeduldige Bewegung.

„Daß ich mich mit Fräulein Brunner gestern verlobt habe, hat ihre Mutter Ihnen mitgeteilt, wie ich soeben von ihr erfuhr; zu meinem Bedauern auch, daß Sie das Recht in Anspruch nähmen, Einspruch dagegen zu tun. Ich wollte mir nun sofort die Freiheit nehmen, zu fragen, ob Sie im Ernst ein solches Recht zu besitzen glauben, da Sie weder der Vormund noch ein naher Verwandter Fräulein Kordulas sind. Die Wohltaten, die sie den beiden Frauen zwei Jahre lang erwiesen haben, berechtigen Sie allerdings, auf Dankbarkeit zu rechnen. Daß diese aber soweit gehen müsse, Ihnen das Lebensglück des jungen Mädchens zu opfern, werden Sie billigerweise selbst nicht behaupten wollen."

Der Alte antwortete nicht sogleich. Er hatte offenbar Mühe, seinen Groll und Ingrimm zu bändigen und kein heftiges Wort sich entfahren zu lassen. Seine Stimme aber, als er nun den Mund öffnete, klang heiser und kalt.

„Sie werden mir wohl erlauben, Herr Ingenieur, über das, was ich für ‚billig' halte, mein eigenes Urteil und das keines Anderen gelten zu lassen. Auch um Dankbarkeit und wie weit sie zu treiben wäre, handelt sich's nicht. Ich habe mit Frau Theresia Brunner einen Vertrag geschlossen, nicht um ihr eine Wohltat zu erweisen, sondern zu meinem eigenen Vorteil. Wenn sie dabei auch den ihren fand, soll es mir lieb sein. Daß sie diesen Vertrag nun aufzulösen wünscht, kann mich nicht dazu bewegen, mein Recht an seine pünktliche Ausführung aufzugeben. In der Politik mag man Verträge schließen mit dem Hintergedanken, sie nach Belieben, wenn man ihrer überdrüssig geworden ist, zu verletzen. Im bürgerlichen Leben gilt das nicht für anständig. Und darum wollen Sie die Güte haben, jeden weiteren Versuch, mich anderen Sinnes zu machen, als hoffnungslos anzusehen."

Er wandte sich um, mit einer leichten Verbeugung, wie ein großer Herr, der einen armen Teufel entläßt.

* * *

Der aber machte keine Miene, als ob er sich so ohne weiteres abfertigen lassen würde.

Ich hatte an seinen zusammengezogenen Brauen und dem Zucken seines Mundes deutlich gesehen, wie schwer er es über sich gewann, eine heftige Erwiderung zurückzuhalten. Nur mit der Hand fuhr er sich nervös über die Stirn. Dann aber sagte er ganz ruhig:

„Ich kann nicht glauben, Herr Klaas, daß dies Ihre wahre Meinung ist. Durch alles, was Sie für meine Braut und ihre Erziehung getan, haben Sie gezeigt, daß Sie sich nicht bloß für ihre Schönheit interessiert haben. Es kann Ihnen nicht plötzlich ganz gleichgültig geworden sein, ob das Mädchen glücklich oder unglücklich wird. Wenn Sie die Sache ruhiger überlegen —"

Der Maler wandte sich heftig um und funkelte den jungen Mann mit seinen seltsamen Augen höhnisch an.

„Ich danke Ihnen," sagte er mit schneidender Kälte. „Es ist sehr gütig von Ihnen, daß Sie mir ein gutes Herz zutrauen, das nur erst ein bißchen zur Besinnung kommen soll. Ich kann Sie aber beruhigen, ich habe mich schon besonnen, und eben darum, weil ich das Mädchen davor bewahren möchte, unglücklich zu werden — jawohl, unglücklich!" rief er mit erhobener Stimme. „Denn was haben Sie ihr zu bieten, das ihr ein glückliches Leben verbürgte? Ihre sogenannte Liebe, die vielleicht in Jahr und Tag verraucht ist, ein sorgenvolles Leben, da Sie auf Ihr Anfängergehalt angewiesen sind — die Mutter hat mich darüber informiert —, einen Haufen Kinder und endlich mit früh gealtertem Leibe, die blanke Misère? Wenn ich der eigene leibliche Vater des Mädchens wäre, würden Sie mir zum Schwiegersohn nicht gut genug sein. Aber Sie spekulieren auf meine Schwäche, auf mein gutes Herz und daß ich der Narr sein würde, den Großmütigen zu spielen und Ihnen den bisherigen Jahresgehalt weiterzuzahlen, auch wenn Sie die Bedingungen des Vertrages nicht erfüllen. Sie sollen sehen, daß ich noch nicht alt und kindisch genug bin, um eine so lächerliche Rolle zu spielen. Gedulden Sie sich noch die übrigen drei Jahre, bis der Vertrag abgelaufen ist. Ihre ‚Braut' wird bis dahin nicht alt und häßlich geworden sein, und das Kapital, das sie sich redlich verdient hat, können Sie dann mit gutem Gewissen zur Gründung Ihres Hausstandes verwenden."

Eine tödliche Blässe hatte das Gesicht des jungen Mannes überzogen. Die Hand, in der er den Hut hielt, bewegte sich krampfhaft, mit einer Stimme, in der eine mühsam verhaltene Empörung klang, sagte er, da der Alte kaum geendet hatte:

„Ich muß mir verbitten, mein Herr, daß Sie mir eigennützige Absichten unterschieben. Ich bin im Gegenteil zu Ihnen gekommen, um Ihnen zu erklären, daß mein Ehrgefühl mir verbietet, ruhig zuzusehen, daß meine Braut fernerhin um diesen Preis Wohltaten von Ihnen annimmt. Ich hoffte, da ich Sie für einen Ehrenmann hielt, Sie würden das einsehen und gutwillig auf ein Recht verzichten, das bei der neuen Lage der Dinge Ihnen selbst ungeheuerlich erscheinen muß. Es hätte, scheint mir, kaum einer Bitte von meiner Seite bedürfen sollen. Aber auch dazu wollte ich mich verstehen, da ich einsah, daß Ihnen jedenfalls ein Opfer zugemutet wurde. Nun ich sehe, wie sehr ich mich in meiner Voraussetzung getäuscht habe, erkläre ich Ihnen ohne weiteres, daß es Ihnen nichts helfen wird, sich auf Ihren Vertrag zu berufen. Es ist darin über die Leistungen eines Kindes verfügt worden, das nicht wußte, was es tat, nicht beurteilen konnte, wie schmählich die eigene Mutter an ihm handelte, als sie seine Unerfahrenheit mißbrauchte. Jetzt ist das Mädchen, wenn auch nicht dem Gesetze nach, so doch nach ihrer Empfindung mündig geworden und protestiert gegen den Vertrag, der ihr eine so tiefe Entwürdigung zumutet. Daß sie von heute an auch auf alle Vorteile des Vertrags verzichtet ist selbstverständlich. Und somit habe ich die Ehre —"

Er verneigte sich nun seinerseits und wandte sich, zu gehen. Sein Gegner stand regungslos, und erst als der junge Mann schon nahe an der Tür war, sagte er scheinbar ganz gelassen:

„Ich bedaure, mein Herr, daß Sie es zum äußersten kommen lassen wollen. Ich hatte vor, Ihnen einen Vermittlungsvorschlag zu machen. Davon kann nun nicht die Rede sein. Ich sehe mich genötigt, die Sache gerichtlich zum Austrag zu bringen."

Der andere ließ, wie von einem giftigen Insekt gestochen, den Türgriff fahren und wandte sich um. Sein Gesicht war von einer glühenden Röte übergossen.

„Das — das könnten Sie tun wollen?" kam es von seinen zitternden Lippen. „Das Geheimnis — den guten Namen eines armen betrogenen Mädchens — die Ehre ihrer Mutter an die große Glocke hängen, den schmachvollen Handel, zu dem nur die äußerste Not sie getrieben, den hämischen bösen Zungen der ganzen Stadt preisgeben, am Ende gar einen Gerichtsbeschluß erwirken, daß der Vertrag in allen Punkten zu Recht bestehe und das Mädchen gezwungen werden solle, auch fernerhin — Aber nein, dahin wird's nicht kommen! Wir leben, Gott sei Dank, nicht in der Türkei, wo Seelenverkäufer mit ihrer Ware den Markt beziehen und ein abgeschlossener Handel für alle Zeiten gültig bleibt. Und wenn so etwas auch in einem christlichen Staate möglich wäre — ehe ich das zuließe, würde ich dem armen Opfer lieber selbst eine Kugel durch den Kopf jagen, als erlauben, daß meine Braut einem Manne, den ich so tief verachte —"

„Holla!" unterbrach ihn der Alte, ihn überschreiend. „Sie werden augenblicklich das Zimmer verlassen und meine Geduld nicht länger auf die Probe stellen. Sie haben schon mehr als ein Wort fallen lassen, das ich Ihnen nicht ohne die gebührende Züchtigung hingehen ließe, wenn ich mich nicht erinnerte, daß Sie ein jugendlicher Hitzkopf sind und daß ich es meinen grauen Haaren schuldig bin, mehr Vernunft und Besonnenheit als Sie zu haben. Alles aber hat seine Grenze und darum —"

„Sie haben Recht, alles hat seine Grenze," versetzte der Andere höhnisch. „Ich erkläre Ihnen daher, daß ich bereit bin, Ihnen für jedes meiner ehrenrührigen Worte Genugtuung zu geben. Sie werden sich freilich hinter das Recht ihrer grauen Haare zurückziehen, als wäre die Partie zu ungleich, ein vorsichtiger alter Herr und ein unbesonnener junger ‚Hitzkopf'. Jedenfalls will ich Ihnen die Ausflucht versperren, sagen zu können, Sie hätten nicht gewußt, wo ich zu finden wäre. Hier ist meine Karte. Die Wohnung ist darauf geschrieben. Ich empfehle mich."

Er warf die Karte auf ein Tischchen, das neben der Tür stand, und ging aus dem Zimmer.

* * *

Die Tür war kaum hinter ihm zugefallen, als der alte Maler mit einem dumpfen Auflachen, das aber nichts weniger als heiter klang, auf den Diwan sank.

„Haben Sie je einen ärgeren Tollkopf gesehen als diesen sonderbaren Schwärmer?" rief er. „Als ob nun plötzlich die Welt untergehen würde, wenn

das, was bis dahin nichts Böses gewesen ist, noch eine Weile so fortginge! Ich bin nicht einmal dazu gekommen, davon zu reden, daß ich aus Notwehr handele, um mein Lebenswerk nicht ins Stocken kommen zu lassen. Es war auch so besser. Erstens hätte der Herr Mathematikus doch nicht begriffen, was der Welt daran liegen soll, ob mein Homer fertig wird oder nicht; und dann hätte es so ausgesehen, als ob ich mich herabließe, eine Gnade von ihm zu erbitten. Von diesem grünen, jungen Burschen, der mit ‚ehrlos' und ‚verächtlich' so um sich wirft, als ob ein Ehrenmann sich verächtlich machte, wenn er sein gutes Recht und die Pflicht gegen seine heilige Kunst sich nicht streitig machen lassen will! Ein so verblendeter Grünschnabel! Was sagen Sie? Aber er soll seine Lektion erhalten, dafür steh ich."

„Lieber Freund," versetzte ich etwas zögernd, da ich ihn für Vernunftgründe leider noch unzugänglich sah, „ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß dieser Grünschnabel mir Hochachtung eingeflößt hat."

„Wie? Was? Sie nehmen seine Partei?"

„Gewiß, und Sie selbst würden sie nehmen, wenn Sie in seinen Schuhen steckten. Daß Sie das im Augenblick nicht werden gelten lassen, begreif ich vollkommen. Aber mit Ihrer schroffen Haltung haben Sie alles verdorben. Freilich können Sie ja auf Ihrem Schein stehen. Wenn das Mädchen Sie aber darauf stehen läßt in alle Ewigkeit und sich ihrerseits auf ihr Naturrecht steift, das zwar ungeschrieben, aber in den Augen aller guten Menschen unantastbar ist, über ihre junge Person nur selbst zu verfügen? Nichts anderes hat der ‚Tollkopf' Ihnen zu bedenken gegeben und dabei an Ihre Noblesse appelliert, und Sie haben ihn schnöde ablaufen lassen! Das wird schwer wieder ins Gleiche zu bringen sein."

„Hm!" machte er mit einem ruhigen Lächeln, indem er sich eine Zigarette anzündete, „auf dem ‚Terrain' kommt man rasch ins Gleiche, Alte und Junge."

„Wie, Sie denken im Ernst daran —?" rief ich. „Aber das ist ja der bare Unsinn. Sie sind doch weder Reserveleutnant noch alter Herr eines Korps und haben unter der Sonne Besseres zu tun, als den konventionellen Torheiten der Welt Ihren Respekt zu bezeugen."

„Predigen Sie nur weiter!" erwiderte er sehr gelassen. „Bei alledem werden Sie es doch auch génant finden, sich von einem fünfundzwanzigjährigen Frechling ins Gesicht sagen zu lassen, man verkrieche sich feige hinter die grauen Haare. Und zudem — was riskiere ich bei der Herablassung zu gewissen konventionellen Torheiten? Ich habe nicht umsonst bei meinem Fürsten mich im Pistolenschießen geübt und auf hundert Schritt ein Pique-Aß aus der Karte herausgeschossen. Nein, Sie brauchen nicht zu fürchten, daß ich die Augen des jungen Heißsporns — sie sind übrigens sehr schön geschnitten, wie auch die ganze Visage — oder sein verliebtes Herz aufs Korn nehmen werde. Ein paar Jahre Festung wären mir doch unbequem, da ich dort schwerlich das rechte Licht zu meinem Zeichnen finden würde und mit meinen noch übrigen paar Jährchen ökonomisch umgehen muß. Aber ihm einen Denkzettel zu geben, der ihn Jahr und Tag arbeitsunfähig macht — vielleicht besinnt er sich dann doch, daß er gut tun würde, sich nicht selbst ins Fleisch zu schneiden, sondern

lieber ein billiges Kompromiß anzunehmen nur bis zu seiner Heilung. Mit dem Mädel wollt ich dann schon fertig werden, so zimperlich sie sich jetzt anstellt, und in ein bis zwei Jahren könnten die Zwei meinethalb ihren Willen haben — wenn denn doch einmal eine Unvernunftsehe mehr in dieser verrückten Welt geschlossen werden muß."

„O," sagte ich kopfschüttelnd, „wie ich diesen Herrn Jasmund taxiere, ist an ein solches Kompromiß nicht zu denken. Wenn Sie mit Engelszungen redeten — aber nein, dazu kann es ja überhaupt nicht kommen — eine so haarsträubende Tollheit — Sie müssen mich ruhig anhören, lieber Freund!"

Das tat er denn auch, wohl eine Viertelstunde lang. Als ich aber all meine Überredungskunst erschöpft hatte, ohne den geringsten Eindruck auf ihn zu machen, was ich an seinem stummen Blick deutlich erkannte, stand ich auf und sagte, ihm die Hand hinhaltend: „Ich habe keine sofortige Zustimmung erwartet. Aber ich gehe mit der festen Überzeugung, daß Ihre gute Vernunft, die nur durch den heftigen Streit betäubt worden ist, wieder zu sich kommen und das letzte Wort behalten wird."

„Ja, ja!" knurrte er. „Der Vernunft wird viel zugemutet. Na, wie Sie meinen. Jedenfalls auf Wiedersehen! Seien Sie meinetwegen ganz ruhig. Ich weiß, was ich der guten Nausikaa schuldig bin. Sie hat noch nicht einmal ein Hemdchen an und dazu will ich ihr gleich verhelfen."

Er ergriff den Kreidestift und fing an, die nackte Figur auf dem Karton mit leichten Gewandfalten zu umkleiden. Doch konnte die Ruhe, mit der er in der Arbeit fortfuhr, mich nicht täuschen. Ich fühlte, daß ich alles aufbieten mußte, um die so übel verfahrene Geschichte in das rechte Geleise zu bringen.

* * *

Ich klingelte drüben an der Wohnung der beiden Frauen. Die Mutter öffnete mir selbst — sie behalf sich ja ohne Dienstmädchen — und fragte mit einem verdrossenen Ton, was ich wünsche. Ich nannte meinen Namen und sagte, daß ich mit dem Herrn Ingenieur zu sprechen hätte. Der sei nicht mehr bei ihnen, sondern eben wieder fortgegangen. Sie machte Miene, die Tür zu schließen und mich draußen stehen zu lassen. Erst als ich ihr sagte, dann wünschte ich mit ihr selbst ein Wort zu reden, ließ sie mich eintreten, offenbar in sehr feindseliger Stimmung, da sie wußte, daß ich mit dem alten Maler befreundet war und wohl voraussetzte, ich käme als Abgesandter, um dem Ingenieur eine unliebsame Botschaft zu bringen.

Drinnen in ihrem Wohnstübchen, das sehr kleinbürgerlich, aber höchst anständig möbliert war, fand ich die Tochter auf dem Sofa liegend, den Kopf gegen die Lehne gedrückt, in ein Schnupftüchlein hinein weinend. Ich hatte das arme Kind nur ein paarmal im Vorbeigehen gesehen und von ihrer jungen Anmut einen flüchtigen Eindruck gehabt. Wie die schlanken Glieder jetzt so aufgelöst auf dem breiten, altmodischen Polster lagen, wie sie dann bei meinem Eintritt erschrocken auffuhr und in das Nebenzimmer lief, fand ich wieder alles bestätigt, was der Maler mir von dem natürlichen Reiz ihrer „Gebärde" gerühmt hatte.

Kaum aber hatte ich angefangen, der Alten zu sagen, daß ich in die ganze Geschichte eingeweiht sei, als sie sich in heftigen Klagen, nicht über den Maler, sondern über ihr störrisches Kind und den jungen Herrn, der ihm den Kopf verdreht, ergoß. Sie habe eben jetzt, da der Ingenieur ihr berichtet, er sei umsonst drüben gewesen und Herr Klaas wolle von der Heirat nichts wissen, dem Korderl den Marsch gemacht, daß sie sich mit ihm eingelassen habe. Sie hätten das beste Leben gehabt, und das wäre noch jahrelang so fortgegangen, und sie hätten sich was ersparen können, und dann wäre immer noch Zeit genug gewesen, ans Heiraten und Kinderkriegen zu denken. Und jetzt unterstehe sich so ein fremder Hans Habenichts, sich einzumischen und das Mädel anzustiften, daß es ihrem Wohltäter auf einmal den Gehorsam aufsagen sollte.

Das alles im unverfälschtesten Münchener Dialekt, untermischt mit vielen Seufzern und Beteuerungen, daß sie nicht selig werden wolle, wenn sie die Hand dazu böte, außer für den Fall, daß der gnädige Herr selbst darauf einginge.

Dazu sei leider keine Aussicht, versetzte ich, und der hitzige junge Mann habe die Sache erst recht verschlimmert, da er sich Herrn Klaas gegenüber zu allerlei ehrenrührigen Redensarten habe fortreißen lassen. Man könne gar nicht wissen, wie schlimm es noch enden würde, wenn sie nicht alles aufböte, ihren künftigen Schwiegersohn zu einer Abbitte und Zurücknahme der beleidigenden Worte zu bewegen. Es sei von einem Duell die Rede gewesen. Wie es auch ausfallen möchte, die Sache würde dadurch nur unheilbarer. Wenn der junge Herr den alten totschösse, komme er vors Schwurgericht statt vors Standesamt, und umgekehrt würde das Korderl einen toten Bräutigam zu beweinen haben.

Die Frau erschrak heftig; von einem Duell hörte sie durch mich das erste Wort. Aber daß der Hitzkopf sich von ihr zureden ließe, daran sei nicht zu denken. Wenn ich gesehen hätte, mit welchem Gesicht er zu ihnen hereingestürzt sei, wie er das Mädel umarmt und sich verschworen hätte, kein Teufel solle sie ihm entreißen, und dann fortgerannt sei, als wolle er nur geschwind einen Revolver holen, um sich an seinem Todfeinde zu rächen, würde ich nicht glauben, daß da mit Zureden etwas auszurichten sei.

Ich gab indessen die Hoffnung nicht auf, ließ mir nur versprechen, daß auch das Korderl versuchen solle, ob sie nicht so viel Macht über den wilden Liebsten hätte, ihn zur Vernunft zu bringen, und klopfte dann eine Treppe tiefer bei Herrn Eduard Jasmund an, fand aber ein leeres Nest. Seine Zimmerfrau hatte ihn noch nicht wiedergesehen, er pflegte sich auch über Tag selten blicken zu lassen. Ich notierte mir die Adresse des Bureaus, wo er arbeitete. Aber auch dort fand ich ihn nicht. Es blieb mir nichts übrig, als meine Karte zu hinterlassen, mit der Bitte, er möge so gut sein, sich zu mir zu bemühen, da ich ihm eine wichtige Mitteilung zu machen hätte.

Dasselbe hatte ich auch seiner Wirtin auf die Seele gebunden.

Ich wartete aber den ganzen Tag vergebens auf ihn. Er ließ sich nicht bei mir blicken. Auch eine spätere Anfrage in seiner Wohnung war ohne Erfolg.

* * *

Zuletzt, wie es nach langem aufgeregtem Hoffen und Harren zu gehen pflegt, daß eine gewisse, auf nichts gegründete Überzeugung eintritt, es könne ja das Gefürchtete unmöglich eintreten, da schon so viel Zeit darüber vergangen sei, kam auch ich zu einer ruhigeren Ansicht der Dinge.

Ein Mensch von fünfundsechzig Jahren, sagte ich mir, der noch dazu eine „Mission" zu erfüllen hat, ein künstlerisches Vermächtnis der Welt hinterlassen will, an dem seine ganze Seele hängt, rennt nicht Hals über Kopf in ein solches Abenteuer hinein und tut schlimmsten Falles den absurden Sprung ins Dunkle erst, wenn er noch beim Licht seiner Vernunft alle Auswege geprüft und keinen gangbar befunden hat. Auch handelt sich's ja um nichts Schwereres als ein paar beleidigende Worte aus dem Munde eines leidenschaftlich verliebten jungen Menschen, dessen Äußerungen man ebensowenig ernst nehmen dürfe wie die irren Reden eines Fieberkranken.

Also ging ich ruhig zu Bett, fühlte aber am nächsten Morgen das Bedürfnis, mich selbst wieder danach umzusehen, welchen Fortgang der leidige Handel inzwischen genommen hätte.

Es schlug schon zehn vom Turm der Ludwigskirche, als ich mich dem Hause näherte, das ich gestern in so sorgenvoller Stimmung verlassen hatte. Heute würde mich's nicht sehr überrascht haben, wenn ich bei meinem alten Freunde seinen jungen Gegner angetroffen hätte, in bester Eintracht vor einer Flasche Bordeaux oder der Mappe mit den Zeichnungen zum Homer, als ob gestern kein einziges heftiges Wort zwischen ihnen gefallen wäre.

Meine rosige Phantasie sollte aber auf eine seltsame Art Unrecht behalten.

Denn da ich nur noch zehn Schritte von dem Hause entfernt war, wo sämtliche Personen des kleinen Dramas wohnten, sah ich jenen Arzt aus der Tür treten, den Freund Klaas wegen seiner kranken Hand konsultiert hatte.

Auch er bemerkte mich und näherte sich mir mit einer geheimnisvollen, doch nicht gerade Unheil ausdrückenden Miene. Dennoch erschrak ich.

„Um Gotteswillen, Herr Doktor, — Sie kommen von da oben — was ist geschehen? — doch nicht ein Unglück?"

„Gottlob nur etwas sehr Unbedeutendes, aber so rätselhaft, daß alle, die dabei zugegen waren, sich umsonst noch immer den Kopf zerbrechen, wie es zu erklären wäre. Sie wollten wohl eben zu meinem Patienten hinauf? Wenn Sie aber erst hören möchten, was da geschehen ist — Sie kennen ihn länger als ich —, vielleicht können Sie mir auf die Spur helfen, was der Grund seines wunderlichen Betragens sein möchte.

„Für einen Sonderling," fuhr er fort, während wir vor dem Hause auf und ab wandelten, „habe ich ihn nicht gehalten, trotz seiner Menschenscheu und daß er für nichts als für seine Arbeit Interesse hatte. Auch hatte ich großen Respekt vor seinem Geist und seiner Bildung, soweit ich sie während der paar Besuche, die ich ihm machte, kennen lernte. Nun können Sie sich vorstellen, wie erstaunt ich war, als ich gestern gegen Abend zu ihm gerufen wurde und er mir erklärte, er werde sich am nächsten Morgen in aller Frühe duellieren mit einem Ingenieur, der ihn beleidigt habe, und ersuche mich, ihn um halb sechs Uhr in einem geschlossenen Landauer abzuholen, da er es vor-

ziehe, nicht mit der Eisenbahn den Ort des Rendezvous, das Wäldchen hinter Pasing, zu erreichen.

„Ich hatte ihn beim Schreiben von Briefen getroffen, auch schien er durchaus nicht geneigt, mir weitere Aufklärungen zu geben, also fand ich es schicklich, nachdem ich ihm zugesagt, um was er mich bat, mich zurückzuziehen, so erstaunlich und fast unbegreiflich mir die Sache vorkam. Wie konnte sich das zugetragen haben, daß bei seiner völligen Vereinsamung irgend Jemand ihn hatte beleidigen können, so schwer, daß die Sache nur mit den Waffen ausgetragen werden konnte?

„Indessen fand ich mich natürlich heute früh pünktlich bei ihm ein. Zwei junge Herren erschienen bald nach mir, den einen, einen jungen Mann von etwa dreißig Jahren, stellte er mir als ‚eine Art Neffen' vor, den Sohn eines entfernten Vetters, Kommis in einem großen Bankhause, Leutnant bei der Reserve; den anderen, der ihm selbst erst seinen Namen sagen oder wiederholen mußte, als einen Freund des ‚Neffen', ohne weitere Angabe seines bürgerlichen Berufs.

„Er selbst ließ nicht die geringste Spur einer Aufregung erkennen, sagte nur ein Wort des Dankes, daß wir pünktlich erschienen waren, und übergab einem der beiden Zeugen ein elegantes Kästchen mit Pistolen. Dann verfügten wir uns zu dem Wagen hinunter und stiegen ein.

„An dem verabredeten Ort, einer Waldblöße, die schon früher zu ähnlichen Rencontres gedient hatte, mußten wir noch eine Weile warten. Der Gegner mit seinen Zeugen hatte die Eisenbahn benutzt. Ich weiß nicht, ob Sie von der seltsamen Affäre etwas wissen. Nun, wenn das der Fall ist, brauche ich Ihnen auch den Herrn Ingenieur nicht vorzustellen, kann nur sagen, daß auch er sich ganz korrekt benahm, übrigens in einem schwarzen Gehrock und grauen Hosen wie zu einer Einladung, einen weichen schwarzen Filzhut etwas schief aufgesetzt. Ein auffallend hübscher Mensch. Seine beiden Zeugen von etwas geringerer Sorte, Techniker, deren Namen mir natürlich genannt wurden. Die Zeugen des Herrn Klaas hatten ja gestern schon mit ihnen zu verhandeln gehabt, leider ohne Ergebnis. An eine Zurücknahme der Beleidigungen — den Wortlaut kannte ich nicht — war nicht zu denken gewesen, Herr Klaas als der Beleidigte hatte auf Pistolen bestanden bis zur Kampfunfähigkeit eines der beiden Gegner — fünfundzwanzig Schritt Barrière wurden abgesteckt, ein neuer Sühneversuch, nur pro forma, scheiterte an dem ruhigen Achselzucken des alten Herrn und dem höhnischen Auflachen des jungen, und so mußte das Verderben seinen Gang gehen.

„Es war nicht das erste Mal, daß ich als Arzt bei einem Duell zu funktionieren hatte. Aber niemals war's den Gegnern so blutiger Ernst gewesen wie hier. Ein tödlicher Haß blitzte aus den Augen des jungen Mannes, und ein kaltes Rachebedürfnis schien den Alten zu beseelen, als er jetzt — er hatte den ersten Schuß — die Waffe erhob und lange, so lange, daß mir das Herz zum Halse hinauf klopfte, auf den ruhig drüben hingepflanzten Gegner zielte.

„Der Schuß versagte. Mit einem stillen Kopfschütteln reichte er die Pistole einem der Sekundanten und sagte nur: Haben Sie die Güte, etwas sorgfältiger zu laden.

„Dann stand er schon wieder hoch aufgerichtet, und dann krachte auch von drüben der Schuß, und im selben Augenblick sah ich, daß an der linken Seite seines Kopfes unter dem grauen Haar des Alten das Blut herunterlief. Ich wollte hinzuspringen, er aber wehrte mit der linken Hand heftig ab und sagte: Ein paar Tropfen Blut — eine Bagatelle — halten Sie mich nicht auf —

„Damit erhob er wieder die Pistole, die ihm rasch gereicht worden war, und zielte von neuem, so kaltblütig und lange, wie wenn er nach der Scheibe zu schießen hätte. Der junge Mann drüben schien dadurch in der Tat etwas nervös zu werden. Er hatte den Hut abgeworfen, als würde ihm schwül darunter, jetzt zog er auch Rock und Weste aus und knüpfte die Krawatte ab, daß das Hemd über der schön gewölbten weißen Brust offen stand. Dann verschränkte er die Arme hinter dem Rücken und stand, die Augen fest auf den Gegner gerichtet, regungslos da, als wollte er sagen: das Ziel ist gar nicht zu fehlen, laß also das lange Zaudern und Zielen und drücke los!

„Und nun denken Sie, während wir atemlos gespannt dastehen und jeden Augenblick die Katastrophe erwarten, sehen wir, wie der alte Herr auf einmal sich in Bewegung setzt, ganz langsam und immer noch zielend, als ob er dem Gegner erst recht nahe kommen wolle, ehe er abschösse. Die Zeugen springen herzu und rufen, er dürfe nicht avancieren, er müsse zurück und Distance halten; er aber schüttelt nur den Kopf, läßt die Hand mit der Pistole sinken und setzt seinen Weg fort auf den Ingenieur zu, der ebenfalls die Augen erstaunt aufreißt, sich aber nicht zu rühren wagt. Der alte Herr, wie er dann dicht bei ihm ist, nickt ein paarmal und murmelt etwas vor sich hin, geht dann um ihn herum, dabei immer die Augen fest auf ihn gerichtet, und wie er endlich wieder dicht vor ihm steht, hebt er die Pistole und schießt, ohne lange zu zielen, nach einem Spatzen, der eben über sie hinflog, daß der mit zerflatternden Federn ins Gras hinuntertaumelt. Darauf tritt er ganz nahe an den Gegner heran, streckt ihm die Hand hin und sagt: ‚Sie sollen gewonnen haben. Schlagen Sie ein! Das Weitere werden Sie hören.‘

„Dann, nachdem der Ingenieur, der seinen Ohren nicht traute, etwas unsicher seinen Händedruck erwidert hatte, nimmt er den Hut ab, macht eine grüßende Bewegung gegen uns andere und sagt: ‚Ich danke Ihnen verbindlichst, meine Herren! Bemühen Sie sich nicht weiter um mich. Guten Morgen!‘

„Damit entfernte er sich, drückte sein Taschentuch gegen das linke Ohr, das immer noch reichlich blutete, und verschwand unter den Bäumen, in der Richtung, wo er den Wagen hatte halten lassen. Uns anderen blieb nichts übrig, als per Bahn in die Stadt zurückzukehren, während wir uns den Kopf zerbrachen über das sonderbarste Duell, das wohl jemals wie eine schlechte Komödie, die keinen vernünftigen Schluß hat, zu Ende gegangen ist.“

* * *

Wir gingen ein paar Schritte schweigend nebeneinander her. Auch ich versuchte umsonst, das Wort des Rätsels zu finden.

„Ich muß mich jetzt von Ihnen verabschieden," sagte der Doktor. „Wenn Sie Herrn Klaas sprechen wollen, müssen Sie sich beeilen. Es schien mir, als hätte er die Absicht zu verreisen. Ich bin froh, ihn noch angetroffen zu haben, um ihn zu verbinden, denn so unbedeutend die Verwundung ist — das linke Ohrläppchen ist ihm abgeschossen worden, ohne den Schädel zu verletzen —, immerhin darf die Wunde nicht vernachlässigt werden. Von der nötigen Vorsicht aber, daß er sich ruhig halten und meinen antiseptischen Verband morgen erneuern lassen sollte, wollte er nichts hören. Er drang mir sofort das Honorar auf — zu meiner geringen Dienstleistung in gar keinem Verhältnis. Eine so unbegreifliche Geschichte! Nun, von so einem Künstler, der den russischen grandseigneur spielt, kann einen nichts verwundern."

Wir schüttelten uns die Hände, und ich stieg nachdenklich die vier Treppen hinauf.

Ich war darauf gefaßt, daß er mich nicht einlassen würde. Er wußte ja, wie ich über die Sache dachte, und mußte sich doch ein wenig schämen, daß er in seinen Jahren sich nun doch gegen all meine Vernunftgründe verstockt hatte.

Statt dessen öffnete er mir auf mein erstes Klingeln und streckte mir ganz heiter die Hand entgegen. In seinem Äußeren war nichts Besonderes zu bemerken, er war in einem eleganten Reiseanzug, das linke Ohr bepflastert, doch mit dem grauen Haar sorgfältig zugedeckt.

„Schön, daß Sie kommen. Ich brauche Ihnen nun das Abschiedsbillett nicht zu schicken, das ich Ihnen schon geschrieben habe. Sie hätten auch den Grund, weshalb ich verreisen will, daraus nicht erfahren. Man stellt sich nicht gern schwarz auf weiß ein Zeugnis darüber aus, daß man ein Esel war. Mündlich wird einem das leichter, einem alten Freunde gegenüber."

„Verleumden Sie sich nicht selbst," sagte ich. „Ich habe unten auf der Straße von Ihrem Doktor erfahren, daß Sie durchaus keine Dummheit begangen, sondern sich so großmütig benommen haben, wie ich's Ihnen von Anfang an zugetraut hatte."

Er lachte kurz auf.

„Großmütig? Wo denken Sie hin! Nein, was ich getan habe, geschah nicht aus Großmut und freiem Willen, ich wurde dazu gezwungen, c'était plus fort que moi. Ich war bei meinem ersten Schuß fest entschlossen, dem jungen Mädchenräuber das Handwerk zu legen, ihm den Denkzettel zu geben, der ihn für eine gute Weile unschädlich gemacht hätte. Wie ich dann seine Kugel dicht an meinem Kopfe vorbeipfeifen hörte — ein paar Millimeter näher, und es wäre damit aus gewesen, daß ich meine Nausikaa zu stande gebracht hätte — zum Glück drehte ich gerade den Kopf unwillkürlich ein wenig nach rechts, so daß ich nur das ganz unnütze dekorative Anhängsel an meinem Ohr bloßstellte —, na, niemand wird dadurch besänftigt, wenn man ihn auch nur um sein Ohrläppchen verkürzt — und so gelobte ich mir in meinem Ärger, da ich das Blut rieseln fühlte: das sollst du mir bezahlen! Natürlich nicht mit dem Leben, doch auch nicht bloß mit derselben Kleinigkeit. Auf seinen rechten Arm zielte ich, den wollte ich zur Ader lassen. Und nun denken Sie, was mir passiert. Der verwünschte ‚Fanatismus der Linie', dem ich in

meinem langen Leben so viel der reinsten Genüsse verdankt habe, jetzt auf meine alten Tage spielt er mir einen tückischen Possen. Wie ich den Burschen mir gegenüber scharf aufs Korn nehme, seh ich, daß er seine Oberkleider abgeworfen hat und nun mit halb entblößter Brust dasteht. Daß er gut gewachsen ist, hatt ich schon gestern bei seinem Besuche bemerkt, damals aber ließ der Ärger über seine Dreistigkeit kein richtiges ästhetisches Gefühl aufkommen. Draußen aber, in der hellgrauen Morgenluft — das Hemd hatte sich über die rechte Schulter — gerade die, auf die ich zielte — zurückgeschoben, ich sah den reinen Kontur, wie er sich von dem nach oben gerichteten hübschen Kopf den Hals hinunter nach der Achsel zog, die prachtvoll gewölbte Brust, die ganze stolz herausfordernde Haltung wie eines jungen Halbgotts, schlank in den Hüften und die Beine so glücklich in Proportion zum Oberkörper — und darauf sollt ich schießen? dies herrliche Gewächs beschädigen? ein so selten gelungenes Menschenbild zum Krüppel machen? Im Augenblick war mein Zorn und Haß gegen den unverschämten Gesellen, der mein wohl erworbenes Recht mit Füßen trat, verflogen. Ich hatte nur den einen Wunsch: diese Linien mir genauer von allen Seiten anzusehen, am liebsten hätt ich ihm proponiert, mit mir in mein Atelier zu gehen und mir nur ein paar Stunden lang Modell zu stehen. Aber so sehr mich meine alte Leidenschaft verblendete, daß ich mit einem Vorschlag dieser Art bei dem hochmütigen jungen Herrn übel ankommen würde, stand mir doch klar vor Augen. Na, und da blieb mir nichts anderes übrig, als ihm den ganzen Bettel vor die Füße zu werfen und mich wie ein Narr von ihm auslachen zu lassen. Hinterher habe ich mir einen Esel um den anderen an den Kopf geworfen. Und doch, wenn ich wieder in den Fall käme, — ich würde mich nicht klüger aus der Affäre ziehen."

Ich haschte nach seiner Hand und drückte sie lebhaft. „Wenn jemals ein Mensch einen unklugen Streich begangen hat, der ihm Ehre macht, so haben Sie das heute getan."

„Ja wohl!" brauste er auf, „so in abstracto. wenn man eine Ballade darauf dichtet. Aber das dicke Ende kommt nach. Ich bin nun aufs Trockene gesetzt und werde wie ein Fisch im Sande noch ein Weilchen schnappen und mich nach meinem Element zurückzuschnellen suchen und dann doch erbärmlich verenden. Sie meinen, ich fände wohl noch einen Ersatz für mein Modell? Ja, wenn ich der Mann dazu wäre, mit Surrogaten vorlieb zu nehmen, vom Pferd auf den Esel hinunterzusteigen! Immerhin werde ich's versuchen. Vielleicht finde ich in Paris so ein halbes oder dreiviertel Korderl. Vorläufig kann ich noch nichts beschließen, ich bin zu tief heruntergekommen, will auf eine Woche ins Gebirge. Den Frauenzimmern drüben habe ich erklärt, ihre Apanage würde ich ihnen weiter bezahlen nur unter der Bedingung, daß ich sie nicht mehr in ihrer Wohnung fände, wenn ich nach acht Tagen zurückkäme. Ich muß vergessen, daß so was, wie das Mädel, überhaupt auf der Welt ist. Den jetzt ungültig gewordenen Vertrag habe ich zerrissen und die Stücke der Mutter zum Verbrennen gegeben. Für die Ausstattung des Mädels, wenn die verrückte Heirat denn doch zu stande kommen soll, würde ich sorgen, habe ihr einen Scheck gegeben auf mein Bankguthaben, den sie aber vor dem

Herrn Schwiegersohn verleugnen soll. Der Narr wäre im stande, sich auf die Hinterbeine zu stellen und zu erklären, von einem Seelenverkäufer meines Schlages nehme er nichts an. So wäre denn alles in bester Ordnung, und ich könnte als ein alter Tagedieb, der sich von den Geschäften zurückgezogen, anfangen, durch die Welt zu flanieren. Da höre ich eben die Droschke vorfahren, die mich zum Bahnhof bringen soll. Zum Glück habe ich gestern abend schon in der Ungewißheit, ob ich heute nicht vor den Folgen meines Blutvergießens flüchten müßte, meine Papiere geordnet und meinen Koffer gepackt. Sie könnten mir einen Gefallen tun, werter Freund, wenn Sie mir helfen wollten, ihn hinunterzutragen. Von den Frauen drüben habe ich schon Abschied genommen."

Ehe er unten in die Droschke stieg, die der kleine Sohn der Schneidersehelente geholt hatte, sah er noch einmal zu den Fenstern des vierten Stockes hinauf. Als er hinter dem Kopf der Alten das helle Gesichtchen ihrer Tochter erblickte, beide nickend und grüßend, wandte er sich ab und machte sich, ohne den Gruß zu erwidern, mit seinem Gepäck zu schaffen. Doch konnte er sich mir nicht so rasch entziehen, daß ich nicht gesehen hätte, wie seine seltsam schillernden Augen hinter einem feuchten Flor ihre Farbe völlig verloren hatten.

* * *

Was ist noch weiter zu sagen?

Nach Jahr und Tag las ich in der Zeitung, daß der Lithograph Johannes Klaas im Namen der Hinterbliebenen den Tod seines Vetters, des Historienmalers Hinrich Klaas, anzeigte. Der Tod sei nach kurzem Leiden in Paris erfolgt, wo er auch beerdigt worden sei.

Was aus dem Korderl, seiner Mutter und dem Herrn Ingenieur geworden, hatte ich nicht erfahren können, nur daß sie geheiratet hatten und nach einer kleinen fränkischen Stadt verzogen waren, in deren Nähe die Kanalarbeiten vorgenommen wurden.

Es drängte mich aber doch, über den nun dahingeschiedenen Freund etwas Näheres zu erfahren, und so suchte ich Herrn Johannes Klaas auf und stellte mich ihm als Freund seines verewigten Vetters vor. Daß ich von ihm während seines letzten Jahres nicht das geringste Lebenszeichen erhalten hatte, war mir freilich leid gewesen. Doch von dem „Sonderling" konnte ich auch darauf gefaßt sein.

Auch dem Vetter war es nicht besser gegangen. Erst nach dem Tode hatte ihn das Gericht in Paris davon verständigt, daß der alte Maler ihn und Frau Kordula Jasmund zu gleichen Teilen zu Erben eingesetzt, seinen künstlerischen Nachlaß an ausgeführten Zeichnungen und Studien in sechs großen Mappen dagegen dem Fürsten Michael Petrowitsch Butenjeff in Moskau vermacht hatte, mit der Bitte, womöglich die Herausgabe des Homer-Werks zu betreiben.

Eine leise Hoffnung, daß das künstlerische Vermächtnis dieses letzten Idealisten der Welt nicht werde vorenthalten werden, wäre also noch vorhanden. In den neun Jahren freilich seit dem Tode des alten Freundes ist nicht ein Wort mehr darüber in die Öffentlichkeit gedrungen.

Moltkes Operationsplan zu einem Kriege gegen Frankreich aus dem Jahre 1859.

Von

J. von Verdy du Vernois.

Moltkes militärische Korrespondenz. Aus den Dienstschriften des Jahres 1859. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Mit einer Übersichtskarte und 6 Skizzen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1902.

I.

Nach Beendigung des deutsch-französischen Krieges legte Moltke noch im Jahre 1871 seine Ansichten „Über Strategie" in einem sehr bemerkbar gewordenen kleinen Aufsatz nieder, in dem sich folgende Aussprüche vorfinden:

„Kein Operationsplan reicht mit einiger Sicherheit über das erste Zusammentreffen mit der feindlichen Hauptmacht hinaus. Nur der Laie glaubt in dem Verlauf eines Feldzuges die konsequente Durchführung eines voraus gefaßten, in allen Einzelheiten überlegten und bis ans Ende festgehaltenen ursprünglichen Gedankens zu erblicken."

Nun ist die Frage, was denn eigentlich ein „Operationsplan" umfaßt, auf Grund dieser Äußerung eine sehr naheliegende, denn in obigen Worten ist doch nur ausgedrückt, was er nicht enthält. Jedenfalls aber hat auch der Laie das Gefühl, es müsse ein Operationsplan für die Führung eines Krieges Grundlegendes enthalten und daher von ganz besonderer Wichtigkeit für denselben sein. Und dem ist auch so!

Jeder vernünftige Mensch, der im Leben zu irgend einer wichtigen Handlung sich vorbereitet, wird sich darüber klar werden müssen, was er erreichen will, und auf welchem Wege er zu dem gewählten Ziel gelangen kann.

Und dies beides: das Ziel und die Wege, die zu demselben führen, bilden auch die Grundlage für den Krieg, für jene Handlungen, die über das Geschick der Völker die blutige Entscheidung anrufen.

Da ist es dann wohl selbstverständlich, daß auf den Entwurf eines Operationsplanes der allergrößte Wert gelegt wird. Ein Vergreifen im Ziel, ein Verfehlen in der Wahl der Wege trägt den Keim für einen unglücklichen Ausgang des ganzen Feldzuges in sich, wenn der Gegner nicht ebensolche oder noch größere Fehler macht.

So ist bei dem Studium eines Feldzuges die Kenntnisnahme und das Durchdenken des für denselben maßgebenden Operationsentwurfes für den Fachmann ebenso notwendig wie nützlich. Aber auch in weiteren Kreisen ist bei dem lebhaften Interesse, welches die ruhmvollen Kämpfe unseres Heeres hervorgerufen haben, das Bestreben immer lebhafter geworden, nicht bloß die Taten eines Krieges, sondern auch den Zusammenhang seiner Erscheinungen kennen zu lernen und in die geistige Werkstatt der Heil oder Verderben in sich bergenden Tätigkeit der Führung einzudringen.

Für die Grundlage — die Erkenntnis des Wesens und der Anforderungen an einen Operationsplan — hat uns in den letzten Jahren die dankenswerte Tätigkeit der kriegsgeschichtlichen Abteilung I des Generalstabes ein überaus wichtiges Material in „Moltkes militärischer Korrespondenz" zur Verfügung gestellt, das in dem vorliegenden, jüngst erschienenen Bande seinen Abschluß findet.

Mögen auch früheren Feldzügen bei uns wie in anderen Staaten umfassende Vorarbeiten vorangegangen sein und diese sich selbst auf mehrere Jahre vor dem Krieg hin ausgedehnt haben, — nirgends wird uns doch ein Einblick in die operative Vorarbeit in solcher Ausdehnung und Gründlichkeit geboten, wie dies hier der Fall ist.

Ich brauche hier nur darauf hinzuweisen, daß sich diese Korrespondenzen allein in Bezug auf den deutsch-französischen Krieg über einen Zeitraum von dreizehn Jahren erstrecken. In diesem Zeitraum kam es darauf an, die zuerst gefaßten Absichten der fortwährend wechselnden politischen Lage, den verschiedenartigen Verschiebungen von Bündnissen und Feindschaften anzupassen. Dabei war der Einfluß unausgesetzt zu bewerten, welchen die Entwicklung aller betreffenden Armeen, der Ausbau der Eisenbahnlinien, die Anlage von Festungen, der Zustand der maritimen Streitkräfte u. s. f. mit sich führten. Dieser Hinweis dürfte schon einen ungefähren Begriff geben, welche gewaltige Arbeit unter den umfassendsten Kombinationen von Moltke in diesem Zeitraum überwältigt worden ist. Und diese Arbeit war um so verwickelter, als gleichzeitig in demselben Zeitraume auch die gesamten Vorarbeiten für den dänischen Krieg und den gegen Österreich fielen.

In diesen Korrespondenzen wird uns ein Erkenntnisgebiet von unschätzbarem Werte eröffnet. Aber die Fülle des Materials ist eine so überwältigende, der Stoff selbst ein so gedankenreicher und von so gewichtiger Bedeutung, daß es eines ganz beträchtlichen Zeitaufwandes und angestrengtesten Nachdenkens bedarf, um dasselbe durchzuarbeiten und seine Einzelheiten in allgemeinen Übersichten zu vereinigen.

Bei dem Werte, welchen ein Verständnis über Bedeutung und Inhalt eines Operationsplanes auch für weitere Kreise heutigen Tages gewonnen hat,

will ich hier auf der Grundlage der letzten Veröffentlichung unseres Generalstabes den Versuch machen, die darauf bezüglichen Moltkeschen Ansichten hervorzuheben und zu erläutern[1]).

Das betreffende Werk enthält die Arbeiten, welche im Jahre 1859, mithin in dem Jahre des Krieges von Frankreich-Sardinien mit Österreich ausgeführt wurden. Es bildet sein Inhalt ein einzelnes Glied in der Gesamtheit der Vorarbeiten, mit welchen Moltke in dem Zeitraum von 1857—1870 für einen Krieg Preußens oder Deutschlands mit Frankreich sich befaßte.

Den Ausgangspunkt für unsere Zwecke bietet eine Denkschrift Moltkes vom 7. Februar 1859, welche er dem Kriegsminister vorlegte auf dessen Wunsch, seine Ansichten über den Aufmarsch der Armee kennen zu lernen, für den Fall, daß der drohende Konflikt Österreichs mit seinen Gegnern zum Ausbruch käme und Preußen dazu Stellung nehmen müßte.

Es sei hierbei bemerkt, daß damals der preußische Generalstabschef sich noch in einer Abhängigkeit vom Kriegsministerium befand und keineswegs die ihm gebührende Stellung einnahm, die sich während der glücklich geführten Feldzüge demnächst von selbst entwickelte. So erhielt Moltke auch Kenntnis von den politischen Ereignissen, welche die Entwürfe für den Krieg beeinflussen mußten, nur gelegentlich vom Kriegsminister und oft auch dann nur in unvollkommener Weise. Die kriegsgeschichtliche Abteilung weist sogar darauf hin, daß er sich manchmal seine Informationen erst aus den Zeitungen habe holen müssen! Und doch ist eine genaue Kenntnis der politischen Lage und so auch von der geringsten Wandlung, die in derselben eintritt, eine absolute Notwendigkeit für die Aufstellung eines Operationsentwurfes. Dem Generalstabschef, dem diese nicht durch die offiziellen Organe erleichtert wird, bleibt nichts anderes übrig, als sich selbst zu helfen und sich seine eigenen Gedanken darüber zu bilden.

Aber auch wenn er bei richtiger Abmessung des Wirkungskreises der verschiedenen Ressorts diese offizielle Orientierung erhält, ist er noch immer auf eine eigene Beurteilung derselben angewiesen. Denn es kommt vor allem darauf an, daß sich die operativen Absichten auf eine Grundlage aufbauen, die mit seinen Ansichten übereinstimmt. Sonst entsteht nur Stückwerk.

In dieser selbständigen Vorarbeit in politischen Verhältnissen für die militärischen Zwecke liegt aber keineswegs eine Berechtigung des Generalstabschefs, eigene Politik treiben zu dürfen. Er kann nur sagen: „Ich sehe die politische Lage in dieser Weise an und schlage auf Grund derselben die folgenden militärischen Maßregeln vor." Differenzen in den Anschauungen der Räte der Krone unterliegen der höheren Entscheidung.

Nun sehen wir hier, daß Moltke in jener Zeit nicht ausreichend orientiert wurde. Es dürfte aber von Interesse sein, zu erfahren, inwieweit seine Genialität dennoch das politische Gebiet beherrschte. Dazu bietet der Eingang

[1]) Den Versuch habe ich in Bezug auf die früher schon veröffentlichten Korrespondenzen in meinen „Studien über den Krieg. Zweiter Teil. Operationspläne" unternommen. Der vorliegende Band der Korrespondenzen bietet aber besondere Veranlassung, auch aus diesem einige hervortretende Gesichtspunkte, denen ein allgemeines Interesse beizumessen ist, zu erläutern.

der hier zu betrachtenden Denkschrift vom 7. Februar ausreichende Anhaltspunkte.

Bevor ich jedoch auf die Einzelheiten derselben eingehe, will ich die grundlegende Ansicht für einen Krieg mit Frankreich, wie sich solche vor und nach dem Jahre 1859 bei Moltke selbst gestaltet hat, mit seinen eigenen Worten kennzeichnen.

In Bezug hierauf heißt es in einer von ihm im Oktober 1858 abgefaßten Denkschrift:

Um den gewaltigen Kampf mit dem germanischen Zentrum Europas aufzunehmen, zu welchem schließlich wohl auch England noch hinzutreten könnte, bedarf es für Frankreich vielleicht noch eines vorbereitenden Schrittes, der Erweiterung seiner Machtstellung im romanischen Westen.

Durch eine bewaffnete Einmischung in die italienischen Verhältnisse bedroht Frankreich zunächst weder Preußen noch die Massen der deutschen Bundesländer unmittelbar . . .

Wie schwach auch Süddeutschland durch seine Geteiltheit ist, Frankreich wird doch zwischen Österreich und Preußen immer zunächst keine Gebietserweiterung, sondern wie in Italien nur Einfluß, Machtstellung und Protektorat suchen. Dagegen wird es seine ganze Kraft zur Wiedererlangung der nie verschmerzten Rheinlinie konzentrieren. Und diesem gewaltigen Andrang wird Preußen dann vielleicht allein zu widerstehen haben, wenn Österreich, aus Italien verdrängt, weder den Willen noch die Macht mehr besitzt, zu einem Feldzug zu rüsten.

Preußens Machtstellung in Deutschland kann durch die Rivalität Österreichs in ruhigen Zeiten zurückgedrängt werden — ernste Verwicklungen müssen sie stets wieder zur vollen Geltung bringen.

In die uns jetzt vorliegende Denkschrift vom 7. Februar 1859 sind diese Sätze wörtlich übergegangen; nur hinter dem ersten Absatz: „Um den gewaltigen Kampf" bis „im romanischen Westen" findet sich noch folgende Einschaltung:

Die Lage der italienischen Halbinsel gewährt hierzu eine Gelegenheit, die Frankreich nicht unbenutzt lassen wird, sobald seine inneren Verhältnisse es ratsam erscheinen lassen, die Tätigkeit der Parteien nach außen zu beschäftigen.

Vervollständigt wird diese Entwicklung der politischen Anschauung noch durch die Einleitung einer Denkschrift, die aus dem „Frühjahr 1860" datiert. Der Krieg in Italien, der als Vorbereitung für ein Vorgehen Frankreichs gegen Preußen von Moltke vorhergesehen, war durchgeführt worden und Österreich dabei unterlegen.

Dieses Ereignis machte eine Durchsicht und erneute Prüfung des bisher für einen Krieg Preußens gegen Frankreich entworfenen Operationsplanes erforderlich. Der Anfang jener sich hiermit beschäftigenden Denkschrift lautet:

Es ist der Geschicklichkeit Kaiser Louis Napoleons gelungen, die Politik der europäischen Kabinette zu trennen. Die im Grundsatz ausgesprochene und tatsächlich vollendete Zerreißung der Traktate von 1815 hat nicht vermocht, sie wieder zu vereinigen.

Mit dem Beistand anderer Großmächte wurde Rußland (Krimkrieg), ohne denselben dann Österreich gedemütigt. Aus dem ersten Feldzug ging Frankreich ohne allen, aus dem zweiten mit einem geringen materiellen Erwerb hervor. Aber die moralische Errungenschaft ist übergroß.

Der Kaiser hat seine Stellung nach innen befestigt, die Armee das Gefühl der Unüberwindlichkeit gewonnen. Frankreich ist nicht nur das Haupt der romanischen

Welt geworden, es hat auch das germanische Inselreich fast willenlos an seine Politik gekettet. Rußland und Österreich finden nirgends Hilfe; sie werden ihrerseits nicht leicht Beistand leisten. Das eine, in innerer Umwandlung begriffen, braucht Jahre, ehe es seine ganze Macht wieder nach außen entfalten kann; das andere, in seinem Ländergebiet verkürzt, in seinen Finanzen tief zerrüttet, rüstet ab und läßt die Tatsachen rings umher sich vollenden. Ein Stillstand auf dem Wege der Idées Napoléonnes ist nicht zu erwarten; die europäische Koalition, welche dem Vorschreiten entgegentreten könnte, ist heute weniger als je möglich. Frankreich hat bis jetzt für andere gekämpft — es wird nun für sich selbst kämpfen und erwerben. Die Theorien der Volksabstimmung, der Nationalitäten und der natürlichen Grenzen sind Handhaben für alle Zwecke, Heer und Flotte die Mittel für ihre Durchführung, England und Preußen sind an der Reihe, Cherbourg und Châlons bedrohen beide.

Dabei weist Moltke jedoch darauf hin, daß der Kaiser unmöglich England erobern oder einen Teil desselben dauernd Frankreich einverleiben könne. „Eine wirkliche Besitzergreifung liegt nur am Rhein. Dort steht Preußen und wahrscheinlich Preußen allein."

Aus diesen Anführungen tritt uns Moltke auch als Politiker in Bezug auf die äußeren Verhältnisse in die Erscheinung. Und es kann wohl behauptet werden, daß sein auf dem Gebiete der Kriegführung so weiter und vorausschender Blick auch auf dem Gebiete der politischen Anschauungen unverkennbare Spuren von ähnlicher Bedeutung eingezeichnet hat, daß er auch hier in einer Bedeutung hervortritt, die höher steht, als es vielleicht angenommen wird.

Gehen wir nunmehr auf die Einzelheiten der jetzt zur allgemeinen Kenntnis gelangten Korrespondenzen des Jahres 1859 ein, so finden wir auch hier die umfassende Beachtung der politischen Lage auf alle Staaten ausgedehnt, welche bei dem bevorstehenden Konflikte in Betracht kommen konnten.

Was politisch als Endzweck eines Krieges erreicht werden soll, hat die Diplomatie festzustellen, aber sie kann dies nur, indem sie berücksichtigt, was die militärische Kraftentwicklung eines Staates zu leisten vermag. Bereits bei diesem Ausgangspunkt der Erwägungen tritt eine Wechselwirkung zwischen Politik und Heeresleitung hervor. In richtiger Würdigung dieser Verhältnisse wird bei normalem Gange das politische Ziel festzustellen sein.

Unter den damaligen Umständen mag es schon als ein Übergriff des Generalstabschefs angesehen worden sein, wenn derselbe, auf die Forderung des Kriegsministers, ihm seine Ansichten über den strategischen Aufmarsch der Armeen mitzuteilen, sein Memoire mit umfassenden politisch-militärischen Auseinandersetzungen beginnt. Wie einen solchen Vorwurf im voraus abwehrend klingt der Eingang der Moltkeschen Denkschrift, in dem er darauf hinweist, daß die Frage sich nicht beantworten lasse, ohne daß zugleich die Lage der Großmächte und selbst der kleineren dem Kriegsschauplatz zunächst liegenden Staaten mit in Betracht gezogen werde. Und wie entschuldigend endet er diesen Passus mit den Worten: „Die vorliegende Arbeit strebt, soweit irgend möglich, den rein militärischen Standpunkt festzuhalten, indes können politische Erwägungen nicht ganz ausgeschlossen bleiben!"

Und nun geht er auf diese Erwägungen ein und legt nach seinen Ansichten die gesamte politische Lage dar, ohne daß er einen offiziellen Anhalt erhalten, nach dem, was er sich darüber gesammelt und wie er darüber nachgedacht hat.

Dabei weist er zunächst darauf hin, daß Preußen sich niemals freiwillig in die Lage setzen würde, gleichzeitig vom Westen wie vom Osten angegriffen zu werden.

Handelt es sich also um Maßregeln, welche den Krieg mit Frankreich nach sich ziehen können, so muß vor allem ins Auge gefaßt werden, was wir von Rußland zu erwarten haben.

Da kommt er auf die schweren Wunden zu sprechen, welche der Krieg mit den Westmächten diesem Reiche geschlagen hat. Man findet in seinen Darlegungen gleichzeitig einen Hinweis, wo er seine Nachrichten — wenigstens zum Teil — hernimmt; denn er beruft sich auf das Krönungsmanifest des Zaren wie auf die Petersburger Zeitung. Dabei weisen die Darlegungen hin auf die Beobachtung des Ausbaues der Eisenbahnen, auf die Anstrengungen, welche die Regierung macht zur Hebung der Landeskultur wie gewerblicher Unternehmungen, ferner für den überseeischen Verkehr und die Eröffnung neuer Erwerbsquellen und Handelswege überhaupt.

Aber hiermit sind seine Beobachtungen noch lange nicht erschöpft. Sie erstrecken sich weiterhin darauf, daß, wenn Rußland zum Kriege schritt, zur Augmentation der Infanterie und Kavallerie allein über 287 000 Mann wieder einberufen, diese somit der Landeskultur entzogen werden müßten, daß dann die Geldwerte infolge des Kriegsbudgets, welche jetzt vorzugsweise den Kulturinteressen zugewendet sind, den gefährlichen Chancen bloßgestellt und alle jene Unternehmungen wie der Wohlstand des Landes dem Verderben preisgegeben würden.

Erwähnt werden außerdem noch: das Gedeihen der Niederlassungen am Amur, das Fortschreiten der militärisch-sozialen Organisationen und Kulturschöpfungen im orenburgischen und transbaikalschen Gebiet, sowie die in Aussicht genommene Bewältigung des Kaukasus, zu welchem Zweck zwei Infanteriedivisionen der russisch-europäischen Armee dort belassen worden sind.

Und wenn die Denkschrift auch nur alle diese zu beobachtenden Momente anführt, so kann dies doch nur geschehen, wenn eine Würdigung derselben unter voller Kenntnis von alledem, was darauf Bezug hat, vorhergegangen ist. So bekommt man denn auch wohl eine Ahnung davon, in wie eingehender Art sich ein Operationsentwurf mit Erwägungen zu beschäftigen hat, welche nicht allein den militärischen Gebieten angehören, und inwieweit der Verfasser des Entwurfes diese beherrschen muß in dem ganzen Umfange ihrer sozialen Bedeutung.

Das Ergebnis dieser Erwägungen gipfelt im vorliegenden Falle darin:

Daß Rußland für seine mit aller Kraft und Energie unternommene innere Entwicklung dringend und notwendig des Friedens bedarf, und daß ein äußerer Krieg alle in diesem Gebiete begonnenen großen Schöpfungen und Unternehmungen auf das äußerste gefährdet . . .

Rußland kann und wird nach aller möglichen Voraussicht an dem den Frieden Westeuropas drohenden Konflikt keinen Anteil so weit nehmen, daß es für eine oder die andere Partei mit den Waffen in der Hand in die Schranken tritt.

Wird somit eine aktive Beteiligung des östlichen Nachbars nicht vorausgesetzt, so könnte er aber doch immerhin sich bei seinen Beziehungen zu Frankreich und Sardinien zu einer demonstrativen Haltung veranlaßt sehen. Und zwar könnte dies durch Aufstellen von Truppen an der österreichischen Grenze zur Bedrohung des Kaiserstaates wie an der preußischen, um uns von der Beteiligung am Kampfe abzuhalten, geschehen.

Um nun zu erkennen, in welcher Stärke diese Armeen zu erscheinen vermögen und zu welcher Zeit sie an den Konzentrationspunkten versammelt sein werden, bedarf es der eingehendsten und ausgedehntesten Vorarbeiten. Dabei handelt es sich darum, zu wissen, wo die Truppen im Frieden sich zurzeit befinden, und wie hoch sich die Stärke jeder einzelnen Abteilung der verschiedenen Waffen beläuft, zu berechnen, wann die erforderlichen Reserven, durch welche diese Abteilungen auf die Kriegsstärke gelangen, sowie die zu beschaffenden Pferde eintreffen können und schließlich die Leistungen der in Betracht kommenden Bahnen und Dampfschiffe mit unvermeidlichen Fußmärschen zu kombinieren, um zu ersehen, in welcher kürzesten Frist die Truppen in dem Aufstellungsrayon versammelt sein werden.

Die Denkschriften selbst enthalten solche Einzelberechnungen und Erwägungen niemals; sie geben nur die Ergebnisse derselben an, unter Bezeichnung derjenigen Heereskörper und ihrer Standorte, über welche verfügt werden kann, dem hier noch einige anderweitige, allgemein gehaltene Notizen über die erforderliche Anzahl der Reserven hinzugefügt sind.

Als Gesamtergebnis stellt sich heraus, daß die Versammlung von nur einer russischen Armee im Königreich Polen sowohl die angeführten Ziele gegen Preußen wie gegen Österreich am zweckmäßigsten erreichen würde. Für diese Armee könnte Rußland 94 Bataillone, 96 Eskadrons und 298 Geschütze, in Summa etwa 115000 Mann verfügbar machen und deren Vereinigung in etwa 90 Tagen erfolgen.

Nach Darlegung der Verhältnisse bei dieser nächst Frankreich im Falle eines Konfliktes wichtigsten Macht, deren Beteiligung für Preußen einen Kampf nach zwei Fronten hin eröffnete, gehen die Untersuchungen auf andere Staaten über, deren Endergebnis ich hier nur kurz mitteile.

Zunächst betreffen sie England, das in seiner augenblicklichen Lage, solange der Aufruhr in Indien dauert, für die erste Entwicklung nicht in Betracht kommt.

Dann folgt Dänemark, dessen feindliche Gesinnung gegen Deutschland-Preußen bekannt sei; die inneren Verhältnisse (Besetzthalten der Herzogtümer) erfordern Truppen, und nach Abzug der Besatzungen auf den Inseln und in den Festungen wird seine Offensivkraft auf 30000 Mann geschätzt. Mit diesen nach Deutschland hinein eine Operation zu unternehmen, sieht Moltke für ein sehr gewagtes Unternehmen an. Eine direkte Unterstützung derselben durch Frankreich ist zunächst nicht zu erwarten, da dieses seine Kräfte zusammen-

halten muß. Das X. Bundeskorps würde einer solchen Offensive gegenübertreten, und eine Verstärkung desselben durch nur ein preußisches Armeekorps würde die Niederlage der Dänen sicherstellen. Immerhin würde eine derartige aggressive Politik des Kopenhagener Kabinetts nötigen, das X. Bundeskorps an der Elbe zu belassen.

Was Holland betrifft, so wird dessen Zusammengehen mit Preußen nicht erwartet, da dort „keine Sympathien für das stammverwandte Deutschland vorhanden sind," ebensowenig aber auch, daß es sich gegen Deutschland erklären werde, um mit Hilfe Frankreichs Belgien oder einen Teil desselben zurück zu erlangen. Durch die gänzliche Vernachlässigung der Landmacht wird dieser Staat überhaupt nicht für befähigt erachtet, einen Feldzug mit Aussicht auf Erfolg zu führen.

Anders werden die Verhältnisse in Belgien aufgefaßt. Seitdem es seine Unabhängigkeit erworben, hat sich bei seiner Bevölkerung das Nationalgefühl wesentlich gesteigert, und sieht sie Frankreich als den einzigen wirklichen Feind ihrer Selbständigkeit an, Preußen, wie England und selbst Holland dagegen als seine natürlichen Verbündeten.

Nun hätte Frankreich, wenn es gegen Preußen allein vorgehen will — wohlverstanden also mit einer Neutralität der süddeutschen Staaten rechnet —, zum Überschreiten der Grenze nur einen so geringen Teil derselben verfügbar, daß die darüber hinausgehende Operation als eine sehr gefährliche bezeichnet werden könnte. Denn bei unglücklichem Ausgang einer Offensive müßte die Armee doch über diese Strecke innerhalb ihrer schmalen Breitenausdehnung wieder zurückgehen; ein geringer Druck auf einen der Flügel, welcher ein seitwärtiges Ausweichen zur Folge hätte, würde dies unausführbar machen. Um einem solchen Mißstande abzuhelfen, wäre Frankreich angewiesen, sich eine breitere Basis zu verschaffen. Dies könnte nur auf Kosten süddeutschen Gebietes oder von Belgien geschehen. Da es im Interesse Frankreichs lag, ersteres zu schonen, dagegen aber sich des letzteren zu bemächtigen, so mußte mit ziemlicher Bestimmtheit darauf gerechnet werden, daß es den Krieg mit einer Invasion Belgiens beginnen würde.

Nun war aber die Ansicht verbreitet, daß Belgien beabsichtige, seine Armee (etwa 50—60000 Mann, nach Abzug der Festungsbesatzungen) in einem verschanzten Lager bei Antwerpen zu versammeln. Diese Idee bekämpfte Moltke, denn dort konnten sie nur durch die Engländer unterstützt werden, auf deren Hilfe jedoch nicht zu rechnen war. Dagegen schlug er eine Versammlung der belgischen Streitkräfte in einem verschanzten Lager bei Namur vor, in der die preußische Heeresleitung ihr eine unmittelbare Unterstützung zu bieten vermochte.

Die Verhältnisse im Osten und Norden erforderten mithin nur das Zurücklassen eines Observationskorps an der russischen Grenze. Was Dänemark betraf, so mußte sich dessen Haltung beim Ausbruch des Konfliktes sehr bald entscheiden, und zwar noch, bevor der Transport des X. Bundeskorps an den Rhein erfolgte. Dieses Korps blieb also noch für alle Eventualitäten eine Zeitlang verfügbar.

Was nun aber die Verhältnisse im Süden betraf, so sah Moltke dieselben viel ungünstiger an als die im Norden und Osten. In ähnlich gründlicher Weise wie die bis hierher geführten Erwägungen über die politische und militärische Lage der einzelnen Staaten, von denen im vorstehenden nur ein Auszug gegeben ist, folgen die weiteren Untersuchungen. Auch diese kann ich nur kurz andeuten.

Nach ihnen würde man auf ein Vorgehen Sardiniens gegen Österreich gefaßt sein müssen und durch seine vortrefflichen Militäreinrichtungen in ihm einen gefährlichen Gegner zu erblicken haben. Daraus folgert Moltke, daß Österreich in Deutschland weder mit großen Streitmitteln noch, da die zunächst verfügbaren Truppen für Italien in Anspruch genommen werden, in kurzer Zeit handelnd auftreten könne. Das durchaus schlagfertige Heer seines Gegners wird auf 60000 Mann angegeben.

Demnächst erfahren die Verhältnisse der Schweiz eine sehr eingehende Würdigung; doch wird der Überzeugung Ausdruck gegeben, „daß die eidgenössische Regierung trotz aller Parteiungen und Sympathien die Neutralität der Schweiz wahren und mit aller Macht ihrer Waffen aufrechterhalten wird".

In diesen Richtungen hin ist mithin das Ergebnis, daß durch die Koalition Sardiniens und Frankreichs beträchtliche Streitkräfte Österreichs für die Verteidigung von Süddeutschland ausfallen. An anderer Stelle wird im einzelnen berechnet, daß zur Besatzung der Festungen, für das Niederhalten der Bevölkerung und zum Kampfe im offenen Felde Österreich in Italien 295000 Mann bedürfe, sobald Frankreich seinem Bundesgenossen eine ausreichende unmittelbare Unterstützung gewähre.

Außer diesen beiden Gruppen, welche die Betrachtung der benachbarten und sonst in Frage kommenden Staaten umfaßt, ist aber noch eine dritte wichtige Gruppe in den Kreis der Erwägungen zu ziehen. Es sind dies die deutschen Südstaaten in Verbindung mit Österreich.

Gewiß zutreffend ist die Ansicht, daß, wenn Preußen die Bedrohung Österreichs in Italien durch Aufstellung einer Armee am Rhein beantworte, auch die kleineren deutschen Staaten ihre Mitwirkung nicht versagen können.

Von früheren Beschlüssen abweichend, welche den süddeutschen Kontingenten eine Aufstellung geben wollten, aus denen ihre Verbindung mit der nächsten preußischen Armee sich ermöglichen ließe, erschien bei ihnen jetzt die Neigung vorherrschend, eine solche Aufstellung zu nehmen, in der eine Vereinigung mit der in Aussicht gestellten Hilfe Österreichs gesichert wäre.

Moltke bezeichnet hierbei die im letzteren Falle ins Auge gefaßten Versammlungspunkte als äußerst bedrohte und weist darauf hin, daß der Krieg in den süddeutschen Gebieten größere Dimensionen annehmen würde, während er alle die großen Vorteile, welche durch eine Anlehnung an Preußen erzielt werden, entwickelt. Dabei wird in eingehendster Berechnung dargelegt, daß die Österreicher nur in einer Stärke von 90—110000 Mann zur Hilfe eilen und mithin nur schwach und voraussichtlich sehr spät erscheinen würden, da sie außer den Streitkräften in Italien auch noch eine beträchtliche Armee zur

Sicherung gegen Rußland aufstellen müßten. Die Erwägungen, betreffend die süddeutschen Staaten, tragen nur insofern noch eine politische Färbung, als es sich bei ihnen vorzugsweise um den Anschluß derselben an Österreich oder an Preußen handelt. Die Betrachtungen über dieselben schließen damit, daß, so wünschenswert auch eine Klärung dieser Frage zu erachten wäre, doch im gegenwärtigen Augenblick bezügliche Verhandlungen zu keinem befriedigenden Ergebnis führen würden. „Im Drange der Not werden die süddeutschen Regierungen kaum lange schwanken zwischen der fernen und unsicheren Hilfe, die ihr Land zum Kriegsschauplatz macht, und der nahen sicheren, die es deckt." —

Hiermit sind die militärpolitischen Anschauungen der Denkschrift im wesentlichen erschöpft. Aus ihnen ergibt sich, in welchem Umfange der Chef des Generalstabes diesen Verhältnissen seine Beachtung und sein schärfstes Nachdenken zu widmen hatte. Aber es gibt wenige Denkschriften, welche einen so umfassenden Einblick auch dem Nichtfachmann gewähren, wie sehr bei einem Operationsentwurf militärischerseits ein umfassendes und genaues Eingehen in die politische Lage erforderlich wird.

Wohl könnte sich hieran die Frage knüpfen: „Muß dies so sein? Ist dieses Eingehen eine Notwendigkeit?"

Zufällig beantwortet Moltke diese Frage, ohne daß er sie sich gestellt hat, in unserer Denkschrift von selbst in dem Satze:

Bei einem Kampfe, welcher die größten Dimensionen anzunehmen vermag, ist es nötig, zu wissen, wer Freund, wer Feind ist, welches Gewicht für oder wider uns in die Wagschale geworfen werden kann.

Und was ergeben hier die weitläufigen Untersuchungen?

Die Antwort lautet: Belgien würde wohl nur dann als Bundesgenosse zu uns treten, wenn Frankreich es angreift; die Verhältnisse mit Süddeutschland sind nicht geregelt, Österreich, in Italien engagiert, vermag erst spät und dann auch nur in verhältnismäßig geringer Stärke einzugreifen. Wenn es also zum Kriege kommen sollte, so müssen wir darauf vorbereitet sein, ihn mit den eigenen Kräften zu führen, wobei zur Beobachtung von Rußland und Dänemark noch einige Heereskörper abgehen könnten.

Dieses Fußen auf der eigenen Kraft, der Aufbau aller Absichten nur auf dieser Basis ist das leitende Prinzip gewesen, an dem Moltke bis zum Eintritt des Krieges mit Frankreich 1870 unentwegt festgehalten hat.

Als damals der Krieg tatsächlich ausbrach, hatte sich die politische Grundlage dahin geändert, daß von Rußland nichts zu befürchten war, Österreich und das neuentstandene Königreich Italien aber nunmehr als mögliche Feinde in Betracht kamen, außerdem aber Frankreich jetzt sich mit seiner vollen Macht gegen uns zu wenden vermochte. Mit den süddeutschen Staaten waren zwar militärische Vereinbarungen getroffen, inwieweit diese aber zur Ausführung gelangen würden, konnte sich erst im gegebenen Moment erweisen.

Die Operationen waren bis dahin von Moltke noch entworfen, ohne daß mit Bestimmtheit auf den Anschluß der süddeutschen Kontingente gerechnet

wurde; wohl aber hatte er für den Fall, daß dies geschehe, alle einschlagenden Verhältnisse vorsorglich geprüft und seine Entschlüsse gefaßt. Der Anschluß der süddeutschen Staaten an den Norden wurde politisch ein segensreicher Schritt für die Einigung Deutschlands und militärisch ein höchst willkommener, beträchtlicher Stärkezuschuß; in den geplanten operativen Absichten hat er jedoch nichts geändert.

Nachdem die Denkschrift derartig Freund und Feind beleuchtet und das politische Verhältnis in seinem gesamten Umfange klargelegt hatte, vermochte sich dieselbe nunmehr mit dem Gegner zu beschäftigen, von dem der Anstoß zu dem Konflikt ausging.

Hiermit beginnen die rein militärischen Erwägungen und Festsetzungen des Operationsplanes, wie solcher in der Denkschrift zum Ausdruck gelangt ist.

Auch hier kommen für die Bewertung der Streitkräfte des Gegners die Friedensstärke derselben, die Zahl der vorhandenen Reserven, die Mobilmachung und der Transport des Heeres an die Grenze in Betracht.

Nun können aber nicht immer alle Truppen zu einem Feldzuge verwandt werden. Die inneren Verhältnisse bedingten, insbesondere in Frankreich, ein Belassen von einer nicht unbeträchtlichen Zahl derselben in Paris wie in anderen Städten, Festungen und Hafenplätzen, sowie in Algier. Von der Gesamtsumme des Heeres mit 576000 Mann bleiben, nach genauer Erwägung der Einzelheiten in besonderen Vorarbeiten, als Maximum zur Verwendung gegen Italien 120000, gegen Deutschland 236000 Mann übrig.

Daran knüpft Moltke die Frage, ob Frankreich seinen Hauptangriff gegen den oberen oder unteren Rhein richten werde.

Was die erstere Operation betrifft, so ist diese infolge des vielköpfigen Südens, also einer Koalition, die mehr Aussichten für ihre Bekämpfung hatte als der einheitliche Norden, schon früher öfter zur Ausführung gelangt. Aber solange ein preußisches Heer am Rhein steht, ist ein Vordringen der Franzosen von dort aus weiter ostwärts oder in Richtung auf Berlin, wegen der Bedrohung ihrer Verbindungen, ausgeschlossen; sie müssen sich dann erst gegen die preußische Streitmacht wenden und diese niederwerfen.

Ein Vorgehen des Gegners aber nach dem unteren Rhein hin führt durch Belgien und stößt auf die Festungen an diesem Strom. Jeder dieser Operationen wohnen mithin beträchtliche Schwierigkeiten inne, und es läßt sich nicht vorhersehen, zu welcher von ihnen sich die französische Heeresleitung entschließen wird. In Bezug aber auf den gleichzeitig vorauszusetzenden Krieg in Italien, ist der Vorstoß der feindlichen Hauptkräfte nach Süddeutschland der wahrscheinlichere, da hierdurch die Franzosen sich zwischen Preußen und Österreich einschieben. Gleichzeitig dürfte dann eine schwächere Armee die Beobachtung gegen Preußen übernehmen. Wird aber die Neutralität Belgiens beachtet, so kann sich das gesamte französische Heer nach seiner Dislokation und den vorhandenen Schienenwegen in achtzehn Tagen zwischen Metz und Straßburg versammeln.

Somit weist die Denkschrift nach, daß man sich nach den Erwägungen über die politische Lage als zweites Erfordernis für die Aufstellung eines

Operationsentwurfes klargemacht hat, in welcher Stärke, zu welcher Zeit und an welchen Punkten der Gegner die Operationen beginnen kann, auch wie sich diese gestalten dürften. Nur sind in diesem Falle noch die Punkte seiner Versammlung und die von ihnen ausgehenden Operationen verschiedenen Möglichkeiten unterworfen.

Hieran reiht sich dann von selbst als drittes und letztes Gebiet des Entwurfes die Erwägung an, wie man infolge der bis dahin erlangten Übersicht nunmehr die Anordnungen treffen soll, um den eigenen Willen durchzusetzen und dabei den sich entwickelnden Absichten des Feindes zu begegnen.

Über das, was man durchsetzen will — also das schließlich zu erlangende Ziel — muß sich der Feldherr klar sein. Dies Ziel kann verschieden sein: Besetzung der feindlichen Hauptstadt oder eines Gebietes, welches man erlangen will u. s. w.; im wesentlichen aber wird es weitaus vorwiegend bestehen im Niederwerfen der feindlichen Streitmacht.

Hier nun befand sich der Generalstabschef in der üblen Lage, daß ihm der politische Zweck gar nicht mitgeteilt werden konnte, weil die Regierung selbst noch unschlüssig war, welches Ziel sie sich stellen sollte. Es handelte sich noch darum, ob in dem erwarteten Konflikt man sich auf die Seite Frankreichs oder Österreichs stellen würde. In Bezug auf die letztere Macht ließ sich erst bei dem Gange der Ereignisse eine Entscheidung treffen, je nachdem diese sich dann im gegebenen Moment gestaltet haben würde. Immerhin war ein Zusammengehen mit Frankreich eine Kombination, welche damals selbst hervorragende Männer in Betracht zogen, getragen von der Überzeugung, daß eines Tages doch eine Auseinandersetzung zwischen Preußen und Österreich stattfinden müsse und diese schwerlich in einer friedlichen Lösung erfolgen würde. Es handelte sich weiter dabei um ein nicht zu frühes Eingreifen, da sonst leicht Österreich seinen Frieden mit Frankreich machen und gemeinschaftlich gegen uns vorgehen konnte. Für den habsburgischen Kaiserstaat galt es, die Suprematie in Deutschland zu bewahren, für den dritten Napoleon Ländergewinn auf dem linken Rheinufer zu erlangen. Da konnte sich für beide schon eine Einigung finden. Die Maßnahmen gegen Österreich, wenn man sich überhaupt zu solchen entschloß, konnten in den Vorbereitungen noch warten, da dessen Konflikt mit Frankreich in Aussicht stand, auch es darauf ankam, was Österreich zu gewähren beabsichtigte, wenn Preußen sich einem Kriege mit Frankreich aussetzte. Ferner mußte es sich erst herausstellen, welche Haltung die süddeutschen Staaten hierbei annehmen würden.

Anders lagen die Verhältnisse in Bezug auf Frankreich. Dort konnte jeden Augenblick, auch wenn es in Italien sich engagierte, ein kampfbereites Heer von 230000 Mann an seiner Ostgrenze versammelt werden, bereit, sich auf Preußen zu stürzen. Da aber fiel es ins Gewicht, daß infolge der noch nicht getroffenen Entscheidung über das politische Ziel die Vorbereitungen sich vorzugsweise zunächst nur auf die Abwehr eines Vorstoßes der Franzosen richten konnten.

In dieser Richtung setzte nun Moltke seine Untersuchungen fort. In erster Linie ist die Feststellung der Stärke erforderlich, mit welcher man den

Franzosen entgegentreten mußte. Ihrer Ziffer von 236000 Mann war mindestens eine gleiche, wenn angänglich aber eine überlegene Zahl entgegenzusetzen. Nun zählte damals die preußische Armee neun Armeekorps, hierzu das IX. und X. Bundeskorps, auf welche man mit Sicherheit rechnen konnte, bei einer durchschnittlichen Stärke eines Korps zu 30000 Mann, in Summa: 330000 Mann. Es fragte sich nur, wieviel man zur Beobachtung an der russischen Grenze zurücklassen sollte, wenn der östliche Nachbar dort Truppen versammelte. Je weniger man dazu verwandte, desto mehr behielt man zur Verwendung an entscheidender Stelle; ein völliges Entblößen der Grenze schien aber zunächst nicht angänglich, da ein solches Rußland bei entgegenstehendem politischem Zweck geradezu — trotz aller ungünstigen inneren Verhältnisse — zur Aktion anreizen konnte. Moltke glaubte zur ersten Sicherung von Ostpreußen, Posen und Oberschlesien mit 1½ Armeekorps ausreichen zu können (I. und ½ VI. Korps). Es verblieben mithin für den Westen 285000 oder, wenn selbst das X. Bundeskorps für Dänemark in Anspruch genommen werden sollte, noch immer 255000 Mann verfügbar (ohne Festungsbesatzungen u. s. w.); also eine Überlegenheit, so daß man allen Eventualitäten mit Ruhe entgegensehen konnte.

Es handelte sich nun nur darum, diese Masse derartig zu versammeln, daß sie an richtiger Stelle und zur rechten Zeit dem Feinde gegenübertrat. Ich kann auch hier nicht die eingehenden Untersuchungen Moltkes, welche sich darauf beziehen, in allen ihren Einzelheiten verfolgen; sie tragen den verschiedenen Möglichkeiten des feindlichen Verfahrens Rechnung.

Das Gesamtergebnis aber drückt sich in folgenden Vorschlägen aus:

Aufstellung von drei Armeen, und zwar:

Die I. Armee — am Niederrhein — bestehend aus 4 Armeekorps, von denen die in dortiger Gegend bereits im Frieden befindlichen beiden Korps (VII. und VIII.) bis Aachen und Trier eventuell gleich anfangs vorgeschoben werden konnten — ist in sechs Wochen in der Stärke von 135000 Mann zu versammeln, „welche, gestützt auf die Rheinlinie, jede feindliche Operation zum Stehen bringen müssen."

Die II. Armee — 3½ Korps — ist am Main mit über 100000 Mann bis zum 42. Tage zusammenzuziehen. Sollten sich mit ihr noch das VII. und VIII. Bundeskorps (süddeutsche) vereinen, so würde sie auf über 200000 Mann anwachsen. Sie deckt den linken Flügel der I. Armee und befindet sich gleichzeitig am Main in einer Flankenstellung, welche den besten Schutz der Südstaaten bildet.

Außerdem wäre noch eine Reservearmee von 2 Korps an der Saale zusammenzuziehen (66000 Mann) innerhalb 46 Tagen, um von dort, je nach dem, was bis dahin vom Gegner bekannt wird, zur Verstärkung der Armee an den Oberrhein oder an den Main herangezogen zu werden.

Das Zusammenwirken aller Streitkräfte für eine Entscheidung erscheint dabei gesichert. Eine schließliche Offensive aber würde in der für Frankreich gefahrdrohendsten Richtung vom Main aus über Nancy nach Paris zu führen sein. —

Dies ist das Wesentlichste im Entwicklungsgange der Denkschrift, welche den Operationsentwurf enthält. Die hier gegebene Analyse nebst den Er-

läuterungen dazu verfolgt den Zweck, zu zeigen, wie ein solcher Entwurf entsteht, und was dabei zu berücksichtigen sei. Nur bemerke ich, daß deshalb noch nicht ein Operationsentwurf dem anderen zu gleichen braucht; eine Verschiedenheit in den Einzelheiten kann dem Ganzen auch eine verschiedene Gestaltung geben. Jedenfalls aber dürfte das hier Angeführte bereits erkennen lassen, auf wie vielen Gebieten der schaffende Geist sich zu orientieren suchen muß, und wie er sich in die vielfältigsten Kombinationen zu vertiefen hat, um einen sachgemäßen Entwurf festzustellen. Und dabei hängt von der Richtigkeit eines solchen so unendlich viel für den Ausgang des Krieges ab! —

Zu erläutern ist hier noch: Das letzte militärische Operationsobjekt kann nur festgestellt werden, wenn das politische Ziel festgestellt ist. Beide können je nach dem glücklichen oder unglücklichen Verlauf der Operationen weiter gestellt oder eingeschränkt werden. Feststehen muß aber unter allen Umständen das erste Objekt der operativen Anschauungen, denn auf dieses beziehen sich alle vorbereitenden Maßregeln wie der gesamte Aufmarsch der Armee. Hier war es die Abwehr eines feindlichen Angriffes.

Von dem ersten Zusammenstoß mit den Hauptkräften des Gegners an hängt alles von der Entscheidung des Kampfes ab. Diese kann man unter annähernd gleichen Verhältnissen nie in ihrem Ausgange vorhersehen; aus ihr ergibt sich, was weiter geschehen soll. Auf diesem wandelbaren Boden lassen sich daher niemals mit Bestimmtheit irgend welche weiteren Pläne im voraus feststellen, um so weniger, als die bei der Entscheidung hervortretenden Einzelheiten unberechenbar sind, diese aber der ganzen Lage erst ihre besondere Gestalt aufdrücken.

Der Feldherr wird sein letztes Ziel unverrückt im Auge behalten, so lange, als die Erreichung desselben eine Möglichkeit ist; er wird es wechseln, sobald ein Wechsel des politischen Zieles eintritt oder der Verlauf des Feldzuges ihn zwingt, davon abzustehen. Vor allem aber wird er sich ein zunächst zu erreichendes Ziel aufzustellen haben, dessen Erreichen oder Nichterreichen den Ausgangspunkt der demnächst zu ergreifenden Entschlüsse bildet. Zwischen diesem und dem Endziel kann der Gang der Kriegshandlung noch manche verschiedene Operationsobjekte einfügen, die vorher ebensowenig zu übersehen sind, wie der Verlauf der Handlungen selbst.

Hierin findet sich auch die Begründung des im Anfange angeführten Moltkeschen Satzes, daß „kein Operationsplan mit einiger Sicherheit über das erste Zusammentreffen mit der feindlichen Hauptmacht hinausreiche". —

Die Arbeit der kriegsgeschichtlichen Abteilung, welche unseren Auseinandersetzungen zu Grunde liegt, bringt in dieser Denkschrift nicht das einzige Wertvolle. Auch die in ihr niedergelegten Absichten sind im Laufe weniger Wochen den Einwirkungen, welche der Gang der Ereignisse ausübte, unterworfen worden; es bietet darum der weitere Inhalt des vorliegenden Bandes noch schätzenswerten Anhalt zur Beantwortung der schwierigen Frage, wie der Operationsentwurf für einen zukünftigen Krieg festzustellen sei. Wir werden in einem zweiten Artikel darauf zurückkommen.

Ein unbekannter Brief Goethes aus Rom.

Mit Erläuterungen

von

Bernhard Suphan.

Rom d. 24 März 88.

Nun kann ich endlich das fröhliche Wort niederschreiben: ich komme! Eher wollte ich auch keine Feder ansetzen, biß ich deßen gewiß war.

Mit Freuden folge ich dem Wincke unsers gnädigsten Herrn und dem Rufe meiner Freunde. Auch Sie theuerster Herr Collega zähle ich unter die, welchen meine Ankunft einiges Vergnügen macht. Wie sehr hoffe ich Sie gesund und wohl zu umarmen, und in guter Stunde allerley italiänische Späße zu erzählen. Die Feyerlichkeiten der heiligen Woche habe ich alle gesehen, einige (als die Fußwaschung und das Speisen der Pilger) nicht ohne Beschwerlichkeit. Die Musick in der Sixtinischen Capelle ist einzig und überhaupt sind alle Functionen mit unglaublichem Geschmack und Anstand disponirt und eingerichtet. Heute und Morgen Abend steht uns noch das Feuerwerck von der Engelsburg bevor, dann werde ich mein Herz und meinen Sinn von dieser Stadt der Musen wegwenden, welche gefährlicher als Sirenen singen.

Ich bin sehr fleißig gewesen und doch, wie es zu gehen pflegt, nicht so fleißig als ich wünschte. Ich bringe allerley zierliche Sachen mit, woran für Künstler und Liebhaber manches zu lernen seyn wird.

Unser gnädigster Herr hat mir manches über verschiedne Einrichtungen geschrieben, die er gemacht hat, und zu machen gesonnen ist, auch über mein eigen Verhältniß zeigt er die gnädigsten Gesinnungen. Ich unterschreibe alles und werde an jedem Platze, auf jeder Stelle meine Treue und meinen guten Willen wie ehemals zu zeigen bereit seyn. Für die erste Zeit nach meiner Rückkunft habe ich noch um einigen Urlaub gebeten, damit ich mich in ein, während meiner Abwesenheit so mannigfaltig verändertes Verhältniß wieder zurecht finden möge.

In dieser Gegend hat der Frühling schon mit Macht und Lust seinen Einzug gehalten. Da es diesen Winter viel geregnet, so treibt das Grün gar lebhaft.

Schon lange sind die Gemüßgärten frisch bepflanzt und die Küchengewächse grünen in zierlichen Beeten. Der Lorbeer, das Viburnum, der Buchs, die Mandeln, Pfirsiche, die Citronen blühen theils, theils haben sie verblüht. Alle Dächer sind grün, und die alten Mauern werden durch das neue gelbliche Laub des Epheus und durch die herunter hängenden Blüten des Viburnum gar lustig. Anemonen, Ranunkeln, Tulipanen, Hyazinten, Primeln pp stehn in allen Gärten munter und froh, die ersten sogar auf Wiesen. Alles macht Vergnügen und wenn ich nun nach Norden ziehe werde ich den Frühling immer vor mir finden. Im Ganzen ist mir es sehr lieb nicht noch einen Versuch eines Italiänischen Sommers zu machen.

Leben Sie recht wohl auf deutschem Grund und Boden, wo ich Sie bald zu umarmen hoffe. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlinn. Die Frauenzimmerchen und Carlen werde ich ja wohl recht groß antreffen. Empfehlen Sie mich allen Freunden. Krause höre ich ist sehr fleißig und macht gute Sachen.

Ganz der Ihrige

Goethe

I.

Rom, den 24. März 1788. Am 22. April hat Goethe Rom verlassen.

Cum subit illius tristissima noctis imago,
Quae mihi supremum tempus in urbe fuit . . .

Supremum tempus in urbe, — das ist, wie er gesteht, die Melodie gewesen, die einzig und allein in den letzten Wochen ihn umklungen und in seiner Seele eine Resonanz gehabt hat. In unseren Brief klingt sie nur gedämpft hinein. Wie oft hat Goethe in Italien sich, zumal seit Neapel und Sizilien, mit Odysseus verglichen. Und er tut es auch hier. „Gefährlicher als Sirenen" sangen und singen ihm die Musen in Rom; aber „ich werde mein Herz und meinen Sinn von dieser Stadt der Musen wegwenden." Wir vernehmen die Stimme des herrlichen Dulders —

Doch er bezwang sein Herz, und duldete . . .

„Ich bin sehr fleißig gewesen und doch . . . nicht so fleißig, als ich wünschte." Mit dem verhaltenen Seufzer: „Wie es zu gehen pflegt." Noch immer nicht genug Früchte des Fleißes, von dem und von denen er den Freunden so oft Rechenschaft und so reichliche Proben gegeben hat. So verleugnet sich denn keineswegs die Grundstimmung jener Tage, ein Scheideweh, das mit so tiefer Berechtigung bei Goethe an die Stelle des Heimwehs getreten war. Behutsam deutet sie sich an. Denn, dies spüren wir bald, Odysseus-Antonio hat unseren Brief verfaßt. Dieser ist es, der dem Herrn Kollega von dem künftigen Dienstverhältnis und dem rückhaltlosen sich Fügen

und Resignieren in den Willen des gnädigsten Herrn redet, während Carl August, wie Herder, als der einzige vom Fürsten selbst Eingeweihte, wohl wußte, die künftige Dienstlage völlig nach den Wünschen Goethes und mit zartester Berücksichtigung seiner Individualität und seiner Bedürfnisse gestaltet hat. Und klug bereitet er seinen „Theuersten" vor auf den Urlaub, den er nach einem über anderthalbjährigen neuerdings für sich beantragt hat; er konnte sich ja vorstellen, wie dieses fortgesetzte Feriieren auf die Männer in Geschäften verstimmend wirken müsse; aus einem Briefe Schillers an Körner wissen wir, wie man an den beteiligten, d. h. bisher mit Goethes Arbeit belasteten Stellen über seine lange Entlastung dachte. „Nun kann ich endlich das fröhliche Wort niederschreiben: ich komme!" „Nun muß ich endlich" wäre wohl zutreffender gewesen. Auf diesen Ton aber war schon der Brief gestimmt, den Goethe eine Woche zuvor an Carl August geschrieben hatte: „Ihren freundlichen, herzlichen Brief beantworte ich sogleich mit einem fröhlichen: ich komme!" Aber diesem gesteht er doch, da er einmal „los ist von dem Magnetenberge", auf der Heimreise begriffen, in einem Briefe aus Mailand: „Der Abschied aus Rom hat mich mehr gekostet, als es für meine Jahre recht und billig ist; indessen habe ich mein Gemüth nicht zwingen können." Und viele Jahre danach, als er den Schlußbericht zu jenen Urkunden seines zweiten Aufenthalts in Rom verfaßte, hat er seinen Lesern anvertraut, er sei in den letzten zwei Wochen seiner Tränen nicht mehr Herr gewesen. 22. März: „In jeder großen Trennung liegt ein Keim von Wahnsinn; man muß sich hüten, ihn nachdenklich auszubrüten und zu pflegen." Schon hier ein Vorklang des erschütternden Wortes in der Elegie vom Jahre 1823: „Scheiden ist der Tod!" Jeder Abschied ist ein Vorbild, ein Vorschmack des letzten. Darin ist er denn seinem homerischen Heros nicht ähnlich gewesen, dessen Tränen unablässig der lieben Heimat flossen. Aber freilich, Odysseus sehnte sich zugleich nach „dem treusten der Weiber", und ihn erwartete daheim keine Penelope. Völlig war er nun erst geworden, was er vor fünf Jahren in Ilmenau zuerst gefühlt und für sich und den Herzog in die Formel gebracht hatte „Mir wieder selbst". Damals hatte er schon bei kurzer Abwesenheit die Macht empfunden, die ihn an seine zweite Heimat gefesselt hielt:

Gewiß, ich wäre schon so ferne, ferne,
So weit die Welt nur offen liegt, gegangen,
Bezwängen mich nicht übermächt'ge Sterne,
Die mein Geschick an deines angehangen,
Daß ich in dir nun erst mich kennen lerne . . .

„Lida, Stern der nächsten Nähe". „Sie war mir lieber als alles." Dieser Stern übte seine Kraft nicht mehr. Es gab nur noch ein beherrschendes Gestirn für den „ultramontan" Gewordenen, in seligen Stunden hatte er es schon ehedem gepriesen als „sein schönstes Glück", — die Kunst. In ihr erkennt er fortan seinen Beruf. „Ich darf wohl sagen: ich habe mich in dieser anderthalbjährigen Einsamkeit selbst wiedergefunden, aber als was? — als Künstler! Was ich sonst noch bin, werden Sie beurteilen und nutzen." (An Carl August, 17. März 1788.)

Mit Künstleraugen schaut er die Welt von Italien, trinkt er den Himmel, die Luft, die Natur in ihrer ganzen, dem nordischen Menschen unbekannten Herrlichkeit. Das schöne Wortgebilde des alten Liedes an den Mond, „Frühlingslebenspracht" erfüllt sich jetzt mit neuem köstlichen Inhalte, und allen seinen Schilderungen der sich verjüngenden, erwachenden Natur entströmt das wonnige Gefühl, das einst den Hymnus „Ganymed" geschaffen hatte:

Wie im Morgenglanze
Du rings mich anglühst,
Frühling, Geliebter! — —
Daß ich dich fassen möcht'
In diesen Arm!

Wie Ranken und Dolden auf den Überdächern der italienischen Häuser, an Lauben und Säulen und Pfeilern ziehen sich die Beschreibungen des Wachsenden, Blühenden durch die Briefe aus den Frühlingsmonaten, und wir fühlen das Entzücken des Schauenden in uns, wenn er auch allen Wertherischen Überschwang meidet und mit jener schon vordem von Wieland angestaunten Gelassenheit den gehaltenen Ausdruck, seinen Euphemismus in minus geflissentlich anwendet und wie ein ruhiger Botanikus zu beobachten scheint, was er mit seliger Lust schauend einatmet. „Das Wetter ist ganz herrlich, die Tage nehmen merklich zu, die Lorbeern, Buxbäume blühen schon, heute sah ich den ersten Mandelbaum in Blüte. Die Maaslieben hören gar nicht auf hervorzukommen, heute fand ich Crokus und Adonis." (Rom, den 2. Februar 1787, an Charlotte von Stein.) „Die Schöne des Wetters ist über alle Worte, nach allen Aspecten wird es dauerhaft seyn. Die Mandeln blühen und machen eine neue luftige Erscheinung zwischen den dunkelgrünen Eichen. Der Himmel ist wie ein hellblauer Taffet von der Sonne beschienen." (An Herder, den 17. Februar.) Aber in unserem Briefe vollends sprießt ein ganzes Gartengelände unter der Hand des Schreibenden hervor, und es mußte dem ersten Leser wohl wie uns die Seele mit Duft und Farbe füllen. Es sollte. Dies „sollte" muß auch dem weniger an Goethes Wesen Gewöhnten sofort klar sein. Goethes Produkte, und seien es auch nur mit ganzem Gemüt geschriebene Briefe, sind Kunstwerke, die den Naturwerken gleichen. Es ist nichts Willkürliches, nichts Zufälliges darin. Man mag gern auf sie das Wort anwenden, mit dem er selbst das Wesen einer geliebten vollkommenen Künstlerin darstellt: „Nur absichtslos, doch wie mit Absicht schön."

An dem nämlichen Tage, vielleicht in der nämlichen Stunde noch, wo er unseren Brief zu Papier brachte, hat Goethe auch an einen anderen Amtsgenossen geschrieben, den er indessen nicht „Herr Collega" tituliert. An den Minister von Fritsch. „Hochwohlgeborner Freyherr, Insonders hochgeehrtester Herr Geheimderath" beginnt er. Fast alle Motive unseres Briefes finden wir in diesem, „Rom, den zweyten Osterfeyertag 1788" datierten Schreiben wieder. „Ich verehre die Gesinnungen, welche mir Durchl. der Herzog in ihren letzten Briefen zu erkennen geben und bin wie immer bereit, meine geringen Kräfte, an welchem Platz es auch seye, in ihrem (d. h. des Herzogs) Dienst zu verwenden. Erhalten mir Ew. Excellenz Ihre Freundschaft, welche

zu verdienen ich mir immer zur Pflicht gerechnet habe. — Diese letzten Monate habe ich hier sehr vergnügt zugebracht, indem ich gleichsam erst die Früchte meiner Applikation auf das Studium der Kunst, in reinerer und verständigerer Betrachtung der edelsten Gegenstände genoßen. — Der Frühling ist schon in vollem Flor, er wird sich dießmal für mich verlängern, da ich mit ihm nach Norden reise. — Empfehlen Sie mich der Frau Gemahlinn aufs beste und erhalten mir ein geneigtes Andencken, bis zu dem vergnügten Augenblick, da ich die Ehre haben werde mich wieder vorzustellen. Ew. Exzell. ganz gehorsamster Goethe." Außer dem zweimal geschriebenen Worte „vergnügt" ist in diesem Briefe von Vergnügen so wenig zu spüren, wie uns in dem Seitenstück reichlich und wohlig ein warmes Behagen umfängt. Man spürt den Unterschied bis in die Fingerspitzen. Hier Blüte und Fleiß, dort Flor und Applikation. Hier ein warmer, ungezwungener Ton, dort der fröstelnde Kanzleistil verehrender Kollegialität. Auf den ersten Blick kann man sehen, was in dem letzten „nicht da ist". Es fehlt das „allerley Zierliche" (woran, wie ich gestehen darf, ich meine besondere stille Freude gehabt habe). Es fehlt die Andeutung eines gemeinsamen Weimarischen Kunstinteresses — „Krause (richtig: Kraus), höre ich, ist sehr fleißig" — es fehlen die Frauenzimmerchen und Carl. Scheinbar unerheblich und doch bedeutsam ist die Form der Empfehlung. Dort heißt es respektvoll „der Frau Gemahlinn aufs beste", hier schlechthin „Ihrer Frau Gemahlinn", — und in dieser zwangloseren Weise empfiehlt sich Goethe stets der Herzogin Luise in den Briefen an den Herzog, und so kurz und einfach erkundigt er sich nach dem Befinden seiner Fürstin. Exzellenz von Fritsch sind eben eines anderen Geistes Kind als der Herzog und als derjenige seiner Diener, an den unser Schreiben gerichtet ist, — der, dessen Sinn der Dichter zu erfreuen und zu erfrischen gedacht hat mit jenem Bilde der italienischen Gärten und Auen, der ausführlichsten Schilderung unter allen in den italienischen Briefen enthaltenen. Gemeint sind die echten, nicht die zu der „Italienischen Reise" redigierten und stilisierten, in denen der alternde Meister jene Ranken, von denen ich sprach, sorgsam beschnitten und jede vordringliche Überfülle zurückgebunden und angestängelt hat. Nicht ein Blumenfreund bloß ist der Mann, der unseren Brief erhält, sondern auch ein emsiger Pfleger seines Küchengartens. Sonst stände nicht in Goethes Brief zu lesen, noch dazu als ein eingerücktes Alinea: „Schon lange sind die Gemüßgärten frisch bepflanzt und die Küchengewächse grünen in zierlichen Beeten." Und schließlich — dies hätte ich beinahe vergessen — ein recht gemütliches Haus muß der Empfänger gewesen sein, dem Goethe zu allererst nach Willkomm und Umarmung verheißt, „in guter Stunde allerley italiänische Späße zu erzählen". Offenbar soll ihm schon jetzt nach solchem Schmause gelüsten und das Wasser im Munde zusammenlaufen. Wem daheim mit „Späßen" gedient war, das wußte Goethe wohl. Manchmal läßt er wohl einzelne solcher Vögel vorausfliegen, in Briefen, die im Freundeskreise zirkulieren sollten. Da erzählt er z. B. von der Minervastatue im Palazzo Giustiniani, und was ihm die Frau des Custode für hübsche Erläuterungen dazu gegeben: es sei dieses ein ehemals heiliges Bild gewesen, und die Inglesi,

welche von dieser Religion seien, pflegten es noch zu verehren, indem sie ihm die eine Hand küßten. Ja, vor kurzem sei eine Dame dieser Religion dagewesen, habe sich auf die Knie niedergeworfen und die Statue angebetet. Sie (die Frau des Custode) habe so eine wunderliche Handlung nicht ohne Lachen ansehen können und sei zum Saal hinausgelaufen, um nicht loszuplatzen. „Da ich auch von der Statue nicht weg wollte, fragte sie mich: ob ich etwa eine Schöne hätte, die diesem Marmor ähnlich sähe, daß er mich so sehr anzöge." Aber pikanter ist das „Geschichtgen", das er in demselben Briefe (vom 13. Januar 1787) vom Dreikönigstage, dem 6. Januar, der in Weimar bei Hofe so manches Mal scherzhaft und ausgelassen genug begangen war, und von seiner Feier zu Rom in der Propaganda noch als Zugabe auftischt. „Der verstorbne Cardinal Albani war in einer solchen Festversammlung, wo Reden und Gedichte in allen Sprachen (Malabarisch, Epirotisch, Türkisch, Moldauisch, Elenisch, Persisch, Kolchisch, Hebräisch, Arabisch, Syrisch, Kophtisch"— die Musterkarte geht in bunter Reihe noch zehn Points weiter — „und mehrere, die ich nicht verstehen konnte," schließt er drollig seine Aufzählung, d. h. deren aufgerufene Bezeichnung sogar ihm unverständlich geblieben. „Einer der Schüler fing in einer fremden Mundart an, gegen die Cardinäle gewendet: gnaja! gnaja! so daß es ohngefähr klang, wie canaglia! canaglia! Der Cardinal wendete sich zu seinen Mitbrüdern und sagte: der kennt uns doch!" — Und nach diesen zwei leckeren Pröbchen schließt Goethe: „Wie viel solcher Späße und Geschichtgen hab ich aufgefangen, die in der Folge Sie belustigen sollen." Im Grunde sind ihm auch die „Funcktionen", ist ihm alles, was der Papst mit seiner Klerisei beginnt und treibt, ein Spaß. In solchem Ton weiß er seinen jungen Freund Fritz von Stein vom Besuche des Papstes in der Peterskirche (4. Januar 1787) und dem Benehmen der Handwerker dabei zu unterhalten. So schon vorher von dem „hohen Amte" in der Christnacht. „Es ist ein einziges Schauspiel in seiner Art; ich bin aber doch im Diogenismus zu alt geworden, daß es mir von irgend einer Seite hätte imponiren können." (An Herder, zum Jahresschluß 1786.) Auch greif- und sichtbare Späße hat er zu vergeben. Dem zurückreisenden Musikus Kranz packt er eine Schachtel auf. „Es ist nichts von Werth drin," läßt er seinen Famulus Philipp Seidel wissen (am Martinstag 1787), „aber Samen, und Späße für die Kinder, die mich doch verdrießen, wenn sie verloren gehen." „Späße" ist ein rechtes Thüringer Wort — dort spaßt man zur Zeit und zur Unzeit — Carl August führt es gern im Munde. Goethe hat in der Weimarer Frühzeit „Tiefurter Späße" aufgezeichnet — recht derbe darunter —; er hat allezeit für solche Geschichtchen Sinn behalten und sogar in seinen Tagebüchern unter ernsthaften Sachen ein Plätzchen für sie übrig gehabt. Da notiert er sich gelegentlich noch als alte Exzellenz, was in Karlsbad, Eger und Teplitz von den Gästen über Tisch geplaudert worden ist. Ich entsinne mich, auf dem Deckblatt eines seiner Tagebücher ein Geschichtchen von einem alten Juden gefunden zu haben, der viel Geld in seinem Leben zusammengescharrt hat und nun am Ende auch das notwendige Wissen noch herbeiholen will. „Wie heißt der Tisch auf Geographie?" soll er eines Mittags seinen Nachbar gefragt haben.

II.

„Reich an unentdecktem Reiz", — ich weiß nicht, welche ältere Dichterstelle mir mit diesen Worten vorschwebt, auf die Briefe Goethes möchte ich sie anwenden. „Auf'm Neidpfad habt ihr mich nie betroffen," — dies Goethische Lob darf ich beanspruchen. Aber dennoch beneide ich manchmal meine Arbeitsgenossen, denen die vierte, d. h. die Briefabteilung der weimarischen Ausgabe zugefallen ist. Goethes Briefe haben eine Eigenschaft, die sie doppelt interessant macht: das Durchscheinende. Wir sind bei dem Diktierenden oder Schreibenden in einem Zimmer, dessen Tür mit Glasscheiben versehen ist. Wir blicken hin, und hinter dem leicht aufgetragenen Firniß der Scheiben werden wir in den Umrissen die sich bewegende Gestalt eines draußen Wartenden gewahr. Und manchmal ist es uns, als müßten wir „Herein!" rufen. Wie deutlich hat der Dichter, der Menschenkenner, der feine Beobachter, absichtslos zwar, die Silhouette des Mannes, für den unser Brief bestimmt ist, gezeichnet! Ein würdiger älterer Staatsbeamter und Kollege, ein braver Freund, ein glücklicher Gatte und Familienvater, eine für Heiteres und Zierliches empfängliche Seele, den Künsten, wenigstens der Malerei, zugetan, ein fleißiger Besteller seines Küchen- und Ziergartens, ein pflichttreuer Diener seines Herzogs, — das alles löst sich uns wie von selbst von den geschriebenen Seiten ab.

Auch ohne das ganz Persönliche, das schließlich mit unterfließt und von der wohlwollenden Teilnahme am Familienstande des Adressaten zeugt — ich meine, auch ohne so sicher leitende Fingerzeige wie die Erkundigung nach den Frauenzimmerchen und nach Carlen würden wir, wenn wir zu allen jenen signifikanten Zügen den traulichen Verkehrston und die Gemütlichkeit, die das Ganze beseelt, hinzunehmen — wir würden, sage ich, unbedenklich uns dahin entscheiden: unter den drei Geheimräten, die als „Kollegen" in Betracht kommen, kann nur einer unser Mann sein, nämlich „der alte Schnauß". Er ist unserem Dichter, seit derselbe in das Conseil berufen war, der Nächste und ohne Vorbehalt und Abstrich der eigentlich Sympathische gewesen, ein Freund und Vetter und Gevatter ganz im altväterisch Matthias Claudiusschen Sinne. Er wird einem jeden noch jetzt nahe und sympathisch, der von seinem Leben Kenntnis nehmen mag. Dazu aber hat er dem Nachfragenden reichlich Gelegenheit gegeben. Im Besitz der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar befindet sich, wohl als Stiftung von einem der letzten Schnauße, ein Buch, in dem man nach seinem Äußerlichen und seinem Umfang zunächst eine Bibel kleinen Formats oder ein kirchliches Gesangbuch erkennen könnte. Aber auf dem Rücken des soliden schwarzledernen, mit schlichten Strichen, kleinen Eckpalmetten und einem kleinen metallenen Verschluß gezierten Bandes entdeckt man bald, in ein verwittert rotbraun Schildchen eingedruckt, den Titel „Jahr-Buch". Ich habe es mit Freuden das erste Mal und mit Andacht und Rührung wie oft nachher noch zur Hand genommen, bisweilen darin geblättert, meist aber mich festgehalten und immer wieder angezogen gefühlt durch den treuherzig-redselig-hausväterlich-haushälterischen Plauderbericht des Alten. So schon auf einem der vorderen Blätter, wo er, nach sorgfältigen Nachrichten

über die Vorfahren, die Großeltern und den „seligen Vater", die erste Auskunft erteilt über seinen Eintritt ins Leben unter dem Spruche Genesis 32, 10, dem Gebete des Erzvaters Jakob: „Herr, ich bin zu geringe aller der Barmherzigkeit und aller der Treue, die du an deinem Knecht gethan hast." Auf der Seite daneben aber stehen zwei Verslein propriae artis et farinae auf die fröhliche Weise: „Ich singe dir mit Herz und Mund" (des Liedes, das Joh. Joachim Winckelmann noch in Rom so gern gesungen hat) oder des Weihnachtschorals: „Lobt Gott, ihr Christen allzugleich" gedichtet —

Du gabst mir Freuden mancher Art;
Auch Leiden gabst Du mir,
Wodurch mein Herz geprüfet ward;
Für beydes danck' ich Dir!

Gefällt es Dir, Herr, meinen Pfad
Mit Rosen zu bestreun;
Wohl mir! doch ehr' ich Deinen Rath
Sollt' er mir dornicht seyn.

„Ich bin gebohren allhier zu Eisenach anno 1722 den 16. Octbr. Mein Nahme ist Christian Friedrich," so beginnen die „Nachrichten von denen merckwürdigsten Begebenheiten meines Lebens". Gegen das Ende aber findet man unter den Beylagen drei Seiten „Auszug aus einigen Briefen Serenissimi und anderer Personen mich und meine Familie betreffend". Hierunter die Stelle aus einem Briefe des „Geh. Raths und Cammer Presidenten" Schmidt, datiert Franckfurt, den 12. Januar 1793: „Sie wollten wissen," schreibt dieser Kollege, „was eigentlich der Herzog von Ihnen gesagt hat. Er fragte mich nach Ihrer Gesundheit. Ich antwortete, daß solche leidlich sey und daß Sie fleißig und ununterbrochen fort arbeiteten. ‚O er ist ein rechtschaffener, fleißiger und diensteifriger Mann,' war seine Antwort." Ein eigenes Buch, wie es heute nicht mehr geschrieben werden könnte. Eine schlichte Hausgeschichte mit einer Schilderung der reichlichen sauren Wochen und der nicht spärlichen frohen Feste. Am bürgerlichen Himmel als Sonne, Mond und Sterne nur der Herzog und die Mitglieder des herzoglichen Hauses. Die großen Welthändel werden in Kürze erwähnt, wo sie nicht, wie der siebenjährige Krieg, in das Leben des Hauses eingreifen; besonders aber die Begebenheiten und Ereignisse der natürlichen Welt: Sommer und Winter, Frost und Hitze, Ernte und Mißernte und ganz besonders Wachstum, Befinden und Ertrag des Gartens. In Eisenach, der Vaterstadt und dem Orte seines früheren Wirkens, hat Christian Friedrich Schnauß ein eigenes Haus mit Garten gehabt. Seit seiner Versetzung nach Weimar begnügt er sich mit einer standesgemäßen Mietswohnung und einem gepachteten Garten vor der Stadt. „Um doch im Sommer vor meine Frau" (es war die zweite), „welche nicht weit gehen kann, und meine Kinder etwas zu haben, wohin man spatzieren gehen und reine Landlufft genießen könne: so miethete ich einen Garten mit einem Hüttchen hinter dem Stern . . .; er wurde aber von Serenissimo im zweiten Jahr verkaufft und mit zum Parck genommen" (muß also in der Nähe der „Ducks-Brücke", Goethes Garten schräg gegenüber gewesen sein); „worauf ich Herrn Wizeln, dem

geh. Canzleydiener seinen Garten zur Helffte nebst dem Gartenhauß jährlich vor 10 Thaler abmiethete." Dies war 1778. Zwei Jahre später erneuert er den Kontrakt mit dem gleichen Mietzins „vor das Hauß und oberste Garten Revier. Der Gärtner Puz bekömmt 6 Thaler (!) jährlich (!) den Garten zu bearbeiten." Schon in Eisenach ist Schnauß als eifriger und raffinierter Blumist für seinen Hausgarten tätig. „In diesem Jahr habe ich eine sehr schöne Hyacinthen Flor gehabt, wovon ich die Zwiebeln theils aus Rotterdam, theils von einigen Bekannten, die dergleichen aus Holland kommen lassen, erhalten. Auch die Tulpen, deren ich mehr als 2000 Stück hatte, zeichneten sich durch ihre Schönheit aus und man gab mir den Vorzug in ganz Eisenach. Die Ranunckel und Anemonen waren auch gut und von den 2 bis 300 Nelcken, war doch unter 100 Sorten wenigstens die Helffte ausgesuchte schöne Blumen, wovon ich die besten aus Meiningen und Gotha, viele aber aus der Ruhla, Tiefenorth, Creutzburg u. s. w. und in der Stadt selber von andern Nelcken-liebhabern erhalten hatte. Hierzu auf 50 bis 60 Levkojen Stöcke, eben so viele gefüllte Lackstöcke und eine Menge Stauden und Sommergewächße, Orange, Lorbeer, Myrthen, Feigen und andere Bäume machten meinen Garten zu einem angenehmen Aufenthalt, so daß wir auch, so oft es gut Wetter war, darinnen Thee tranken und speißten." Mit solchem Stolze erzählt in „Hermann und Dorothea" der Apotheker von den sicherlich viel bescheideneren Schönheiten seines Gärtchens und von dem kühlen Grottenwerk darin, wo er seinen Gästen den Kaffee präsentiert habe. Bei Schnaußens trinkt man noch Thee (er schreibt das Wort, wie Orange, als einen vornehmen Fremdling, mit lateinischen Buchstaben); der Kaffee war also damals in Eisenach noch nicht rezipiert. Noch eine Bemerkung. Wer das Blumenheer im Eisenacher Garten aufmerksamer mustert, vermißt die eine, die nur in den frommen Versen des Hausherrn prangt, die Rose. Nicht sie, sondern die vielfarbige Nelke, die altfränkisch-zierliche Tante, und die beiden steifen Damen aus Holland, die Levkoje und Hyazinthe, sind die bevorzugten Schönheiten. Die stachen ja auch nicht, wenn man sie mit spitzen Fingern den Schönen verbindlichst überreichte. Schnaußens Gartenfreude aber sollte, nach dem allgemeinen Schicksal des Schönen, vergänglich sein. Es klingt wehmütig, wenn er nun fortfährt, zu erzählen: „Allein, so vergnügt ich allezeit darinn war: so eine kurtze Zeit sollte ich solchen genießen. Denn da ich eben im Begriff war, den 7. Aug. nach Bach zur reassumirten Conferenz mit Hessen abzureißen, erhielte ich den Tag vorhero einen Brief von dem Herrn geh. Rath Freyherrn v. Fritsch zu Weimar, in welchem mir auf Serenissimae Regentis gnädigsten Befehl die Stelle eines würckl. geheimbden Assistenz-Raths mit Sitz und Stimme in dem geheimen Staats Collegio angetragen wurde." So rückt der tüchtige Mann in der Zeit rüstigster Schaffenslust, als ein Fünfzigjähriger, in die höchste Behörde des Landes ein, von Anna Amalia berufen, in jenes Conseil, dem vier Jahre später Goethe mit siebenundzwanzig Jahren durch den souveränen Willen Carl Augusts zugeführt wurde. Durch einen Willensakt, der bekanntlich den Minister v. Fritsch derartig vor den Kopf stieß, daß er nur mit Mühe

von Anna Amalia bewogen werden konnte, auf seinem Posten fürder zu verharren. Am ehesten hat jedenfalls unter den drei amtierenden Perücken der alte Schnauß sich mit dem genialen Ankömmling angefreundet. Er ist eine irenische Natur, die sich mit und in dem Kreise ihrer Pflichten einfriedigt und befriedet. Und vermutlich hat er auch durch dies selbstlose Entgegenkommen und gute Kameradschaft Halten sich in der Gunst und in dem Vertrauen des jungen Fürsten noch mehr festgesetzt. Unter den vorhin erwähnten Auszügen aus Briefen des Herzogs an seinen Geheimen Rat finden wir gerade im Jahre 1781 zwei von ganz besonderer Wärme, und bei Carl Augusts bekannter Geradheit muß man diesen Fürstenworten ein hohes Gewicht beimessen. „Ihre Redlichkeit und Treue muß Sie meiner Erkenntlichkeit gewiß machen," schreibt er am 10. Mai, und schon am 4. August wieder, bei Übersendung eines ehrenden Geschenkes: „Nehmen Sie es als ein Zeichen meiner besondern Zufriedenheit mit Ihren Diensten und meiner Zuneigung für Sie an. Empfangen Sie darbey meinen aufrichtigen Dank für die lange, anhaltende, uneigennützige Treue, welche Sie meinem Hauß gewidmet haben und seyn dafür der Unveränderlichkeit meiner freundschaftlichen Gesinnungen versichert."

In die Anfänge der ersprießlichen kollegialen Tätigkeit, die sich offenbar zu beiderseitigem Gewinn so freundschaftlich gestaltete, versetzt uns eine Urkunde, die mir — es sind nun fast zehn Jahre her — durch das Entgegenkommen des weimarischen Kultusministeriums zugänglich wurde und alsbald unter dem Gutheißen des verstorbenen Großherzogs Carl Alexander zu veröffentlichen gestattet war. Es ist ein umfänglicher Band aus den „Geheimen Kanzley Akten, die Bestrafung der Fleischesverbrechen und die Abschaffung der Kirchenbuße betreffend", der von 1763—1797 reicht; die Akten behandeln einen Gegenstand, an dem auf der einen Seite das Kirchenregiment, das „Consistorium", auf der anderen die Staatsregierung intensiv beteiligt war. Ich habe darüber berichtet und die Hauptstücke bekanntgegeben in der „Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte", Weimar 1893, Band 6, unter dem Titel: „Goethe im Conseil". Im Mittelpunkte unseres Interesses steht ein von Goethe verfaßter Aufsatz, überschrieben „Betrachtungen über die abzuschaffende Kirchenbuse. Durch verschiedne in dieser Sache abgelegte Vota veranlaßt", datiert den 14. Dez. 80. Ich habe sie vollständig mitgeteilt auf Seite 599—603 des benannten Bandes. Beim bloßen Hören des Themas wissen wir, daß Goethe nicht bloß als Jurist und Regierungsbeamter, sondern ebenso stark als Mensch und Poet von dem Gegenstande berührt sein mußte. Und auch auf der anderen Seite rückt derselbe in hellste literarische Beleuchtung, wenn man gewahrt, daß der Vertreter der kirchlichen Auffassung der Generalsuperintendent Johann Gottfried Herder ist, und daß seine zwei umfänglichen Gutachten ihrer großen Bedeutung wegen schon in die erste Ausgabe seiner sämtlichen Werke übergegangen sind. Doch kann ich das bei gegenwärtigem Anlaß nicht nochmals darlegen und erläutern. Kurz nur dies. Diese Kapazitäten, Beamte Carl Augusts, in den Hauptsachen einig und einverständig, sei es von vornherein oder im Fortgange der Verhandlungen, sämtlich von der Humanitäts-

idee lebendig erfaßt, befinden sich durchaus auf der Bahn, welche zu unserer Zeit die Verfasser des „Bürgerlichen Gesetzbuchs" mit Entschiedenheit eingeschlagen haben. Uns geht hier zunächst nur der Schluß des großen Goethischen Aufsatzes an, dessen letztes Alinea mit dem Satze beginnt: „Diese Gesinnungen kommen mit denjenigen vollkommen überein, die der Herr Geh. Rath Schnauß in seinem Voto geäußert hat." Wiederum nimmt dann auch Schnauß, in einem Schriftstück vom nächsten Tage (15. Dez. 1780) auf Goethes Vorschlag Bezug, im Hauptsächlichen beistimmend. Es ist mir unmöglich, das gedeihliche Zusammengehen der beiden Getreuen des Herzogs, des alten und des jungen, über diese ersten Schritte hinaus zu verfolgen, bis zu dem Tage, wo schließlich Goethe an Schiller schreibt: „Unser guter alter College Schnauß hat sich denn endlich auch davon gemacht," — es steht im Briefe vom 9. Dezember 1797. Abgetan und vergessen aber war der Biedere keineswegs bei dem jüngeren Genossen. Seine Stimme wird immer wieder einmal vernehmlich. In einem Briefe Goethes an Voigt, der amtlich die Erbschaft des Alten antrat, vom 26. Januar 1802, läuft ihm die Wendung aus der Feder: „Da es eine Sache ist, die, wie der alte Schnauß zu sagen pflegte, nicht im Feuer liegt". Ich hatte mich in dieser Zeit gerade mit den Tagebüchern Goethes aus seinen letzten Lebensjahren zu beschäftigen, und da fand ich zufällig am 27. Dezember 1831 unter den Besuchern eingetragen „Dr. Schnauß". Das wird Carl August Constantin Schnauß sein, der jüngste Sohn des Geheimen Rats, geboren den 22. August 1782, das Patenkind des Herzogs, seines Bruders, des Prinzen Constantin, und Goethes, von dessen Haustaufe am 24. August das Jahrbuch ausführlich berichtet. Nicht weniger als zweiundzwanzig Paten hat dieser Geheimeratssohn gehabt; sie alle werden nach Standesgebühr namentlich aufgeführt, als Nummer eilf: Herr Geh. Rath von Goethe. Auf der Nebenseite oben steht: „Herr Geh. Rath v. Goethe. Herr Geheimer Kammerrath Berendis" (Winckelmanns Freund und Besitzer vieler Briefe des berühmten Mannes, die Goethe aus seinem Nachlaß herausgegeben hat) „und Herr Geh. Reg. Rath Hetzer haben das Kind [aus der Taufe] gehoben, Ersterer nomine Serenissimi." Dies Kind ist der Carl unseres Briefes, der sechsjährige; die Frauenzimmerchen aber, die Goethe ebenfalls recht groß geworden anzutreffen hofft, sind die jüngste und vorjüngste Schwester Carls, deren Namen und Geburtsjahr und -Tag uns der vom Vater sorgsam ausgeführte Familienstammbaum angibt. Sie waren die eine im September 1771, die andere im Dezember 1769 geboren. Ein langer Zwischenraum also zwischen ihnen und dem Nesthäkchen. Wie ich dies aber als Dr. Schnauß wiederfand im Dezember 1831 und dann aus der Fortsetzung des Stammbaums ersah, daß Carl sich schon einen Monat vor dem Dichter, seinem Paten, auch „davongemacht", wie einst sein Vater, da kam mir Goethes Lebensspruch (aus seinem 69. Lebensjahre) in den Sinn:

Älteftes, bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgefaßtes Neue,
Heitern Sinn und reine Zwecke —
Nun, man kommt wohl eine Strecke . . .

Nun würde von hier der Weg in Schnaußens Wohnung zurückführen, in der Goethe als Gevatter und Hausfreund an Schmaus und gesellschaftlicher Freude manches Mal heiter teilgenommen hat. Das ist nicht die schwelgerisch-geistlose Geselligkeit einer späteren Zeit. Schnauß hatte das Dezernat (wie man es in Preußen nennt) über die Kunstanstalten von Weimar; zu seiner nächsten Freundschaft gehörte Joh. Melchior Kraus, der Direktor der freien Zeichenschule, Goethes Landsmann, im Freundeskreise Anna Amalias „Kräuschen" genannt. Schnauß zeichnete selbst und so auch die Frauenzimmerchen; gelegentlich stand wohl auch von ihnen etwas auf den bescheidenen Kunstausstellungen und wurde beifällig von Wohlwollenden in Augenschein genommen. Das leitet uns zu dem Schlußsatze unseres Briefes: „Krause höre ich" (er hat es von Bertuch vernommen) „ist sehr fleißig und macht gute Sachen." Es ließe sich hier der Versuch machen, das Bild von Schnauß selbst zu zeichnen; zwei, wie es scheint, sprechend ähnliche Bildnisse von ihm, die sich gegenseitig beglaubigen, befinden sich auf der Großherzoglichen Bibliothek, die ja auch seinem Dezernat unterstanden hat: eine Büste von Klauer, dem vorzüglichen Porträt-Plastiker, der uns am meisten durch die köstliche Büste Wielands in Tiefurt bekannt ist; ferner ein Porträt, von einem unbekannten Maler trefflich ausgeführt. Ein robustes rundes Gesicht, starknochig; der Gesichtserker, die gekuppte Nase, kräftig herausgebaut; freundliche, hellblaue Augen unter starken Brauen; ein respektables Kinn. Aber wichtiger scheint mir sein Selbstporträt, wie er es in einem Briefe an Goethe gezeichnet hat, fünf Jahre nur nach des Dichters Heimkehr. Ein ereignisschweres Lustrum. „Ruhige Bildung", wie sie Goethes Brief atmet, ist durch das „Franzthum" (mit Goethes erbittert-entrüstetem Worte zu reden) „zurückgedrängt"; die früher Freunde waren, verstehen sich oft nicht mehr ob des politischen Haders. Goethe ist mit seinem Herzog bei dem Belagerungskorps vor Mainz; es gilt, „die fränkischen Unmenschlichkeiten", wie der Herzog an Herder schreibt, der ihm seine Humanitätsbriefe durch Goethe hat überreichen lassen, „vom deutschen Boden zu kehren". Im Niedergang ist das Geschlecht des heiteren, geselligen Rationalismus, das den Glauben an die alle menschlichen Gebrechen wieder gutmachende Menschlichkeit treu im Herzen gehegt hatte. Frühsommer 1793, die Zeit des ersten Grasschnittes in Thüringen. Der alte Schnauß, schon längst nicht mehr der alte kräftige Schnauß, ein Einundsiebzigjähriger, sitzt in seinem Garten. Unter der Erde ist seine Zeit. Die Stimme des alten Gottes kommt zu ihm, dem Patriarchen: „Der Mensch ist in seinem Leben wie Gras." Da rückt er sich vor seinem Schreibzeug zurecht und macht sich stark (wie von Jakob geschrieben steht); er nimmt einen großen Bogen, fast Aktenformat. Die Feder läuft ihm noch gut; wir erblicken fast dieselben klar gefälligen Züge, mehr einer Gelehrten- als einer Geheimderathshand, die uns der Aktenfaszikel von 1780 zeigt. Er schreibt an den Freund im Feldlager vor Mainz.

Weimar im Garten, fern von allen
Canonen Schüßen, den 12ten Jun. 1793.

Da ſitze ich nun, mein wertheſter Herr College, und dencke dem menſchlichen Schickſal nach. Wie viel Menſchen, beſonders brave Jungen, die ihrer Mutter ſo viel Arbeit und Mühe gekoſtet, werden von beyden Seiten, ehe ſie noch reiff und die Stütze ihrer Eltern werden können, durch die Senße des Knochen Manns wie das Graß auf der Wieſe abgemähet, wann hier eine Canon- oder Kartätſchen Kugel und dort ein Huſaren Hieb oder Bajonet Stich ihren Leben ein Ende macht.

Und was iſt der Held? Der mit kalten Blut ſich dieſen Gefahren ausſetzt, den Feind ohne auf ſein Ich zu mercken mit feurigen Muth angriff und auf einer mit Leichen geflaſterten Chauſſee triumphirend zurück reitet? Da muß doch alles Gefühl der Menſchlichkeit erſtickt werden, wenigſtens über die Nothwendigkeit eines ſo gräßlichen Schauſpiels eine ſchaudervolle Betrachtung erreget werden.

Ich ſchreibe Ihnen, theuerſter Freund, dieſe mich gantz niederdrückende traurige Empfind- und Bemerkung, als einem, der auf den Lorber Cranz der Helden keinen Anſpruch machen darff [d. h. zu machen braucht]; dem Herzog würde ich ſolches nicht ſchreiben. Der mag dann in ſeiner Laufbahn, ſo weit es Berufsarbeit iſt, fortſchreiten; er iſt von Natur darzu gemacht und aus einem Helden Stamm gebohren.

Daß man ihm aber nicht einmal die verdiente Ehre gönnt; daß man in den Zeitungen nur ſeines Regiments, welches Prinz Louis von Preußen angeführt haben ſoll, und nicht ſeiner gedencket, das iſt uns doch ärgerlich. Ich dencke und hoffe, er wird auch mercken, was Neid und Cabalen thun, wie der Prinz von Coburg, welcher gewißen Nachrichten zu Folge, keine Campagne mehr mit machen wird.

Wohl uns, wann wir unſern gnädigſten Herrn wieder unter dem Vaterländiſchen Feigen Baum ſitzen und uns und alle Unterthanen durch ſeine beglückte Rückkunfft die höchſte Jubel Freude verſchaffen ſehen! Gott gebe ſolches recht bald!

Hier, beſter Herr College, ſchicke ich Ihnen noch etwas zu leſen, denn Sie werden doch manchmal lange Weile haben. Den Aufſatz im Wochenblatt hat der H. General Superintendent Schneider gemacht. Die Abhandlung der Lat. Geſellſchafft zu Jena, welche mir der Secretär derſelben, Dr. Becker, nebſt dem Verfaßer überbracht hat, iſt nicht übel und ziehet gegen die Gleich- und Freyheits-Narren ziemlich loß und vertheidiget die Griechiſchen und Römiſchen Schrifftſteller, die von der Freyheit hin und wieder unter gantz andern Umſtänden geſchrieben haben.

Ich habe zu meinem Jubelfeſt wenigſtens 20 gedruckte und geſchriebene Gedichte in lateiniſcher und deutſcher Sprache, in gebundener und ungebundener Rede erhalten; ich begreiffe doch nicht, wie die guten Leute einen ſo großen Lerm darüber machen können, als wann ich etwas darzu könnte daß ich 50 Jahre im Dienſt, unter 6 Regenten, verlebt hätte? Und wenn nun dieſes ſchon mit allen Feyerlichkeiten, wie ein Traum, wie ein Schatten-Spiel an der Wand, verſchwunden und noch ein paar Jährgen höchſtens dahin lauffen, in welchen ich noch ſo, aller Dinge ſatt, herum ſchleiche, was iſt am Ende der Schluß der Rolle, die ich auf der Welt geſpielt habe? Tritt ab! und mache andern Plaz.

Jezo ſchlagen die Nachtigallen um mich her; das gönnte ich Ihnen ſtatt des Gebrumme der Canonen. Bleiben Sie nur immer weit, wie Curtius ſagt: extra teli jactum, und kommen mit dem Herzog glücklich zurück.

Das allerhöchſte Weſen, das man Gott nennet, oder die Vorſehung, oder die ewige göttliche Vorſicht (das iſt doch immer einerley), bewahr Sie und unſern gnädigſten Herrn für alle Gefahren, Schäden und Unfall.

Behalten Sie mich lieb so wie ich Sie zärtlich umarme. Sie hängen nebst Wieland um den Herzog [d. h. zu beiden Seiten von des Herzogs Porträt] stets für meinen Augen in meiner neu grün gemahlten und mit Etruscischen Bordüren eingefaßten Stube.

Ich bin von ganzen Herzen

Ihr

alter treuer Freund und Diener
Schmauss

Meine Herren Collegen und meine Kinder empfehlen sich Ihren geneigten Andencken.

Schon aus der Campagne des Vorjahres, eben damals, als man noch den frischen, fröhlichen Parademarsch gen Paris zu machen hoffte, hatte Goethe „in procinctu“ an Schnauß im Auftrage des Herzogs geschrieben: „Theuerster und werthester Herr College und Freund . . . Unser lieber Fürst, der wohl, munter, rüstig, und in seinem militarischen Wesen recht zu Hause ist, grüßt Sie herzlich und freut sich, daß Ihre Füße Sie so weit tragen und wünscht, daß Sie munter und gutes Muths dem bevorstehenden Jubiläo entgegen gehen mögen. Er schätzt Sie gewiß, wie Sie es verdienen und nimmt lebhaften Antheil an Ihrem Befinden.“ Im übrigen aber knüpft der Alte ersichtlich an die Nachrichten an, die wenige Tage zuvor in Weimar eingetroffen sein müssen. Zunächst ein Brief Goethes an den jüngeren Kollegen C. G. Voigt, der sicherlich auch dem Doyen des Kollegiums vorgelegen hat. Wahrscheinlich aber hat sich auch bereits die ausführlichere „Relation“ über die jüngsten Ereignisse vom Kriegsschauplatz, die Goethe unter dem 2. Juni an Herder abgehen läßt, und „besonders Frankenbergen“ (dem gothaischen Minister) mitzuteilen ersucht, abschriftlich an höchster amtlicher Stelle befunden. Inzwischen waren auch schon andere Berichte aus dem Hauptquartier angelangt. Goethe schreibt:

Im Lager vor Mainz d. 31 May 93. Kaum war ich einige Tage hier . . ., als heute Nacht die Franzosen sich erfrechten auf das Hauptquartier Marienborn einen Ausfall zu thun und mir also das Schauspiel eines Überfalls und einer nächtlichen lebhaften Affaire gewährt ward. Der Feind drang biß in das Dorf fast unangemeldet, es entstand ein lebhaftes Gefechte. Das Canonenfeuer von unsern Batterien, das Feuer des kleinen Gewehrs dauerte fast eine Stunde, mancher brave Kerl büßte sein Leben ein . . . Des Herzogs Regiment hat den Major Lavière und Mann verloren . . . Es ist ein Coup, der keine Folgen hat und dennoch verdrießlich ist.

Die offiziöse Relation enthält Genaueres:

Sie wollten den General Kalkreuth, der in Marienborn, den Prinzen Ludwig, Ferdinands Sohn, der auf dem Chausseehause . . . im Quartier lag, entweder gefangen fortführen oder todt zurücklassen. Sie wählten die Nacht vom 30. zum 31., zogen sich . . . über die Chaussee durch einige Gründe und durch das hohe Korn bis wieder an die Chaussee, passirten sie und eilten auf Marienborn los . . . Sie schossen sogleich in die Häuser, wo sie Licht sahen, drängten sich durch die Straße, umringten den Ort und das Klostergebäude, in welchem der General lag . . . Die Batterien feuerten, das Infanterieregiment Wagner rückte vor, Lottum kam herzu, eine Escadron Herzog von Weimar (Küraſſiere), die hinter dem Orte lag,

war bei der Hand, die Sächsischen Husaren desgleichen . . . Der Herzog von Weimar führte den übrigen Theil seines Regiments, das eine Viertelstunde hinter Marienborn auf der Höhe campirte, hinzu . . . Nach einem anderthalbstündigen Gefecht trieb man die Franzosen gegen die Stadt zurück . . . Der Verlust der Preußen an Todten und Blessirten mag 90 Mann sein. Major la Vière von Weimar, Rittmeister Voß, Generaladjutant, sind todt und einige Hauptleute der Infanterie.

Vom Herzog aber heißt es noch in dem Briefe an Voigt:

Zum Soldaten ist er gebohren und wenn man ihn in diesem Elemente sieht, verdenckt mans ihm nicht, daß er da gerne ist, wo er sich fühlt.

III.

An Erich Schmidt.

Weimar, auf der Altenburg,
2. Weihnachtstag 1902.

Es ist nun das dritte Mal, daß ich das fröhliche Gefunden! bei einer Urkunde zur „Italiänischen Reise" Dir, lieber Freund, zurufen kann, der das nächste Anrecht hat, von einer Nachentdeckung zu vernehmen, welche diesem Schatze ein neues Stück zuführt. Entdeckt, im strengen Sinne, habe ich nur das zweite, den nach der Rückkehr aus Sizilien, während des zweiten römischen Aufenthalts niedergeschriebenen „Versuch, eine homerische, dunckle Stelle" — nämlich die Beschreibung der Laistrygonenstadt — „zu erklären"; die Blätter gehörten zum Urbestande des Archivs, und niemand, auch der Herausgeber der Urgestalt der Italienischen Reise und des Faust nicht, hatte ihr Nationale erkannt, welches jetzt, nach der Veröffentlichung im Goethe-Jahrbuch von 1901, schwerlich angezweifelt wird. Das erste, bereits vor elf Jahren gefundene Stück, Goethes schöner Brief an Christian Friedrich Schnauß, datiert „Frascati, den 1. October 1787", das in jeglichem Betracht zu den „Tagebüchern und Briefen aus Italien" gehört haben würde, kam für deren zweite Herausgabe im achten Bande von „Goethes Briefen" zu spät; der liederliche Druck des edeln Wertstückes in Karl Gutzkows „Unterhaltungen am häuslichen Herd" 1854 mußte Dir noch genügen, und bedauerlicherweise ist in den Nachträgen und Berichtigungen (Band 18, 110 der vierten Abteilung) die erheblichste wörtliche Verbesserung, die man dort hätte schenken können, übergangen. Goethe hat geschrieben: „Zwar ist auch hier nicht gut Brief schreiben, man mag gerne den ganzen Tag spazieren (nicht: skizzieren) und zeichnen und hat Morgends und Abends so viel zu thun die Blätter in Ordnung zu bringen, die Contoure zu laviren, oder mit der Feder zu umreisen, man pfuscht auch wohl einmal mit Farben und so geht die Zeit hin, eben als wenn es so seyn müßte." Dir ist es nicht entgangen, daß aus diesen Zeilen die Physiognomie des Adressaten hervorblickt, den andere in Voigt und Schmidt vermutet hatten, und Du hast auf die rechte Fährte gewiesen mit der Stelle aus dem Briefe an Herder, Rom, den 17. Februar: „Es fällt mir eins über das andre ein! Bitte Frau von Stein, die Zeichnungen, wenn sie ankommen, dem alten Schnaus zeigen zu lassen. Auch wenn ihm einfallen sollte eins oder das andre zu kopiren, es ihm zu leihen."

Wenn Herder in seiner spöttlichen Weise die Briefe des „stolzen Römers“ auf ihr Großquartformat anspielend, Schüsseln mit breitem Rande genannt hat, so gehört jener Brief aus Frascati zu den vollen Schüsseln; die Seiten sind mit 21, 22 langen Zeilen gefüllt, nur auf der letzten ein mäßiger Raum für den „Respect“ und Abschied vorbehalten.

Eine ebenso volle Schüssel habe ich Dir, als dem Ersten und Nächsten unter den auswärtigen Freunden, auftragen können, zuvor aber hier einem engen Kreise von Gästen, die ich zur Feier von Goethes Geburtstag auf die Altenburg gebeten hatte; Euer Charlottenburger Landsmann Dr. Max Morris gehörte dazu, der Spürer, Finder und Entzifferer. Was ich der Bewirtung vorausgehen ließ, die schier wundersame Geschichte des Fundes, hätte sich, wäre auch nur ein mäßiges Viertelstündchen in dem Getümmel jener Tage zwischen Herders und Goethes Geburtstag zu erobern möglich gewesen, leicht in die Gestalt eines Märchens bringen lassen. Nicht des „Märchens“, an dem Morris seinen Scharfsinn und alle seine Künste und Listen erprobt hat, sondern einer Rhapsodengeschichte, wie sie Goethe in seiner zweiten Epistel vorträgt aus der Erinnerung seines Aufenthaltes „in der neptunischen Stadt, allwo man geflügelte Löwen Göttlich verehrt“.

> Einst, so sprach er, verschlug mich der Sturm ans Ufer der Insel,
> Die Utopien heißt.

Ein paar Tage zuvor, im Gedränge der Herder-Ausstellung, hatte eine verehrte Freundin, Fräulein Charlotte Krackow, die letzte Überlebende aus dem Hause des Hofkammerrats Kirms, des erprobten Gehilfen Goethes im Theateramte, mir, mit etlichen anderen, auch ein eng beschriebenes altes Quartblatt in das Archiv gebracht und, als wäre es nötig, solche Dienstfertigkeit auch noch zu entschuldigen, sich darauf berufen, daß ich vor einigen Wochen ihr eindringlich geraten hatte, nichts, gar nichts aus dem alten Handschriftenbesitze ihrer Familie zu vernichten, ehe sie es mir vorgelegt habe. Was sie beim vorigen Besuche mir zurückgelassen hatte, waren Abschriften von Briefen Herders und seiner Frau an Anna Amalia, ferner von Gedichten Goethes an Frau von Stein, von Schillers vergnügten Versen, „Mach auf, Frau Griesbach“, Auszüge sodann aus jener Handschrift des „Wallenstein“, der auch Herr Böttiger-Ubique so Wertvolles, das wir dem Vielgeschäftigen jetzt zu danken haben, zum schweren Verdrusse Schillers, einst entwendet hat, Auszüge schließlich — um doch eine brennende Frage noch zu streifen — aus den Niederschriften „Christels“, d. h. der Christiana von Wurmb nach Schillers Unterhaltungen mit ihr, — sie tragen die Jahreszahl 1801, die man zur Zeit arg anzweifelt und hinausdisputieren will. Die Wallenstein-Auszüge haben bei genauer Sichtung und Vergleichung mit der „historisch-kritischen“ Ausgabe nur anderthalb unbekannte versiculi ergeben; indessen, diese gehören zu dem großen Dialog zwischen dem Friedländer und der Gräfin Terzky. Von den Christel-Papieren ein andermal.

Wie? Ist Luise von Göchhausen wieder erschienen, die treueste und fleißigste der abschreibenden Weiber, die mit Recht durch ihre und Deine Feder berühmt Gewordene? Oder eine jüngere Mitbewerberin um Thusneldens

Ruhm, die auch das Spätere noch, in dunklem Drange, für sich, für uns und die Nachwelt abgeschrieben und aufbewahrt hat? So ist es allerdings, und wir dürfen Amélie Voigt, geborene Ludecus, wo nicht neben, so doch nächst dem Hoffräulein zu unseren guten Geistern und Nothelferinnen zählen. Von Anna Amalia, ihrer Patin, deren Schatullier ihr Vater war, trägt sie den Namen. An Bildung und Geist steht sie über der älteren Rivalin; als Schriftstellerin hat sie unter dem Namen Cäcilie Anerkennenswertes geleistet. In ihrem Nachlasse befindet sich eine Anzahl Briefe von Eichstädt, der sie als Mitarbeiterin an der „Jenaer Litteratur-Zeitung" geschätzt hat; auch in den Quartalheften von Goethes Korrespondenz begegnen wir etliche Male ihrem Namen. War sie doch eine Nichte von Kirms und bis zum Jahre 1811 die Gattin des jüngeren Voigt, des Sohnes von Goethes Freund. Amélie Voigt verdient einen Platz im goldenen Buche von Weimar, unter der Generation wahrhaft gebildeter Frauen, denen es zum Segen gediehen ist, zu den jüngeren Zeitgenossen Goethes zu gehören. Sie verdient eine Studie, und als Schriftstellerin muß sie einen Platz in der Allgemeinen Deutschen Biographie, im letzten Nachtrag-Bande erhalten. Vielleicht fühlt sich ein Jüngerer durch diese Winke angeregt, sich mit ihrem Leben und mit ihrer Schriftstellerei eingehender zu beschäftigen. Ihre Büste schon, von Tieck zu der Zeit, als er am Weimarer Schloßbau beteiligt war, angefertigt, könnte ihm sagen, daß er es, altfränkisch zu reden, mit einem anmutigen Frauenzimmer zu tun haben würde. Es ist etwas Südliches in ihrer Gesichtsbildung; manchmal sollte man meinen, etwas Orientalisches; doch kann der Turban, den sie nach der Zeitsitte um die Stirn geschlungen hat, mich auf diese Idee gebracht haben. Sie ist, alles in allem, eine interessante Erscheinung, nicht das unbedeutendste Mitglied jener Gesellschaft von Weimar, die — eine andere war als die heutige.

Dir wird Dein philologisches Auge beim ersten Blick schon auf die Äußerlichkeiten unseres Briefes sagen, daß es keine gewöhnliche Frauenzimmerbildung verrät, in solcher Weise um 1810 (aus dieser Zeit mag die Abschrift stammen) die Eigenheiten der Goethischen Orthographie und Interpunktion von 1788 zu wahren; nur an ein paar Stellen habe ich, um den Eindruck der Unebenheit zu verwischen, ein klein wenig retuschiert.

Echt aber ist jedes Wort dieser Abschrift, dafür stehe ich ein. Richtiger sage ich nun: dafür stehen wir beide ein. Hätte sich diese Abschrift nicht in dem Kirmsschen Hause gefunden, wo Amélie Voigt nach der Trennung von ihrem Manne gewohnt hat, und wo sie gestorben ist — jenem Gebäude mit der stattlichen Torfahrt in der Jakobsstraße (es stand schon vor dem Dreißigjährigen Kriege), das unter den Fenstern der ersten und zweiten Etage einen Guirlandenschmuck wie das Römische Haus im Weimarer Park an seiner Fassade zeigt, — wäre sie hinter dem Lehmgiebel irgend eines alten Weimarer Hausbodens, ja überhaupt irgendwo unter alten Papieren gefunden worden, wir würden beide doch mit einem Munde ohne Bedenken bekräftigen: „Echter Goethe!"

Nun aber ist auch die Provenienz völlig klar, und zwar die des einen Schnauß-Briefes wie des anderen. Denn auch der frühere, im Original

gefundene, den der Großherzog Carl Alexander durch mich 1891 erwerben ließ, um ihn, seiner Gewohnheit nach, der Großherzogin Sophie unter den Weihnachtsbaum zu legen, — auch er stammt aus dem Kirmsschen Hause, aus dem Besitz von Amélie Voigt. Und von ihr selbst hat wohl Karl Gutzkow die Vorlage zu seiner unordentlichen Veröffentlichung erhalten. Amélie aber hat ihn sich von ihrem Schwiegervater, dem Minister, schenken lassen. Dem aber gab ihn — der alte Schnauß. „Unser Goethe hat mir da einen gar herrlichen Brief geschrieben," hat er eines Tages zu dem jüngeren Herrn Kollegen gesagt. „Ei, dürfte ich den nicht auch lesen? Ich gebe ihn dem Herrn Geheimderat gewißlich morgen wieder." — „Ja freilich, gerne, mein lieber Voigt." So hat ihn Voigt bekommen, gelesen, in sein Pult geschlossen und das Zurückgeben pünktlich — vergessen. Und so ist's bei dem zweiten auch ergangen.

Das ist mein Märchen. Du magst es glauben oder nicht, lieber Freund. Die Sache — „die hast Du nun köstlich in Händen". Mag uns solch ein Fund noch manchmal beschert sein. Und viel Glück sonst zum neuen Jahre!

Dein Suphan.

Schumann und Brahms[1].

Von

Max Kalbeck.

Als Robert Schumann 1850 seine selbstgeschaffene Dresdener Stellung aufgab, um den nach Köln berufenen Ferdinand Hiller im städtischen Musikdirektorat von Düsseldorf abzulösen, versprach er sich das Beste von dem Wechsel seiner Verhältnisse. Sein engeres Vaterland war ihm durch mancherlei widrige Erlebnisse, vor allem aber durch den Mißerfolg und die Zurücksetzung, die seine Oper „Genoveva" in den Hauptstädten Sachsens erfuhr, verleidet worden, und er hoffte, von dem regen rheinischen Musikleben mit größerer künstlerischer Befriedigung zugleich Anregung und Lust zu neuem Schaffen zu gewinnen. Anfangs ließ sich auch alles so freundlich für ihn an, daß es schien, als sollten seine Hoffnungen erfüllt werden. An der Seite seiner geliebten Clara war ihm der ehrenvollste und schmeichelhafteste Empfang bereitet worden. In den Kreisen der Düsseldorfer Gesellschaft drängte man sich an das geniale Künstlerpaar heran, über welches so viele interessante, fast märchenhaft klingende Geschichten umherliefen, und zeichnete es auf jede Art aus.

Aber die gegenseitige Zufriedenheit war nicht von langer Dauer, und mit ihr schwand auch das gute Einvernehmen, das zwischen dem Dirigenten, den Mitgliedern seines Chors und Orchesters geherrscht hatte. Den Tagen frischer und kräftiger Anspannung, die Schumann eine Regeneration seines geschwächten Organismus verhießen, folgten nur zu bald Wochen tiefer geistiger und körperlicher Herabstimmung, und von allen Seiten fühlte er sich in seiner Tätigkeit gehemmt. Gewohnt, seiner freigebigen, ihm unerschöpflich dünkenden Phantasie das Äußerste zuzumuten, hatte er in dem verhältnismäßig kurzen Zeitraum von zehn Jahren eine Überfülle von Werken produziert, in dem ersten Jahre seiner glücklichen Ehe allein 138 ein- und mehrstimmige Lieder, Romanzen und Balladen! Die Oper „Genoveva", das Oratorium „Paradies und Peri",

[1] Dieser Aufsatz gehört, gleich dem im Oktoberheft der „Deutschen Rundschau" veröffentlichten: „Aus Brahms' Jugendzeit", einem im Entstehen begriffenen größeren biographischen Werke über Johannes Brahms an.

die Musik zu „Manfred", das Requiem für „Mignon", die „Faustszenen", vier große Orchester-, sieben Kammermusikwerke für mehrere Instrumente, das Klavierkonzert und andere Konzertstücke nebst einer ansehnlichen Zahl von Klavier- und Gesangskompositionen waren zwischen 1840 und 1850 entstanden — eine Unsumme von anstrengender Arbeit, die für ein ganzes Künstlerleben hingereicht hätte. Dazu führte Schumann noch bis 1844 die Redaktion der von ihm gegründeten „Neuen Zeitschrift für Musik" und überließ dieses, den ganzen Mann in Anspruch nehmende Geschäft, dem er die besten Kräfte seiner Jugend aufgeopfert hatte, seinem Mitarbeiter Oswald Lorenz, dem Strohmanne Franz Brendels, als er merkte, daß nicht nur seine Produktion, sondern auch seine Gesundheit darunter litt. Als hätte er viel Versäumtes auf einmal nachholen und die wenigen Mannesjahre, die ihm noch blieben, doppelt und dreifach ausnützen wollen, stürzte er sich auf das künstlerische Schaffen und vergaß bald wieder die Warnung, die ihm seine krankhaft überreizte Natur schon im Oktober 1844, nach Beendigung des „Faust"-Epiloges, erteilt hatte. Nicht wenig trug zu seiner Verstimmung, die in Düsseldorf eine chronische wurde und allmählich zur Weltfurcht und Menschenscheu anwuchs, der Umstand bei, daß in dem Maße, als seine Werke im In- und Auslande Verbreitung und verständnisvolles Entgegenkommen fanden, die Zahl seiner versteckten und offenen Widersacher und Neider sich vermehrte. Er hatte Ursache, manchem zu mißtrauen, dem er selbst ein allzu geneigtes Ohr geliehen hatte, und es wurmte ihn, daß er gerade von denen schnöden Undank einerntete, für die er Segen mit vollen Händen gesäet zu haben sich bewußt war.

Die Furcht, sich in seiner eigenen künstlerischen Existenz bedroht zu sehen, quälte ihn. Aber noch tiefer schmerzte ihn die Erkenntnis, daß die von ihm gepflegte und geförderte Kunst auf abschüssigem Wege dem sicheren Untergange zueilte, und daß er das drohende Verderben nicht aufhalten konnte. Sein weiches, verwundetes Gemüt besaß die Spannfähigkeit nicht mehr, um mit überlegenem Humor den Dingen ruhig ihren Lauf zu lassen, und anstatt ironisch darüber zu lächeln, daß Unkundige ihn selbst dem tempelschänderischen Haufen jener wüsten Neuerer beizählten, die sich an den Götterbildern seiner Ideale vergriffen, erbitterte es ihn, wenn man die Rüstkammer seiner kampfesfrohen Jugend durchstöberte, um ihn mit seinen eigenen Waffen zu schlagen. Die schneidige Wehr, vor welcher einmal alles zitterte, was im Reiche der Tonkunst unrein, verlogen, niedrig und schlecht war, sein kritisches Richtschwert, hatte er aus der Hand gegeben, im guten Glauben, daß der Arm, der es nach ihm führte, die gerechte Sache stützen und verteidigen werde.

Nur ein halbes Jahr, vom Juli bis Dezember 1844, hatte Lorenz die Redaktion geführt; vom 1. Januar 1845 an war die Zeitschrift unter Brendels Namen erschienen, und gleich die Neujahrsnummer hatte ein geharnischtes „Programm" in Form eines musikhistorischen Resumés gebracht, in welchem Schumanns Verdienste als Musiker und Musikschriftsteller mit keiner Silbe erwähnt wurden. Indessen sollte sich erst nach der Revolution von 1848 Brendels ehrgeizige Agitatorennatur völlig entfalten. Das rein Künstlerische wurde ihm immer gleichgültiger; was nicht auf die Massen wirkte oder doch zur

Erregung der Massen sich verwenden ließ, existierte nicht für ihn oder wurde bekämpft. Brendel konnte dem ehemaligen Freunde, obwohl er ihn noch eine Zeit lang mit schuldiger Rücksicht behandelte, endlich doch die schrecklichste Enttäuschung seines Lebens nicht ersparen. Erst zwischen den Zeilen, dann unverblümt und deutlich gab ihm die „Zeitschrift" zu verstehen, daß Brendel und seine Gesinnungsgenossen die Schumannsche Musik für antiquiert und deren Grundlagen für hinfällig hielten. Schumanns Richtung vom Willkürlich-Persönlichen zur Abgeklärtheit eines objektiv erfaßten und dargestellten musikalischen Schönheitsideals paßte ihnen nicht in ihren Kram. Sie hatten von dem burschikosen „Davidsbündler", der in seiner Jugend die Philister zu Paaren trieb, anderes erwartet, als der zum klassischen Meister herangereifte Mann ihnen gewähren konnte. Seine formenschöne, still in sich beruhende Kunst, die alles Impetuose und Aggressive von sich abgetan hatte und weder mit den philosophischen und sozialen Tendenzen der Zeit noch mit anderen Künsten und Wissenschaften liebäugelte, war ihnen langweilig, die überragende Autorität des Künstlers, der nach Mendelssohns Tode als der erste deutsche Musiker anerkannt und verehrt wurde, unbequem und lästig geworden. „Ôte-toi que je m'y mette", das Losungswort aller Streber, entsprach durchaus dem Sinne einer Partei, die, im Gegensatz zu Schumann und dessen künstlerischen Vorgängern, am Untergraben der Autoritäten arbeitete und nur die Größen gelten ließ, die sie selbst lärmend auf den Schild erhob.

Als Redakteur der Zeitschrift bildete sich Brendel zum vorzüglichen Taktiker aus, der auf musterhafte Disziplin hielt. Gegner durften nicht geschont, Freunde, d. h. Parteigenossen, mußten mit aller möglichen Rücksicht behandelt werden. „Bei unserer polemischen Stellung im großen und ganzen," schreibt der Redakteur am 29. April 1853 einem neuen, ihm besonders wertvollen Mitarbeiter, Julius Schaeffer, dem gegenüber er sich keine allzu empfindlichen Blößen geben wollte, „muß man im einzelnen Konzessionen machen, wenn man überhaupt wirken will. Man kann nicht alle vor den Kopf stoßen. Das Richtige besteht eben darin, zu verstehen, zu rechter Zeit Konzessionen zu machen." Von einem anderen, der sich die Freiheit nahm, seine eigene Meinung unabhängig von der Tendenz des Blattes zu vertreten, klagt er: „Hinrichs[1]) spricht immer von seiner prinzipiellen Erörterung, steift sich auf sein vermeintliches Recht und sieht nicht ein — was ich Franz schon mündlich gesagt habe —, daß er mit seiner Episode ganz aus dem Ton gefallen, daß das keine prinzipielle Erörterung, sondern ein gehässiger Angriff ist, er sieht nicht ein, daß er allen persönlichen Beziehungen ins Gesicht geschlagen hat, wie das nur jemand passieren kann, der, gänzlich isoliert, von dem Leben und den Verhältnissen gar keine Notiz nimmt. Er betrachtet sich die Welt von der Stube aus und wundert sich hernach, wenn er sehen muß, daß die Welt sich nicht in seine Stube einfangen läßt. — Wie sehr er geschadet hat, indem er den Schlechten das Schauspiel des Streites im eigenen Hause gab,

[1]) Der Schwager von Robert Franz, der eine sehr gemäßigte Abhandlung „R. Wagner und die neue Musik" geschrieben hat. — Die von Brendel an Schaeffer gerichteten Briefe sind im Besitz des Verfassers.

brauche ich kaum zu erwähnen. Er ist ohne alle Ahnung davon, daß Parteien notwendig sind, um etwas durchzusetzen. Was wir mit Anstrengung aufbauen, reißt er ein. Wer wird denn auf den Markt treten und von seinen häuslichen Zwisten erzählen!" — Als Wagners „Tannhäuser" in Berlin zur Aufführung angenommen worden war, wandte sich der vorsorgliche Brendel sofort an seinen Berliner Korrespondenten: „Schreiben Sie mir doch, wie es mit der Aufführung in B. steht, schreiben Sie mir auch, ob Sie gegen die zu erwartenden dummen Rezensionen in Berlin in der Zeitschrift auftreten wollen. Ich würde Ihnen nötigenfalls zwanzig Exemplare der betreffenden Nummer senden, mit dem Wunsche, daß Sie dieselben in den Konditoreien austeilen und austeilen lassen möchten. Schreiben Sie mir gefälligst, ob Sie dazu bereit sind. Von Lange[1]) und Konsorten ist natürlich greuliches Zeug zu erwarten. Berlin ist aber wichtig, und wir dürfen deshalb die Hände nicht in den Schoß legen." — Eine der interessantesten vertraulichen Äußerungen des Generalissimus der neudeutschen Musik aber ist die folgende, vom 3. Juni 1853 datierte: „Die Nachsicht gegen einzelne kann nicht eine dauernde sein. Je fester das Neue sich gründet, um so mehr muß auch mein früherer Standpunkt wieder zur Geltung kommen. — Ich hätte hier unendlich Vieles zu sagen, was nur mündlich möglich ist. — Bedenken Sie aber noch das Eine, daß ich viele warme Freunde und frühere Mitarbeiter verletzen mußte. Ich bin bis zur äußersten Grenze gegangen — weiter, wäre dumm und toll gewesen. X. z. B. hat keine Ahnung, wie sehr mein persönlicher Einfluß bei Wagners Geltendmachung ins Spiel gekommen ist, wie ich rastlos persönlich, brieflich gewirkt habe, was nicht möglich gewesen wäre, wenn ich hätte mit dem Kopf durch die Wand rennen wollen, wie denn überhaupt X. die Wirksamkeit der Kritik viel zu gering anschlägt. Wir alle waren notwendig, Liszt, die Zeitschrift u. a. Getrennt hätte es kein einziger vollbracht, auch Wagner selbst nicht, der mit all seinen Büchern spurlos vorübergegangen wäre. Nur durch das Zusammenwirken aller dieser Kräfte ist der Sieg entschieden worden. Hat mir doch der Geschäftsführer der P.schen Offizin, der den Teufel davon weiß, ob ich Wagner oder sonst etwas vertreten habe, erzählt, daß seit ohngefähr zwei Jahren Wagners ‚Tannhäuser' reißend gegangen ist, während früher die Klavierauszüge wie Blei gelegen hätten. Das war aber gerade der Moment, wo die Zeitschrift angefangen hatte."

Es wurde Schumann nicht vergessen, daß er einmal, als Liszt in Gegenwart Richard Wagners in geringschätzigem Tone von Mendelssohn sprach, diesen zurechtgewiesen hatte mit den von Entrüstung bebenden Worten: „Wie können Sie sich erlauben, von einem Künstler wie Mendelssohn, der so hoch über Ihnen steht, in so abfälliger Weise zu reden?" Und Wagner verzieh es Schumann nicht, daß dieser ihm die Partitur des „Fliegenden Holländers" mit dem Bemerken zurückschickte, die Oper wäre ihm zu meyer-

[1]) Redakteur der „Neuen Berliner Musikzeitung" und musikalischer Berichterstatter der „Vossischen Zeitung".

beerisch. In Wagners aufrührerischen Schriften und Bühnenwerken hatten die „Neudeutschen", mit Brendel und Liszt an der Spitze, den wahren Mann des Tages erkannt, und es war eine empfindliche Kränkung für Schumann, daß seine arme „Genoveva", die sich aus der lyrischen Dachstube auf die Bühne verirrte und neben den blendenden Theatererscheinungen der Wagnerschen Oper allerdings eine blasse, schüchterne Figur machte, seit ihrem Leipziger Fiasko so gut wie in Vergessenheit geraten war.

Brendel hat es später für nötig gehalten, sich der Beurteilung wegen, der er die „Genoveva" unterzog, zu rechtfertigen. In seiner „Geschichte der Musik" lesen wir: „Einzelne haben mir damals daraus einen Vorwurf gemacht. Während ich mich rühmen darf, für Schumann zuerst in weiteren Kreisen die Bahn gebrochen zu haben, wollte man, statt darin meine Unparteilichkeit zu erkennen, die, frei von persönlichen Rücksichten, nur das ausspricht, was sie nach bester Überzeugung gefunden hat, einen Abfall von Schumann erblicken. Man verwechselte Parteinahme für eine Richtung, Parteinahme für die Sache mit persönlichem Cliquenwesen. So pflegt es aber zu gehen. Die einen verlangen solches Cliquenwesen, die anderen faseln von demselben und erheben gehässige Vorwürfe, während jede Veranlassung dazu fehlt." — Aber es handelte sich nicht um die „Genoveva" allein, auch nicht einmal mehr um Schumann, sondern um die ganze Art und Weise, in welcher gegen und für die eine und die andere Sache vorgegangen wurde.

Diese und ähnliche üble Erfahrungen hätte Schumann, so sehr sie ihn schmerzten, vielleicht auch noch verwunden, wenn ihm nicht zuletzt die Freude an seinem Düsseldorfer Amt vergällt worden wäre. Seines nervösen Leidens wegen, das seit 1852 immer weiter um sich griff, konnte er seine Berufsgeschäfte bald nicht mehr pünktlich erfüllen; er mußte sich vertreten lassen, und sein Substitut, Julius Tausch, der Chormeister der Düsseldorfer Künstler-Liedertafel, führte ein strammeres Regiment als der von unberechenbaren Zufällen abhängige, wortkarge, in sich gekehrte, leicht ermüdete Tondichter, der auch in seinen gesunden Jahren kein besonders glücklicher Dirigent gewesen war. Chor und Orchester, die Hiller in gutem Zustande hinterlassen hatte, gingen unter Schumann eher zurück als vorwärts, und die Verdrossenheit der Mitwirkenden übertrug sich auf das Publikum. Man kann es dem „Verwaltungsausschuß des allgemeinen Musikvereins" als der vorgesetzten Behörde Schumanns nicht verübeln, daß er an eine Änderung der schwankenden Verhältnisse dachte. Die Art freilich, wie diese herbeigeführt wurde, mußte den verdienten Künstler tief verletzen, und der „rüde rheinische Ton", über den Brahms später öfters Klage führt, wird nicht dazu beigetragen haben, den Erzürnten zu besänftigen. Die Rolle, welche Tausch bei dem mißlichen Handel spielte, war gewiß keine beneidenswerte; er entging dem Odium nicht, Schumann verdrängt und dadurch, wenn auch wider Willen, den tragischen Ausgang seines Lebens beschleunigt zu haben.

Die Gerechtigkeit erfordert es, daß wir zur Ergänzung des Tatbestandes ein Zeugnis von Frau Clara Schumann herbeiziehen. Sie schrieb am 19. Januar 1859 an Eduard Hanslick:

„Mein Mann ging damit um, seine Stelle freiwillig niederzulegen, als ihn die traurige Krankheit ereilte, aber selbst nach dem stand man in Düsseldorf lange an, einen anderen Dirigenten anzustellen, weil man immer hoffte, er werde wieder genesen und dann fähig sein, wieder seine Funktionen zu versehen. Mir zahlte man sogar den Gehalt fort, gewissermaßen um mir zu zeigen, daß man sich seiner durchaus nicht zu entäußern denkt. War es auch wahr, daß sein ganzes Wesen ein zu tief innerliches war, um ein ausgezeichneter Dirigent sein zu können, so würden Sie doch genauere Nachforschungen über seine Wirksamkeit als solche überzeugen müssen, daß man noch jetzt mit Enthusiasmus vieler Genüsse gedenkt, die seine Begeisterung dem Publikum in den ersten Jahren, wo er noch kräftig und nicht durch gemeinste Intriguen tief gekränkt, geschaffen. Solche Intriguen aber wurden schon früher gegen Mendelssohn verübt, können also für die Fähigkeiten des Dirigenten keineswegs maßgebend sein. Ich weiß nicht, ob Ihnen diese Irrungen durch Wasielewski[1]) gekommen, denn ich las das Buch nie, weil ich der Überzeugung bin, daß ein Charakter wie Wasielewski, dem mein geliebter Mann in seiner unaussprechlichen Milde und Güte nur gar zu viel traute, nie auch nur eine Ahnung haben könne von solch herrlichem Gemüthe, noch von seiner schöpferischen Kraft, die zu begreifen er viel zu geringe musikalische Begabung und zu wenig Kenntnisse hat, nicht zu gedenken des mangelnden Gefühls."

So spricht die im Andenken an ihren Gatten gekränkte liebende Frau. Die Frage ist nur, ob nicht gerade Frau Clara Schumann über die berührten Verhältnisse am wenigsten genau unterrichtet war und ob sie nicht von ihren und Schumanns Freunden mit geflissentlicher Schonung im Unklaren erhalten wurde. Ganz anders lautet ein Bericht der Pianistin Louise Japha[2]).

Die Schwestern Minna und Louise Japha waren von Hamburg nach Düsseldorf gezogen, Minna, um die Malerei zu erlernen, Louise, die schon in ihrer Vaterstadt als Klavierspielerin und Komponistin mit Erfolg aufgetreten war, um bei Robert und Clara Schumann ihre musikalischen Studien zu vollenden. Charakteristisch für Schumanns Wesen ist, daß er sich die Schülerin seiner Frau, obwohl diese Fräulein Japha nach Düsseldorf zu sich eingeladen hatte und sehr zufrieden mit ihren Fortschritten war, persönlich fern zu halten suchte. Sie klagt einem Freunde, daß sie in einem Vierteljahre Schumann kaum sechs Mal zu Gesichte bekommen und dann immer nur ein paar unwichtige Worte mit ihm gewechselt habe, daß sie ihre Kompositionen Frau Schumann geben müsse, die diese ihrem Gatten überreichte, daß der Meister dann seiner Frau sagte, was er davon halte, und daß sie seine Kritik erst von ihr erfahre. Auch stimmten Robert und Clara in ihren Ansichten nicht immer überein, und während sie ihre Schülerin davor warnte, Lieder zu komponieren, weil dies Dilettantenarbeit sei, hielt er es gerade für besonders wünschenswert. Louise Japha, die auch unter Schumanns Leitung im Chor mitsang und somit Gelegenheit hatte, die Stimmung der Düsseldorfer musikalischen Kreise an der Quelle kennen zu lernen, muß leider, wie sie schreibt, bestätigen, daß Schumann eine große Partei gegen sich hatte, die auf seine baldige Entfernung rechnete. Der Vorstand des Gesangvereins habe ihm vor kurzem (Dezember 1852) sogar geschrieben, er solle abtreten, da er nicht dirigieren könne. Allerdings seien diese und andere Beleidigungen wieder

[1]) Robert Schumann. Eine Biographie von Joseph Wilhelm v. Wasielewski.

[2]) Die hierher gehörigen Briefe lagen dem Verfasser im Original vor.

zurückgenommen und Abbitte getan worden, aber solche Vorfälle bewiesen zur Genüge, wie es in Düsseldorf mit ihm stehe. Chor und Orchester benähmen sich in den Proben immer störrischer gegen ihn. Die Leute gingen von der Ansicht aus, Schumann habe nicht Energie genug, um sich Respekt zu verschaffen, und anstatt doppelt aufmerksam zu sein, machten sie's umgekehrt und sängen und spielten nach eigenem Behagen und Gutdünken.

Schumann war noch im Amte, als Johannes Brahms Ende September 1853 bei ihm vorsprach. Über die erste Begegnung zwischen beiden hat sich, wohl im Schumannschen Hause oder in dessen Umgebung, eine der Wahrheit nicht ganz entsprechende Legende gebildet. Dr. A. Schubring, der unter der Chiffre DAS und dem Titel „Schumanniana" eine Folge interessanter Aufsätze in musikalischen Zeitschriften veröffentlichte, tischt sie den Lesern auf in der Form, wie er sie von irgend einem Zwischenträger empfangen haben mag. Danach wäre Brahms auf seiner Wanderung von „Göttingen nach Düsseldorf" mit einem „Empfehlungsbriefe" Joachims zu Schumann gekommen, „in etwas abgerissener Kleidung und desolatem Schuhwerk", so daß dieser mit einem verlegenen Blick auf Brahms' Stiefel stockend gesagt habe: „Junger Mann — wenn Sie etwa — zufällig — nicht recht — es kann das ja wohl einmal so vorkommen — nicht recht — bei Kasse sind, so disponieren Sie nur über mich." Brahms würde es niemals gewagt haben, als Vagabund vor Schumann aufzuziehen. Nach der längeren Gastfreundschaft, die er in dem vornehmen Hause des Geheimrats Deichmann genoß, war er direkt von Mehlem nach Düsseldorf gefahren. Den wandernden Handwerksburschen aber hatte er schon in Bonn, ehe er zu Deichmanns ging, mit einem salonfähigen jungen Mann vertauscht. Größeren Glauben verdient die von Schubring geschilderte Szene am Klavier: Schumann ließ, hingerissen von der Genialität des Brahmsschen Vortrags, den Ankömmling nicht zu Ende spielen, sondern unterbrach ihn mit den Worten: „Das muß Clara hören," lief hinaus, holte seine Frau herbei und sagte: „Hier, liebe Clara, sollst du Musik hören, wie du sie noch nicht gehört hast; jetzt fangen Sie das Stück noch einmal an, junger Mann!" Johannes mußte bei Schumanns zu Tische bleiben, und schon in der ersten Stunde fühlte er sich unsäglich wohl im Frieden des musterhaft geführten, allen unlauteren Elementen verschlossenen, einfachen Bürgerhauses, dem der schweigsame Meister als Oberhaupt der Familie mit patriarchalischer Würde vorstand. Voll ehrfürchtiger Bewunderung blickte der unverdorbene Jüngling zu ihm auf, und die anmutige Frau, welche die hohe Künstlerin so harmonisch mit dem vorsorglichen Hausmütterchen in sich zu vereinigen wußte, gewann sein ganzes Herz. Hier, im freundschaftlichen Verkehr mit diesen vornehmen Menschen, ging dem schlichten Sohne des Volkes der Begriff des deutschen Familienlebens auf, hier erwachte in ihm die ewig ungestillte Sehnsucht nach einem eigenen Herde, nach Weib und Kind, die er als den köstlichsten Besitz des Mannes pries; hier lernte er empfinden und erkennen, „wozu der Mensch auf der Welt sei" [1]).

[1]) Seine eigenen Worte.

Nahm das, was Brahms im Schumannschen Hause erlebte, sein Gemüt gefangen, so war der Eindruck, den er auf Robert und Clara machte, noch größer. Der frische Jüngling, der fast noch ein Knabe schien, mit seinem Blondhaar, seiner hellen Stimme und seinen großen, blauen Augen kam Schumann vor wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt, herabgesandt, um den in sich Zurückgedrängten, Hoffnungslosen und Verzweifelten wieder aufzurichten und zu trösten. In Brahms fand Schumann das Ideal seiner Jugend wieder, die so herrlich, so verheißungsvoll gewesen war; er betrachtete ihn wie die Erfüllung eines schönen, halb vergessenen Morgentraumes. Der Eifer, mit welchem Schumann bestrebt war, dem schüchternen, ungeschickten Jungen den Eintritt in die Welt zu erleichtern, hat etwas von der Liebe eines Vaters, der von seinem Sohne all das erhofft, was er selbst nicht erreichen konnte. Brahms wollte sich nur einen Tag in Düsseldorf aufhalten, auf Schumanns Bitten aber mußte er versprechen, so lange zu bleiben, bis Joachim eintreffen und ihn nach Hannover abholen würde. Schumanns Lob hat ihn, wie er dem Freunde schreibt, so froh und kräftig gemacht, daß er die Zeit mit Ungeduld herbeisehnt, wo er endlich wieder zu ruhiger Arbeit, zu unbehindertem Schaffen werde kommen können. Von Sammlung war in dem bunten Düsseldorfer Leben, in das er sich wider seinen Willen, wenn auch mit Vergnügen, verstrickt sah, nicht viel die Rede. Gleich für den 2. Oktober hat Schumann eine Gesellschaft in sein Haus zusammen, an welcher viele Notabilitäten der Kunst teilnahmen, Maler und Musiker, darunter der Konzertmeister des Düsseldorfer Orchesters, Ruppert Becker[1]), und Louise Japha, welche wiederzusehen Brahms sich herzlich freute. Albert Dietrich, ein junger Musiker, der zu Schumanns näherem Umgange gehörte, schloß sich eng an Brahms an und verbrachte mit ihm manche fröhliche Stunde. Zwischen Dietrich, dem wir die wertvollen „Erinnerungen an Johannes Brahms" verdanken, und Brahms entspann sich ein intimes Freundschaftsverhältnis, das bis in das höhere Alter der Freunde und über den Tod des Jüngeren hinaus währte.

Unter so vielen lustigen Gesellen legte Brahms seine anfängliche Schüchternheit ab und wurde bald einer der ausgelassensten, der auf Spaziergängen und Ausflügen die Damen mit seinen Eulenspiegeleien neckte. „Seine Natur war kerngesund, selbst die ernsteste Geistesarbeit strengte ihn kaum an. Er konnte aber auch zu jeder Stunde des Tages fest einschlafen, wenn er es wollte. Im Verkehr mit seinesgleichen war er munter, bisweilen auch übermütig, derb und voll toller Einfälle. Wenn er zu mir die Treppe heraufkam, so geschah es in jugendlichem Ungestüm, mit beiden Fäusten pochte er an die Tür und ohne Antwort abzuwarten, stürmte er herein." (Dietrich.) Eine Gesellschaft zog die andere nach sich. In den Familien der Maler Sohn, Lessing, Gude und Schirmer und bei Eulers, die zu den rheinischen Musikfesten in Beziehung standen, war Brahms ein häufiger und gern gesehener Gast, der sich nicht bitten ließ, die Wirkung seiner vielbewunderten Kunst immer wieder zu erproben.

Die Malerei, zumal die Landschaftsmalerei, steht der Musik mindestens ebenso nahe wie die Poesie, und es ist kein Zufall, daß die Kunst der Farben

[1]) Auszüge aus dessen Tagebuche sind mir von F. Gustav Jansen mitgeteilt worden.

ihre Terminologie zum Teil von der der Töne geliehen hat. Beide schöpfen aus dem rätselhaften Urgrunde des unter der Schwelle des Bewußtseins fließenden unmittelbaren Naturgefühls, und beide weben den duftigen Schleier der Stimmung um die „gemeine Deutlichkeit der Dinge". Was Brahms den Genossen seiner und der verwandten Kunst zu geben hatte, empfing er von den Freunden reichlich wieder zurück. In Düsseldorf bahnte sich jenes innige Verhältnis zur bildenden Kunst an, das für Brahms in der Folge zum Beförderungsmittel seines Schaffens, ja endlich, nachdem er in Italien gewesen war, zu einer Bedingung seines geistigen Lebens werden sollte. In den Ateliers der Maler trat ihm die schwärmerisch geliebte Natur in neuer, idealisierter Gestalt entgegen; er lernte die Objekte mit anderen Augen betrachten und messen, ihre Beziehungen untereinander harmonisch begründen und als höhere Relationen zu dem anschauenden Subjekte des eigenen Ichs erkennen. Julius Allgeyer, der künftige Biograph Anselm Feuerbachs, der sich in Düsseldorf zum Zeichner und Radierer ausbildete, kreuzte zum ersten Male seinen Weg und weihte den Musiker noch tiefer in die Geheimnisse der Farben und Linien, Lichter und Schatten ein.

Bei Schumann machte Brahms auch die Bekanntschaft des Malers Laurens. Sie wurde dadurch von besonderer Wichtigkeit, daß wir ihr das einzige, von Künstlerhand ausgeführte Jugendbildnis des Meisters verdanken. Laurens, aus Montpellier gebürtig, ein großer Liebhaber deutscher Musik, hatte Mendelssohn in Frankfurt Malunterricht erteilt und war 1852 zu Schumann nach Düsseldorf gekommen, um sich von ihm über musikalische Fragen aufklären zu lassen. Auf Betreiben Schumanns, der ein Porträt seines Johannes besitzen wollte, hielt Laurens dessen Züge mit dem Silberstift fest[1]). Das fein gezeichnete Blatt mit der (falsch datierten) Inschrift „dessiné à la demande de R. Schumann à Düsseldorf 1852" zeigt das mädchenhaft zarte Profil eines ungewöhnlich schönen Menschen. Der Kopf ist ein wenig vorgeneigt, als lausche er auf eine Melodie oder sinne über eine solche nach; der volle Mund halb geschlossen, das tiefliegende Auge träumerisch ins Weite gerichtet. Die langen, aus der herrlich gewölbten, mächtigen Stirn zurückgestrichenen Haare fallen in regellosen dichten Strähnen auf den breit übergeschlagenen Kragen des Tuchrockes hinab. Das eigensinnige Haarbüschel, das Brahms immer über die Abteilung des Scheitels zur unrechten Seite hinüberlief, fehlt nicht. Sonst würde man ihn etwa nur an der dicken Unterlippe erkennen, die sich so gern spöttisch verzog. Stirn und Mund sind in ihrer Bildung den Jahren des Jünglings weit vorausgeeilt; sie verraten, daß das Porträt keinen Knaben, auf welchen die weichen Formen hindeuten, sondern eher einen Mann vorstellt. So sieht ein hoher und reiner Mensch aus, dem alle Herzen zufliegen müssen, und die Kindlichkeit des Gesichtsausdrucks, die auch dem Manne bis in seine letzten Tage erhalten blieb, kennzeichnet den guten Jungen, den ehrlichen und wahrhaftigen Charakter.

---

[1]) Clara Schumann schenkte das Bild später der Frau Musikdirektor Marie Böie in Altona, und Brahms verteilte Abzüge einer photographischen Reproduktion an nähere Freunde.

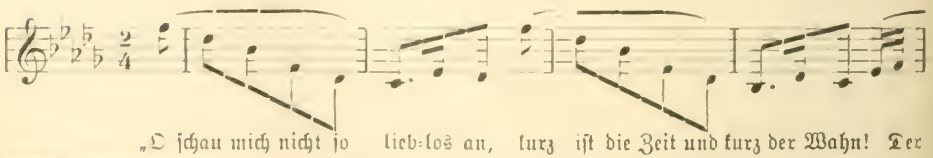
Obwohl Brahms so vielseitig in Anspruch genommen wurde, war er doch nicht untätig. Das Repertoire seiner Kompositionen erfuhr eine kostbare Bereicherung durch die F-moll-Sonate (Op. 5), die er während des Düsseldorfer Aufenthaltes im Kopfe fertig machte. Allegro, Scherzo und Finale (Satz 1, 3 und 5) wurden im Oktober 1853 komponiert; das Andante und das mit ihm korrespondierende, „Rückblick" überschriebene Intermezzo (Satz 2 und 4) waren früher entstanden, vielleicht unterwegs auf seiner Rheinreise oder noch in Hamburg[1]). Die Wahrscheinlichkeit spricht für die erste Vermutung. Da Brahms später gestattete, daß das Andante abgesondert erschien, wie es denn auch mit dem Scherzo zusammen von Clara Schumann (zuerst am 23. Oktober 1854 in Leipzig) und von ihm selbst (1867 in Pest, 1868 in Kopenhagen), getrennt von den übrigen Sätzen, öffentlich gespielt wurde, so wäre es zu verwundern, wenn er das poesievolle, ganz für sich bestehende Andante nicht schon bei Joachim und Liszt oder in Mehlem hätte hören lassen. Keine der vorhandenen Überlieferungen meldet davon. Auffallend aber ist, daß Brahms das Sternausche Gedicht, dessen erste Zeilen als Motto über dem Andante stehen, vollständig in sein Hamburger Liederheft eingezeichnet hat; es folgt dort unmittelbar auf „Heimat". Er wollte es also als Lied komponieren. Warum er davon abstand, werden wir begreifen, wenn wir das Motto mit der Melodie vergleichen. Sie decken sich nicht. Wohl aber stimmt ein drittes Sternausches Gedicht, das im Liederhefte sich an das „Liebeslied" anschließt, ziemlich genau mit der Melodie des Andantes und noch genauer mit der für das Intermezzo geschaffenen Veränderung überein. Sternau beginnt mit einer Geibelschen Wendung: „O schau mich nicht so lieblos an" und fährt dann fort:

O wüßtest du, wie bald, wie bald
Die Bäume welk und kahl der Wald,
Du wärst so kalt und lieblos nicht
Und sähst mir freundlich ins Gesicht!

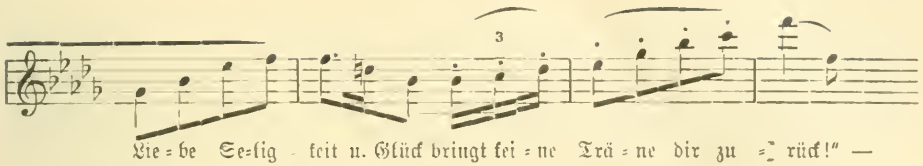
Ein Jahr ist kurz und kurz die Zeit,
Wo Liebeslust und Glück gedeiht,
Wie bald kommt dann der trübe Tag,
An dem verstummt des Herzens Schlag . . .

Die Schlußstrophe läßt sich der Melodie des Intermezzos leicht unterlegen:

O schau mich nicht so lieblos an,
Kurz ist die Zeit und kurz der Wahn!
Der Liebe Seligkeit und Glück
Bringt keine Träne dir zurück!



[1]) Nach einer persönlichen Mitteilung Albert Dietrichs wäre das Intermezzo erst nach Brahms' Rückkehr von Leipzig, also im Dezember 1853, komponiert worden. Dem widerspricht die Notiz in des Meisters Kompositionsverzeichnis, wo er bei der F-moll-Sonate anmerkt: „Oktober 1853 Düsseldorf, Andante und Intermezzo früher."



Das trübe B-moll charakterisiert diese, die Vergänglichkeit der Liebe und des Lebens besingenden Strophen des Dichters. Es läßt sich ganz gut denken, daß die Melodie dem Komponisten einfiel, während er das Gedicht vor sich hin sagte und sang, und daß deren instrumentaler Charakter ihn bewog, sie für ein Klavierstück zu bestimmen. Dann knüpfte sich von selbst ein musikalisch-novellistisches Band zwischen beiden Gedichten: die Seligkeit der in Liebe Vereinten, welche aus dem As-dur-Andante und noch mehr aus dessen verklärtem Des-dur-Teile hervortönt, wird zur Voraussetzung des düsteren Intermezzos, und unter Tränen blickt der Vereinsamte vom Grabe seines Glückes in die schöne Zeit zurück, wo er unter den Rosen des Frühlings die Geliebte umfangen hielt, vom dämmernden Abend bis zum anbrechenden Tage. Beide Lieder wuchsen in der Phantasie des Tondichters, welche die des Wortdichters hinter sich ließ, zu einer neuen Dichtung zusammen, und diese empfing ihre innere Wahrheit möglicherweise von einem äußeren Erlebnisse des Komponisten. Er hatte in Hamburg einen unschuldigen Herzensroman mit einer Theatersängerin gehabt, die er anschmachtete, wenn sie Mozarts Zerline, Susanne und ähnliche Soubrettenpartien sang. Daß Brahms sein mondscheintrunkenes Liebesduett mit dem Sternauschen Motto versah, war mehr eine dankbare Aufmerksamkeit gegen den Dichter als ein Avis au lecteur. Für die Art seiner Produktion aber sind diese Beziehungen aufhellend genug und zu lehrreich, um mit Stillschweigen übergangen zu werden. Die drei ersten Sonaten blieben seine einzigen Klaviersonaten, und ihre Adagios stehen unter dem Einflusse der Poesie. Aber nicht sie allein, sondern alle Brahmsschen Adagios könnten „Lieder ohne Worte" genannt werden, insofern sie alle aus Liedern hervorgingen, die nicht zu Worte kamen, weil dies absolut nicht im Wesen ihrer weit ausgreifenden, hochgespannten Melodien lag. Ihre instrumental gewordenen Tonweisen drücken das in jedem Sinne Unaussprechliche aus und fangen in ihren Formen eine Tiefe und Fülle der Empfindung, eine Nuancierung und einen Wechsel von feinen Unterstimmungen auf, die kein Dichter festzuhalten, kein Sänger wiederzugeben vermöchte. Somit liegen sie jenseits der Grenzen der Poesie, sind also keine Gedanken- und Begriffsmusik in der Art symphonischer Dichtungen, sondern reine, vom Denken unabhängige Gefühlsmusik, d. h. Musik schlechthin.

Schumann war der Erste, dem Brahms das unter seinen Augen vollendete Werk vorführte, und Clara die Erste, die es dem beglückten Komponisten nachspielte. Von neuem erstaunte der Meister über die organische Gestaltungskraft und die Ideenfülle des jungen Genies, wie sie besonders in den thematischen Gegenbewegungen des Scherzos und dem geistreichen kontrapunktischen Spiel des Finales zu Tage treten. Die F-moll-Sonate ist gesitteter und zahmer

als ihre wild einherstürmenden beiden Vorgängerinnen; die Liebe, die im Herzen ihres Adagios sitzt, verbreitet Milde und Weichheit nach allen Seiten und bricht den Widerstand des trotzigen Helden des Es-moll-Scherzos, an den noch das Hauptmotiv des Allegro maestoso erinnert. In formeller Hinsicht bedeutet das Werk einen gewaltigen Fortschritt, und Schumann fragte sich: wo will das hinaus? An Dr. Hermann Härtel, den älteren Chef des Verlagshauses von Breitkopf und Härtel, schreibt er, ihm den neuen Autor vorstellend, doch ohne dessen Namen zu nennen, unter dem 8. Oktober: „Es ist hier ein junger Mann erschienen, der uns mit seiner wunderbaren Musik auf das Allertiefste ergriffen hat und, (wie) ich überzeugt (bin), die größeste Bewegung in der musikalischen Welt hervorrufen wird. Ich werde Ihnen gelegentlich Näheres und Genaueres mitteilen." Vor allem aber wendet sich Schumann an Joachim und kann sich nicht genug tun in Ausdrücken der Freude und Bewunderung über den ihm zugeschickten Gast. Er braucht nur an ihn zu denken, um sein Herz verjüngt zu fühlen, nur seinen Namen zu nennen, um in überschwengliches Entzücken auszubrechen. Der junge Brahms wird zum Stichwort der Schumannschen Poesie. Bald ist er ihm ein Adler, der vom Hochgebirge zum Rhein niederflog, bald ein in Katarakten herabstürzender Strom, der den Regenbogen auf den Wellen trägt, von Schmetterlingen umgaukelt und von Nachtigallenstimmen begleitet. Brahms darf sich alles zutrauen, weil er alles kann. In drei Tagen sieht er Frau Clara die Geheimnisse ihrer unvergleichlichen Spielkunst ab; er ist im stande, die Erde in wenigen Tagen zu umschiffen[1]). Am 13. Oktober meldet er Joachim, er habe angefangen, seine Gedanken über den jungen Adler zu sammeln und aufzusetzen; er wünscht ihm bei seinem ersten Flug über die Welt zur Seite zu stehen, und zeigt unter demselben Datum Dr. Härtel an, daß binnen kurzem ein mit seinem Namen unterzeichneter Aufsatz über den jungen Johannes Brahms in der „Neuen Zeitschrift für Musik" erscheinen werde. Den Tag darauf sendet er Joachim das Manuskript, um es dem „Spiel- und Kampfgenossen Brahms', der ihn noch genauer kennt," vor dem Erscheinen mitzuteilen. Der vielberufene Aufsatz schmückte am 28. Oktober die erste Seite der Zeitschrift (Nr. 18 des neunundreißigsten Bandes), ist „Neue Bahnen" betitelt und mit R. S. unterzeichnet.

Ehe wir ihn im Wortlaut folgen lassen, wollen wir, an früher Gesagtes anknüpfend, die Stellung genauer zu bestimmen versuchen, die Schumann dem von ihm in die musikalische Welt Eingeführten gegenüber einnahm, und auch das psychologische Moment nicht übersehen, das dabei in Frage kommt. In der „wunderbaren", der seinigen durchaus unähnlichen Musik des Zwanzigjährigen glaubte Schumann die gewaltigen Stimmen der Zeit zu hören. Mißlautend und verworren waren sie sonst in sein zerstörtes Inneres hineingedrungen und hatten umsonst nach Beschwichtigung und melodischem Widerhall gerufen; hier aber erklangen sie ihm klar und voll und süß und wollten sich zur reinsten Harmonie verbinden. Wonach er bei der späten und unregelmäßigen Entwicklung seines musikalischen Bildungsganges lange hatte streben

[1]) F. Gustav Jansen, Robert Schumanns Briefe. Neue Folge. S. 323 ff.

müssen, und was er erst durch unablässiges Studium errungen hatte, ohne es sich zu freiem Gebrauche jemals völlig aneignen zu können, das fand er dort gegeben in der Fülle und Kraft eines angeborenen reichen, wohlverwendeten schöpferischen Vermögens. Schumanns vom Kleinen zum Großen fortschreitende Kunst hatte mit musivischer Arbeit ihre Tausende von ingeniösen, reizenden Einfällen sorgfältig aneinander gereiht, sie bewegte sich gern in engen Formen, die sie durch Vervielfachung erweiterte und vergrößerte, und war der Gefahr der Verkünstelung mit genauer Not entgangen. Sein Schifflein liebte den ruhigen Fluß sanfter Gefühle; nur bei Windstille wagte es sich ins offene Meer hinaus. Brahms segelt bei hoher See, ohne Furcht vor Klippen-, Wogen- und Sturmesnot, und bringt seinen widerstandsfähigen stolzen Dreimaster sicher in den Hafen. Da ist kein buntgemischtes Vielerlei von Gedanken, er kommt oft mit einem einzigen aus, der an Fruchtbarkeit eine Menge von Einfällen beschämt, weil dieses edle Samenkorn deren immer noch mehr umfaßt, als der Künstler daraus zu entfalten für gut befindet. Seine Anschauung ist aufs Große und Ganze gerichtet; das Detail muß mit den einzelnen Teilen von selbst hinzutreten. Die charakteristischen Züge dieser wahrhaft großen Kunst, die sich auch in der kleinsten Form bewährt, leuchteten schon aus Brahms' Erstlingswerken, und gerade aus ihnen am deutlichsten hervor. Schumann las denn auch prophetischen Blickes die Flammenschrift des Genies, der zur rechten Zeit erschienen war, um die in der Auflösung begriffene deutsche Musik vor dem gänzlichen Verfall zu bewahren. Es wurde ihm sofort klar daß er von Brahms keinen Zuwachs zu seiner „Schule" erwarten durfte. Er sah nicht den brauchbaren Propagandisten, den berufenen Apostel in ihm, sondern geradezu den erwarteten Messias. Mochte er in seligen Stunden schöpferischer Begeisterung manchmal davon geträumt haben, daß er selbst die Mission des Erlösers vollenden werde, so hatte er darauf doch längst verzichtet: ein Größerer stand vor ihm, kindlich bescheiden und der Lebensaufgabe nicht bewußt, die seiner wartete. Der großmütige, warmherzige und neidlose Schumann wußte, was er zu tun hatte, und so ergriff er, zum letzten Male, die beiseite gelegte Feder des Schriftstellers, um den Genossen seiner Kunst und dem Publikum den Gesalbten des Herrn anzukündigen. Und er tut es in Worten, die wie gemeißelt und in Erz gegossen sind, als sollten sie für alle künftigen Zeiten ein monumentales Zeugnis abgeben für den Gottgesandten und seinen begeisterten Propheten.

Der Aufsatz lautet:

Es sind Jahre verflossen — beinahe ebenso viele als ich der früheren Redaktion dieser Blätter widmete, nämlich zehn — daß ich mich auf diesem an Erinnerungen so reichen Terrain einmal hätte vernehmen lassen. Oft, trotz angestrengter produktiver Tätigkeit, fühlte ich mich angeregt; manche neue, bedeutende Talente erschienen, eine neue Kraft der Musik schien sich anzukündigen, wie dies viele der hochaufstrebenden Künstler der jüngsten Zeit bezeugen, wenn auch deren Produktionen mehr einem engeren Kreise bekannt sind[1]). Ich dachte, die Bahnen dieser Aus-

[1]) (Anm. Schumanns.) „Ich habe hier im Sinn: Joseph Joachim, Ernst Naumann, Ludwig Norman, Woldemar Bargiel, Theodor Kirchner, Julius Schäffer, Albert Dietrich, des

erwählten mit der größten Teilnahme verfolgend, es würde und müsse nach solchem Vorgang einmal plötzlich einer erscheinen, der den höchsten Ausdruck der Zeit in idealer Weise auszusprechen berufen wäre, einer, der uns die Meisterschaft nicht in stufenweiser Entfaltung brächte, sondern, wie Minerva, gleich vollkommen gepanzert aus dem Haupte des Kronion entspränge. Und er ist gekommen, ein junges Blut, an dessen Wiege Grazien und Helden Wache hielten. Er heißt Johannes Brahms, kam von Hamburg, dort in dunkler Stille schaffend, aber von einem trefflichen und begeistert zutragenden Lehrer[1]) gebildet in den schwierigsten Satzungen der Kunst, mir kurz vorher von einem verehrten bekannten Meister[2]) empfohlen. Er trug, auch im Äußeren, alle Anzeichen an sich, die uns ankündigen: das ist ein Berufener. Am Klavier sitzend, fing er an, wunderbare Regionen zu enthüllen. Wir wurden in immer zauberischere Kreise hineingezogen. Dazu kam ein ganz geniales Spiel, das aus dem Klavier ein Orchester von wehklagenden und laut jubelnden Stimmen machte. Es waren Sonaten, mehr verschleierte Sinfonien — Lieder, deren Poesie man, ohne die Worte zu kennen, verstehen würde, obwohl eine tiefe Gesangsmelodie sich durch alle hindurchzieht — einzelne Klavierstücke, teilweise dämonischer Natur von der anmutigsten Form, — dann Sonaten für Violine und Klavier, — Quartette für Saiteninstrumente, — und jedes so abweichend vom andern, daß sie jedes verschiedenen Quellen zu entströmen schienen. Und dann schien es, als vereinigte er, als Strom dahinbrausend, alle wie zu einem Wasserfall, über die hinunterstürzenden Wogen den friedlichen Regenbogen tragend und am Ufer von Schmetterlingen umspielt und von Nachtigallenstimmen begleitet.

Wenn er seinen Zauberstab dahin senken wird, wo ihm die Mächte der Massen, im Chor und Orchester, ihre Kräfte leihen, so stehen uns noch wunderbarere Blicke in die Geisterwelt bevor. Möchte ihn der höchste Genius dazu stärken, wozu die Voraussicht da ist, da ihm auch ein anderer Genius, der der Bescheidenheit, innewohnt. Seine Mitgenossen begrüßen ihn bei seinem ersten Gang durch die Welt, wo seiner vielleicht Wunden warten werden, aber auch Lorbeeren und Palmen; wir heißen ihn willkommen als starken Streiter.

Es waltet in jeder Zeit ein geheimes Bündnis verwandter Geister. Schließt, die ihr zusammengehört, den Kreis fester, daß die Wahrheit der Kunst immer klarer leuchte, überall Freude und Segen verbreitend.

Dieser Artikel wirkte wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Man kann sich ungefähr vorstellen, mit welchen Gefühlen ihn Herr Brendel in die Druckerei schickte; Segenswünsche werden ihn gewiß nicht begleitet haben. Ablehnen durfte er ihn nicht, aus Rücksicht sowohl für Schumann wie für sein Blatt. Ein anderes Journal würde den mit einer aufklärenden Randbemerkung erschienenen Aufsatz sofort gebracht und den Redakteur der „Neuen Zeitschrift" in das ungünstigste Licht gestellt haben. Auch fehlte es an einem triftigen Verweigerungs- und Entschuldigungsgrunde, da der von Schumann ausgerufene Messias noch kein öffentliches Zeichen seiner Sendung gegeben hatte, sondern ein homo novus war, gegen den sich füglich nichts einwenden ließ. Es war also das Klügste, unparteiisch zu scheinen und die „neuen Bahnen" einen guten Weg sein zu lassen; dafür, daß sie in eine Sackgasse führten, falls sie nicht etwa zur Richtung der Neudeutschen abschwenkten, sollte nach Kräften gesorgt

tiefsinnigen, großen Kunstbeflissenen, geistlichen Tonsetzers C. F. Wilsing nicht zu vergessen. Als richtig schreitende Vorboten wären hier auch Niels W. Gade, C. F. Mangold, Robert Franz und St. Heller zu nennen."

[1]) (Desgl.) „Eduard Marxsen in Hamburg."

[2]) Joseph Joachim.

werden. Natürlich stürzten sich alle Übelwollenden und Mißtrauischen, die in einem solchen Fall immer die Majorität bilden, auf das Manko des Artikels, bereit, an dem jüngsten „Protektionskinde der Schumannschen Schule" bei Gelegenheit ihr Mütchen zu kühlen, es die vernichtende Schärfe ihres Superarbitriums fühlen zu lassen. ‚Wo sind die Taten des gepriesenen Helden? fragten sie und zuckten die Achseln über Schumann, der sich schon öfter zu Gunsten einer vielversprechenden Mittelmäßigkeit ‚geirrt habe. „Mozart-Brahms ou Schumann-Brahms", schreibt Hans v. Bülow an Liszt, „ne trouble point la tranquillité de mon sommeil. J'attendrai ses manifestations. Il y a une quinzaine d'années que Schumann a parlé en des termes tout à fait analogues du ‚génie' de W. Sterndale „Benêt" (Bennett)" [1]). Aber auch Gutgesinnte erhoben sich gegen das Präjudizium des verehrten Mannes, und zwar aus denselben Gründen. Die von Schumann so hübsch und anschaulich (durch die Fußnote) dem Erwählten untergeordneten „hochaufstrebenden Künstler" wurden, sofern sie nicht, wie Joachim und Dietrich, persönlich mit Brahms verbunden waren, eher gegen als für ihn eingenommen, und andere, die Schumann überhaupt nicht genannt hatte, schalten laut über seine „Taktlosigkeit". Was aber allen am meisten auffallen mußte, war der sonderbare Umstand, daß die Häupter der neudeutschen Partei von Schumann mit keiner Silbe erwähnt worden waren. Wagner, Liszt und Berlioz rangierten also nicht unter den „Auserwählten", sie gehörten nicht einmal zu den „Hochaufstrebenden", sie zählten überhaupt gar nicht mit. Schumann schloß sie aus dem Kreise verwandter Geister aus und sprach ihnen stillschweigend die „Wahrheit der Kunst" ab. Der feurige Wein seiner Begeisterung bekam dadurch einen bitteren, galligen Nachgeschmack, die offene Aussprache eine geheime, polemische Spitze. Schumann hätte sich bei ruhigerer Überlegung sagen müssen, daß er eine Ungerechtigkeit und, was noch schlimmer war, eine Unklugheit beging. Hätte er seinem Schutzbefohlenen den „Flug über die Welt" erschweren wollen, so hätte er kein passenderes Mittel dazu wählen können: der junge Adler wurde zur Vogelscheuche gemacht, und er wäre gefesselt auf seiner Stange sitzen geblieben, wenn er nicht die Bande zerrissen und sich aus eigener Kraft zur Sonne aufgeschwungen hätte. Ein Schwächerer als Brahms wäre der goldenen Last des treu gemeinten, unvorsichtigen Freundeslobes erlegen, er aber ließ sich von ihr nicht zu Boden drücken, sondern hob sein Haupt mächtig empor, um der Welt zu beweisen, daß er den ihm vorausgeschickten Ruhm noch überflügeln werde. In höherem Sinne fühlte er sich dem Meister verpflichtet für dessen liebevolle Förderung, die sich von außen nach innen wandte, und betrachtete Schumanns Verheißung als eine von diesem kontrahierte Ehrenschuld, die er einzulösen hatte.

Noch ehe der Aufsatz erschien, traf Joachim in Düsseldorf ein, um am 27. Oktober im ersten Abonnementskonzert unter Schumanns Direktion dessen Phantasie für Violine und Orchester, Op. 131, Joseph Joachim zugeeignet, aus dem Manuskript zu spielen. Es sollte das letzte Konzert sein, das

[1] Marie v. Bülow: „Hans von Bülow. Briefe." II p. 114.

Schumann in Düsseldorf dirigierte. Bei seiner Ankunft wurde Joachim auf das Lieblichste überrascht. Ein hübsches, wie eine Gärtnerin gekleidetes Mädchen überreichte ihm einen Blumenkorb. Unter den Blumen aber lag das Manuskript seiner Violinsonate in A-moll. Auf dem Umschlage stand, von Schumanns Hand:

F. A. E.

In Erwartung der Ankunft des verehrten und geliebten Freundes
Joseph Joachim
schrieben diese Sonate:
Robert Schumann, Albert Dietrich und Johannes Brahms.

Die musikalischen Anfangsbuchstaben des Joachimschen Symbols („Frei aber einsam") und deren in der Zueignung angedeutete Umkehrung wurden in der Sonate, wie in Schumanns tanzenden Lettern („Karneval") als Noten thematisch durch alle vier Sätze benutzt, und Joachim mußte den Komponisten eines jeden Satzes erraten. Er spielte die Sonate mit Brahms und bezeichnete richtig das Allegro als von Dietrich, ein Intermezzo (F-dur) von Schumann, das Scherzo (C-moll) von Brahms und das Finale wieder von Schumann herrührend. Das in Joachims Besitz übergegangene Werk blieb ungedruckt. Brahms aber hat sein Scherzo später überarbeitet und es als solches in das C-moll-Klavierquartett op. 60 aufgenommen. Einem schlimmeren Schicksal fiel eine andere Violinsonate in A-moll anheim, jene Sonate, die Brahms in Hamburg komponiert hatte, bevor er mit Reményi in die Fremde zog. Ihr Manuskript ist angeblich bei Liszt in Verlust geraten; Brahms schrieb deshalb an Liszt, Liszt an Reményi und Klindworth — die Notenblätter aber waren nicht aufzutreiben. Da Dietrich die von Brahms geschriebene umfangreiche Violinstimme 1872 bei Wasielewski gesehen hat, so scheint Brahms auf falscher Fährte gesucht zu haben. Auch konnte es sich nur um diese Violinstimme handeln, da Brahms, der alles auswendig wußte, sein Tornister kaum mit der noch umfangreicheren Klavierpartie beschwert haben dürfte. Nur die Mühe der zweiten Abschrift wollte er sich ersparen, als er die Sonate Bartholf Senff zum Verlag anbot, dann aber wieder zurückzog.

In Hannover fand Brahms endlich die ersehnte Muße; er hielt unter seinen Kompositionen prüfende Musterung, und sie fiel desto strenger aus, je klarer ihm die Gefahr wurde, die aus Schumanns „Neuen Bahnen" für seine Zukunft heranzuwachsen drohte. Er las den Aufsatz erst bei Joachim, der den Freund, ihrer Verabredung gemäß, nach Hannover mitgenommen hatte. So hoch ihn die Auszeichnung des Meisters erfreute und rührte, so kleinlaut machte es ihn, wenn er daran dachte, wie er die ihm widerfahrene Ehre werde rechtfertigen können. Schumann betrieb seine Sache bei Breitkopf und Härtel so ernstlich und dringend, daß „ihm schwindlich wird". Schon in Düsseldorf konnte er sich mit dem Meister über die Wahl und Reihenfolge der für die Veröffentlichung bestimmten Werke lange nicht einigen. Zuerst waren sechs Opera zur Herausgabe ausgewählt worden, wie Brahms am 17. Oktober an Joachim schreibt, und zwar: op. 1 Phantasie in D-moll für Pianoforte, Violine und Violoncell (Largos und Allegro), op. 2 Lieder,

op. 3 Scherzo Es-moll, op. 4 C-dur-Sonate, op. 5 A-moll-Sonate für Pianoforte und Geige, op. 6 Gesänge. Brahms zweifelt, ob das Trio, wahrscheinlich dasselbe, das er 1851 bei Schröders in Hamburg unter dem Pseudonym Karl Würth vorgetragen hatte, wert sei, gedruckt zu werden. Erst op. 4 (die C-dur-Sonate) sei ganz nach seinem Geschmack. Schumann dagegen meinte, man müsse mit den schwächeren Werken anfangen. Er (Brahms) gibt ihm recht, fügt aber hinzu: „Entweder damit anfangen, oder sie ganz fortlassen und streben, hernach nicht zu fallen!" Die Fis-moll-Sonate und das H-moll-Quartett könnten, nach Schumanns Meinung, jedem Werke nachfolgen. Am liebsten hätte Brahms die C-dur-Sonate vorangestellt. Inzwischen hatte sich Schumann wieder anders besonnen. In seinem Anerbieten vom 3. November schlägt er den Verlegern vor, mit dem Quartett für Streichinstrumente zu beginnen (Op. 1), diesem ein Heft von sechs Gesängen als Op. 2 einzureihen, das Scherzo an dritter, ein zweites Heft von sechs Gesängen aber an vierter Stelle herauszugeben und mit der Klaviersonate die Reihe abzuschließen. Dafür bedingt er als „Ehrensold" die „dem Gehalt der Werke nur mäßig entsprechende" Summe von vierzig Louisdors, wobei er für Quartett und Sonate je zehn, für die Liederhefte je sechs und für das Scherzo acht Louisdors berechnet. Zugleich empfiehlt Schumann den Verlegern Joachims „höchst großartige Ouverture zu Shakespeares Hamlet" wie dessen „nicht minder eigentümliches und wirkungsvolles Konzertstück für Violine und Orchester mit wärmster Teilnahme." Beide Stücke erschienen auch demzufolge bei Breitkopf und Härtel.

Brahms wendet sich dann am 8. November von Hannover aus direkt an die altberühmte Leipziger Verlagsfirma mit den Worten:

Euer Wohlgeboren erlaube ich mir hiermit einige meiner Kompositionen zu übersenden, mit der Bitte, dieselben durchzusehen und mir dann gütig sagen zu wollen, ob ich meine Hoffnung erfüllt sehen kann, dieselben durch Ihren Verlag zu veröffentlichen.

Es ist nicht eigene Kühnheit, sondern mehr der Wunsch künstlerischer Freunde, denen ich meine Manuskripte mitteilte, welcher mich zu dem Schritte führt, mit denselben vor die Öffentlichkeit zu treten.

Damit mögen Sie, hochgeehrter Herr, diese Zeilen entschuldigen, falls Ihnen deren Inhalt nicht willkommen ist.

In verehrungsvoller Ergebenheit Johannes Brahms.

Breitkopf und Härtel erwiderten entgegenkommend; doch hatte sich Brahms schon wieder für eine Änderung der von Schumann getroffenen Auswahl entschieden. Die mehrstimmigen Kammermusikstücke genügten seinen Ansprüchen nicht; er ersetzte das eine durch die Fis-moll-Sonate, ließ einstweilen die andere Nummer offen und stellte die beiden Klaviersonaten als op. 1 und 2 an die Spitze der nunmehr auf vier reduzierten Werke. Schumanns Aufsatz war die mittelbare Veranlassung zu einer rigorosen Selbstkritik, wie sie unter ähnlichen Voraussetzungen wohl kein junger, in seine Erstlinge verliebter Autor üben würde. Von dieser früh beobachteten Strenge gegen seine eigenen Arbeiten ist Brahms nie wieder abgewichen. Gesprächsweise bemerkte er einmal (1885), es sei traurig, daß die jungen Leute es so eilig hätten mit der Aufführung und Publikation ihrer unfertigen Sachen. „Fragen Sie doch in der Musikalien-

handlung bei Cranz nach, was er mir, als ich noch gar nicht sehr bekannt war, für Angebote gemacht hat! Er wollte alles drucken, was ich ihm geben würde, Sonaten, Lieder, Trios, Quartetten. Ich hätte das Geld damals wohl brauchen können, und doch habe ich ihm nichts gegeben[1]). Was habe ich für Respekt vor der Druckerschwärze gehabt! Der Zettel ist noch da, auf welchem Schumann und Joachim diejenigen meiner Jugendwerke verzeichneten, die ich herausgeben sollte. Und doch sind nur ein paar Stücke davon erschienen." Befragt, ob er seine alten Kompositionen noch habe, antwortete er: „Gott bewahre. Das Zeug ist alles verbrannt worden. Die Kisten mit den alten Skripturen standen lange in Hamburg. Als ich vor zwei oder drei Jahren dort war, ging ich auf den Boden, — die ganze Kammer war aufs schönste mit meinen Noten tapeziert, sogar die Decke. Ich brauchte mich nur auf den Rücken zu legen, um meine Sonaten und Quartette zu bewundern. Es machte sich sehr gut. Da hab ich alles heruntergerissen — besser, ich tu's, als andere! — und auch das übrige mitverbrannt. Es waren recht nette Liederchen dabei. Den ganzen Eichendorff und Heine hab ich in Musik gesetzt. Sie werden mir doch hoffentlich zutrauen, daß ich ‚Du bist wie eine Blume' auch einmal komponiert habe?"

Brahms zögerte ungebührlich lange mit dem Dank, den er Schumann für dessen Heroldsruf und sonstige Fürsorge schuldete. Es wurde ihm schwer, den Ausdruck zu finden für das, was sein Herz bewegte, und es bedurfte erst einer Ermahnung von Joachims Seite, bei dem sich Schumann über den „Schreibefaulpelz" beschwerte, bis er sich zur Tat aufraffte. Auch waren Briefe von Hause gekommen, die den Säumigen drängten. Schumann hatte sein Manuskript der „Neuen Bahnen" an Vater Brahms nach Hamburg geschickt und dazu geschrieben[2]):

Geehrter Herr!

Ihr Sohn Johannes ist uns sehr wert geworden, sein musikalischer Genius hat uns freudenreiche Stunden geschaffen. Seinen ersten Gang in die Welt zu erleichtern, habe ich, was ich von ihm denke, öffentlich ausgesprochen. Ich sende Ihnen diese Blätter und denke mir, daß es dem väterlichen Herzen eine kleine Freude geben wird.

So mögen Sie denn mit Zuversicht der Zukunft dieses Lieblings der Musen entgegensehen und meiner innigsten Teilnahme für sein Glück immer versichert sein!

Düsseldorf, den 5. November 1853. Ihr ergebener

R. Schumann.

Elf Tage später sandte Johannes folgendes Dankschreiben an Schumann[3]):

Verehrter Meister!

Sie haben mich so unendlich glücklich gemacht, daß ich nicht versuchen kann, Ihnen mit Worten zu danken. Gebe Gott, daß Ihnen meine Arbeiten bald den

[1]) Nur der 13. Psalm für Frauenchor und Orgel (op. 27) und die Duette für Alt und Bariton (op. 28) sind 1861 bei C. A. Spina in Wien (in Hamburg August Cranz) erschienen.

[2]) Von Dr. Josef Reitzes, dem Wiener Vertreter der Brahmsschen Erben, wurde Schumanns Brief nebst einigem anderen biographischen Material in dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt.

[3]) Dieser und die folgenden, von Brahms an Schumann gerichteten Briefe sind nach Brahms' Tode zuerst von La Mara in der „Neuen freien Presse" veröffentlicht worden.

Beweis geben könnten, wie sehr Ihre Liebe und Güte mich gehoben und begeistert hat. Das öffentliche Lob, das Sie mir spendeten, wird die Erwartung des Publikums auf meine Leistungen so außerordentlich gespannt haben, daß ich nicht weiß, wie ich denselben einigermaßen gerecht werden kann. Vor allen Dingen veranlaßt es mich zur größten Vorsicht bei der Wahl der herauszugebenden Sachen. Ich denke keines meiner Trios (!) herauszugeben, und als op. 1 und 2 die Sonaten in C- und Fis-moll, als op. 3 Lieder und als op. 4 das Scherzo in Es-moll zu wählen. Sie werden es natürlich finden, daß ich mit aller Kraft strebe, Ihnen so wenig Schande als möglich zu machen.

Ich zögerte so lange, an Sie zu schreiben, da ich die genannten vier Sachen an Breitkopf geschickt habe und die Antwort erwarten wollte, um Ihnen gleich das Resultat Ihrer Empfehlung mitteilen zu können. Aus Ihrem letzten Brief an Joachim erfuhren wir jedoch schon dasselbe, und so habe ich Ihnen nur zu schreiben, daß ich Ihrem Rate zufolge in den nächsten Tagen (wahrscheinlich morgen) nach Leipzig gehe.

Ferner möchte ich Ihnen erzählen, daß ich meine F-moll-Sonate aufgeschrieben und das Finale bedeutend geändert. Auch die Violin-Sonate habe ich gebessert. Tausend Dank möcht' ich Ihnen noch sagen für Ihr liebes Bild, das Sie mir schickten, sowie auch für den Brief, den Sie meinem Vater schrieben. Sie haben ein paar gute Leute dadurch überglücklich gemacht, und fürs Leben

Ihren Brahms.

Nach Leipzig ging Brahms mit dem größten Widerwillen, und er würde die Reise überhaupt unterlassen haben, wenn nicht Schumann sie für unbedingt nötig gehalten hätte: „Sonst verstümmeln sie seine Werke; er muß sie dort selbst vorführen. Es scheint mir dies ganz wichtig . . . Noch einmal: ich bitte, bewegen Sie ihn, daß er auf acht Tage nach Leipzig geht." (Schumann an Joachim[1]). Zwar dachte Brahms schon in Mehlem an Leipzig, mit dem Vorsatz, dort „alles Mögliche zu tun, um viel Arbeit zu bekommen", und auch Musikdirektor Wehner in Göttingen hatte ihm in jedem seiner Briefe dringend zugeredet, dorthin zu gehen, aber er glaubte, seine Zeit besser zu verwenden, „wenn er fleißig fortstudierte", als wenn er suchte, „seine Sachen so praktisch wie möglich zu verhandeln". Er wollte sich für den Winter in Hannover recht gemütlich einrichten, und da er, dank seines Verlagshonorars, auf dem Wege war, ein Kapitalist zu werden, so konnte er sich den Luxus eines eigenen Stübchens schon vergönnen. Vor dem Egidientore standen, zwischen Obstgärten und Äckern verloren, einzelne Häuser, die einmal für Günstlinge oder Favoritinnen des Fürstenhauses und -hofes gebaut worden waren. Das einstöckige, vier Fenster breite Häuschen am Papenstieg Nr. 4 versteckte sich förmlich hinter den Zweigen der alten Apfel- und Nußbäume, so daß man es von der Stadt aus kaum sah. Ein eigener Schleichweg führt auch heute noch vom Papenstieg aus zu der ehemaligen Solitude, und die beiden Säulen mit ägyptischen Lotoskapitälen, die den Haupteingang noch immer schmücken, Träger eines lebensgefährlichen Miniaturbalkons und gleich diesem selbst aus Holz gearbeitet, verraten, seitdem Stuck und Kalk von ihnen abfielen, wie billig die Tempel waren, welche von vornehmen Herren der empfindsamen Restaurationszeit einer Mondgöttin oder Priesterin der Isis gestiftet wurden. Als der Komponist der F-moll-Sonate dort einzog, diente das seiner Herrlichkeit

[1]) Bei F. G. Jansen a. a. O.

entkleidete Haus längst nützlicheren Zwecken, obwohl es mit dem Künstlerheim des vom König Georg protegierten hellenistischen Bildhauers Hasemann getreue Nachbarschaft hielt. Wer konnte wissen, ob nicht eines Tages ein goldbetreßter Rotrock dort anpochen würde, um dem neuen Mieter das Patent eines königlichen Hof- und Staatspianisten zu überbringen?

In den drei Wochen seines ersten hannöverschen Aufenthaltes verkehrte Brahms fast ausschließlich mit seinem „herzlieben" Joachim, der ihm bei der Auswahl jener für den Druck bestimmten Kompositionen riet und half. Durch ihn lernte er Bettina von Arnim und deren Tochter Gisela kennen. Mutter und Tochter erregten sein Interesse in hohem Grade. Bettina, die Freundin Goethes und Beethovens, die Tochter der Maximiliane La Roche, die Schwester Clemens Brentanos, die Witwe Achim von Arnims, war noch in ihrem Alter der von Lebhaftigkeit übersprudelnde Kommentar ihrer Schriften, das personifizierte Tage- und Nachschlagebuch der Romantik und, wenn sie in gute Laune versetzt wurde, wieder das geniale, tolle, verzogene, unberechenbare Kind, in dessen Gesellschaft Goethe den Olympier vergaß und Beethoven seine argwöhnische Menschenscheu ablegte. Sie ließ dann die schlechtere Hälfte ihrer zurechtgelegten Originalität fallen und konnte wirklich so naiv sein wie ein kleines Mädchen. 1852 war Bettina mit beiden Töchtern — Armgart fehlte in Hannover — und dem künftigen Gatten Giselas, dem Dichter und Kunsthistoriker Herman Grimm, Sohn Wilhelms und Neffe Jakob Grimms, in Weimar aufgetaucht, und das vierblättrige Kleeblatt hatte das Seinige zu der dort in Permanenz erklärten allgemeinen Verrücktheit beigetragen. Noch immer verdrehte Bettina den Männern die Köpfe, und ihre nicht minder ungebundenen und extravaganten Töchter stahlen ihnen die Herzen. Ganz Jung-Weimar schmachtete in den Fesseln der Arnims, und es war lange zweifelhaft, wer bei dem Werben um die schöne Gisela als Sieger hervorgehen würde. Brahms, der sich mehr zur lehrreichen Mutter hielt, zollte der bedeutenden Frau seinen Tribut, indem er ihr die sechs Gesänge seines op. 3 zueignete. Auch die anderen Werke „verwidmete" er in Leipzig: sein bester Freund, Joachim, bekam die C-dur-, Clara Schumann die Fis-moll-Sonate, obgleich er findet, daß es eigentlich nicht schön aussehe, den Erstlingswerken solche Namen vorzusetzen.

Sein Schumann gegebenes Versprechen hatte Brahms gehalten: er war am 17. November nach Leipzig gereist und meldet schon drei Tage darauf seinem Freunde in Hannover, daß er „mit großer Liebe und Freude" empfangen worden ist. Die Leipziger Tagesblätter beschäftigen sich mit seiner Person, und er macht sich lustig über sie, indem er sie mit amerikanischen Zeitungen vergleicht. Heinrich von Sahr, ein begeisterter junger Musiker und wohlsituierter Kunstfreund, duldete nicht, daß Brahms im Gasthof wohnte, und nahm ihn zu sich. Schon vorher hatte sich Sahr bei Dietrich nach dem „neuen Johannes oder Messias" erkundigt; er war „furchtbar begierig" auf ihn. Nachdem sein Verlangen gestillt worden war, schreibt Sahr: „Es ist ein himmlischer Mensch! Wie muß man Schumann dankbar sein, diesen Kerl ans Tageslicht gebracht zu haben! Die Tage, seitdem er hier ist, gehören zu den schönsten, die ich je erlebt. Er entspricht so ganz dem Ideal, wie ich es mir von einem

Künstler gemacht." Sahr vermittelte die persönliche Bekanntschaft mit Härtels, Moscheles, David, Rietz und anderen angesehenen Leipziger Persönlichkeiten. Auch Friedrich Wieck, der Vater Clara Schumanns und deren Schwester Marie lernte Brahms kennen. An Ernst Ferdinand Wenzel, einen Schüler Wiecks, Freund Mendelssohns und Schumanns, dessen „schöner Kopf mit der prächtigen Stirn" es ihm angetan hatte, schloß er sich enger an. Sahr, Wenzel und der Musiker Julius Otto Grimm, den Brahms in Leipzig traf, gingen viel mit ihm spazieren; mit ihnen besuchte er Theater und Konzerte, schwärmte in Erinnerungen an Leipzigs künstlerische Vergangenheit, an Lessing und Goethe, Bach und Mendelssohn und erfreute sich der lebensvollen Gegenwart, die wahrlich auch nicht zu verachten war. Der Nachglanz der Mendelssohnschen Epoche ruhte noch auf dem musikalischen Klein-Paris, das bei näherer Besichtigung doch mehr bedeutete als eine Menge kaufmännischer Comptoirs, vor denen dem jungen Romantiker gegraut hatte. Wenn Wien von jeher das Herz der Musik war, so konnte Leipzig damals für deren Kopf gelten; es war noch immer der Sitz musikalischer Intelligenz und Bildung, und Schumann meinte mit Recht, „daß es in Deutschland, vielleicht in der Welt keinen besseren Ort für junge Musiker gebe". Das Konservatorium, an welchem Gade, Moscheles, Hauptmann und David unterrichteten, galt für die berühmteste derartige Anstalt, und gerade während seines Leipziger Aufenthalts konnte Brahms sich davon überzeugen, daß der gute Ruf dieses Lehrinstituts kein unbegründeter war. Otto Dessoff und Franz v. Holstein glänzten unter den Schülern des Konservatoriums hervor, und das Leben führte sie nicht zum letzten Male mit Brahms zusammen. So überwältigend wirkte die Erscheinung des jungen Helden der „Neuen Bahnen," daß sie die Gegner entwaffnete, und daß selbst diejenigen, die ihm an Alter weit voraus waren, wie Holstein, sich vor ihm beugten. Franz v. Holstein schreibt über ihn an Pastor Weber in Wolfenbüttel: „Hier hat er (Brahms) ältere und jüngere Komponisten und Musiker in Feuer gesetzt, denn er steht hoch über dem Neid, der nicht zu ihm heranragen kann. Seine Kompositionen (Lieder, Violin- und Pianoforte-Sonaten) sind von einer hinreißenden Gewalt der Erfindung und Genialität, so daß er schon jetzt groß dasteht. Dazu ist er ein heiterer, frischer, liebenswürdiger Mensch, voll ebensoviel Bescheidenheit als edlen Selbstvertrauens. Er heißt nicht nur Johannes, sondern ist auch ein wahrer Johanneskopf." Und seiner Schwester Hedwig teilt Holstein gleichzeitig mit: „Einen recht großen Genuß gewährt mir die Anwesenheit eines jungen Komponisten aus Hamburg. Er heißt Johannes Brahms, und R. Schumann hat ihn in der Brendelschen Zeitung als den Messias dargestellt, der in die musikalische Welt kommen mußte. Er ist zwanzig Jahr alt und lebte vom Unterrichtgeben in Hamburg, bis Joachims Bekanntschaft, bei dem er jetzt lebt, ihn aus der Dunkelheit riß und zum Bewußtsein seines Wertes brachte. Er hat Lieder und Klavierkompositionen geschrieben von einer Gewalt und Genialität, daß man nur staunend davor stehen kann. Grimm und Herr von Sahr, alle sind entzückt von ihm. Sahr nahm ihn gleich in seine Wohnung, um ihn gar nicht mehr von sich zu lassen, solange er hier war. Auch alle

Kenner von Fach erklärten ihn für sehr bedeutend. Dabei ist er der liebenswürdigste und bescheidenste Mensch, voll gutem Herzen und kindlichem Humor. Alle seine Kompositionen wurden ihm gleich glänzend abgekauft. Grimm mag Dir mehr davon erzählen" . . .

Die Briefe rühren vom Anfang Dezember her; in dem ersten heißt es noch: „Leider hat er uns gestern verlassen, um aber hoffentlich nach Weihnachten mit Joachim zurückzukehren." In der Tat scheint Brahms über eine Woche von Leipzig entfernt gewesen zu sein, da über die Tage vom 21. bis 29. jede Nachricht fehlt. Vermutlich zog er sich, um den Stich seiner bei Senff und Breitkopf zur Publikation vorbereiteten Werke in Ruhe überwachen und die Korrekturen ungestört besorgen zu können, aufs Land zurück. Herr von Sahr wird ihn bei einer in der Nähe Leipzigs begüterten Adelsfamilie eingeführt und dort wird er jene Gräfin Ida von Hohenthal, geb. Gräfin von Seherr-Thoß, gefunden haben, welcher die F-moll-Sonate gewidmet ist. Die Hohenthals sind von sächsischem Adel und noch heute bei Leipzig ansässig. Die Widmung der Sonate mag der Dank für genossene Gastfreundschaft gewesen sein. So schnell, wie Brahms gehofft hatte, kam er von Leipzig nicht weg; auch fing es an, ihm dort zu behagen. „Es sind doch köstliche Leute," schreibt er an Joachim; „so herzlich und warm." Ferdinand David, der ausgezeichnete Konzertmeister des Gewandhauses, besuchte ihn bei Sahr und spielte mit ihm seine A-moll-Sonate. Er und Moscheles, bei dem sie einen Abend verbrachten, redeten ihm dringend zu, in einer der Davidschen Quartett-Soireen mitzuwirken, die mit den Abonnementskonzerten des Gewandhauses zusammenhingen und nicht minder berühmt als diese waren. Lange getraute er sich nicht, ja zu sagen. „Wenn auch Künstler," meinte er, „sich zum Vortrage das Fehlende ergänzen, das Publikum ist nicht so gutmütig."

An Schumann, der, nachdem er die Direktion in Düsseldorf niedergelegt, mit Clara auf eine Konzertreise nach Holland gegangen war, wendet er sich mit der niederländischen Apostrophe:

Mynheer Domine![1])

Verzeihen Sie die lustige Anrede dem, der durch Sie so unendlich glücklich und froh gemacht ist. Nur das Schönste und Beste habe ich Ihnen zu erzählen.

Ihrer warmen Empfehlung verdanke ich meine über alle Erwartung und besonders über alles Verdienst freundliche Aufnahme in Leipzig. Härtels erklärten sich mit vieler Freude bereit, meine ersten Versuche zu drucken. Es sind dies: op. 1, Sonate in C-dur; op. 2, Sonate in Fis-moll; op. 3, Lieder; op. 4, Scherzo in Es-moll.

Herrn Senff übergab ich zum Verlag: op. 5, Sonate in A-moll für Geige und Pianoforte; op. 6, sechs Lieder.

Dürfte ich meinem zweiten Werke den Namen Ihrer Frau Gemahlin voransetzen? Ich wage es kaum und möchte Ihnen doch so gerne ein kleines Zeichen meiner Verehrung und Dankbarkeit übergeben.

Noch vor Weihnachten werde ich wahrscheinlich Exemplare meiner ersten Sachen bekommen. Mit welchen Gefühlen werde ich dann meine Eltern wiedersehen, nach

[1]) Die Bezeichnung Dominus (Herr) und Domina (Herrin) für Robert und Clara Schumann, welche von Brahms herrührt, wurde von den jungen Künstlern, die das Paar verehrten, beibehalten.

kaum einjähriger Abwesenheit. Ich kann es nicht beschreiben, wie mir ums Herz wird, denke ich daran.

Möchten Sie nie bereuen, was Sie für mich taten, möchte ich Ihrer würdig werden. Ihr Johannes Brahms.

Aus seiner Zurückgezogenheit wurde Brahms durch die das ganze musikalische Leipzig alarmierende Ankündigung in die Stadt gerufen, Hektor Berlioz werde mehrere seiner Chor- und Orchesterwerke aufführen, und zwar pikanterweise in den konservativen Gewandhauskonzerten! Der von seinen Landsleuten damals noch für völlig toll gehaltene französische Musiker war in dem schon zehn Jahre vorher einmal von ihm besuchten Deutschland, wo Tiefsinn und Verrücktheit so nah beieinanderliegen, daß sie kaum unterschieden und oft verwechselt werden, kein Fremdling mehr. Schumann hatte seine „Symphonie phantastique" bereits 1835 in der „Zeitschrift" sympathisch begrüßt. Dem Brausekopf des jugendlichen Davidsbündlers imponierte die groteske Renommisterei des geistreichen Franzosen; er nahm, wie andere auch, den technischen Erfinder für einen künstlerischen Schöpfer. Was Berlioz als genialer Virtuose des Instrumentalklanges begonnen hatte, wurde mit immer wachsendem Erfolge von Liszt und Wagner fortgesetzt. Sie konnten die Errungenschaften seines in der raffiniertesten Orchestertechnik aufgehenden Geistes sich um so leichter aneignen, als sie gleich ihm von keiner starken rein musikalischen Potenz dabei behindert wurden, und die tönende Objektivation, d. h. die mehr oder weniger seelen- und gemütlose Veräußerlichung der Musik, wurde ihres französischen Ursprungs entkleidet und zu einer deutschnationalen Angelegenheit gemacht. Auf Konzertreisen, die Berlioz durch Deutschland und Österreich unternahm, fanden die fixen Ideen des musikalischen Monomanen desto größere Verbreitung, je dankbarer alle Halb- und Vierteltalente sich an eine Kunst anklammerten, die den Mangel thematischer Erfindung zum Prinzip erhob und die Blößen des Komponisten mit Instrumentalfarben vertünchte. Über diese sinnfällige, mit Händen zu greifende Musik, welche die Werke anderer Künste kommentierte und illustrierte, konnte füglich jeder mitreden, der nichts zu sagen hatte, und der ästhetischen Kannegießerei war kein Ende abzusehen.

Weimar hatte im Jahre vorher seine Berlioz-Woche gehabt; nun folgte die Stadt Bachs und Mendelssohns nach. Am 1. Dezember dirigierte Berlioz im Gewandhause seine biblische Legende „Die Flucht nach Ägypten", die Harald-Symphonie, eine Szene aus „Faust", das „Fee-Mab"-Scherzo aus „Romeo und Julie" und die Ouverture zum „Römischen Karneval", die verführerischesten und populärsten seiner Tonschöpfungen.

Liszt war zu dem Konzert mit großer Gefolgschaft von Weimar herübergekommen, und das Publikum des achten Abonnementskonzertes teilte sich in zwei feindliche Heerlager, die hart aneinander gerieten. „Das übertriebene Beifallgeben der weimarischen Clique," schreibt Brahms an Joachim vom 7. Dezember, „rief entschiedene Opposition hervor." Er fand in den Werken des Franzosen durchaus keine Veranlassung zu irgend welchen Demonstrationen, wie ihm überhaupt Parteiwesen und Cliquenwirtschaft gründlich zuwider waren.

In den Kreisen der reaktionären Musiker, zu denen auch Sahr gehörte, wurde es ihm übel vermerkt, daß er, dem Gebot der Höflichkeit folgend, am Tage nach dem Konzert Liszt seinen Besuch machte. Er sah sich sehr freundlich von ihm aufgenommen, auch von Reményi, und „alles Denken und Erinnern an Vergangenes wurde sorgfältig vermieden". Reményi, meint Brahms, habe sich sehr zu seinem Nachteil geändert. Liszt machte gleich darauf mit Peter Cornelius Brahms seinen Gegenbesuch, — es ging unter ihnen zu wie zwischen Souveränen. An demselben Freitage (2. Dezember) war Brahms bei David mit Liszt und Berlioz auf einer Soirée, und den Sonntag darauf „sogar" bei Brendel, „trotz der gräßlichen Gesichter, welche die Leipziger dazu schnitten." Brendel, der musikgeschichtliche, mit ästhetischen Exkursen gewürzte Vorträge hielt — sie sind in seiner „Geschichte der Musik" gesammelt —, hatte am Sonntagnachmittag immer seinen Jour. Das Haus des musikkritischen Diktators stand jedem offen, der etwas bedeutete oder bedeuten wollte. Junge Talente produzierten dort ihre Sachen und erwarben sich dadurch ihr Entree in die Öffentlichkeit. Zu den Stammgästen der Brendelschen Jours zählten natürlich auch die Mitarbeiter der „Zeitschrift". Die sehr gemischte Gesellschaft konnte für die realistische Entartung des von Schumann gestifteten idealen „Davidsbundes" gelten, der eigentlich nur im Kopfe seines Stifters existierte. „Berlioz, Pohl ꝛc. waren da, und daß ich's nicht vergesse, auch Schloenbach, Giesecke und alle literarischen Nobilitäten (oder Nullitäten?) Leipzigs. Berlioz lobte mich so unendlich warm und herzlich, daß die übrigen demütig nachsprachen. Gestern abend bei Moscheles war er ebenso freundlich. Ich muß ihm sicher dankbar sein." Der von Brahms erwähnte Leipziger Schöngeist Arnold Schloenbach hat den denkwürdigen Nachmittag im Brendelschen Salon in einem „offenen Brief an Franz Brendel" verewigt. Brendel hatte ihn dazu ermuntert mit den Worten: „Schreiben Sie das doch für meine Zeitung nieder; so was kann wohl der Poet besser beschreiben als der Musiker." Der offene Brief ist zu charakteristisch für das Treiben, die Sitten und den Ton der Leipziger Spießgesellschaft, um nicht wenigstens auszugsweise mitgeteilt zu werden. Der Poet von Brendels Gnaden erinnert sich zunächst der vielen schönen Sonntagsnachmittage, die er in dem „für jede Kunst und Intelligenz offenen Salon" schon erlebte.

Einer der reichsten war wohl jener, wo Liszt Ihnen Gutzkow zuführte, und um dieses glänzende Doppelgestirn der Kunst und Poesie sich ein schöner Kreis empfänglicher Naturen scharte. Und doch war mir der schönste jener Nachmittags-Abende der gestrige. Wie mannigfach durchwebt war der Kreis! Lehrende und schöpferische Musiker und Virtuosen; lyrische, dramatische und Romandichter; Kritiker, Journalisten, Buchhändler und sogar — Prediger. Gescheite und künstlerisch empfängliche Frauen; dazwischen der Blütenflor lieber Mädchengestalten, schlank und glänzend wie die gotische Säule der Erardschen Pedalharfe, deren Saiten in leisem Zittern der gebieterischen Hand ihrer schönen Meisterin entgegenharrten, wie wir selbst das taten. Und die vortreffliche Künstlerin Frau Jeannette Pohl (geb. Eyth aus Dresden), die Gattin Ihres geistvollen, scharfen Mitarbeiters, der dort in der Ecke saß und nach Herzenslust die kaustischen Linien wie kleine Schlangen um seinen Mund spielen ließ — die Künstlerin ergriff dann ihr seltenes, wunderbares Instrument und ließ die schönen Augen darüber hinblitzen . . . Teurer als der

Beifall war der Künstlerin gewiß der doppelte Händedruck, den jetzt Hector Berlioz ihr darbot. Da stand er, der große, edle, herrliche Meister, um den das gebildete Europa sich lange stritt, ob er ein Heros oder ein Narr sei, bis er durch Werk auf Werk auch die starrsten Gegner besiegte und der Streit zu Ende war. Da stand er, der Sieger! So einfach, so bescheiden, so ruhig! Auf dem edel geschnittenen Antlitz von antiker Bedeutung der warme Hauch tiefer Empfindung.

Nach der Gattin des „kaustischen" Wagner- und Berlioz-Apostels Pohl, geschätzt im Kreise der Mitarbeiter, wird der Wagner-Sänger Götze mit Lob überhäuft, der Stücke aus „Tannhäuser" und „Lohengrin" vortrug. Dann kommt „unsere verehrte Freundin," Frau Dr. Steche, an die Reihe.

Sie hat durch ihr wahrhaft rührendes, unermüdliches Streben für den gigantischen Richard Wagner uns das Recht gegeben, auch sie hier öffentlich zu nennen, und so sei ihr denn nicht allein der Dank für jenes schöne Wirken, sondern auch dafür dargebracht, daß durch ihre künstlerische Bereitwilligkeit es uns vergönnt war, jenes Brautgemach-Duett aus „Lohengrin" zu hören, was in seinem zauberhaften Schmelze höchster Liebesglut nur einem gleichkommt: Shakespeare in seiner ewigen Liebesdichtung von „Romeo und Julia" [1]) . . . Der Schluß des Ganzen war nun ein besonders Bedeutungsvolles . . . es war der junge Brahms aus Hamburg, dem der neuliche Artikel Ihrer Zeitung von Robert Schumann: „Neue Bahnen", galt. Sie wissen, der Artikel hatte in manchen Kreisen Mißtrauen (bei manchen vielleicht nur aus Furcht) erregt, jedenfalls dem jungen Manne einen sehr schwierigen Stand bereitet, weil die Berechtigung zu großen Anforderungen hervorgerufen, und als der junge, schwanke, blonde Mann erschien, so scheinlos, so scheu, so bescheiden, mit der noch im Übergang stehenden fistelnden Stimme, da mochten wenige den Genius ahnden, der in dieser jungen Natur so reiche Welt geschaffen; Berlioz aber hatte schon bald im Profil des jungen Mannes eine auffallende Ähnlichkeit mit Schiller (sic!) entdeckt und eine verwandte deutsche Seele darin geahndet; und als nun der junge Genius seine Schwingen entfaltete, als er mit außerordentlicher Fertigkeit bei tiefinnerlicher und äußerlicher Energie sein Scherzo dahin blitzen und rauschen und schillern ließ, als dann sein Andante in tiefen, innigen, stark wehmütigen Klängen uns entgegenschwoll, da fühlten wir alle: Ja, hier ist ein wahrhafter Genius, und Schumann hatte recht; da war kein Mißtrauen mehr, nur ganze, volle, echte Künstlerfreude, und als Berlioz den jungen Mann tiefbewegt mit beiden Armen umfaßte und an sein Herz drückte, da, lieber Freund, empfand ich einen so heißen, heiligen Schauer der Begeisterung durch meine Seele strömen, wie ich ihn selten so empfunden. Ich hätte zu diesem seltenen Bilde, den jungen Genius in den Armen des großen Meisters, die junge Eiche kräftig umfaßt von den starken Ästen der ihr stolzes Haupt hoch emporstrebenden Vatereiche — ich hätte zu diesem seltenen Bilde die werdenden und fertigen Musiker der ganzen Welt hinzurufen und sagen mögen: das sind die ersten Naturen, die Künstler von Gottes Gnaden!

Aus diesem von süßlichem Räucherwerk duftenden Aufsatz geht hervor, daß Brendel und Genossen die Hoffnung noch nicht aufgegeben hatten, Brahms trotz seines schnellen Abschiedes von Weimar zu den Ihrigen zu zählen, und auch Brahms mag, als er zu Brendel ging, an die Möglichkeit gedacht haben, mit dem einflußreichen Parteiführer auf gutem Fuße zu bleiben. Vielleicht

[1]) Frau Lidy Steche darf das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, die erste Aufführung des „Lohengrin" in Leipzig veranstaltet zu haben: am 18. Dezember 1853 ließ sie im Saale der Loge „Minerva" die Oper von Dilettanten am Klavier singen und kam somit der Aufführung im Theater, die am 7. Januar 1854 stattfand, zuvor.

hätte er hinter Wagner, Liszt und Berlioz als Nummer vier seine Stelle angewiesen bekommen und wäre damit auch zufrieden gewesen. Aber er war kein Stellenjäger, und der Brendelsche Jour mußte ihn hinlänglich davon überzeugt haben, daß die geschraubte, anspruchsvolle Art dieser Leute, die seinen Unmut und Spott herausforderte, sich mit der seinigen so wenig vertrug wie das Ideal seiner Kunst mit den von ihnen gepriesenen Werken. Von dem Zauberspuk Berliozscher Orchestermalerei erholte er sich bei Schuberts C-dur-Symphonie, die er zum ersten Male in der Probe zum achten Gewandhauskonzert hörte; bisher hatte er sie nur aus der Partitur gekannt. Das Werk entzückte, aber die Aufführung enttäuschte ihn. Er fand die Tempi „durchgehends reichlich zu schnell, die Posaunen und Trompeten zu stark, die Hörner durchaus schlecht". Das Motiv in der Genoveva-Ouvertüre, mit der das Konzert eröffnet wurde, war wie er schreibt, „den Hornisten unmöglich zu blasen". Die hochgelobten Gewandhauskonzerte hatten in Brahms einen gefährlicheren kritischen Zuhörer gefunden als in den Referenten der Leipziger Tageblätter und Musikzeitungen. Wunderbar aber fühlte er sich im Theater ergriffen, wo er „ein höchst interessantes Schauspiel" ansah, „den ‚Erbförster' von Ludwig aus Eisfeld" . . . „Eine geniale Kraft, Natürlichkeit und Innigkeit herrscht in dem Stück" und befängt sein von dem Dichter Otto Ludwig aufgewühltes Wesen.

Unter den Leipziger Patrizierhäusern, in denen Brahms verkehrte, steht das Salomonsche obenan. Joachim und Sahr hatten ihn dort eingeführt, und Hedwig Salomon (die spätere Gattin Franz v. Holsteins) wetteiferte mit ihrer verheirateten Schwester Elisabeth v. Seeburg in Aufmerksamkeiten für den berühmten jungen Gast. In dem anmutigen Buche [1]), das Helene Vesque v. Püttlingen aus dem handschriftlichen Nachlaß ihrer mütterlichen Freundin Hedwig v. Holstein zusammengestellt hat, ist ein wertvolles Dokument aus jenen angeregten Leipziger Tagen erhalten.

„Herr v. Sahr," heißt es da, „brachte mir gestern (4. Dezember) ein junges Menschchen, das einen Brief in der Hand hielt von Joachim aus Hannover! Einen herrlichen Brief, voll Schonung und voll liebenswürdigster Dankbarkeit für meine italienischen Saiten, die ich ihm als verlorenes Vielliebchen geschickt. Zum Dank dafür übergab er Brahms diesen Brief, den er als Künstler wie als Freund gar nicht genug rühmen kann. Er saß nun mir gegenüber, dieser junge Held des Tages, dieser von Schumann verheißene Messias; blond, anscheinend zart, und hat doch im zwanzigsten Jahre schon durchgearbeitete Züge, obgleich rein von aller Leidenschaft. Reinheit, Unschuld, Natur, Kraft und Tiefe — das bezeichnet sein Wesen. Man hat so große Lust, ihn wegen Schumanns Weissagung lächerlich zu finden, streng gegen ihn zu sein, aber man vergißt alles, liebt und bewundert ihn ohne Ausnahme. Am Abend kam er zu einer kleinen Gesellschaft hinauf zu Elisabeth. Seine Musik ist durchaus Beethovenisch, hat eine ungeheure Tiefe und Kraft, einen großen Ernst und weniger gärende Elemente im Vergleich zu anderen Künstlern der Jetztzeit. Der zweite Satz seiner ersten Sonate, Variationen über das Volkslied ‚Blau, blau Blümelein', ist nach meiner Meinung vollendet schön. Ein Scherzo tat mir hingegen nicht wohl. Er setzte sich zu mir ans Pfeilertischchen und sprach so munter und unaufhörlich, daß seine Freunde am anderen Tisch sich gar nicht genug verwundern konnten, da er im allgemeinen äußerst still und

[1]) „Eine Glückliche". Hedwig v. Holstein in ihren Briefen und Tagebuchblättern.

träumerisch sei. Wir hatten auch viele Anknüpfungspunkte: Joachim, Wehner und unsere beiderseitigen Lieblingsdichter Jean Paul und Eichendorff und die seinigen Hoffmann und Schiller. Er war ganz entrüstet, daß ich die ‚Räuber' noch nicht gelesen, und brach endlich los: daß es doch kein einziges kräftiges Frauenzimmer gibt, die so was vertragen kann! Er empfahl sie mir auf die Seele; auch ‚Kabale und Liebe' müsse ich lesen, sowie die ‚Serapionsbrüder', vor allem aber die Hoffmannschen musikalischen Novellen, von denen er mit wahrer Begeisterung sprach. ‚Ich lege all mein Geld in Büchern an, Bücher sind meine höchste Lust, ich habe von Kindesbeinen an soviel gelesen wie ich nur konnte und bin ohne alle Anleitung aus dem Schlechtesten zum Besten durchgedrungen. Unzählige Ritterromane hab ich als Kind verschlungen, bis mir die ‚Räuber' in die Hände fielen, von denen ich nicht wußte, daß ein großer Dichter sie geschrieben; ich verlangte aber mehr von demselben Schiller und kam so aufwärts.' — Mit gleicher Frische spricht er natürlich über die Musik, und als ich ihm sagte: Sie werden einst als Musikdirektor oder angestellter Professor nicht mehr mit solcher Lust musizieren, erwiderte er lachend, aber ganz entschieden: ‚Ja, ich lasse mich nicht anstellen.'

„Und zu all dieser freien Kraft ein dünnes Knabenstimmchen, das noch nicht mutiert hat! Und ein Kinderantlitz, das jedes Mädchen ohne Erröten küssen könnte. Und die Reinheit und Sicherheit seines ganzen Wesens, die dafür bürgt, daß diesem Menschen die verdorbene Welt nichts anhaben kann; denn so wie er jetzt das Hervorziehen aus der Verborgenheit bis zur verderblichsten Abgötterei vertragen konnte, ohne seine Bescheidenheit, ja ohne die Naivetät zu gefährden, so wird ihm Gott auch weiter helfen, der diese herrliche Natur erschuf!"

Mit liebevollem Sinn hat das geniale Mädchen Brahms durchschaut. So wenig der Qualm des ihm gespendeten Weihrauchs seinen klaren Blick umnebelte, so wenig trübten spätere Mißerfolge sein helles Auge. Da er zeitig anfing, die Menschen leidenschaftslos und ohne persönliche Interessen zu betrachten, so lernte er sie kennen und ihr Wesen von dem Schein unterscheiden, den sie sich zu geben suchten. Nur ihrer Liebe fühlte er sich nicht gewachsen; ihre Tugenden hatte er vorausgenommen, ihre Erbärmlichkeiten aber reichten an die Höhe seines schweigenden Selbstgefühls nicht hinan. Von Berlioz schied er voll Respekt vor dessen instrumentalen Kenntnissen, und ein erwärmendes Gefühl der Verehrung, das er für den Menschen übrig hatte, glich das frostige Staunen über seine musikalischen Tollheiten aus. Berlioz hatte am 12. Dezember noch ein gut besuchtes, erfolgreiches Konzert gegeben, welchem auch Liszt mit Cornelius und Coßmann beiwohnte, und war mit einem Überschuß von 130—150 Talern sehr vergnügt abgereist. Julius Otto Grimm, eine frische, lustige und gesunde Natur, wie Brahms schreibt, ist in Leipzig Brahms' bester und liebster Freund geworden; auch er will bald nach Hannover kommen und wird, wie Brahms glaubt, Joachim sehr gefallen. Die freie Zeit, welche ihm Korrekturen, Gesellschaften, Besuche, Theater und Konzerte übrig ließen, verwendete Brahms auf einen Klavierauszug, den er von Joachims Violinwerk machte. Wie geringen Wert er derartigen Arbeiten beimaß, geht daraus hervor, daß er, ohne daß Joachim bei Brahms' Lebzeiten viel davon erfuhr, auch von drei ihm gewidmeten Joachimschen Ouverturen Klavierauszüge anfertigte. Aus den acht Tagen, die er in Leipzig zubringen wollte, waren vier Wochen geworden.

Kurz vor seiner Abreise, Sonnabend, den 17. Dezember, spielte er in der Quartett-Soiree bei David die C-dur-Sonate und das Es-moll-Scherzo; es war dies also sein erstes Auftreten im Gewandhause. Der Sonate ging Mendelssohns Streichquartett in D-dur, dem Scherzo, mit dem die Soiree schloß, Mozarts G-moll-Quintett voraus. In der Neujahrsnummer (1854) der Brendelschen „Zeitschrift" erschien ein äußerst lobendes Referat, das von ganzem Herzen und mit der innersten Befriedigung der Ansicht Schumanns beistimmt. Dann aber verlautete dort lange, bis zum Juli 1855, eine Personalnotiz ausgenommen, nichts mehr über den jungen Meister und seine Werke, obwohl im Jahre 1854 schon deren neun erschienen waren. Gewisse Leipziger „Notabilitäten" bemerkten zu ihrem nicht geringen Verdrusse, daß sie von ihm als „Nullitäten" angesehen und behandelt wurden, Arnold Schloenbach konnte über keinen schönsten Jour seines Lebens bei Brendel weiter berichten, und die „Partei" erhielt Wind, daß Brahms um alles in der Welt nicht zu ihr gerechnet werden wollte. Er hatte die Leipziger Schöngeister vergessen, als er am 19. Dezember seine Freunde Joachim und den von Düsseldorf herübergereisten Dietrich in Hannover wieder umarmte, und seine Glückseligkeit war vollkommen, als er in sauberen, frischgedruckten Exemplaren die C-dur-Sonate und das erste Liederheft seinen Eltern und Lehrern in Hamburg eigenhändig unter den Weihnachtsbaum legen konnte. Im besten Zimmer der zweiten Etage, Lilienstraße 7, beleuchteten am heiligen Abend die bunten Kerzen lauter fröhliche Gesichter. Bei Vater Brahms war das Christkind mit Johannes eingekehrt: er war Kontrabassist in den vereinigten Hamburger Theatern geworden. An Robert Schumann aber schickte Johannes von Hause seine Erstlinge mit folgenden Begleitzeilen:

Verehrter Freund!

Hiermit nehme ich mir die Freiheit, Ihnen Ihre ersten Pflegekinder (die Ihnen ihr Weltbürgerrecht verdanken) zu übersenden; sehr besorgt, ob sie sich noch derselben Nachsicht und Liebe von Ihnen zu erfreuen haben.

Wir sehen sie in der neuen Gestalt noch viel zu ordentlich und ängstlich, ja fast philisterhaft aus. Ich kann mich noch immer nicht daran gewöhnen, die unschuldigen Natursöhne in so anständiger Kleidung zu sehen.

Ich freue mich unendlich darauf, Sie in Hannover zu sehen, um Ihnen sagen zu können, daß meine Eltern und ich Ihrer und Joachims übergroßer Liebe die seligste Zeit unseres Lebens verdanken.

Ich sah meine Eltern und Lehrer überglücklich wieder und verlebe eine wonnige Zeit in ihrer Mitte.

Ihrer Frau Gemahlin und Ihren Kindern bitte ich die herzlichsten Grüße zu sagen von Ihrem Johannes Brahms.

Die sittliche Macht des Christentums.

Von
Otto Pfleiderer.

I.

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!" Dieses Wort Jesu gilt nicht bloß von einzelnen Menschen, es gilt auch von den Religionen; Wesen und Wert einer jeden wird am sichersten erkannt aus ihren Wirkungen auf das sittliche Leben ihrer Bekenner. Der Streit darüber, was das Wesen des Christentums sei, wird noch lange nicht, wenn überhaupt je geschlichtet werden; aber daß es auf jeden Fall, wie man auch über seine Dogmen urteilen möge, die größte sittliche Macht in der Geschichte der Menschheit ist, das ist eine nicht zu bestreitende Tatsache, die sich jedem aufdrängt, der die sittlich erneuernde und erziehende Wirkung des Christentums auf die antike Welt in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung kennt. In dieser Hinsicht möchte ich die Aufmerksamkeit der Leser dieser Zeitschrift auf zwei jüngst erschienene theologische Werke hinlenken, die den reichen hierhergehörigen Stoff in so lichtvoller und fesselnder Weise darstellen, daß ihre Lektüre auch einem weiteren Publikum, außer den Fachgenossen, zu empfehlen ist.

Ernst von Dobschütz hat in der Schrift über „Die urchristlichen Gemeinden" (Leipzig 1902) sittengeschichtliche Bilder aus dem Urchristentum geschildert, zu welchen er den Stoff aus den kanonischen und außerkanonischen Schriften der ersten anderthalb Jahrhunderte der christlichen Kirche mit großer Sorgfalt und rühmlicher Unbefangenheit zusammengestellt hat. Er hebt nicht bloß die Lichtseiten hervor, sondern läßt auch die Schattenseiten erkennen, wie sie teils aus dem Nachwirken der nur allmählich zu überwindenden heidnischen Denk- und Lebensweise in den Christengemeinden, teils auch aus der anfänglich einseitigen weltbekämpfenden Schärfe des neuen Prinzips sich unvermeidlich ergaben; aber eben aus dem Ernst dieses Kampfes und aus der gewaltigen Gärung, in der Altes und Neues noch chaotisch miteinander ringt, läßt sich die Größe des neuen sittlichen Geistes, seine unwiderstehliche, weltbezwingende Macht klar erkennen.

Im ersten Kapitel werden auf Grund der paulinischen Briefe die Zustände in den einzelnen paulinischen Gemeinden beschrieben, wobei neben den gemeinsamen Hauptzügen auch die durch lokale Verhältnisse bedingte Eigenart der einzelnen klar hervortritt. Nicht die sittlich höchststehende, aber die durch ihr gärendes Leben und Streben interessanteste unter ihnen war die Gemeinde zu Korinth, wo die einseitige Betonung und Mißdeutung der christlichen Freiheit bei den einen, der Heiligkeit bei den anderen zu mannigfachen Wirren und Spaltungen führte.

„Das Bild dieser Gemeinde ist sehr geeignet, alle Illusionen über Idealzustände des apostolischen Zeitalters von vornherein zu zerstören. Die Menschen waren damals nicht anders als heute, das Christentum hatte mit denselben Schwierigkeiten zu kämpfen; die Unmittelbarkeit, mit der das Neue hier wirkte, machte zwar einen verstärkten Eindruck und entfesselte ungeahnte Kräfte, aber eben die Kürze der Zeit hinderte noch eine volle Auswirkung, eine Durchdringung des alten Stoffes. Noch machten sich die alten Unsitten und Laster der heidnischen Vergangenheit schmerzlich fühlbar; zu der reichen Begabung der Gemeinde stand in schreiendem Gegensatz der Mangel an sittlicher Zucht. Jedenfalls aber war Leben und kräftiges Streben da, ein Zeichen überschäumender Kraft."

Viel erfreulicher war der Zustand der makedonischen Gemeinden (Thessalonich, Philippi), die sich durch lebhaftes Gemeindebewußtsein, große Opferfreudigkeit, begeisterte Verehrung ihres Stifters Paulus und treue Bewährung auch unter Verfolgungen auszeichneten. Freilich fehlte es auch hier nicht ganz an Schatten. Die enthusiastische Erwartung der baldigen Ankunft Christi zur Errichtung eines irdischen Messiasreiches verführte manche zum unordentlichen Leben, Müßiggang und geistlicher Vielgeschäftigkeit; die ordentlichen Pflichten der irdischen Berufsarbeit wurden versäumt im Hinblick auf das nahe Ende der jetzigen und den Anfang einer neuen Weltordnung. Daher ermahnte der Apostel die Aufgeregten zur Ruhe und Nüchternheit, zur Arbeit und anständigem Wandel; aber weil er die Quelle des Übels, die schwärmerische Erwartung der nahen Wiedererscheinung Christi, nicht beseitigen konnte — er hat sie selbst geteilt — so fruchteten seine besonnenen Mahnungen zunächst nicht viel. Daher wurde in einem späteren Brief an die Thessalonicher (der aber wahrscheinlich nicht, wie von Dobschütz annimmt, von Paulus selbst geschrieben ist, sondern aus der nachapostolischen Zeit stammt) die Mahnung zur ordentlichen Arbeit wiederholt und der schwärmerischen Parusie-Erwartung der Hinweis auf ein langsameres Tempo der Weltentwicklung entgegengesetzt; die revolutionäre Spannung, die der Blick auf das nahe katastrophische „Endziel" hervorrief, wurde gedämpft durch die nüchterne Erkenntnis der Notwendigkeit einer „Entwicklung", die geduldige Arbeit erfordert, — eine urchristliche Parallele zu dem ähnlichen Fortschritt in der heutigen Sozialdemokratie. — Derselbe Enthusiasmus des Hoffens auf eine neue Welt, der die einen zur willkürlichen Emanzipation von der sozialen Sitte und Ordnung verleitete, äußerte sich bei anderen in der Form einer exaltierten Askese, zu der auch die allgemeine dualistisch-spiritualistische Denkart und Stimmung des damaligen orientalisch-hellenistischen Religionssynkretismus mitwirkte; der hier herrschende Dualismus der geistigen und sinnlichen Welt berührte sich mit dem jüdischen

und urchristlichen Gegensatz der jetzigen und der künftigen Welt so nahe, daß eine Verschmelzung beider nicht ausbleiben konnte, und der praktische Erfolg war jedenfalls beiderseits derselbe: Weltflucht, Streben nach Entsinnlichung, nach möglichster Lösung aller der Bande, die den Menschen an die Welt fesseln. Nicht erst durch die gnostischen Irrlehrer ist diese Richtung in die Christenheit gekommen, sondern sie war schon von Anfang an eine sehr begreifliche Äußerung des hochgespannten Idealismus, der, um die Welt sittlich zu erneuern und zu veredeln, sie notwendig zunächst schroff und rücksichtslos bekämpfen mußte; daß es dabei ohne einseitige Übertreibung nicht abging, ist selbstverständlich. Nur um so mehr aber ist die Tiefe und Weite des christlichen Prinzips anzuerkennen, das im stande war, ebensowohl die asketischen wie die libertinischen Verirrungen zu überwinden und den jugendlichen Enthusiasmus durch praktische Vernunft zu zügeln und zum fruchtbarsten Motiv einer gesunden und edlen Sozialethik umzuwandeln. Das Hauptverdienst an dieser Umwandlung, die dem Christentum seine geschichtliche Entwicklung ermöglicht hat, gebührt dem Apostel Paulus. Obwohl er selbst auch noch in den apokalyptisch-dualistischen Vorstellungen seiner Zeit befangen war, hat er es doch mit wunderbarer Weisheit verstanden, die Extreme zur Rechten und Linken abzuwehren und, ohne dem Idealismus des christlichen Glaubens und Hoffens Abbruch zu tun, ohne schwächliche Kompromisse mit der gemeinen Wirklichkeit zu schließen, doch dieses ideale Prinzip mit den realen Lebensbedingungen der menschlichen Gesellschaft zu versöhnen. Den Gesetzesleuten der galatischen Gemeinden und den ängstlichen Asketen in Korinth, Rom und Kolossä gegenüber, die die Ehe für unchristlich hielten, die Fleisch und Wein zu genießen sich scheuten, die in schonungsloser Kasteiung des Leibes den Weg des Heils und der Erlösung zu finden meinten, hat Paulus die Freiheit eines Christenmenschen energisch geltend gemacht, die Freiheit, die weder an das jüdische Buchstabengesetz noch an die Satzungen und Skrupel der ängstlichen Asketen sich gebunden fühlt, sondern der Überzeugung ist, daß die Erde, und was darin ist, des Herrn ist, und daß alles unser ist, wir aber Christi. Hinwiederum den „Starken" gegenüber, die der Freiheit sich rühmten, aber sie als heidnische Zuchtlosigkeit verstanden und ausübten, hat er nicht minder energisch betont, daß derselbe Christusgeist, der uns freimacht, uns zugleich innerlich bindet an das Gesetz Christi und den Willen des heiligen Gottes; daß der Geistesmensch nicht wieder in die Knechtschaft des Fleisches sich begeben darf, sondern seine göttliche Kraft in der Beherrschung der Sinnlichkeit, in der Heiligung des ganzen, auch leiblichen Lebens, in der Furchtlosigkeit vor den Weltübeln und in der Liebe zu den Brüdern zu betätigen habe. Indem Paulus den „Geist", dieses enthusiastische Prinzip des Urchristentums, das so leicht zu einem revolutionären Sprengstoff werden konnte, als das fruchtbare Prinzip der sittlichen Freiheit des Christen, seiner Selbstvervollkommnung und seiner herzlichen Bruderliebe verstehen lehrte, hat er das Christentum über die kritischen Jahre seiner Kindheit hinaus auf die Bahn gesunder geschichtlicher Entwicklung geleitet und zu einer die antike Welt überwindenden und erneuernden sittlichen Großmacht ersten Ranges erhoben. Die Anfänge dazu

lassen sich in den paulinischen Briefen deutlich erkennen, wenn auch freilich in den Zuständen der Gemeinden das Neue mit dem Alten überall noch im Kampfe lag und die Unreife einer erst werdenden neuen Welt sich nirgends verkennen läßt.

Auch von der weiteren Entwicklung der Gemeinden im nachapostolischen Heidenchristentum gibt von Dobschütz' Buch eine sehr anschauliche und treffende Schilderung. Die Gemeinden haben an Umfang gewonnen, zugleich damit an Aufgaben: immer breitere Schichten gilt es christlich zu erziehen und der Gefahr vorzubeugen, die vom Einströmen unlauterer Elemente in den Gemeinden drohte. Anderseits hat sich aber auch inzwischen ein Stamm älterer erfahrener Christen ausgebildet, die das Gewissen der Gemeinde repräsentieren und groben Exzessen einen festen Damm entgegensetzen.

„Die sittlichen Anforderungen sind vielleicht etwas herabgemindert, aber die Durchschnittssittlichkeit, das sittliche Bewußtsein der Gesamtheit hat sich gehoben. Es weht nicht mehr jener mächtige Geist, der in den ersten Zeiten der Erregung Außerordentliches zustande brachte; man ist kleiner geworden, auch kleinlicher, anderseits aber auch peinlicher, treuer im kleinen."

Den Hauptimpuls zur Fixierung der kirchlichen Moral wie des Dogmas und der Verfassung hat der Gnostizismus gegeben. In ihm traten die beiden schon in den ersten paulinischen Gemeinden bemerkbaren Richtungen zu scharfen Extremen verschärft nebeneinander auf: einerseits ein Asketismus, der völlige Enthaltsamkeit und Verzicht auf Ehe, teilweise auch Verzicht auf Eigentum und auf außervegetarische Nahrung forderte; anderseits ein Libertinismus, der in radikaler Verneinung aller Schranken der Zucht und Sitte bis zur Güter- und Weibergemeinschaft fortschritt. Die gemeinsame Voraussetzung beider Richtungen war der metaphysische Dualismus zwischen Geistigem und Sinnlichem, woraus die einen die Notwendigkeit der Ertötung der Sinnlichkeit folgerten, die anderen dagegen die Beurteilung des Sinnlichen als eines Gleichgültigen, das keiner sittlichen Norm unterliege, — beiderseits also eine Verkennung des christlich-sittlichen Prinzips, das den Geist zum Herrn der Natur und diese zum Werkzeug und Ausdruck der vernünftigen Zwecke des Geistes machen will. Diesen Extravaganzen gegenüber sah die Kirche sich genötigt, das Leben der Christen durch ein „neues Gesetz" zu regeln, das zwar nicht mehr das jüdische, aber doch auch nicht mehr das rein ideale Geistesgesetz des Paulus war, sondern eine kirchlich vorgeschriebene Lebensordnung der Gemeinden. Weil nun aber die Kirche das asketische Ideal der Gnostiker, das ja auch in der urchristlichen Moral der Evangelien gewisse Anknüpfungspunkte hatte, doch im Prinzip nicht verwerfen wollte, sondern darin auch ihrerseits das Höchste, die christliche „Vollkommenheit" erblickte, nur daß dieses Höchste nicht zum allgemein verpflichtenden Gesetz für alle gemacht werden sollte und konnte, so ergab sich das Kompromiß einer doppelten Moral: der asketischen für die vollkommenen Christen und der vulgären für die übrige Gemeinde. Mit Recht sieht von Dobschütz hierin „ein starkes Zugeständnis an den weltbeherrschenden Dualismus"; wenn er jedoch hinzufügt: „aber immerhin die Rettung eines der köstlichsten Besitztümer der Christenheit, der evan-

gelischen Auffassung von Sittlichkeit", so ist das mindestens etwas mißverständlich ausgedrückt. Die Reformatoren waren doch wohl im Recht, als sie die katholische Lehre von der doppelten Sittlichkeit, von den evangelischen Ratschlägen und der Vorzüglichkeit des Mönchtums als dem wahren Sinn der evangelischen Sittlichkeit nicht entsprechend verwarfen und dem christlichen Ideal die reinere geistige Fassung gaben, bei welcher es für jeden Christen gültig ist und seine Erfüllung nicht außerhalb, sondern innerhalb des ordentlichen Familien- und Berufslebens zu erstreben ist.

Daß für die Erziehung der Gemeinden zu einem gewissen Durchschnittsniveau der christlichen Gesittung ihre feste Organisation durch das kirchliche Amt notwendig und ersprießlich war, ist ebenso gewiß, wie es anderseits unbestreitbar ist, daß hierdurch der Anfang gemacht war zu der später immer mehr fühlbaren Unterdrückung der persönlichen Gewissensfreiheit und Veräußerlichung der inneren Sittlichkeit unter einer polizeimäßig geregelten kirchlichen Disziplin. Allerdings trat diese Schattenseite der kirchlichen Organisation in den ersten Jahrhunderten noch weniger hervor; da überwogen noch weitaus die Vorteile ihrer erziehenden Einwirkung auf die Masse. Ähnlich verhält sich's auch mit der gleichzeitigen Organisation des Kultus: die freie Geistesäußerung trat zurück hinter einer mechanisierenden Regelung nach jüdischem Vorbild, der Gottesdienst erschien als ein Opfer, eine priesterliche Leistung für Gott. Gleichwohl wurde zunächst noch die geistig-sittliche Grundanschauung vom christlichen Kultus festgehalten, die Opfer- und Priesteridee wird noch geistig und symbolisch verstanden, und die sittlichen Pflichten stehen noch über den kultischen. Noch bilden die Gemeinden eine für die sittliche Haltung jedes Gliedes verantwortliche Gemeinschaft; gegenseitige Zurechtweisung und Ermahnung in Geduld und Sanftmut ist die Aufgabe aller Gemeindeglieder, nicht bloß des Klerus. Das Christentum erscheint als eine große göttliche Pädagogie, die Menschen erziehend zur Überwindung der weltlichen Lüste und zu einem züchtigen, rechtschaffenen und frommen Lebenswandel. Auch ihrer Missionspflicht sind sich die Christen noch vollauf bewußt; die Sendboten des Evangeliums („Apostel") ziehen noch umher zur Bekehrung der Heiden, und die Gemeindeversammlungen stehen jedem fremden Gaste offen. Insbesondere wird die Bekenntnispflicht hochgehalten; zum treuen Ausharren unter Verfolgungen mahnen die Lehrer unermüdlich unter Hinweis auf das Leidensvorbild Jesu und der Apostel. Doch ist von dem später hie und da aufkommenden Märtyrerfanatismus nur selten (Ignazius) etwas zu bemerken. Der heidnischen Obrigkeit gegenüber herrscht nicht mehr der Rachegeist der johanneischen Apokalypse, sondern eine, wenn auch kühle und reservierte Loyalität. Nur den Juden gegenüber ist die Stellung der Christen schroff; man fühlt sich im höheren Recht ihnen gegenüber und sieht in ihrer Verhetzung der Heiden zu Christenverfolgungen ein Zeichen ihrer hoffnungslosen Verblendung. Die großartigste Leistung der Gemeinden ist ihre organisierte Liebestätigkeit. Durch ein System von Abgaben, die übrigens noch nicht gesetzlich bestimmt waren, ward die Gemeinde in den Stand gesetzt, den weitestgehenden Anforderungen zu genügen; die Fürsorge für die Armen, die Witwen und Waisen,

die Kranken und Gefangenen, die zugereisten Brüder wird als die Aufgabe jeder Gemeinde anerkannt und mit ebensoviel Weisheit wie Opferwilligkeit erfüllt; in der „Apostellehre" finden sich schon Vorschriften, um dem Mißbrauch der öffentlichen Wohltätigkeit durch arbeitsscheue Leute zu wehren, — eine Parallele zur modernen Bekämpfung des Vagabundentums. Übrigens soll durch die organisierte Wohltätigkeit die private nicht überflüssig gemacht werden; die Mahnung zu dieser geht durch alle kirchlichen Schriften hindurch: der Glaube soll sich in der Liebe, die Liebe im Wohltun erweisen; die Genossen, die die ewigen Güter gemein haben, sollen auch die irdischen miteinander teilen. Daß freilich nicht alle Christen diese Grundsätze befolgen, erhellt aus den scharfen Strafworten des Jakobusbriefes und des „Hirten", des römischen Hermas, gegen die hartherzigen und habsüchtigen Reichen. Gegenüber der gnostischen Verwerfung der Ehe wird in der Kirche das Familienleben sittlich gewertet und durch Vorschriften über das Verhalten der Ehegatten, Eltern und Kinder, Herren und Knechte in christlichem Sinn veredelt. Die Ausschließlichkeit und Unauflöslichkeit der Ehe ist strenges Gesetz, Unzucht jeder Art unbedingt verdammt; das Weib als solches ist geachtet; ihre Aufgabe soll sie in der Familie und auf dem Felde der Wohltätigkeit finden; aber emanzipiertes Wesen, öffentliches Auftreten nach Art der gnostischen Prophetinnen wird nicht geduldet. Auch den Sklaven werden Emanzipationsgelüste, zu denen sie durch das Bewußtsein der christlichen Bruderschaft sich versucht fühlen mochten, untersagt; der urchristliche Idealismus beschränkte sich auf die Befreiung und Erneuerung des inneren Lebens der Menschen, ohne an den rechtlichen Ordnungen dieser Welt, die ja doch im Vergehen begriffen ist, vorzeitig etwas ändern zu wollen.

Bei allem Gefühl der Unzulänglichkeit, das in manchen Bußpredigten zu schroffem Ausdruck kam, war man sich doch des großen Abstandes von der heidnischen Umgebung vollauf bewußt, und nicht nur als eines Unterschieds in dem Ideal, sondern man fühlte auch die innere Umwandlung, die mit den einzelnen vorgegangen war; man fühlte sich als eine aus dem Sündenschmutz und Verderben der Welt errettete, durch Sündenvergebung und Taufe gereinigte Gemeinde Gottes, die fortan die Aufgabe habe, das Siegel ihrer Gottangehörigkeit rein zu bewahren.

„Noch weht ein frischer Geist vom Evangelium her, noch bietet der Gesetzlichkeit die sittliche Freiheit, noch der Verweltlichung die starke Jenseitigkeitsstimmung die Spitze. So stark der Begriff der Kirche betont wird, er hat sich noch nicht zwischen Gott und den Menschen eingedrängt und zum Selbstzweck erhoben. Trotz aller Kämpfe mit der beginnenden Gnosis ist die sittliche Erkenntnis eine ursprüngliche, naive, unreflektierte. Die Forderungen werden in ihrer Ganzheit hingestellt, ohne die Kompromisse der späteren kirchlichen Ethik. Gemeinden, die so gelebt haben, haben das Evangelium zu Ehren gebracht."

Am Schluß seines Buches vergleicht v. Dobschütz die Sittlichkeit der Christengemeinden mit der der heidnischen Welt ihrer Zeit, die er zwar gewiß mit Recht im allgemeinen als eine Zeit der Dekadenz charakterisiert, nur daß die doch auch vorhandenen besseren Bestrebungen nicht ignoriert werden sollten. (Die Philosophie eines Seneka war doch wohl nicht bloß ein Zeichen des

„sittlichen Bankrotts auch der Besten"!) In diese kranke Welt trat das Christentum ein und brachte ihr mit dem Gewissensfrieden durch Versöhnung mit Gott zugleich einen neuen Lebenszweck und neue sittliche Kräfte. An die Stelle des nationalen Egoismus trat die christliche Bruderschaft und die Liebe, die sich zur Arbeit an der ganzen Menschheit berufen weiß. Das Netz der christlichen Gemeinden war eine gewaltige Organisation der Liebestätigkeit inmitten einer Welt des Egoismus. Die sozialen Unterschiede von arm und reich, Herr und Sklave bestanden innerhalb der Gemeinden so gut wie außerhalb, aber sie hatten ihren Stachel verloren, da Barmherzigkeit, Milde und Güte auf der einen Seite, dankbares Vertrauen und Gehorsam auf der anderen sie ausglichen. An „Humanität" fehlte es auch hier nicht, aber sie war nicht bloß Phrase. Auf Wahrhaftigkeit, auf Redlichkeit in Handel und Wandel, auf Ehrbarkeit im Familienleben, auf Keuschheit wurde entscheidendes Gewicht gelegt. Man forderte von den neuen Mitgliedern einen völligen Bruch mit der heidnischen Vergangenheit und war sich bewußt, eine sittliche Revolution im Innern erlebt zu haben. Und man begnügte sich nicht mit der äußeren Form, sondern ging auf das Innerste zurück, bekannte auch die Gedankensünden. Das letzte Motiv der kirchlichen Zucht war Liebe; es galt, die Seele des Sünders zu retten. Aber auch der Leib war geheiligt als Tempel Gottes, — Selbstmord ist ebenso verabscheut wie Unzucht. Der Gewalt, dem Unrecht entzieht man sich nicht, aber man sucht sich auch nicht zu rächen; Fürbitte für die Feinde und Verfolger ist der höchste Triumph christlich-sittlicher Kraft. Der Obrigkeit als der göttlichen Ordnung fügt man sich in demütigem Gehorsam und setzt ihrer Verfolgung nur den passiven Widerstand bekenntnisfreudigen Glaubens entgegen. Das war das Ideal, das in der Gemeinde anerkannt und von der Mehrheit auch wirklich angestrebt und erfüllt wurde, wie nicht bloß die Apologeten, sondern auch Gegner, wie Plinius und Lucian und Celsus, bezeugten. Auch ist es nicht richtig, wie man oft meinte, daß auf den glänzenden Anfang der apostolischen Zeit nachher ein tiefer Verfall folgte, sondern während anfangs der Abstand zwischen dem Ideal und der Wirklichkeit noch sehr groß war (vgl. korinthische Gemeinde), hat er sich allmählich mehr ausgeglichen. Der wirkliche sittliche Zustand der Gemeinden hat sich unter der kirchlichen Erziehung gehoben in steigender Annäherung an das Ideal, wobei freilich dessen kirchliche Fixierung auch eine gewisse Einengung und Herabminderung unvermeidlich nach sich zog. Das enthusiastische Pathos einzelner wurde mehr und mehr verdrängt und ersetzt durch die soziale Sitte und Tradition, wobei doch die starke eschatologische Spannung immer noch etwas von der Frische und Begeisterung der ersten Zeit wach erhielt.

Diese Bemerkungen von Dobschütz' sind gewiß sehr richtig. Fraglicher hingegen ist seine Beurteilung der weiteren Entwicklung von der Mitte des zweiten Jahrhunderts an. Daß da die Abschließung gegen die griechisch-römische Kultur ermäßigt wurde, daß christliche Lehrer sich mit der griechischen Dichtung und Philosophie beschäftigten, daß man die Katakomben mit zierlichen Ornamenten schmückte und dergleichen, das ist doch nicht wohl als „Abfall" vom christlichen Prinzip zu bezeichnen, es wäre denn, daß man die asketisch-apokalyp-

tische Weltflüchtigkeit mit zum Prinzip des Christentums rechnen wollte, was wir Protestanten wenigstens nicht zugeben können. Die schroff asketische und kulturfeindliche Moral war die natürliche Konsequenz des schroff supranaturalistischen und apokalyptischen Glaubens an das nahe Weltende und Messiasreich; eins wie das andere gehörte nicht zum Wesen, sondern nur zur anfänglichen Erscheinungsform des Christentums und mußte eben darum notwendig vergehen, damit das Wesen des Christentums bestehen und sich als sittliche Macht in der Geschichte entwickeln konnte, und zu dieser Entwicklung hat eben die Verbindung des Christentums mit der hellenistischen Kultur vorzüglich beigetragen. Dies würde wahrscheinlich zur klareren Darstellung gekommen sein, wenn v. Dobschütz seine Beschreibung der urchristlichen Sittlichkeit nicht bloß bis 130 n. Chr., sondern mindestens bis 180 fortgeführt und die Zeit und Literatur der Apologeten noch mitherangezogen hätte.

II.

Von noch umfassenderen Gesichtspunkten aus ist das Christentum als sittliche Macht neuestens behandelt worden in dem ebenso gründlich gelehrten wie prächtig geschriebenen und fesselnden Werk von Adolf Harnack: „Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den drei ersten Jahrhunderten" (Leipzig 1902). Das Buch enthält weit mehr, als was der Titel erwarten läßt; es ist eine Kirchengeschichte der ersten Jahrhunderte unter dem Gesichtspunkt des Kampfes und Sieges des Christentums über die antike Welt. Es beginnt mit einer Darstellung der äußeren und inneren Bedingungen für die Ausbreitung des Christentums: Verbreitung und Entschränkung des Judentums in der Diaspora, politische und soziale Verhältnisse im römischen Reich, endlich Religionsmischung infolge des Einströmens orientalischer Religionen, Mysterienkulte und Spekulationen, die auf dem Boden des Hellenismus mit der griechischen Philosophie sich zu einer neuen religiös-sittlichen Weltanschauung verbanden; ein „Synkretismus", dem auch das Christentum, sobald es zu reflektieren begann, Gedanken über Gott und Christus, Sünde und Erlösung entlehnte, um sich mittelst derselben zu entwickeln.

Die christliche Mission ist zwar nicht auf einen direkten Befehl Jesu zurückzuführen, denn die betreffenden Aussprüche der Evangelien sind aus den geschichtlichen Entwicklungen der Folgezeit konstruiert worden, aber allerdings

„ist es der Geist Jesu gewesen, der die Jünger zur Weltmission geführt hat . . . Eine Gottes- und Menschenliebe war hier lebendig, die man als intensiven Universalismus bezeichnen kann, ein Absehen von allem Äußeren (Stand, Person, Geschlecht, Kultus u. s. w.), welches notwendig zur Innerlichkeit zwang, ein Protest gegen das, was ‚die Alten' gelehrt hatten, der alles Alte unwert machte. Eine der größten Revolutionen, welche die Religionsgeschichte kennt, ist hier eingeleitet und begründet worden ohne jede Revolution. Nur die Ankündigung des Unterganges des Tempels und das Gericht über das Volk und seine Leiter hat Jesus Christus ausgesprochen. Er erschütterte das Judentum und stellte den Kern der Religion Israels ans Licht: damit, d. h. durch eine Verkündigung Gottes als des Vaters, gründete er die Weltreligion, die zugleich die Religion des Sohnes wurde."

Hinzuzufügen dürfte übrigens doch noch sein, daß Jesus durch seine Verkündigung und Inswerksetzung der anbrechenden messianischen Gottesherrschaft den apokalyptisch-sozialen Hoffnungen seiner Zeit einen so machtvollen Ausdruck gab, daß er als der Prophet und Märtyrer dieser Gedanken naturgemäß zum persönlichen Repräsentanten derselben, zum überirdischen Bürgen ihrer irdischen Verwirklichung, kurz zum himmlischen Messias, dem personifizierten Ideal aller messianischen Heilshoffnungen im Glauben seiner Gemeinde wurde. In diesem Sinn, als das personifizierte Ideal der messianischen Erlösungshoffnung, gehört Jesus Christus von Anfang an zum Inhalt der evangelischen Missionspredigt, obgleich in der Verkündigung des historischen Jesus selbst davon noch wenig zu finden ist.

Die Darstellung des Übergangs von der Juden- zur Heidenmission gipfelt in folgenden bedeutsamen Sätzen:

„Kaum gibt es eine Tatsache, die des Nachdenkens so würdig ist wie die, daß die Religion Jesu auf jüdischem und semitischem Boden überhaupt keine Wurzel hat fassen können. Es muß doch etwas in dieser Religion gelegen haben und liegen, was dem freieren griechischen Geist verwandt ist. In gewisser Weise ist ja das Christentum bis auf den heutigen Tag griechisch geblieben, denn die Formen, die es auf diesem Boden angenommen hat, sind in den großen Kirchen, auch im Protestantismus, wohl modifiziert, aber nicht abgestreift worden. Welche Kraftprobe aber ist es gewesen, die diese Religion im zartesten Kindesalter erlebt hat! ‚Gehe aus deinem Vaterland und aus deiner Freundschaft in ein Land, das ich dir zeigen will, und ich will dich zum großen Volke machen.' Der Islam ist in Arabien entstanden und überall arabische Religion geblieben; die Kraft seiner Jugend war auch die Kraft seines Mannesalters. Die christliche Religion ist fast unmittelbar nach ihrer Erscheinung aus dem Volke vertrieben worden, dem sie angehörte. Sie mußte so gleich anfangs unterscheiden lernen, was Kern und was Schale sei."

Das Geheimnis der Anziehungskraft der christlichen Predigt lag darin, daß sie mit der Einfachheit ihrer Grundgedanken eine unendlich reiche Entwicklungs- und Anpassungsfähigkeit verbunden hat.

„Fast von Anfang an konnte sie mit jeder Betätigung des Edlen und Guten, ja auch mit jedem Mysterienkultus und jeder Spekulation wetteifern; sie war neu und alt, jenseitig und diesseitig zugleich; sie war hell und durchsichtig und wiederum tiefsinnig und geheimnisvoll; sie war statutarisch und wieder über jedes Gesetz erhaben; sie war eine Lehre und doch wieder keine Lehre, eine Philosophie und doch etwas anderes als Philosophie."

Beruht auf dieser Vielseitigkeit des Christentums sein geschichtlicher Erfolg, so wird sich daraus auch noch für die Gegenwart der Schluß ergeben, daß es für die praktische Wirkungskraft der christlichen Verkündigung ein empfindlicher Schaden wäre, wenn man den Reichtum seiner Ideen beiseitesetzen und sein Wesen nur auf ein einzelnes Moment, wie z. B. die Moral der Bergrede, reduzieren wollte; so viel Bestechendes derartige „Vereinfachungen" haben mögen, so führen sie doch unvermeidlich zu einer Verkümmerung sowohl der theoretischen Erkenntnis als auch der praktischen Anziehungskraft des Christentums. Harnack hat diese, seiner theologischen Schule sonst naheliegende Gefahr erkannt und vermieden, denn er sagt treffend: „Wer die christliche

Missionswirksamkeit so darstellen will, daß ihre überraschenden Erfolge erklärlich werden, muß sich aller Momente gleichmäßig zu bemächtigen suchen." Er tut dies in der Art, daß er in acht Kapiteln beschreibt: die religiöse Grundlage der Missionspredigt, das Evangelium vom Heiland und von der Heiligung, das Evangelium der Liebe und Hilfsleistung, die Religion des Geistes und der Kraft, der Autorität und Vernunft, das politische Bewußtsein der Christenheit, die Religion des Buches und der erfüllten Geschicke, den Kampf gegen Polytheismus und Götzendienst. Ich muß mich darauf beschränken, aus der Fülle dieses Stoffes einige Punkte hervorzuheben, die für die sittliche Art und Macht des Christentums besonders bedeutsam sind.

Die Grundzüge der Missionspredigt bestanden in der Verkündigung von dem einen Gott und Weltschöpfer, von dem Heiland Jesus, der vom Himmel gekommen ist, um die Menschen zu erlösen, und der bald wiederkommen wird, um sie zu richten, von der Auferstehung des Fleisches und von der Abtötung des Fleisches. Daß schon in diesen Grundlehren die Ansätze zum Gnostischen d. h. Hellenisch-Philosophischen enthalten waren, ist eine ebenso richtige wie wichtige Bemerkung; „die Gottheit ist Mensch, ja Fleisch geworden, damit die Menschen göttlich würden, das war die Erkenntnis, zu der sich alles zuspitzte; das Historische und Irdische wurde ins Kosmische und Transzendentale erhoben;" damit war der geschichtliche Jesus seiner national-messianischen Schranken entledigt und zum Repräsentanten der allgemeinen Idee der Gottmenschheit geworden, in der das Sehnen der Mysterien nach Gemeinschaft mit der Gottheit und die Lehren der Philosophen von der Gottverwandtschaft der Menschenseele ihre volkstümliche Erfüllung und Begründung erhielten. Wenn sich auf diesen Punkt schon von Anfang an alles zuspitzte, so wird er gewiß auch heute noch von zentraler Bedeutung für das Wesen des Christentums sein, und es wird dann nur darauf ankommen, ihn in der kirchlichen Verkündigung aus seiner antik-mythologischen Form herauszuheben und in seiner allgemeinen und ewigen Wahrheit, die von keiner historischen Kritik etwas zu fürchten hat, verständlich und fruchtbar zu machen. — Neben dem Gottes- und Christusglauben war die Einschärfung des Sittlichen ein Hauptpunkt in der ältesten Missionspredigt; motiviert wurde es teils durch den Geist Christi als das treibende Prinzip des Guten im Inneren der Christen, teils durch den Gedanken des Gerichts und der Vergeltung. Dadurch erhielt das Sittliche eine strenge Richtung auf das Jenseits, denn Christus war der, der wiederkommen sollte zum Gericht. Die „gegenwärtige" und die „zukünftige Zeit" standen sich für das Empfinden der Christen schroff gegenüber, und von hier erhielt die Forderung der „Enthaltung" das kräftigste Motiv, ja wurde bei nicht wenigen zu einer Art passionierter Leidenschaft. In jedem Gottesdienst betete man: „Kommen möge die Gnade, und vergehen möge diese (jetzige) Welt!" Aber eben dieser entschlossene Verzicht auf die Welt machte die Gemeinde fähig und stark, auf sie zu wirken.

„Man hat dem ältesten Christentum vorgeworfen, daß es zu weltflüchtig und asketisch gewesen sei; aber Revolutionen werden nicht mit Rosenwasser gemacht, und hier galt es auch einer Revolution. Es galt, den Polytheismus zu stürzen und

die Majestät Gottes und des Guten aufzurichten in der Welt. Das konnte zunächst nicht anders geschehen als dadurch, daß man den Unwert dieser Welt behauptete und sich wirklich von ihr löste. Die Schroffheit aber hat die Missionspredigt schwerlich gehemmt, sondern verstärkt, da sie nicht isoliert war, sondern begleitet von der Botschaft vom Heiland und der Heilung, von der Liebe und Hilfeleistung."

In eine Welt, die sich nach Heilung ihrer mancherlei Schäden sehnte und sie bei Heilsgöttern wie Äskulap, Serapion, Isis u. a. suchte, ist das Christentum eingetreten mit der Botschaft vom Heiland Jesus. Daß es mit der Verheißung und Bewirkung von Heilung für die kranke Welt auftrat, sich als „die Medizin der Seele und des Leibes" ausbildete und die tatkräftige Sorge auch für die leiblich Kranken zu seinen wichtigsten Pflichten machte, damit hatte es seinen Sieg schon begründet, ehe es noch durch eine eindrucksvolle Religionsphilosophie ihn vollends gewann. Daß die Menschen alle krank seien an ihrer Sünde, und daß der göttliche Heiland erschienen sei, um sie zu heilen und zu erneuern, war die stehende Voraussetzung. Die Taufe galt als Bad der Wiederherstellung zur Erlangung des Lebens, das Abendmahl als ein „Arzneimittel zur Unsterblichkeit", die Buße als ein genugtuendes Heilmittel. Der Not, dem Elend, der Sünde, dem Tode gegenüber gab sich die neue Religion als die Botschaft der Unsterblichkeit; das verstanden die Heiden, denn sie suchten dasselbe auch in ihren Mysterienkulten. Aber im Unterschied von diesen verlangte die christliche Religion als Bedingung der Heilung und des Lebensgewinnes die sittliche Reinigung der Seele und Heiligung des Lebens. Diese Forderung behauptete sich in der katholischen Kirche auch neben der allmählich einreißenden schlechten Sakramentspraxis; der ganze dogmatische und kultische Apparat stand im Dienste der Seelenheilung. Harnack macht hierzu die beachtenswerte Bemerkung, es sei nicht zu leugnen, daß diese fortgesetzte Aufmerksamkeit auf die „Krankheiten" der Sünde auch schlimme Folgen hatte;

„nicht nur der ästhetische Sinn stumpfte sich ab, sondern auch der sittlich-tätige. Man muß die Menschen auf das Gesunde, die edle Tat lenken, wenn man sie bessern will; das fortgesetzte Reden über Sünde und Vergebung übt eine narkotische Wirkung aus. Mindestens muß der Pädagoge abwechseln zwischen dem Hinweis auf die Vergangenheit (Schuld und sittliche Gebundenheit) und dem Ausblick auf die Zukunft (zu erstrebendes Ziel und Anspannung der Kräfte). Die Theologen der alexandrinischen Kirche hatten für letzteres einen Sinn",

waren aber noch zu sehr im griechischen Intellektualismus befangen. Gar so schlimm, wie man es heute oft darstellt, war es übrigens mit diesem „Intellektualismus" doch im Grunde nicht; bei Origenes besteht er nur darin, daß er über die negative Seite des Christentums: Erlösung von Sünde und Elend, noch hinausstellte die positive: Wahrheitsoffenbarung und geistige, von den positiven Hüllen des geschichtlichen (d. h. legendarischen) Gemeindeglaubens losgelöste Erkenntnis, zu der nur die Fortgeschrittenen befähigt und berechtigt seien. Diese Unterscheidung der alten alexandrinischen Theologen scheint mir so wenig unberechtigt zu sein, daß ich vielmehr meine, wir werden unvermeidlich auf sie zurückkommen müssen; denn die Zumutung der offiziellen Kirchen an die gebildeten Christen, daß sie alle die Symbole und Legenden, die der Gemeindeglauben nicht entbehren kann, für buchstäbliche Wahrheit und wirk-

liche Geschichte halten sollen, ist doch zu ungeheuerlich, als daß sie auf die Dauer sich aufrechterhalten ließe. Man denke z. B. nur an die Vorstellung von den Dämonen, die in der ganzen (nicht bloß alten) Kirche eine so hervorragende Rolle in Dogma und Praxis spielten — Harnack gibt einen interessanten Exkurs über „den Kampf gegen die Dämonen" —, während wir heute das ganze Gebiet der auf Dämonen zurückgeführten Wirkungen physiologisch und psychologisch erklären. An diesem Unterschied zwischen dem antiken „Animismus" und der modernen Natur- und Seelenlehre hängt aber noch manches andere. Daß dieser intellektuelle Fortschritt unserer Zeit der Religion selbst zum Schaden gereiche, wird heute auch der entschiedenste Vernunftsfeind kaum zu behaupten wagen; war doch der Dämonenglaube die Quelle der schlimmsten Verirrungen und Unmenschlichkeiten, von denen die Religionsgeschichte zu erzählen weiß.

Als Botschaft der Liebe wurde das Evangelium zur größten sozialen Macht.

„Ihre Tendenz auf Assoziation ist nicht eine zufällige Erscheinung in seiner Geschichte, sondern ein wesentliches Element in seiner Eigenart. Es vergeistigt den unüberwindlichen Trieb, der den Menschen zum Menschen zieht, und erhebt die gesellschaftliche Verbindung der Menschen über die Konvention hinaus in den Bereich des sittlich Notwendigen. Es steigert damit den Wert des Menschen und schickt sich an, diese gegenwärtige Gesellschaft umzubilden, den Sozialismus, der da ruht auf der Voraussetzung widerstrebender Interessen, umzuwandeln in den Sozialismus, der sich gründet auf dem Bewußtsein einer geistigen Einheit und eines gemeinsamen Zieles."

Daß der Kommunismus als rechtliche Institution im Urchristentum nicht nachzuweisen, ist zwar unbestreitbar, aber ein kommunistischer Zug liegt doch in der dem Urchristentum durchaus eignen Überzeugung, daß der Reichtum ein sittliches Übel sei, dessen man sich um des Heils der eignen Seele willen möglichst entäußern sollte; dieses asketische Motiv war bei der Wohltätigkeit mindestens ebenso wirksam wie das der Liebe. Unter diesem Gesichtspunkt hat Renan das Mönchtum als die echte Fortsetzung der urchristlichen Moral bezeichnet, — gewiß eine Übertreibung, die aber doch vielleicht ein Korn Wahrheit enthält, mehr als die protestantischen Theologen dies zuzugeben geneigt sind. Auch die starke Betonung des jenseitigen Lohnes, den der Almosengeber zu erwarten habe — bei Cyprian erscheint das Almosen als ein förmliches Gnadenmittel, das einzige nach der Taufe noch übrige —, reicht in ihren Wurzeln bis in die Anfänge des Evangeliums zurück; das ist auch gar nichts Verwunderliches, denn auch das Gold der edelsten Ideen und Ideale bedarf einer minder edlen Legierung, um unter den Menschen, wie sie sind, zur kursfähigen Münze zu werden. — Die vielseitige Betätigung der christlichen Liebe und Hilfsleistung, der privaten wie der kirchlich organisierten, mag man in Harnacks Buch nachlesen, das wertvolle Ergänzungen zu den ähnlichen Ausführungen v. Dobschütz' gibt.

Unter dem Titel: „Die Religion des Geistes und der Kraft, des sittlichen Ernstes und der Heiligung" werden die „enthusiastischen" Erscheinungen besprochen, denen sich neuerdings die besondere Aufmerksamkeit der biblischen Theologen zugewandt hat. Sie waren an sich keine spezifisch christliche Er-

scheinung, sondern hatten in dem heidnischen Orgiasmus, der Mantik und Magie ihre Parallelen; aber daß die Skala des Wunderbaren beim christlichen Enthusiasmus auch die Mirabilia des sittlichen Heroismus umfaßte, verlieh ihnen ein einzigartiges Gepräge und gab ihnen eine durchschlagende Bedeutung. Der Enthusiasmus, an sich ein sittlich indifferentes Produkt der animistischen Naturreligion, wurde im Christentum dadurch veredelt, daß er in den Dienst des sittlichen Ideals gestellt, sein roher Orgiasmus in die Leidenschaft für das sittlich Gute verwandelt wurde. Freilich hatte er auch in dieser edleren Form seine Gefahren; es war schwer, den echten vom simulierten Enthusiasmus zu unterscheiden und der phantastischen Einfälle extravaganter Schwindler sich zu erwehren. Daher traten seit Anfang des dritten Jahrhunderts diese Erscheinungen rasch zurück; die zuchtlose Subjektivität mußte weichen vor der in Priestertum und Sakrament, Kanon und Glaubensregel organisierten Kirche; geblieben aber ist der Ernst und die Kraft der Heiligung, in der schon Paulus das vornehmste Werk des „Geistes" erkannt hatte. Daß in den Christengemeinden eine neue Welt sittlicher Kräfte sich erhoben hat, bezeugen nicht die Christen bloß, sondern auch die Gegner; Harnack führt hierfür unter anderen Belegen auch das früher unbekannte Zeugnis des scharfblickenden Arztes Galen an. Unser Historiker ist übrigens unbefangen genug, um auch die frühe schon sich einstellenden Schattenseiten nicht zu verschweigen. Die ungeheure sittliche Anspannung machte allmählich einer laxeren opportunistischen Moral Platz; das an sich ja nicht unchristliche Prinzip einer unbegrenzten Vergebbarkeit der Sünden schädigte den Ernst der sittlichen Anforderungen und erhöhte die Anziehungskraft der christlichen Religion auf Kosten der sittlichen Qualität ihrer Bekenner. Ferner bekam die Lehre von der doppelten Sittlichkeit, der praecepta und consilia, schon frühe kirchliche Geltung als Kompromiß zwischen der als Ideal festgehaltenen asketischen Moral des Urchristentums und der für eine Volkskirche unvermeidlichen Anpassung an die Bedingungen und Bedürfnisse der menschlichen Natur. Endlich wird bemerkt, daß auch die christliche Kirchengeschichte von Anfang davon zu erzählen wisse, wie leicht in jeder Religion die Wahrhaftigkeit in Bezug auf das Wirkliche und die Gerechtigkeit gegen Gegner Schaden leide; man kann zwar zur Entschuldigung geltend machen, daß der moderne Wirklichkeitssinn im Altertum noch wenig entwickelt war und in religiös erregten Zeiten immer stark zurücktritt, und daß Schroffheit gegen Andersdenkende die Kehrseite ist der charaktervollen Überzeugungstreue; aber darum bleibt es doch immer wahr, daß Laxheit in Dingen der Wahrheit und der Gerechtigkeit ein sittlicher Fehler ist, unter dessen Folgen die Kirche immer schwer zu leiden hatte. Übrigens ist diese Schwäche des Wahrheitssinnes die natürliche Folge der in der Kirche immer geltenden Forderung der Unterwerfung des Glaubens unter die Autorität der göttlichen Offenbarung, die man keineswegs bloß im Inneren des frommen Gemüts, sondern von Anfang an auch in äußeren Überlieferungen der Geschichte oder Sage, dann im Bibelbuchstaben, in der Glaubensregel und in der Kirche als autoritativer Institution erblickte. Harnack macht hierzu die beachtenswerte Bemerkung:

„Man würde sehr irren, wollte man annehmen, daß die runde Forderung, einfach den Autoritäten zu glauben und die Vernunft zu verabschieden, auf die Mehrzahl der Menschen als starkes Hindernis bei der Annahme der christlichen Religion gewirkt habe. Das Gegenteil ist sicher der Fall gewesen. Je peremptorischer und exklusiver eine Religion die Glaubensforderung geltend macht, desto zuverlässiger und sicherer scheint sie der Mehrzahl zu sein; je mehr sie ihnen die Pflicht der Verantwortung, über ihre Wahrheit nachzudenken, abnimmt, desto willkommener ist sie. Jede kräftig eingesetzte Autorität wirkt hier als Beruhigung; ferner aber: gerade die paradoxesten Glaubenssätze, die jeder Erfahrung und vernünftigen Überzeugung spotten, sind die willkommensten, denn sie scheinen die Gewähr zu bieten, daß hier nicht nur Menschliches und daher Unzuverlässiges dargeboten wird, sondern göttliche Weisheit. ‚Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind', gilt nicht nur von den Mirakeln, es gilt auch von den mirakulösen Lehren, die man nur in blindem Glauben und Gehorsam sich anzueignen vermag."

Nun bieten aber die Autoritäten, die in Büchern und Lehren bestehen, noch nicht die letzte Beruhigung, weil ihre Auslegung noch immer zweifelhaft bleibt. Die letzte Beruhigung ist erst gegeben, wenn die Autorität eine lebendige ist, die leicht befragt werden kann und prompt antwortet. Die im Laufe des zweiten und dritten Jahrhunderts ausgebildete Autorität der im Episkopat repräsentierten Kirche schob alle anderen Autoritäten zurück, denn „die auctoritas interpretativa ist stets die höchste und eigentliche Autorität".

Hiermit ist die psychologische Genesis des kirchlichen Autoritätssystems, dessen Gipfel der unfehlbare Papst bildet, treffend gezeichnet; es ist nachgewiesen, wie seine Wurzeln zurückreichen bis in den Anfang der auf geschichtliche Überlieferung begründeten christlichen Religion. Gemildert zwar wurde die kirchliche Autorität durch die Reformation, aber daß auch sie auf halbem Wege stecken blieb, beweisen die auch in den protestantischen Kirchen noch immer fortgehenden Kollisionen und Kämpfe zwischen kirchlicher Autorität und freier Wissenschaft. Unwillkürlich drängt sich dabei die ernste Frage auf: ob und wie es möglich sein werde, die schädlichen Wirkungen des kirchlichen Autoritätsprinzips zu beseitigen und doch zugleich die Religion selbst als die unvergleichliche und unersetzliche Quelle der edelsten sittlichen Kräfte zu erhalten? Die Lösung dieser Frage müßte auf das Verhältnis der Religion zur Geschichte überhaupt zurückgehen. Ich kann darauf nicht mehr eingehen, verweise aber auf die hierauf bezüglichen tiefsinnigen Ausführungen von Rudolf Euckens schönem Buch über den „Wahrheitsgehalt der Religion".

Aus der Berliner Hofgesellschaft der Jahre 1805 und 1806.

Tagebuch-Aufzeichnungen einer jungen Dame.

Das Privilegium junger und glücklicher Menschen ist es zu allen Zeiten gewesen, auch in schweren und bedrängten Tagen bei den holden Hindernissen eigener Lust und eigenen Leides stehen zu bleiben und in der Welt des Herzens zu weilen, „während andere kämpfen müssen, in dem großen Kampf der Zeit". Die reizendsten Idyllen, von denen die Literatur weiß, spielen in Tagen blutiger Kämpfe und schwerer Bedrängnisse, die zartesten Liebesgeschichten unter brennenden Dächern und inmitten von Greueln der Zerstörung. Ist es auf dem Boden der Wirklichkeit auch niemals ganz so zart und harmlos zugegangen wie in den Geschichten, die sich „nie und nirgend" begeben haben, so hat es doch an Menschen niemals gefehlt, die, unbekümmert um die unter ihren Augen gespielten großen Tragödien, kleine Idyllen aufführten. Wert und Bedeutung von Tagebüchern und Briefen, die von unbeteiligten Zeugen welterschütternder Ereignisse geführt werden, beruhen ja wesentlich auf Erweisen dafür, daß allenthalben und zu allen Zeiten jeder sich selbst der Nächste gewesen ist, und daß neben den großen die kleinen Dinge ihr Recht und ihren Platz behauptet haben. Darüber, wie diese kleinen Dinge im einzelnen ausgesehen, wie sie sich zu den großen verhalten haben, und welche Stimmungen und Bildungsmomente für ihre Beurteilung maßgebend gewesen, dafür geben gerade die Aufzeichnungen privater, im übrigen unbekannt gebliebenen Personen die zuverlässigste Quelle ab. Haben diese Tagebuchschreiber und -Schreiberinnen den höchsten Schichten der Gesellschaft angehört, so bieten ihre Bekenntnisse neben anderen Vorteilen auch noch denjenigen einer Belehrung darüber, wie die maßgebenden Menschen und die entscheidenden Ereignisse des betreffenden Zeitabschnittes von der tonangebenden sogenannten großen Welt abgeschätzt worden sind, — ein Vorteil, der kaum hoch genug angeschlagen werden kann.

Die Blätter, die zu der nachstehenden Veröffentlichung die Veranlassung geboten haben, sind in dem Berlin der Jahre 1805 und 1806 von einer siebzehn- bezw. achtzehnjährigen jungen Dame geschrieben worden. Dem Bericht über

Person und Verhältnisse der Tagebuchschreiberin dürfen einige Bemerkungen über die Zeitlage und die Berliner Zustände vorausgesendet werden, welche von der furchtbaren Katastrophe des Jahres 1806 vorgefunden wurden.

Das Berlin der zehn ersten Regierungsjahre König Friedrich Wilhelms III. war im wesentlichen noch dasjenige Friedrich Wilhelms II. Wohl hatte das Regiment der Woellner, Bischoffswerder und Lichtenau alsbald nach der Thronbesteigung des tugendhaften jungen Fürsten ein Ende genommen, — die von der unglücklichsten aller preußischen Regierungen gestreuten Saaten aber wucherten fort und trieben so üppig ins Kraut, daß es zu ihrer Ausraufung der Anwendung von Blut und Eisen bedurfte. So verschieden gestimmte Beurteiler wie Cölln (Vertraute Briefe) und Garlieb Merkel (Darstellungen und Charakteristiken), Willibald Alexis (Ruhe ist die erste Bürgerpflicht) und Gustav Freytag, Carl Biedermann (Deutschland im achtzehnten Jahrhundert) und Heinrich von Treitschke stimmen in der Meinung überein, daß das erste Lustrum des neunzehnten Jahrhunderts „die traurigste und hoffnungsloseste Periode der preußischen Geschichte darstellte", und daß die damals von 182000 Menschen bewohnte preußische Hauptstadt in den Jahren 1804—1806 ihre verderblichste Periode durchlebt hat. „Während am Hofe anspruchslose Einfachheit und altväterischer Anstand mit peinlicher Strenge gehütet wurden, lebte die vornehme Welt, als sei dieses Musterbild schlichter Familiensitte gar nicht vorhanden. . . . . Der Verkehr der höhern Stände zeigte bereits die Freiheit großstädtischen Lebens, während in den Mittelklassen noch schwerfälliges Pfahlbürgertum vorherrschte. Die Geselligkeit wurde zu einer verfeinerten Kunst, wie seitdem nie wieder in Deutschland. Zügellos entfalteten sich Witz und Kritik; Liederlichkeit und ein grausamer geistiger Hochmut traten so stark heraus, daß selbst Goethe mit einiger Scheu von diesem gefährlichen Völkchen sprach. In solcher Luft erwuchsen Naturen von unendlicher Reizbarkeit, ... Virtuosen des Genusses und des Denkens, aber auch eitle Anempfinder und Geistverkäufer . . . . und Vertreter des Verbrechens, wie die Giftmischerin Ursinus" [1]). — Von den geistreichen Geheimratskreisen, die damals in Stadt und Gesellschaft das große Wort führten, sagt Julian Schmidt: „Diese Welt war frivol, ungläubig, egoistisch und betrügerisch und doch ging durch ihre Art zu sein ein Zug philanthropischer Sentimentalität, der eben die Signatur jener Periode bildete. . . . . In diesen Kreisen war man liederlich, aufgeblasen, unproduktiv, nur auf äußere, gleichgültige Formen bedacht. . . . . Das preußische Selbstgefühl (der mittleren Klassen) war noch nicht durch den Anstrich von Bildung aufgestutzt, dem man in unseren Tagen kaum mehr entgeht. Die höheren Offiziere sprachen unbefangen einen Dialekt, der nur entfernt an die deutsche Grammatik erinnerte . . . Die Masse des Berliner Publikums gehörte noch der Aufklärung an; Nicolai und Kotzebue waren ihre Propheten."

[1]) Die den höchsten Kreisen angehörige, für geistreich geltende Geheimrätin dieses Namens hatte eine ganze Anzahl ihr nahestehender Personen, darunter den eigenen Gatten, ohne jeden greifbaren Grund vergiftet.

Danach wird kaum verwunderlich genannt werden können, daß die Stadt Friedrichs des Großen sich in dem übrigen Deutschland jener Tage keines allzu günstigen Rufes erfreute. Die höheren Klassen der Berliner Gesellschaft galten für entnervt, weichlich und geziert, die unteren für roh und zügellos. Nicht nur daß auf sieben Geburten eine uneheliche kam, — selbst unter den Höchstgebildeten konnte es geschehen, daß ein junges Mädchen drei Monate vor seiner Entbindung an den Traualtar trat, und daß eine sittlich unsträfliche, über den Verdacht der Leichtfertigkeit erhabene Frau Mitwisserin dieser Eheschließung war und zu derselben nichts weiter zu sagen hatte als: „Wie die Menschen sich doch durch ihre Unmäßigkeit die schönsten Zeiten verderben, — das Erhöhen durch Entbehren verstehen die Gemeinen nicht." Diese Frau war die berühmte Henriette Herz, von der die Rahel sagt, „sie lebe geputzt, und ohne zu wissen, daß man sich ausziehen könne, und wie dann einem ist". — Bekannt ist, daß von den führenden Geistern der Nation keiner an der Spree heimisch zu werden vermocht hatte. Goethe (1778) und Schiller (1804) sind nur je einmal und für kurze Zeit in Berlin gewesen. Dem Verfasser der „Musen und Grazien in der Mark" galt die preußische Hauptstadt für prosaisch, ihre Bevölkerung für einen verwegenen Menschenschlag, „bei dem man mit der Delikatesse nicht weit reicht". Schiller, dessen Berliner Aufenthalt siebzehn Tage dauerte, und dem es in dieser Stadt „besser, als er erwartet hatte", gefiel, fand, daß die Berliner Kunstanstalten „bei weitem das nicht leisteten, was sie kosteten". Jean Paul (1800), der in Berlin hatte heimisch werden wollen, und der daselbst glänzende gesellschaftliche Triumphe feierte, war schließlich dabei angelangt, nicht an dem größten, sondern an einem der kleinsten deutschen Höfe, zunächst in Meiningen, sein Glück zu versuchen, — Friedrich Schlegel hatte sich im Jahre 1798 nach Jena, Schleiermacher 1802 nach Stolpe, Reichardt, der beliebteste Komponist des deutschen Nordens, nach Halle gewandt. Erst sechzehn Monate nach seiner Rückkehr von der amerikanischen Reise ließ Alexander von Humboldt sich wieder in der Hauptstadt seines Vaterlandes sehen (16. November 1805), und das nur, um dreißig Monate später nach Paris überzusiedeln und sechzehn Jahre lang (1808 bis 1826) am Seineufer zu verweilen. „C'est un pays qui ne frappe point l'imagination." heißt es in dem bekannten Brief, den Frau von Staël im April 1804, kurz vor der Abreise von Berlin, Goethen schrieb; „ce que j'ai de vif et de jeune dans les impressions ne peut guère s'exercer ici . . . . Si je vivais en Allemagne, je ne m'établirais certainement pas dans une grande ville. Les Allemands ne savent pas tirer parti d'une grande ville. On n'y a pas plus de liberté que dans une petite ville. On n'y sait guère plus de nouvelles publiques, mais seulement mille fois plus de commérages"[1]).

Und dieses so geschmähte und angeblich so unliebenswürdige Berlin von 1805 konnte einem siebzehnjährigen, von den glänzendsten Verhältnissen getragenen jungen Mädchen als Stätte irdischer Glückseligkeit erscheinen und

[1]) Man vergl. auch den von Joret eben veröffentlichten Brief der Staël an die Herzogin von Sachsen-Weimar. (Revue d'hist. litt. en France. 1902. I.

binnen weniger Monate so eng ans Herz wachsen, daß bei dem Abschied von derselben heiße Tränen vergossen werden und eine um vierundzwanzig Stunden verzögerte Abreise als besondere Gunst des Schicksals erscheint! Von der sittlichen Korruption der geliebten Stadt hat die junge Schöne ebensowenig eine Ahnung wie von der Zweifelhaftigkeit des in derselben herrschenden Geschmackes und Tones oder von der unhaltbar gewordenen Beschaffenheit des öffentlichen Zustandes. Die Gesellschaft, in welcher die Verfasserin des nachstehend wiedergegebenen Tagebuchs sich bewegt, ist diejenige des Hofes und der Diplomatie, dieselbe Berliner Gesellschaft der Jahre 1805 und 1806, auf welche kritische Zeitgenossen und Geschichtschreiber nicht genug schelten können. Die Namen Laforests und Marets, der Willensvollstrecker des korsischen Imperators, kehren auf diesen Blättern ebenso häufig wieder wie diejenigen der Gesandten Rußlands, Österreichs und Englands. Die vornehmen Damen und Herren, von denen wir hören, sind zumeist solche, die dem nachfolgenden Geschlecht für Typen des Leichtsinns, der gedankenlosen Freude und der Abwendung von den Interessen und den Heiligtümern der Nation zu gelten haben. Die jungen Männer des Militär- und Hofadels, die nach dem Tage von Jena vom Spotte des Volkes verfolgt wurden, sind die Tänzer und Genossen der Tagebuchschreiberin, der es trotz ihres zarten Alters an Ernst und Beobachtungsgabe keineswegs fehlt. Und doch ist in ihren Aufzeichnungen von nichts als von harmlosen Festen und unschuldigen Unterhaltungen, von guten und freundlichen Menschen und von den „holden Hindernissen" die Rede, durch welche sich auch die Bevorzugten unter den Menschenkindern alle Zeit zu winden gehabt haben. — Religiöse und weltfreudige Stimmungen gehen friedlich nebeneinander her. Romantik, Sentimentalität und altväterische Aufklärung machen ihre Rechte in gleichem Maße geltend, und der Erbauung an Ifflands Rührstücken und an Kotzebues pseudoromantischen Tragödien tut die Bekanntschaft mit den Herrlichkeiten des „Wilhelm Tell" keinen Abbruch. Goethes Name kommt in unserem Tagebuche ebensowenig vor wie in den gleichzeitigen und den späteren Aufzeichnungen der Gräfin Bernstorff oder in dem Buche über die Gräfin Friderike Reden. Statt des „Werther" liest man die „Valérie" der Frau von Krüdener, deren „in die duftigste Salonregion" übertragene Heldin die Vorzüge der schönen Seele mit gewissenhafter Anpassung an den guten Ton ungleich besser zu verbinden weiß als ihr bürgerliches Vorbild. Auch in Sachen des literarischen Geschmacks befindet die Berliner ausschließliche Gesellschaft sich in ausgesprochenem Gegensatz zu den Kreisen der Rahel und der Herz, in denen der Goethe-Kultus längst vorherrschend geworden ist[1]). Der Demoiselle Levin geschieht in unserem Tagebuche nirgend, der schönen Witwe des Dr. Marcus Herz nur einmal kurze Erwähnung. Künstlern und Gelehrten werden die Pforten der großen Welt überhaupt nur ausnahmsweise, und wenn man ihrer zu musikalischen oder theatralischen Unternehmungen bedarf, geöffnet.

[1]) Die eigentümliche Zweiteilung des literarischen Geschmackes ist von Fr. Laun sehr ergötzlich geschildert worden: „Während der Buchhändler Sander im Erdgeschoß seines Hauses mit Merkel und Kotzebue konferierte, empfing Frau Sander im oberen Stock die Helden der romantischen Schule."

Vermittelt werden diese Beziehungen durch das Haus des gastfreien und kunstsinnigen Fürsten Anton Radziwill, dem Schadow und Hirt, Himmel und der Sänger Amrosch ihre gelegentliche Zulassung in die „Gesellschaft" zu danken haben. Gegenüber den großen Vorgängen der Zeit befand diese Gesellschaft sich in demselben Zustande politischer Unschuld, die dem gemeinen Bürgertum der Aufklärungsperiode eigentümlich war. Daß die napoleonische Kriegswolke während des gesamten Jahres 1805 über Preußen hing, daß das Berliner Kabinett in die Lage geraten war, zwischen Bruch mit Frankreich und Bruch mit den Freunden in London und St. Petersburg wählen zu müssen, und daß der vielbeliebte Hausherr des französischen Gesandtschaftshotels der Träger einer Politik war, die den Staat Friedrichs des Großen zu einer Macht zweiten Ranges herabzudrücken und bei Freund und Feind um Achtung und Vertrauen zu bringen suchte, — das ging an der maßgebenden Gesellschaft spurlos vorüber. Weil es keine Presse und kein öffentliches Leben gab, blieben das Behagen und die gute Laune der liebenswürdigen Damen und Herren des Hofes ungetrübt. In den Salons der Laforest, Jackson und Alopäus bewegte man sich ebenso unbefangen wie in denjenigen Hardenbergs und Haugwitz's, des Fürsten Hatzfeld und des Grafen Schulenburg. Außerhalb gewisser militärischer Kreise und einer kleinen Anzahl einsichtiger Patrioten bildete (wie Stein dem Könige damals schrieb) eine „alle Sittlichkeit verschlingende Weichlichkeit" die Signatur der höheren Gesellschaft. Die Alten mochten, die Jungen konnten es nicht wissen, „daß nach dem Gesetz der Notwendigkeit ein Schicksalsschlag nahe bevorstand, und daß dann die Auflösung der gesamten . . . Staatsordnung unfehlbar war".

Der idyllische Charakter der Tagebuchblätter, von denen hier die Rede ist, wurde allerdings noch durch andere Umstände bedingt. Die Verfasserin war — wie erwähnt — erst siebzehn Jahre alt und weder Berlinerin noch Preußin. Seit dem Jahre 1802 hatte ein reicher und angesehener livländischer Gutsbesitzer, der Erbherr der reichen Güter Wolmarshof und Kokenhusen, Herr von Löwenstern, seine Familie alljährlich die Wintermonate in Berlin zubringen lassen. Diese Familie bestand aus der Mutter, einer ausgezeichneten Frau, deren Namen in dem bekannten Kotzebueschen Buche „Das merkwürdigste Jahr meines Lebens" wiederholt genannt wird[1]), der an einen Grafen Lieven verheirateten ältesten Tochter Julie, zwei jüngeren Töchtern, Sophie (geb. 1788) und Lisinka (geb. 1794, später an einen Grafen Bose verheiratet), und zwei Söhnen, Otto und Wilhelm. Der jüngere Sohn starb im ersten Jahre der Reisezeit zu Potsdam als Knabe, der

[1]) Unter den „edlen Freunden in der Not", denen Kotzebue diesen Bericht über seine Verbannung nach Sibirien widmete, wird „Frau von Löwenstern auf Wolmarshof" ausdrücklich genannt. Bei dem törichten Fluchtversuch, den Kotzebue nach seiner Verhaftung unternahm, hatte er sich nach Stockmannshof (an der Düna) gewendet, wo damals der Vater der Frau v. Löwenstern, Kammerherr v. Beyer, lebte. (Vgl. a. a. O., Bd. I, S. 147 ff.) Erwähnt zu werden verdient auch, daß König Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise auf der Reise nach Petersburg am 1. Januar 1809 in Wolmarshof und am 2. Januar in Dorpat gleichfalls im Löwensternschen Hause einkehrten. (Tagebuch der Königin Luise bei Bailleu, Briefwechsel König Friedrich Wilhelms und der Königin Luise mit Alexander I., S. 541.)

ältere (Otto) war zum tüchtigen und hochgebildeten Manne erwachsen, der der Mutter und den Schwestern zum Beschützer und Begleiter diente. Unser Tagebuch stammt aus der Feder Sophiens von Löwenstern, die schon alsbald nach ihrem ersten Auftreten wegen ihrer Schönheit und ihres Geistes zum Liebling der Berliner Gesellschaft geworden war und einen ausgedehnten Kreis von Freunden, Freundinnen und Verehrern um sich versammelt hatte. Wie die von ihr hinterlassenen Blätter bezeugen, wußte die junge Livländerin mit der Harmlosigkeit eines reinen Mädchengemüts einen über ihre Jahre hinausgehenden Ernst zu verbinden und von den sie umgebenden Verhältnissen ein Bild zu entwerfen, das aufmerksamen Lesern ein mannigfaches Interesse bietet. Zu den näheren Bekannten der Familie Löwenstern, die das damals im Besitz des russischen Gesandten Grafen Alopäus[1]) gehörige Haus Nr. 76 der Wilhelmsstraße — das heutige Auswärtige Amt — bewohnte, gehörten zahlreiche Mitglieder des diplomatischen Korps, vornehmlich aber die in der benachbarten Leipziger Straße wohnende Familie des Staatsministers von der Recke, die der verwitweten Generalin von Riedesel-Eisenbach und der beiden Schwiegersöhne dieser ausgezeichneten, auch schriftstellerisch bekannt gewordenen Frau[2]), des Staatsministers Grafen Reden und des Grafen Reuß XLIV. Von dem Leben dieser engverbundenen Familien und dem Treiben ihrer den Löwensternschen Töchtern befreundeten, in frischester Jugend stehenden Kinder entwerfen unsere Tagebücher ein Gemälde, das die Schilderungen der im Jahre 1888 erschienenen Schrift „Friderike Gräfin von Reden, geb. Freiin von Riedesel" (Berlin bei W. Hertz)[3]) vielfach ergänzt, vor dieser aber die Vorzüge größerer Einfachheit und Anschaulichkeit voraus hat. Da wir den Namen der hier genannten Personen auf nahezu jeder Seite des „Tagebuchs" begegnen werden, erscheint es zweckmäßig, einige Worte über dieselben zu sagen.

Frau von Riedesel war Mutter einer zahlreichen Familie. Außer den beiden erwähnten verheirateten Töchtern, der Gräfin Auguste Reuß (geb. 1771) und Friderike Reden (geb. 1774), hatte sie noch drei Töchter und einen im Jahre 1780 geborenen Sohn Georg. Der ältesten dieser jüngeren Töchter, der Gräfin America Bernstorff, geschieht in dem Tagebuche keine Erwähnung, da dieselbe außerhalb Berlins lebte, während die beiden anderen, Karoline (geb. 1776)[4]) und Lotte (geb. 1788 und im Jahre 1816 an einen Herrn von Schöning verheiratet), wiederholt genannt werden. Mittelbar gehörten der Riedeselschen Familie auch noch die beiden Stiefsöhne der Gräfin Auguste, die Grafen Harry und „Schock" Reuß an, von denen der eine Offizier des

[1]) Das Haus ging im Jahre 1819 für den Preis von 80 000 Talern in das königliche Eigentum über.

[2]) Marianne v. Riedesel, geborene v. Massow, war ihrem zuerst in hessischen, dann in braunschweigischen Diensten stehenden Gemahl (dem im Jahre 1800 verstorbenen General) im Jahre 1777 nach Amerika gefolgt, hatte sechs Jahre daselbst gelebt und in dem 1783 geschriebenen Buche „Dienstreise nach Amerika" einen bemerkenswerten Beitrag zur Geschichte des amerikanischen Freiheitskrieges und der unter englischer Fahne stehenden deutschen Mietstruppen geliefert.

[3]) Vgl. Deutsche Rundschau, 1899, Bd. C, S. 455 ff.: „Gräfin Reden". Von Reinhold Steig.

[4]) Gestorben 1861.

Regiments „Gensdarmen", der andere Göttinger Student war. Zu den nächsten Freunden dieser beiden jungen Leute, die tägliche Gäste des Löwensternschen Hauses[1]) und Tänzer der Töchter desselben waren, zählte der Bruder ihrer Stiefmutter, Georg von Riedesel, dessen unsere Tagebuchschreiberin besonders häufig Erwähnung tut. — Das nämliche gilt von der Familie des Staatsministers von der Reck, die mit den Reuß unter dem nämlichen Dach wohnte, deren drei Töchter, Ernestine (seit 1804 mit dem Grafen Konstantin Stolberg verheiratet), Eberhardine (geb. 1785) und Emilie, unter den näheren Freunden genannt werden und demselben Kreise angehörten. — Besondere Erwähnung verdient es, daß die drei genannten Familien miteinander eng verbunden blieben, auch nachdem die Tage gemeinsamer Freude an dem Berliner Gesellschaftsleben längst zu Ende gegangen und die Genossen desselben aus jungen alte Leute geworden waren. In den Aufzeichnungen der Gräfin Friderike Reden (einer Frau, die als Musterbild von Frömmigkeit und Wohltätigkeit noch jahrzehntelang im Gedächtnis ihrer schlesischen Freunde und Hintersassen fortgelebt hat) kehren immer wieder Beweise dafür wieder, daß die Jugendfreunde bis an das Ende ihrer Lebenszeit in herzlichen und nahen Beziehungen standen und einander, wenn es nottat, treulich zu Hilfe kamen. Von den männlichen Mitgliedern des Kreises ist allein Graf Reden (geb. 1752, gest. 1815) geschichtlich bekannt geworden. Der frühere Bergdirektor und spätere Minister hatte um die Entwicklung des preußischen und schlesischen Bergwesens dauernde und anerkannte Verdienste erworben und Goethes besondere Wertschätzung zu erwerben Gelegenheit gehabt[2]).

Neben diesen nächsten Freunden kommen aber noch andere in Betracht. Unter den Diplomaten, mit denen die Löwensternsche Familie in näheren Beziehungen stand, ist an erster Stelle der französische Gesandte Laforest[3]) zu nennen. Daß dieser Repräsentant Frankreichs und seines gefürchteten Kaisers sich in den kritischen Tagen, die der Katastrophe von Jena vorhergingen, in Berlin einer gewissen Beliebtheit erfreute, mag damit zusammengehangen haben, daß Herr Laforest (geb. 1756, gest. 1819) seine Laufbahn bereits unter Ludwig XV. begonnen hatte und demgemäß als Mann der alten Schule und ihrer guten Formen der Hofgesellschaft sehr viel annehmbarer erschien als sein berühmter Vorgänger, der Ex-Abbé Sieyès, und als der Durchschnitt der übrigen, zumeist in den Wirren der Revolution emporgekommenen französischen Diplomaten des Konsulats und der Kaiserzeit. Bekannter noch als Laforest (der 1814 Mitglied der provisorischen Regierung und sodann Staatsrat im Dienste Ludwigs XVIII. wurde) war dessen englischer Kollege und beständiger Antagonist Francis James Jackson (geb. 1770), der von 1802—1807 in

[1]) In dem ersten Bande des Buches über die Gräfin Reden geschieht der „livländischen Familie Löwenstern" wiederholte, wenngleich nur flüchtige Erwähnung. (Vgl. a. a. O., S. 87 und 127.)

[2]) Vgl. „Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler v. Müller" (S. 22) und „Friderike Gräfin v. Reden" (S. 292).

[3]) Laforests Berichte aus Berlin sind gedruckt bei Bailleu, Preußen und Frankreich von 1795—1807, Bd. II.

Berlin akkreditiert war[1]), und dessen Familie dem Löwensternschen Hause besonders wert geworden zu sein scheint. Wichtiger als alle übrigen Mitglieder des diplomatischen Korps[2]) sollte der Tagebuchschreiberin und ihren Geschwistern aber der bayrische Gesandte Chevalier (später Graf) de Bray werden, der den Lesern der „Rundschau" aus früheren Mitteilungen[3]) bekannte, 1763 in der Normandie geborene ehemalige Malteserritter, ein Mann von feinem Geist und umfassender Bildung, der seit dem Jahre 1801 in Berlin lebte, zu den bekanntesten Figuren der dortigen Gesellschaft gehörte[4]) und durch den ihm nahe befreundeten Sohn des Hauses in die Löwensternsche Familie eingeführt worden war.

So viel von den Personen, denen der Leser auf den nachfolgenden Blättern besonders häufig begegnen wird, und neben denen die übrigen Bekannten des Löwensternschen Hauses (insbesondere die zahlreichen damals in Berlin lebenden Liv- und Kurländer)[5]) höchstens beiläufig in Betracht kommen. Wie für Aufzeichnungen solcher Art nahezu die Regel ist, werden wir auch dieses Mal medias in res gestellt und ebenso unvermittelt nach Hause geschickt, ohne daß für Beginn und Ende des Tagebuchs Gründe angegeben werden könnten. Die Verfasserin hat offenbar nur da geschrieben, wo es ihr danach ums Herz war; der Zufall indessen hat gewollt, daß die für dieses junge Leben bedeutsamsten Zeitabschnitte zugleich diejenigen einer wichtigen und folgenreichen Wendung in der Geschichte des preußischen Staates und seiner Hauptstadt waren. Beiträge zur berlinischen Geschichte von 1805 und 1806, welche das Gesamtbild derselben veränderten, wird man in dem Tagebuche einer siebzehnjährigen jungen Fremden nicht suchen dürfen, — rücksichtlich der einzelnen erscheinen diese Bekenntnisse aber sehr viel ausgiebiger, als man auf den ersten Blick annehmen möchte.

6. April 1805. Nach der Zeichnenstunde bei Wachsmann gehe ich mit Bruder Otto und Ernestine R(ecke)[6]) zu Fuß nach den Zelten, wo wir Waffeln essen; Mama kommt mit der Schwester im Wagen nach. Wir sehen den schönen Prinzen Louis (Ferdinand) mit dem lächerlichen Dedem Rechberg zu Pferd, dann Wilhelm Arnim. Wir begegneten Madame Laforest, die mit Caillard (einem französischen Diplomaten) bei Mama gewesen ist, um sie zu bitten, ihre Tochter mit auf den Ball zu nehmen. Dann Toilette zum Ball bei Hagens: weißes Klaep(?)-Kleid mit points oben und unten zweimal besetzt, — ganz weiße englische Blumen und meine Flechten mit echten Perlen, um den Hals eine Menge kleiner, schwarzer Glasperlen, die der gute

[1]) Vgl. Jackson, Diaries.

[2]) Metternichs, der damals Gesandter Österreichs in Berlin war, geschieht nirgends Erwähnung.

[3]) Vgl. Deutsche Rundschau, 1900, Bd. CV, S. 40 ff.: „Berlin im Oktober und November 1806. Tagebuch-Aufzeichnungen eines Diplomaten", und 1901, Bd. CVI, S. 444 ff.: „Aus den letzten Tagen des Malteserordens".

[4]) Vgl. „Aus dem Leben eines Diplomaten alter Schule". Aufzeichnungen und Denkwürdigkeiten des Grafen François Gabriel de Bray. Leipzig, Hirzel. 1902.

[5]) Genannt werden die Herzogin Dorothea von Kurland, sowie die Familien Fircks, Korff, Mengden ꝛc.

[6]) Die in Klammern gefaßten Hinzufügungen stammen aus der Feder des Herausgebers.

Otto mir verschafft hat. Wir holen die beiden Dönhoffs[1]) und Caroline Laforest (die Tochter des französischen Gesandten) zum Ball ab, wo ich fast auf alle Tänze engagiert hinkam, Harry Reuß und Pourtalès (Offiziere des Regiments Gensdarmen), Zastrow[2]), der nach Petersburg reist, Romberg[3]) u. s. w. Den Kehraus tanze ich mit Harry. Caroline Laforest und ich haben mit Bray einen großen Streit. Er hat einen Grundsatz, der mich wirklich sehr für ihn betrübt; er sagt nämlich: „Une bonne action faite mal est presque aussi mauvaise qu'une mauvaise action bien faite." Das scheint er freilich nur auf kleinere Sachen zu beziehen; die Lächerlichkeit ist ihm der größte Fehler. „Se donner un ridicule est un grand malheur." Wie falsch ist dieser Grundsatz!

Um drei Uhr ist der Ball aus.

7. April. Als ich erwachte, schien die Sonne mir heiß auf den Kopf; es war beinahe 11½ Uhr. Eine Stunde später kamen Georg Riedesel und Marie Brühl zu Pferde, um mich abzuholen; wir ritten nach Charlottenburg. Da ich aber müde vom Ball war, kehrten wir bald um. Wir fuhren dann zu Recks, wo es mit der Melancholie der Mutter besser ist. . . . Um sieben Uhr holen Laforests mich zur Vorlesung bei Tessier ab. Er liest gut vor, macht das Ganze aber lächerlich, weil er das Stück darstellen will. Er hat alles bei sich, was in dem Stücke vorkommt, Flinte, Tintenfaß u. s. w. Das Stück („L'Indigent" von Mercier)[4]) ist embarrassant für die Zuschauer und dumm.

Montag, 8. April. Um 12 Uhr brachte Harry Reuß seinen Bruder Schock, der zu den Ferien hier ist, zu uns; Schock ist ein hübscher und artiger Mensch. Ich fuhr dann mit Mama und Julie in die Läden. Bei Kaufmann Loewe werden eingemachte Früchte gekauft, und während Julie sich bei Quittel Putz aussucht, läßt Mama mir nicht zu verschmähende Baisers von Josty (die „an der Stechbahn belegene" bekannteste der Konditoreien des alten Berlin) holen. Abends in der Komödie „Die zwölf schlafenden Jungfrauen" (eines der berüchtigsten Schauer- und Ritterstücke des berufensten Vertreters dieser Gattung, Christian Heinrich Spieß, geb. 1755, † 1799).

Dienstag, den 9. April. Die langerwartete Kalesche aus Wien, die durch Brays Vermittlung frei einpassiert ist, kommt an. Zeichnenstunde und dann Singstunde bei Hurka. Der allerliebste Wagen, der uns große Freude macht, wird ausgepackt; wir probieren, wie sich's drin sitzt. Ich lasse mich von Berner fahren, wir essen eingemachte Früchte aus Venedig, die mit dem Wagen gekommen sind, wir setzen uns mit Julie Seckendorf in denselben und fahren in großer Freude um die Linden, wo wir den kleinen Triumph haben, der Plettenberg und der Acerenza (Tochter der Herzogin Dorothea von Kurland) zu begegnen. Im Tiergarten begegnen wir unseren Reitern, Georg Riedesel und Marie Brühl, und unter den

[1]) Sophie, seit 1805 Gemahlin des bei Waterloo gefallenen Obersten Grafen Schwerin, und Amalie, nachmals vermählte v. Romberg. Ihr Vater war alter Universitätsfreund des Herrn v. Löwenstern; und in dem Buche „Sophie Schwerin. Ein Lebensbild aus ihren eigenen hinterlassenen Papieren. Zusammengestellt von ihrer jüngeren Schwester A(malie) v. R(omberg)" wird die Familie v. Löwenstern in Berlin als benachbart (die Dönhoffs wohnten Wilhelmstraße 63) und befreundet öfter genannt, ebenso Julie und Sophie v. Löwenstern als die „lieblichen Schwestern".

[2]) Wie aus dem weiteren Zusammenhange hervorgeht, war dieser Zastrow ein Vetter des franzosenfreundlichen Generals gleichen Namens, der 1805 nach St. Petersburg gesendet wurde und 1807 für kurze Zeit die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernahm.

[3]) Anscheinend der später durch Tapferkeit und Patriotismus bekannte Sohn des unglücklichen Generals v. Romberg, der Stettin im Jahre 1806 übergab. (Memoiren der Gräfin Bernstorff, Bd. I, S. 228 u. 315.)

[4]) Das im Jahre 1784 erschienene „Théâtre complet" des bekannten Dichters und Konventsmitgliedes (geb. 1740, gest. 1814) erfreute sich damals allgemeiner Beliebtheit.

Linden allen exerzierenden Gensdarmes. . . . Nachmittags kommt Kotzebue, der nach Livland reist, dann Bray zur Visite. Einladung zum Ball bei Fürst Hatzfeld. Abends in die Komödie in die kleine Hagensche Loge: „Elise von Wahlberg", schönes, interessantes Stück. (Dieses die Geschichte eines tugendhaften Landfräuleins bei Hof behandelnde, längst vergessene Schauspiel galt seiner Zeit für eine der gelungensten und zugleich kühnsten Schöpfungen Ifflands, des berühmten Schauspielers und Leiters der königlichen Bühne.) Traurige Nachricht von dem Tode unseres lieben Ermes, die mir viel Kummer gemacht und viele Tränen gekostet hat. Wie schrecklich ist es, so seine Lieben auf immer zu verlieren! Mama sehr betrübt. Der helle Mond erinnerte uns so lebhaft an unsere Lieben da oben. Ach, alles, alles erinnert mich an meinen Heinrich! (Der im Jahre zuvor verstorbene Bruder.)

Mittwoch, 10. April. Dönhoffs kommen (auf kurze Zeit), G. Riedesels, beide Reuß, Lützow, Herr und Frau von Alopäus (der russische Gesandte), Bray, Zastrow u. s. w. Lützow sagt, ich könne mit Otto in die Schweiz reisen, wenn ich irgend ein häßliches, altes Frauenzimmer mithätte. Bray glaubt durchaus nicht, daß Papa es erlauben werde, und will wetten, daß ich im Leben noch viel reisen werde.

Sonnabend, 13. April. Nach Tisch kommt Zastrow, um Abschied zu nehmen: er soll eine Nacht in Wolmarshof (dem an der Straße von Riga nach St. Petersburg belegenen Löwensternschen Familiengut) auf der Reise nach Petersburg zubringen, wohin sein Vetter vom Könige an den Kaiser geschickt wird (s. oben Anm. zu S. 280). Mit Julie zu Recks, dann ins Konzert bei Schrötter. Viel mit Georg Riedesel gesprochen, der noch diesen Winter schrecklich grob war und jetzt sehr artig gegen mich ist. Brühl[1]) ist dort und zieht sich in den Hintergrund des Saals zurück, — traurige Empfindungen. Vor dem Ende gehen wir ihm ganz nah vorüber; ich schlage die Augen nieder und grüße nicht.

Sonntag, 14. April. Aus einer herrlichen Predigt Palmiers zum Dejeuner bei Graf Reden, dann in Juliens Kalesche mit Caroline Riedesel und zwei Recks. Wir sehen von Juliens Fenster eine Whisky-[2]) Partie vorbeifahren, von welcher Julie Seckendorf ist: Prinz Radziwill (Prinz Anton, Gemahl der Prinzessin Louise, Schwiegersohn des Prinzen Ferdinand, Bruders Friedrichs des Großen) und die Plettenberg führen sie an; sie speisen bei Leboeuf[3]), wo die Seckendorf rezitieren muß. Sie arrangieren eine Komödie bei Prinz Radziwill: „Der türkische Gesandte" von Kotzebue (aus dem dritten Jahrgang des „Almanachs dramatischer Spiele zur gesellschaftlichen Unterhaltung auf dem Lande", Berlin 1805, Nr. 4: „Mädchenfreundschaft oder der türkische Gesandte"). Es scheint mir aus den Reden der Gräfin Hardenberg und des Prinzen Radziwill, daß ich mitspielen sollte, daß man es mir aber nicht angeboten hat, weil Brühl auch darin spielt. Abends bei Tessier: „La Soirée des boulevards", — dummes Stück.

Montag, 15. April. Um 9 Uhr zum Ball bei Fürst Hatzfeld, alles höchst elegant, allerliebste Orangerie, die Wirte sehr artig. Erster Tanz mit Romberg, zweiter Tanz mit Fürst Radziwill, — Quadrille mit Harry Reuß, zuletzt mit Schock Reuß, Laschkarew (von der russischen Gesandtschaft) und George Riedesel. Ziemlich viel mit Bray gesprochen; er ist liebenswürdig. Bei Tisch verläßt George Jackson (Bruder des englischen Gesandten und in dessen Abwesenheit Geschäftsträger) mich nicht: ennui. — Im ganzen sehr amüsiert. Abschied von

[1]) Wie sich aus dem weiteren Zusammenhang zu ergeben scheint, ist der spätere Generalintendant der königl. Schauspiele, damalige Kammerherr Graf M. P. Brühl (gest. 1837), dieser verschmähte Bewerber gewesen.

[2]) Whisky hießen zu Anfang des 19. Jahrhunderts offene einspännige englische Wagen mit sehr hohem Gestell.

[3]) Lebeufve, elegantes Restaurant „Unter den Linden".

Marie Brühl; sie geht mit einer großen gelehrten Gesellschaft aufs Land zur Gräfin Voß.

Dienstag, 16. April. Um 3 Uhr bringen Mama und Julie mich zu Recks, von wo ich mit Eberhardine und Ernestine auf zwei Tage nach Potsdam reise, wohin Stolberg bereits voraus ist. Schöne, rasche Fahrt, — Anton zu Pferde uns entgegen, Constantin[1]) empfängt uns freundlich in den hübschen Zimmern, Adelaide Hardenberg[2]) kommt, und wir trinken im Kabinett Tee. Nachher tue ich den Vorschlag einer Promenade, — herrlicher Abend; wir sind sehr vergnügt auf dem Wilhelmsplatz.

Mittwoch, 17. April. Eberhardine[3]) und ich schlafen in demselben Zimmer. Aus Furcht, zu lange zu schlafen — wir haben keine Uhr —, wachen wir schon um 5 Uhr auf und hören das Glockenspiel. Die Herren müssen früh zum Exerzieren. Schöner Morgen; die Regimenter ziehen mit Musik heraus, und die Hardenberg geht um 3 Uhr mit uns nach Sanssouci, — wir ruhen in den Marmorsälen von der Hitze aus. Als wir zurück sind, kommen die Stolberg, Georg Riedesel und die beiden Reuß, — Harry bringt uns bleierne Ohrringe mit und macht tausend Possen. Mittags Champagner, Schock Reuß[4]) sitzt neben mir, alle sehr vergnügt, außer Georg, der die ganze Zeit übel gelaunt ist. Promenade im Whisky nach dem Brauhausberge, hübsch möblierter Pavillon. Abends Promenade auf dem Wilhelmsplatze; — Harry (Reuß) und Anton (Stolberg) nehmen weiße Gewänder um und erscheinen als Geister, — sie springen um ein paar Bauern herum . . . Schrecken! Stolberg führt uns auf einem Umwege nach Hause, um nicht bemerkt zu werden. Während des Soupers ertönt aus dem Nebenzimmer herrliche Musik, — von dem liebenswürdigen Anton Stolberg bestellt. Wir ziehen nach dem Marsch der Jungfrau von Orleans umher; ich stelle die Johanna vor. Wir trennen uns vergnügt, um

am Donnerstag, 18. April, zum Frühstück um 9 Uhr wieder zusammenzukommen. Stolberg geht zum Exerzieren; wir walzen etwas mit den übrigen Herren und gehen dann zur Gräfin Hardenberg aufs Schloß, wo wir Schokolade trinken . . . Wir gehen auf die Rampe, um die Parade zu sehen, auf welcher der König und die Prinzen sind. Und nun, adieu liebes Potsdam! Wir drei fahren, von Constantin gekutscht und von den übrigen Herren zu Pferde begleitet, nach Grunewald; wegen der Distraktion unseres Kutschers riskieren wir mehrere Male umzuwerfen. In Grunewald finden wir meine geliebte Mutter, Julie, Mengden und alle Recks, und es gibt ein vergnügtes Mahl. Wir besehen das alte Schloß, wo eine schöne Hofdame die Eifersucht ihrer Kurfürstin erregte und auf deren Befehl, als sie auf ihr Zimmer gehen wollte, auf der Treppe eingemauert ward. Ich setze mich zu Pferde, um ein Weilchen zu reiten, muß aber den ganzen Weg so machen, weil unterwegs ein Rad des Reckschen Wagens bricht und sie alle in den unsrigen steigen. Langer, angenehmer Ritt, obgleich es blitzt. Abends in Berlin die Fermor, Mengden und die Hagens zu uns.

---

[1]) Der im Jahre 1779 geborene, 1817 verstorbene Graf Constantin zu Stolberg-Wernigerode (Ast Jannowitz), Vater des Generals der Kavallerie Grafen Wilhelm, war (wie erwähnt) seit dem Jahre 1804 mit Ernestine von der Recke verheiratet. — Graf Anton war der Großvater des im Jahre 1840 geborenen Grafen Udo.

[2]) Da der spätere Staatskanzler im Jahre 1804 unverheiratet war, seine einzige Tochter aber längst geheiratet hatte, kann nur die damalige Hofdame der Königin Luise, spätere Gräfin Fürstenstein, gemeint sein, von der auch in den „Neunundsechzig Jahren" der Gräfin Voß die Rede ist. Der Vater dieser Dame wurde im Jahre 1807 Großjägermeister des Königs Jerôme von Westfalen, ihr Oheim, Präfekt des „Fulda-Departements" mit dem Sitze Kassel. Beide waren Vettern des Staatskanzlers. (Vgl. Goecke-Ilgen, Das Königreich Westfalen, S. 61 u. 65. Düsseldorf 1888.)

[3]) Eberhardine von der Recke starb (unverheiratet) im Jahre 1851.

[4]) Gestorben im Jahre 1833.

Freitag, 19. April. Sophie Dönhoff holt mich zur Promenade unter den Linden ab. Komisches Gespräch mit Bray, der in demselben Augenblick hinter uns hervortritt und im Vorbeigehen grüßt. Sophie scheint nur Gutes von ihm sagen zu können.

Sonnabend, 20. April. Otto Meugden, Julie und ich fahren zu Zietemann und kaufen Baisers, die wir mit vielem Gelächter verzehren. . . . Abends zu Graf Reuß. Zu seinem Geburtstage tanzen seine und die Reckschen Kinder ein kleines, hübsches Ballett. Die Gräfin ist tags zuvor so krank gewesen, daß sie hinunter und hinaufgetragen wird.

Bemerkenswerter als diese auf das Berliner Vergnügungs- und Gesellschaftsleben des Jahres 1805 bezüglichen Eintragungen erscheint eine vom 21. April datierte Notiz, die über eine im Palais des Fürsten Radziwill veranstaltete Theateraufführung berichtet. In Gegenwart der Königin[1]), der Prinzessinnen und des königlichen Hofes wurde Beaumarchais' „Barbier de Séville" aufgeführt — die Einleitung zu jenen „Noces de Figaro", deren am 19. August 1735 auf dem Theater Petit-Trianon veranstaltete Aufführung in der Geschichte Frankreichs Epoche gemacht und für eines der bedenklichsten „Zeichen der Zeit", einen Vorläufer der Revolution, gegolten hatte[2]). „C'est la révolution déjà en action." soll Napoleon von diesem Stück gesagt haben, dessen Hauptrollen bekanntlich von der unglücklichen Königin Marie Antoinette und dem zweiten Bruder des Königs, dem nachmaligen Karl X., gespielt worden waren — und zwar vier Tage nach der Verhaftung Rohans und dem Beginn der Halsbandgeschichte! — Die politische Unschuld des alten Berlin und seines Hofes scheint sich von der ominösen Bedeutung der Beaumarchaisschen Trilogie niemals etwas haben träumen lassen. — Unsere Tagebuchschreiberin registriert diese Aufführung ohne irgend welche Hinzufügung:

„Komödie bei Fürst Radziwill. Die Königin und die Prinzessinnen sind dazu aus Potsdam gekommen. Ich amüsiere mich vortrefflich; — das erste Stück „Le barbier de Séville" gut gespielt.

Rosine . . . . . Sophie Neale
Almaviva . . . Fürst Radziwill
Bartolo . . . . (unleserlich)
Basilio . . . . Bray
Figaro. . . . . Sartoris.

Dann ein Ballett, von den Radziwillschen Kindern vortrefflich getanzt, endlich ein deutsches Stück „Der türkische Gesandte", welches nicht sehr gefiel und wohl durchgängig gut gespielt wurde: Gräfin Hardenberg, Julie Seckendorff, die ganze Brühlsche Familie.

[1]) Vgl. den Brief der Königin Luise vom 20. April 1805 an ihren Bruder Georg („rolle nach Berlin, putz' mich, wasch' mich und renne mit majestätischem Anstand zu Radziwills, wo Komödie sein wird"), Deutsche Rundschau, 1900, Bd. CV, S. 381.

[2]) Nachdem die Königin die öffentliche Aufführung des von der Zensur beanstandeten Stückes durchgesetzt hatte, war dasselbe am 27. April 1784 und an zweiundsiebzig auf denselben folgenden Abenden zu Paris im Théâtre français gegeben worden.

Dienstag, 23. April. Lievens Geburtstag, abends großer Ball bei Alopäus; wir nehmen Dönhofs mit, ich amüsiere mich sehr gut und tanze den ganzen Abend mit Reußens und Riedesels. George (Riedesel) ist sehr sonderbar. Er wirft mir vor, daß ich gesagt habe, er könne mich nicht leiden. „Diesen Winter haben Sie das geglaubt?" Er ist sehr komisch.

24. April. Tanzstunde bei Tell. . . . Bray kommt, bleibt ziemlich lange und ist amüsant, — ich fürchte aber, er amüsiert sich nicht mit uns. Indessen muß es doch nicht so sein, denn er kommt oft. Er will zum Tage der Sainte Sophie einen Ball geben, — ich sage, es werde dann wohl schon zu heiß sein. Er ist liebenswürdig und scheint auch gut. . . . Abends zu Julie. Riedesels, Recks, Hagens, die beiden Reuß, Laschkarew und die Wilhelmschen Hofdamen kommen; — wir sind sehr lustig.

25. April. Tanzstunde, während welcher Schock Reuß mir etwas für mein Zahnweh bringt, dann zu Recks zur Einsegnung von Louise und Emilie durch Lettow. Es ist rührend und erinnert mich an meinen Heinrich. Einen Teil des Abends zu Hause, dann mit Mama und Julie zur Laforest, die mit ihrer Tochter allein ist. Es sind wahre Franzosen, sie widersprechen sich unaufhörlich, sind aber gute Menschen.

Sonnabend, 27. April. Lisinkas Geburtstag; ich habe ihr eine hübsche Pelerine sticken lassen; sie wird elf Jahre alt. Nach Tisch verstecken wir 150 bunte Eier in den Zimmern; große Kindergesellschaft. Kollation mit den Kindern, die sehr vergnügt sind; Riedesels, Hagens, Redens kommen; Streit mit Georg Riedesel.

Sonntag, 28. April. Um zwölf Uhr kommen Caroline und Georg Riedesel, Harry (Reuß) und George Jackson zu Pferde; wir machen eine angenehme Partie im Tiergarten; Julie und Lotte Riedesel fahren. — Nachmittags kommt Julie Seckendorf von der Probe bei Radziwills und bittet Julie um ihre Brillanten. Sie figuriert in einem Tableau; man wiederholt heute dieselben Stücke bis auf dasjenige von Kotzebue, statt welches man zwei Tableaux hinter einem Flor vorstellt: „Cornelia" und „Achill unter den Töchtern des Nicomedes". Wir sind dieses Mal nicht dort. Madame Jackson hat ihren Schwager hergeschickt, uns zum Tee bitten zu lassen. Fritz Riedesel (Offizier des Regiments Gensdarmes und Neffe der Generalin) kommt. Mama sagt ihm, wir gingen zu Jackson, — er geht zur Visite mit und wird zum Souper behalten. Wir spielen Lotterie mit Karten und Julie liest aus einem Modejournal vor.

Montag, 29. April. Die Gräfin Hagen kommt um halb acht Uhr, Mama liest die „Valérie" vor[1]), ich weine schrecklich. Mittags bei Julie, wohin auch Bray kam.

30. April. Um acht Uhr kommt die Gräfin Hagen, wir setzen uns oben hin und lesen „Valérie"; trotz meinem Vorsatz, nicht zu weinen, tue ich es doch.

Mittwoch, 1. Mai. Geburtstag der Gräfin Hagen; wir fahren zu Zietemanns, wo Mama ihr kleines déjeuner gibt. Wir glauben, ganz unter uns zu sein — außer Professor Roesel[2]) —, finden aber Bray da, den Mama erst ge-

[1]) S. oben. Der Roman „Valérie ou lettres de Gustave de Lynow à Ernest de G." war in erster Auflage 1803, in zweiter Auflage 1804 erschienen. Die deutsche Übersetzung mit dem Nebentitel „Ein Gegenstück zur Delphine" (sc von Frau v. Staël) rührte von Dorothea Schlegel und Helmine v. Chezy her. Leipzig 1804. — Vgl. Deutsche Rundschau, 1899, Bd. CI, S. 316 und 317: „Frau von Krüdener".

[2]) Der zu Goethes Freundeskreise gehörende, namentlich durch seine Federzeichnungen bekannte Künstler, Professor an der Bauschule und Akademie (geb. 1768, gest. 1843), als Zeichnenlehrer der Berliner vornehmen Welt in den Denkwürdigkeiten aus jener Zeit häufig genannt. Vgl. Memoiren der Gräfin Bernstorff, Bd. I, S. 325 u. 338; desgl. Deutsche Rundschau, 1898, Bd. LXXXXVI, S. 475: „Aus der preußischen Hofgesellschaft (1822—1826)".

beten hatte; er ist ein großer Freund der Gräfin Hagen; wir sind recht vergnügt . . . Abends zum Souper, welches der Graf zur Surprise seiner Frau arrangiert hat: Jacksons, Baudissins, Argens, Bray, Möllendorf, der den Melancholischen macht, Himmel[1]) und die Knobloch. Den ganzen Abend wird Musik, mitunter sehr schlechte, gemacht; Himmel spielt herrlich. — Bei Tisch erzählt Bray komisches Zeug.

Donnerstag, 2. Mai. Julie Seckendorff kommt zu spät zu Mittag und ißt allein. Sie ist traurig, Prinz Hohenlohe ist wieder hier, seine Großmutter (die Witwe des 1794 verstorbenen preußischen Oberkammerherrn und Staatsministers Fürsten Sacken) will die Heirat aber nicht haben . . . Ich kleide mich dann rasch an (mein schönes Musselinkleid von Weihnachten, rote Rosen); wir bringen die Kinder zu Redens, wo die kleinen Prinzen und andere Kinder eine Art von Tanzstunde oder Ball haben. Um acht Uhr zur assemblée bei Laforest, wo ein geschminkter Herzog von Strozzi mich lachen macht. Nach einer Stunde von da zum englischen Gesandten, wo großes Souper ist . . . Julie Seckendorf sitzt neben Prinz Hohenlohe, der traurig, hübsch und nicht sehr klug aussieht. Er scheint sehr verliebt zu sein: sein häßlicher, alter Begleiter treibt ihn während des Essens nach Hause fort. Beim Souper sitze ich neben der Gräfin Pauline Luckner. Bray stellt sich zwischen uns und spricht mit beiden ziemlich unbefangen. Sie sieht etwas kränklich aus, ist aber hübsch und liebenswürdig und sagt, „zum Glücke eines Mannes gehöre eine hübsche Frau". Bray fragt mich, ob dies auch meine Meinung sei, — ich kann nicht anders antworten, als daß es wohl eher eine gute Frau sein müsse. Nach Tisch geht alles auseinander.

Freitag, 3. Mai. Otto und ich essen bei Riedesels zu Mittag und fahren mit ihnen und Recks zur Eisengießerei, wo Graf Reden[2]) uns einen Kaffee gibt. Wir sehen arbeiten; die kleinen Prinzen sind auch da. Der Kronprinz[3]) ist sehr lebhaft und scheint viel Verstand zu haben. Er schüttet seine Börse vor einem der Arbeiter aus und gibt ihm alles, was darin ist, obgleich der Arbeiter schon vom Hofmeister (Delbrück. — Vgl. auch Gräfin Reden I, S. 148) etwas bekommen hatte. Als wir zurück sind, fahre ich mit Mama und den Geschwistern in die Komödie: „Die Sonnenjungfrau", von Madame Fleck gespielt[4]).

Sonnabend, 4. Mai. Tanzstunde bei Tell, ich fange einen Tanz mit dem Shawl[5]) an. Julie Seckendorf kommt; wir nehmen sie in das conservatorium harmonicum mit, eine Gesellschaft von Amateurs, die zuweilen ein Konzert, nur mit Blasinstrumenten, geben; wir hatten Billetts von George Riedesel, der auch mitspielt. Brühl war auch da, er sah sehr traurig aus und grüßte Mama sehr freundlich, — man sieht ihn fast nirgends mehr. Als wir am Donnerstag bei

[1]) Der Komponist des „Isaak", der „Semiramide", der „Fanchon" und der Gesänge zu Tiedges „Urania" war damals Hofkapellmeister (geb. 1765, gest. 1814).

[2]) Als Minister des Bergwesens war Graf Reden zugleich oberster Chef der königlichen Eisengießereien bezw. des Gießhauses. Im Jahre 1807 wurde er dieser Stellung enthoben.

[3]) Der nachmalige König Friedrich Wilhelm IV.

[4]) Kotzebues im Jahre 1789 gedrucktes Schauspiel dieses Namens gehörte zu den beliebtesten Bühnenstücken damaliger Zeit, obgleich es einer höchst eigentümlichen Moral huldigte: Kora, Sonnenjungfrau in einem peruanischen Tempel, hat das Geschick der Norma gehabt, wird aber kurz vor der Hinrichtung von dem aufgeklärten Oberpriester „im Namen der Stimme der Natur" freigesprochen. Das Stück wurde ins Französische, Englische (7. Auflage), Holländische, Dänische und Russische übersetzt. — Die Darstellerin, Frau Fleck (Witwe des 1801 verstorbenen größten deutschen Schauspielers) war eine vortreffliche Bühnenkünstlerin und heiratete in zweiter Ehe den Schauspieler Schröth.

[5]) Der Shawlestanz war durch Lady Emma Hamilton (die Geliebte Nelsons und berühmte Darstellerin von „Attitüden") und Frau von Krüdener, die Verfasserin der „Valérie", in die Mode gebracht worden.

Laforests waren, sah ich im großen Zimmer einen Mann allein sitzen und lesen, er war es. — Nach dem Konzert kamen Dönhofs, Laforests, George Riedesel, die beiden Reuß, die Alopäus, Recks und die Seckendorf, die zum Essen blieben. Wir spielten eine Art Wahrsagerspiel und arbeiteten. Julie Seckendorf vertraute mir, daß das schöne Schnupftuch, das sie stickt, für Hohenlohe ist; sie trägt eine Haarlocke von ihm im Medaillon. Ich bedaure sie, — sie liebt und ist sehr unbesonnen — möchte sie doch glücklich sein!

Sonntag, 5. Mai. In die Kirche. Im Vorbeifahren sahen wir die Gensdarmes, die heute ihre besten Kleider anhaben und wunderschön aussehen, besonders der stolze Friedrich (Fritz) Riedesel. Palmier spricht herrlich über den Tod — es ist kalt und regnet. Lieven und Julie sind mittags bei uns. Es wird „Wilhelm Tell“ [1]) gegeben; ich gehe mit Otto allein hinein. Das Stück ist herrlich und macht mir viel Vergnügen. Das Haus ist voll; wir sitzen hinter ein paar Damen, die im vierten Akt glauben, daß es aus ist und nach Hause gehen, — wir nehmen ihre verlassenen Plätze ein. Ich setze Otto zu Hause ab und hole Mama, die bei Hagens ist, wo ich unvorhergesehen Bray finde; nach einer Weile fahren wir nach Hause.

Montag, 6. Mai. Mit Mama, Julie und der alten Gräfin Schwerin zur Fürstin Sacken, wo ich mich mit ihrem Großsohn, dem Prinzen Hohenlohe, unterhalte, — er spricht gut. Dann zur Prinzessin von Holstein [2]), wo wir die Tessiersche Familie, Hagens, Bray, Frau von Reck u. s. w. finden. Man besieht Kupfer und geht dann in den Saal, wo die hübsche Mademoiselle Tessier wunderschön mit Graf Haßfeld singt. In „Lady fair“ singt ihre ganze Familie schlecht mit, Bray aber ist entzückt. Mademoiselle Tessier ist hübsch und bescheiden. Sie hat schönes braunes, gescheiteltes Haar und trägt einen Schleier, der auf die eine Schulter herabfällt.

Dienstag, 7. Mai. Souper bei Alopäus, langweilige Lotterie. Kürner, der Sekretär des Generals Winzingerode ist da; er soll Morgen als Kurier nach Petersburg reisen.

Davon, daß die Reise des Herrn Kürner eine weitgehende Bedeutung haben könne, hatte die ausschließlich in ihre kleinen Leiden und Freuden versenkte glückliche Jugend ebensowenig eine Vorstellung wie von den übrigen Dingen, die sich in den folgenreichen Tagen des Frühlings und Sommers 1805 in der großen Welt vollzogen. Napoleon, seit dem 2. Dezember 1804 französischer Kaiser, war am 2. April nach Italien gereist, um sich in Mailand die italienische Königskrone aufsetzen zu lassen; neun Tage später hatten Rußland und England ein Bündnis abgeschlossen, welches dem weiteren Umsichgreifen der französischen Gewaltherrschaft ein Ziel setzen sollte. Mit Schweden war der russische Herrscher bereits drei Monate zuvor über eine Allianz zum nämlichen Zwecke einig geworden; jetzt kam alles darauf an, ob die deutschen Mächte sich der neuen Koalition anschließen würden. Zum Behuf einer Verständigung darüber war der Generaladjutant Alexanders I., Ferdinand von Winzingerode, in außerordentlicher Mission nach Berlin gesandt worden, um auf Friedrich Wilhelm III. einzuwirken.

[1]) Im Februar 1804 beendet, war der „Tell“ im Juli desselben Jahres zum ersten Male in Berlin gegeben worden. — Auf Schillers modern-geschichtliche Stoffe soll Iffland nicht ohne Einfluß gewesen sein.

[2]) Vgl. Gräfin Voß, Neunundsechzig Jahre, S. 302. In ihr Tagebuch schreibt sie (10. Mai 1805): „C'est une bonne et excellente femme“.

Freundliche und feindliche Worte (dem Könige wurde mit dem gewaltsamen Durchmarsch russischer Truppen gedroht) erwiesen sich indessen gleich unwirksam, indem Preußen auf der Neutralität verharrte, die sein Verderben werden sollte. Verhandlungen über diesen für die Zukunft Preußens entscheidenden Punkt hatten zu der (früher erwähnten) Entsendung des Franzosenfreundes Zastrow in die russische Hauptstadt geführt, — dieses Mal war es ein Bericht Winzingerodes über die Vergeblichkeit der von ihm geführten Verhandlungen, den sein Sekretär nach St. Petersburg bringen sollte. — Das einzige mit dieser drohenden Sachlage bekannte Mitglied des jugendfrohen Kreises unserer Tagebuchschreiberin war Herr von Bray, der als Vertreter Bayerns und als Anhänger der Montgelasschen Politik daran interessiert war, die russischen Vorschläge abgelehnt und Preußen im Fahrwasser des sogenannten französischen Systems festgehalten zu sehen. Daß das geschah, und daß die einige Monate später erfolgte Entsendung des Grafen Nowossilzow dasselbe Geschick hatte wie vorher die Winzingerodesche Mission, führte Bray (wie beiläufig bemerkt werden darf) auf die „Festigkeit des Königs" zurück. Außerhalb des enggeschlossenen Kreises der Zünftigen scheint man von diesen Vorgängen auch in der Hauptstadt des Landes nichts gewußt zu haben. — Kein Wunder, daß das junge Völkchen ungestört die Freuden genoß, die ihm für eine kurze Weile noch gegönnt bleiben sollten. Die Angelegenheit des Tages war hier die Frage, wer an den „Tableaux hinter einem Flor" teilnehmen sollte, die im Radziwillschen Palais gestellt wurden. Hören wir, was Sophie von Löwenstern darüber zu berichten hat.

Mittwoch, 8. Mai. Um zwölf Uhr kommen Dönhofs und Julie Seckendorf, die mir im Namen der Prinzessin Radziwill vorschlagen, in den Tableaux bei ihr eine Grazie zu machen. Ich eine Grazie! Die beiden anderen sollen Julie Seckendorf und Emma sein, deren Eltern es aber vermutlich nicht annehmen werden . . .

Heute ist Brühls Geburtstag! Vor zwei Jahren tanzte ich zum ersten male mit ihm!

Donnerstag, 9. Mai. Ich fahre einen Augenblick zu der Seckendorf, die mir sagt, die Prinzessin wolle Lotte R. (Riedesel) durchaus nicht zur Grazie haben. Wenn man mir doch statt dieser fatalen Rolle eine andere geben wollte; sie wird gewiß nicht indezent sein, aber zu unangenehmen Reden Veranlassung geben. Man wird mich für so eitel halten, als ich es gewiß nicht bin. Die Reckschen Töchter kommen abends zu uns — Dönhofs, die sich angemeldet hatten, haben absagen lassen — und die Generalin (Riedesel) mit Lotte[1]). Beiden steht die Angst auf dem Gesicht geschrieben. Die Ursache davon ist, daß Lotten heute die Rolle einer Priesterin der Grazien vorgeschlagen worden ist, was die Mutter gern annehmen möchte; George, der gestrenge George will es aber nicht. Da sie hören, daß ich in den Tableaux auftrete — was ich auf den Wunsch und die Genehmigung der Gräfin Dönhof angenommen habe —, so nimmt die Generalin es auch an. George, der nachher auch kommt, wird das auch verschwiegen.

Freitag, 10. Mai. Wir gehen in die Komödie, wo ein neues Trauerspiel von Kotzebue, „Heinrich Reuß von Plauen"[2]), gegeben wird. Nicht sehr

[1]) Lotte v. Riedesel, verehelichte v. Schöning, gestorben 1848 als Mutter einer zahlreichen Familie.

[2]) „Heinrich Reuß von Plauen oder die Belagerung von Marienburg". Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig 1805. In demselben Jahre ins Holländische übersetzt — einer der

hübsch. In der Szene, wo sie den Sarg des jungen Mädchens hereintragen, wird uns allen schrecklich zu Mute und wir gehen hinaus. Nachdem wir uns ein wenig erholt und andere Kleider angezogen haben, gehen wir um zehn Uhr zu dem Souper bei Dedem Reichenberg, wo wir fast die ersten sind. Ich spiele nicht und sitze mit Caroline Laforest. Brühl ist da und spielt.

Sonntag, 12. Mai. Julie nimmt mich in ihrer Kalesche zur Revue mit. Julie Seckendorf mit uns; George Riedesel hält die ganze Zeit über neben uns zu Pferde; Bray ist auch zu Pferde, häßlich, aber amüsant. Er kommt an unseren Wagen und erzählt, die Königin habe ihm gesagt, er mache alle Jahre zwei tours de force, indem er auf die Revue reite und am Karfreitag in die Kirche gehe; er ist katholisch. Mittags bei Recks; dann fahren wir zur Gräfin Reden, zu deren Geburtstage zwölf kleine Mädchen einen Tanz tanzen; unsere Kinder sind auch darunter. Nachher walze ich mit George (Riedesel) und dem zweiten Sohne des Königs, der mich vorher fragt, ob ich tanzen könne. (Der nachmalige erste deutsche Kaiser hatte kurz zuvor sein achtes Lebensjahr beendet.) — Prinzessin Louise ist auch gekommen und dankt mir, daß ich die Rolle der Grazie angenommen habe, was eigentlich noch nicht geschehen ist.

Emilie Reck erzählt mir, Harry (Reuß) liebe mich, so daß nichts mehr mit ihm anzufangen sei, — er sage, er wolle sich das Leben nehmen. — Ich nehme das natürlich als einen Scherz auf.

Dienstag, 14. Mai. Den Morgen war die erste Probe bei Radziwills. Brühl war da, ich sprach ihn nicht, mit Mama sprach er länger. Allerliebst ist das Treibhauszimmer. Nachmittags zum Grafen Dönhof, dessen Geburtstag ist, — die Kinder haben den Morgen Musik gemacht. Sie formieren zum Spaß Tableaux und tanzen unter sich. — Souper bei Omptedas (hannoverscher Gesandter), wo ein schöner, artiger Engländer King sich mir präsentiert. Er geht auch nach Dresden und ist mit Hagens verwandt, will aber nicht hingehen, wie er sagt, weil er ihre Namen vergessen hat. Prinz Hohenlohe bittet mich, in einer Partie zu spielen, die er mit Fräulein Seckendorf arrangiert hat. Sie kommt und wir spielen.

Mittwoch, 15. Mai. Mein Namenstag, an den sonst nie gedacht worden ist. Heute bringen Livens ein Ohrgehänge, und Bray schickte mir durch Mama ein enormes Bouquet der schönsten frischen Rosen. Abends war bei ihm ein großes Souper. Ich hatte ein hellrot-taftnes Kleid an, mit einem großen Kragen und Points, à la Stuart und einige Reihen Perlen auf dem Kopfe und ein paar frische Rosen zum Bouquet. Das Haus ist wunderhübsch arrangiert und, obgleich klein und die Gesellschaft groß, nicht zu voll. Er machte sehr artig die Honneurs. Da wir keinen guten Platz für unsere Partie Lotterie finden, entdeckte Julie Seckendorf noch ein hinteres Zimmer, in welchem wir recht vergnügt den Abend zubringen. Ich saß zwischen Pourtalès und Jackson.

Freitag, 17. Mai. Morgens zu Bouché (bekannter Gärtner jener Zeit), wo der Hyacinthenflor göttlich ist, — jede Glocke größer als ein Taler; es regnet; Riedesels sind auch da. Abends nach Friedrichsfelde zur Prinzessin von Holstein, bei der Komödie ist, in welcher die Tessiers spielen. Es ist hübsch, nur zu lang. Bray macht den Somnambule sehr gut und wird von allen applaudiert, — er sieht im Schlafrock aber nicht hübsch aus. Prinzessin Louise ist da; ich sitze durch ein Ungefähr in der Loge neben ihr. Sie spricht mit mir recht viel und klagt, daß die Tableaux der Königin wegen, die nur an diesem Tage kann, schon Sonntag sein müßten. Bray führt mich zu Tisch; ich sitze zwischen ihm und Emma. Er macht so viele Anspielungen, daß ich wohl rasend dumm

---

unglücklichsten Versuche des Dichters, Ton und Stimmung der Mode gewordenen romantischen Schule nachzuahmen. Den Gegenstand des Stückes bildet die ruhmreiche Episode aus der Geschichte des deutschen Ordens, die sich an den Namen des im Jahre 1413 abgesetzten Hochmeisters Heinrich Reuß knüpft.

sein müßte, wenn ich nichts merkte. Er ist gewiß gut, noch gewisser amüsant.

Sonnabend, 18. Mai. Morgens um acht Uhr zu Recks, wo ich meine geliebte Erneſtine (Stolberg) finde und wir im Garten frühstücken. Um 11½ Uhr fahre ich wegen meiner Kleidung zur Gräfin Luckner, finde sie aber nicht mehr. Dann mit Mama zu Radziwills zur Probe. Die Prinzeß ist sehr artig. — Abends sollen wir wieder hin. Die gute Generalin holt mich schon um sechs Uhr ab. Wir sind noch eine Stunde allein, da niemand kommt; endlich versammelt man sich. Dann soupieren wir sehr ungeniert mit der Prinzessin an einem sog. fer à cheval. Warburg spricht viel; Bray ist nicht da. — Mama war gekommen; die Generalin ist weggefahren. — Brühl sagt mir einige freundliche Worte. Es ist mir ein unangenehmes Gefühl, daß er mich „gnädiges Fräulein" und nicht wie sonst „liebe Sophie" nennt.

Sonntag, 19. Mai. Morgens wieder Probe bei Radziwills. Wir werden in unserer Stellung als Grazien plaziert; Pauline Luckner ist charmant, sie arrangiert meine ganze Kleidung und kommt nachher ganz unerwartet mit ihrem Manne noch zu uns die zwei Treppen hinauf, um meine Guirlande zu binden. Um sechs Uhr bringt Mama mich in völliger Kleidung hin: ein Batistmusſelinunterkleid, darüber noch ein chemise von glattem Musſelin, — noch ein kürzeres von gleichem Zeuge, auf der Seite ausgeschnitten und mit einem Knopf ein wenig aufgezogen. Auf dem Kopf eine dicke Rosenguirlande, die nur ich, die mittelste Grazie, hatte, — die anderen waren in Shawles coiffirt. Mama nahm bei den übrigen Zuschauern Platz: bei uns gab es eine bunte Wirtschaft, weil diejenigen Herren und Damen, die in mehreren Tableaux zu tun hatten, sich oft umkleiden müssen. — Alles lief durcheinander. Bray schminkte mich, Pourtalès sah zu. Als ich weggegangen war, hörte er Bray ausrufen: „Elle est charmante. Ah!" — Nachher begegnete ich Pourtalès in einer Tür, er als Joseph, ich als Grazie. „Give me your hand." sagte er mir, — ich gab sie aber nicht. Er ist schön und liebenswürdig und scheint die Plettenberg innig zu lieben, doch spricht er — wie ich glaube — deshalb nicht viel mit ihr in Gesellschaft. — Auf unserm Piedestal konnten wir armen Grazien es während des ganzen Balletts in der Stellung — einen Blumenkorb haltend — nicht aushalten. Wir machten einige Bewegungen, doch sagten alle, auch die, die es aufrichtig meinen, es sei ein hübscher Anblick gewesen. Mir war es aber so schlimm auf meiner Höhe, daß sogar der Prinzessin, George Riedesel u. s. w. die Veränderung meiner Farbe auffiel . . . Nach einer halben Stunde fuhren wir auf einen Moment nach Hause, dann, nach zehn Uhr, zu Jacksons, wo wir soupierten und dann anfingen zu tanzen. Bray kam hin . . . Ich tanzte zwei Tänze mit Harry (Reuß), zwei mit George Jackson, zwei mit Georg Riedesel und einen mit Prinz Hohenlohe. — George Riedesel war den ganzen Abend über höchst in sich gekehrt und verdrießlich, so daß es viele bemerkten. Nach vier Uhr kamen wir nach Hause.

Montag, 20. Mai. Um elf Uhr gingen Mama, Otto, Jackson und Harry (Reuß) nach der Kunstkammer. Bray, dem wir begegneten, ging bis an das Ende der Linden mit. Ich sah sehr interessante Sachen: den Plan der Schweiz im Hautrelief, — eine Menge Tiere in Branntwein, große Schlangen, Mumien u. s. w. Zum Tee bei Riedesels im Reußischen Garten; Otto hatte mir gestern mit einem Male auf dem Ball auf Russisch gesagt: „Georg liebt dich, er will dich heiraten." Wie eine Bombe kam mir das. Ich sagte, das sei mir nicht lieb, weil ich ihn nicht liebte. Heute war die ganze Familie wie konsterniert und von der übelsten Laune. Dazu kam, daß Dönhoffs ungebeten kamen und daß sie ihnen Tee geben mußten. Wir amüsierten uns nicht sehr und soupierten. George kam nach einem langen Gespräch mit Otto später zu Tisch und sah ganz außer sich aus. Otto hatte ihm gesagt, er glaube nicht, ich sei in ihn verliebt, wie George es gemeint hatte.

Dienstag, 21. Mai. Souper bei Radziwills. Die Generalin, Caroline, Lotte, Bray, ein Herr und Frau Pollen, die aus der Türkei kommen, eine Fürstin Dolgorucki, die aus Italien kommt, nicht vergessen kann, daß sie schön war, Brillanten hat und sich ziert, — ein artiger Graf Mier von der österreichischen Legation und die gewöhnliche dortige Gesellschaft. Die Prinzessin setzte sich mit den elegantesten Damen und Herren auf den Diwan, nachdem sie freundlich mit jedem gesprochen, mir sehr gnädig gedankt und mich embrassiert hatte. Es wird gearbeitet, andere spielen, — wir jungen Mädchen trieben uns ein wenig umher. Dann nahm der liebenswürdige Prinz seine Guitarre, rief uns aufs Balkon beim Treibhause, spielte und sang allerliebst. Auch Julie Seckendorf, Pourtalès und ich — die ich zu meinem Leidwesen vollkommen heiser war — mußten singen. Nach dem Essen, um ein Uhr, nahmen wir von der Prinzessin Abschied; der Prinz begleitete uns heraus und fragte mich, ob wir schon bald reisten, — er hoffe, mich noch am Sonnabend bei sich zu sehen, wo er seiner Frau eine Surprise arrangieren wolle.

Mittwoch, 22. Mai. Mama fuhr nachmittags mit Otto nach Friedrichsfelde; ich fuhr nicht mit, weil ich heiser und seit einiger Zeit so matt bin. Die Laforest hatte Mama gebeten, mit ihr in den Bellevuegarten zu fahren und ich ging auf einen Augenblick hin, um sie zu entschuldigen. Caroline bat ihre Mutter, zu Hause bleiben zu dürfen und mich, bei ihr zu bleiben, wozu ich mich bereden lasse . . . Caroline, mit der ich allein blieb, las mir einige Briefe, auch einen hübschen von meinem Cousin Eduard vor, mit dem es mir eingefallen ist, sie zu verheiraten. Als die Mutter wieder da ist, kommt Caillard und nachher Bray, der eben bei uns gewesen war. Ich muß spielen, sie singen und wir stellen scherzend die Radziwillschen Tableaux dar. Der häßliche Caillard macht die Cenci, der alte Laforest, der dazukommt, läßt sich von seiner Tochter eine perruque aufsetzen und macht Ludwig XIV. Da Julie mich abzuholen kommt, wollen sie mich nicht fortlassen; Caroline läuft an den Wagen und ruft: „Herr Jesu, laissez la ici.“ — Wir fahren doch zu Recks und nehmen sehr betrübt von Ernestine (sc. Gräfin Stolberg) Abschied, die nach Wernigerode reist, wo der König hinkommt, und dann nach dem Bade Ems am Rhein.

Donnerstag, 23. Mai. Ich gehe mit Julie auf den Redoutenball aufs Schloß, — Julie in einer tunique. ich im weißen Kreppkleide mit Rosen. Ich soll nicht tanzen und sage allen ab, — endlich bittet mich Prinz Hohenlohe, einmal mit ihm zu tanzen und ich tue es. Prinz Radziwill fordert mich zum Walzer auf, — die Königin aber läßt ihm sagen, mit ihr zu tanzen. Nachher walze ich noch mit ihm.

Freitag, 24. Mai. Wir machen viele Abschiedsvisiten, ich bin immer im Begriff, in Tränen auszubrechen. Bei Hagens treffen wir Bray, der betrübt aussieht und mir beim Scheiden die Hand drückt. Den Mittag hatten wir bei der Obristin Schwerin essen sollen, die mir große Vorwürfe macht, daß nicht wenigstens ich gekommen bin, — ihr Vater, der alte Minister Schulenburg, habe so gewünscht, uns zu sehen. Ich habe ihn ein paarmal gesehen; er war sehr artig.

Sonnabend, 25. Mai. Wir sollten heute wegreisen, Otto hat aber so heftiges Halsweh, daß wir bleiben mußten. Ich habe über diesen kleinen Aufschub große Freude, denn mein liebes Berlin zu verlassen tut mir so leid. Vormittags hatten wir Besuch, zu Mittag aß ich bei Hagens, wo Ambrosch (beliebter Sänger der Oper) und Roesel waren. Den Nachmittag brachte Caroline Laforest bei mir zu: sie ist ein gutes, liebenswürdiges Mädchen und hat Freundschaft für mich gefaßt. Wir machten noch tolles Zeug und sprachen komische Dinge. Abends fuhren wir noch zu Recks, wohin auch die Generalin (Riedesel) gleich kam und mich in große Verlegenheit setzte durch ihre Unruhe und ihre sonderbaren Reden. Sie liebkoste mich ohne Ende, — sie ist eine gute Frau.

Sonntag, 26. Mai war der traurige Tag des Scheidens. Die alte Gräfin Schwerin holte uns zur Kirche ab. Weinend und nicht sehr zur Andacht gestimmt trat ich in die Kirche, doch die Langweile trocknete mir die Tränen, — die Predigt war so lang und langweilig, daß ich es nicht aushalten konnte. Da alles auf dieser Welt ein Ende hat, so endete auch diese Qual. Wir kamen nach Hause und erhielten wieder Besuch von Laforests, Jackson u. s. w. Harry (Reuß) war sehr zurückhaltend, George (Riedesel)[1]) sah ich seit dem Hofball nicht wieder. Ich ging mit Recks zu Julie, um von den lieben Leuten Abschied zu nehmen. Wir begegneten Bray, der uns aber, wie ich glaube, nicht erkannte. Ich lief noch einen Augenblick zu Hagens. — Jackson trennte sich mit Tränen von uns; er gab mir mit Mamas Erlaubnis ein Kupfer aus Sternes Briefen, das ich einmal sehr zu haben gewünscht hatte. Er ist der edelste, vortrefflichste unter meinen Bekannten. Gegen vier Uhr gingen wir zu Fuß aus der lieben Stadt und setzten uns im Tiergarten in den Wagen; ich konnte nicht aufhören, zurückzublicken.

Die (an dem Tage von Napoleons Königskrönung in Mailand unternommene) Reise ging nach Dresden (in dessen Umgegend der Sommer verbracht werden sollte), und zwar über Potsdam, wo die Reisenden die Nacht und den folgenden Tag verbrachten. Es heißt darüber:

Mama las uns eine hübsche Erzählung der Genlis vor. In dem Wirtshause fiel mir so lebhaft ein, daß das letzte Mal Heinrich noch mit uns hier war. Nirgend werden mich diese traurigen Erinnerungen verlassen. Mama und ich nehmen von unseres geliebten Heinrich Sterbezimmer Abschied, — die Erinnerung an ihn werden wir überall hin mitnehmen. Ich schrieb noch drei Briefchen nach Berlin.

Montag, 27. Mai. Es war gutes Wetter, wir sahen die Parade und gingen nach dem Neuen Garten, der herrlich ist, und nach Tisch nach Sanssouci, wo es auch schön war, wir uns auf dem Rasen lagerten und Apfelsinen aßen ... Abends bis um 12 Uhr in meinem Tagebuch geschrieben, welches ich vom 17. an nachgeholt habe.

Der bekannte Erfahrungssatz, daß Mädchentagebücher und Mädchenfreundschaften mit der Heirat ein Ende nehmen, trifft auf das vorliegende Tagebuch und dessen Verfasserin nicht zu. Ihre am Tage der Abreise von Berlin abgebrochenen Aufzeichnungen nimmt Sophie von Löwenstern tags nach ihrer Verheiratung wieder auf!

Aus dem zwischen diesen beiden Ereignissen liegenden Zeitraum (27. Mai bis 5. September) haben wir nur die nachstehende lapidare Notiz:

Priesewitz bei Dresden, den 22. Juni. Der Tag, an welchem ich Bray meine Einwilligung gab.

Glücklicher als „George", „Harry" und die übrigen jungen Männer, die wir aus dem Tagebuch kennen gelernt haben, war der vierzigjährige Diplomat mit seiner Bewerbung gewesen, obgleich sein französisches Volkstum und sein katholisches Bekenntnis ihm bei der in strengem Luthertum aufgewachsenen Livländerin wohl kaum zur Empfehlung gereicht haben mögen. Maßgebend

[1]) Georg v. Riedesel verheiratete sich im Jahre 1807 mit einer Cousine und trat 1813 in die von Stein geleitete Zentralverwaltung der zu erobernden deutschen Gebiete.

scheinen auf der einen Seite die moralische und intellektuelle Überlegenheit des durch eine wechselvolle Lebensschule gegangenen Mannes, auf der anderen Seite der ernste Sinn gewesen zu sein, der aus den Aufzeichnungen der Siebzehnjährigen spricht. Die Innigkeit des Verhältnisses zur Mutter, die Treue, mit welcher immer wieder des frühverstorbenen Bruders gedacht, und der Nachdruck, welcher auf die sittlichen Eigenschaften der Freunde und Bekannten gelegt wird, lassen auf eine gemütliche Vertiefung der jungen Braut schließen, wie sie in diesem Lebensalter nicht allzu häufig gefunden wird. Zu der Erkenntnis, daß allein „die Gesinnung, die beständ'ge" den Menschen „dauerhaft" macht, bedarf es für Gemüter, die selbst auf das „Beständ'ge der ird'schen Tage" gerichtet sind, nicht erst des Alters und der auf dieses gegründeten Erfahrung.

Aus einem Schreiben, das Bray einige Zeit nach seiner Verlobung von Dresden aus an einen Freund richtete, wissen wir, daß er sich das entscheidende „Ja" persönlich und zwar bei Gelegenheit einer Badereise nach Teplitz geholt hatte[1]). „Je suis sûr," so schreibt er dem Freunde, „que vous prendrez part à mon bonheur, — je dis mon bonheur, car effectivement j'ai celui d'être aimé... Elle réunit toutes les qualités qui peuvent faire passer la vie heureusement. Son seul défaut est d'être un peu jeune pour moi. Elle n'a point encore 19 ans, mais elle est raisonnable, douce et bonne." In diesem vom 26. August datierten Schreiben wird die Sache noch als halbes Geheimnis behandelt („je vous le dis en confidence encore"), die Hochzeit fand indessen schon zehn Tage später (am 5. September 1805), und zwar zu Priesewitz, dem bei Dresden belegenen Sommersitz der Familie Löwenstern statt. — Über die Feier berichtet das Tagebuch das Nachstehende:

5. September 1805. Heute ist mein Hochzeitstag! Gott gebe, daß ich mich immer dieses Tages mit Freude erinnere, — ich bitte Gott darum und glaube und hoffe es.

Diese letzte Nacht schlief ich zwischen Mama und Lisinka, — in den Armen meiner geliebten Mutter schlief ich ein. Als ich erwachte, brachte man mir von allen Seiten Blumen, Mama legte mir einen großen Korb voll aufs Bett. Frau von Lilienfeld kam auch, sprach Gutes von Bray. Eilig kleidete ich mich und frühstückte wie gewöhnlich mit meiner geliebten Familie und Lilienfelds; — ich schreibe ein paar Worte an Ernestine Stolberg und bekomme ein sehr hübsches Billett von Bray.

Zu Mittag essen wir alle, wie gewöhnlich, im Tempel; ich saß zwischen meinen geliebten Eltern. Das Wetter, das so lange schlecht war, ist angenehm, doch etwas trübe. Ich gehe mit Mama allein in den Garten; auf der kleinen Höhe, von der man die schöne Aussicht hat, umarmt und segnet sie mich. Unaussprechlich geliebte Mutter, möchte ich dir viele Freude machen! Die anderen kleiden sich an, — ich nehme von jedem Plätzchen Abschied und spiele mit den Kindern, — ich und auch Mama sind ziemlich ruhig. Um 1 Uhr fahren wir alle fort, ich im Lievenschen Wagen mit Mama, Julie und Lisinka. Bei Manteuffels kleidet man mich an. Ein weißes Kleid von ostindischem Musselin mit einer Guirlande in weißer Baumwolle

[1]) Seinen Urlaub hatte der bayerische Gesandte kurz vor dem (oben erwähnten) Eintreffen Nowossilzows in Berlin (23. Juni) angetreten, sich über die Vergeblichkeit dieses Versuches, Preußen zur Aufgabe seiner Neutralität zu veranlassen, übrigens schon im voraus versichert.

von Akazien und wildem Weinlaub; das Dessin war von meinem Bruder Otto gezeichnet. Auf dem Kopf ein von Julie geflochtener natürlicher Myrtenkranz. — Ärmel und Garnitur sind von Points, die Bray mir am Polterabend gab, — das Collier von Chatour (?) war von Papa, — brillantene Ohrgehänge von Mama. Das Herz war auf der Fahrt von Priesewitz schwer gewesen und wird mir jetzt noch schwerer, doch weine ich nicht. In dem Augenblick, wo ich fertig war, um in die Kirche zu fahren, und Mama mich noch in die Arme schloß, ward der Himmel heiter und fiel ein freundlicher Sonnenstrahl auf mich. — Wir fahren mit der Manteuffeln in die katholische Kirche, wo viele von unseren Bekannten versammelt sind. Lieven stellt meinen Brautvater vor und führt mich hinein. Hier sehe ich Bray wieder, und wir gehen in die Sakristei, wo der Père Schreibt uns eine französische Rede hält, mich seine bonne amie nennt und mir Dinge sagt, die mich sehr rühren, und die ich nie vergessen werde. Wir müssen laut einen Eid ablesen, daß wir noch keine Verbindung geschlossen haben, und die Bibel küssen. Dann gehen wir in die Kirche vor den Altar, wo er uns traut, — auch jetzt beleuchtet uns ein Sonnenstrahl.

Die Trauung war rührend und feierlich, — wir knieten mehrere Male nieder, ich betete so herzlich. Wir mußten wieder einer nach dem anderen eine lange Rede laut nachsprechen, die er uns vorsagte. Dann gingen wir in die Sakristei zurück, wo der Prediger noch etwas sprach. Ich umarmte alle die Meinigen und fühlte mich glücklich. Als Bray mich hinausführte, sah ich Therese Brühl mit ihrer Tante Heinrich in Tränen dastehen. Ich eilte zu ihr, und wir versprachen uns, immer Schwestern für einander zu sein. Sie ist ein herrliches Wesen, das mich unbegreiflich anzieht.

Sehr bewegt fuhr ich mit meinem Freunde[1]), meinem Geliebten, meinen Eltern und Lisinka nach Priesewitz, wo die lutherische Trauung war. Von Gästen hatten wir nur die Gräfin Brühl und Manteuffels. Der Abend verging ziemlich schnell, — es war herrliche Musik, dieselbe, mit welcher Bray mir den Sonntag vorher eine so allerliebste Serenade gebracht hatte. Während des Soupers kam fast das ganze Dorf, uns zu sehen. Nun wurde mir ein Häubchen aufgesetzt und um den Kranz getanzt, der meiner Brautjungfer Charlotte Lilienfeld zu teil ward.

[1]) „Ich nenne ihn meinen Freund, meinen Geliebten — es ist mir unmöglich, Mann zu sagen," heißt es an einer Stelle des Tagebuches.

(Schluß folgt im nächsten Heft.)

Deutsches Bankwesen.

Rückblicke und Ausblicke.

Von

Richard Ehrenberg.

Die Diskontogesellschaft 1851—1901. Denkschrift zum fünfzigjährigen Jubiläum. Berlin 1901.

Verhandlungen des ersten Allgemeinen deutschen Bankiertages zu Frankfurt a. M. am 19. und 20. September 1902 (auf Grund der stenographischen Niederschrift). Berlin und Frankfurt a. M. 1902.

I.

Die älteste unserer leitenden Privatbanken hat ihr fünfzigjähriges Jubiläum benutzt, um eine Übersicht über ihre bisherige Geschäftstätigkeit zu veröffentlichen. Es ist ein gewichtiger Quartband; aber er enthält kaum so viele Seiten wie Erwähnungen großer Unternehmungen, welche die Diskontogesellschaft im Laufe eines halben Jahrhunderts durchgeführt hat. Bei weitem die meisten von ihnen werden nur kurz abgetan, und auch bei denen, welche etwas ausführlicher besprochen werden, bleibt die Darstellung meist an der Oberfläche haften. Die knappe, trockene Behandlung läßt kein lebhaftes Interesse und kein ausreichendes Verständnis für die behandelten Gegenstände aufkommen. In gleicher Richtung wirkt auch die mechanische Einteilung des Stoffes nach Unternehmungsgebieten, ohne irgendwie genügende Berücksichtigung der durchlaufenden historischen Entwicklung, ohne daß also der innere Faden, auf dem sich alle diese gewaltigen Geschäfte aneinander reihen, klar erkennbar gemacht wird. Das ganze Werk ist in seiner rührenden publizistischen Schwerfälligkeit schon ein guter Beleg dafür, wie wenig Fühlung unsere großen Unternehmungen mit dem Publikum haben, wie gering ihre Befähigung ist, die öffentliche Meinung zu beeinflussen, und wie wenig begründet die Schauergeschichten sind, welche man gerade in dieser Hinsicht von ihnen zu erzählen pflegt.

Ein halbes Jahrhundert lang besteht jetzt die Diskontogesellschaft, ein halbes Jahrhundert, gefüllt bis zum Rande mit intensiver geistiger Arbeit. Sie hat in diesem Zeitraume weit über 200 Milliarden Mark umgesetzt und

nutzbringender Verwendung zugeführt, mit Ausnahme derjenigen Summen — vielleicht waren es etliche Milliarden, wahrscheinlich viel weniger — die verloren gegangen, von der Entwicklung selbst wieder verschlungen worden sind; ein stark verkleinertes Abbild der Natur, die noch unendlich viel mehr derjenigen Keime, welche sie ausstreut, selbst wieder zerstört.

Der Jahresumsatz der Diskontogesellschaft ist in diesem Zeitraume von 100 Millionen auf 15 Milliarden Mark, also auf das 150fache, gestiegen, und die Hälfte des Gesamtumsatzes der fünfzig Jahre hat sich in den letzten zwölf Jahren zusammengedrängt.

In der Geschichte der Diskontogesellschaft spiegelt sich die Entwicklung unseres Vaterlandes, aus dem schlanken, wenn auch spannkräftigen preußischen „Agrarstaate" von entschieden binnenländischem Charakter zum mächtigen, wohlhabenden Deutschen Reiche, dessen Industrie- und Handelsbeziehungen den Erdball umspannen. Und sie selbst war und ist noch eines der stärksten Räder in diesem Getriebe.

In der ersten Zeit ihres Bestehens, von 1851—1859, war die Diskontogesellschaft vorzugsweise eine Art von Kreditgenossenschaft für die Bedürfnisse kleinerer Geschäftsleute; doch wurde dieses genossenschaftliche „Spezialgeschäft" seit der Handelskrisis von 1857 immer mehr verdrängt durch das „allgemeine Bankgeschäft", worunter man damals freilich nicht nur, wie jetzt meist, den gewöhnlichen Geschäftsverkehr mit Kaufleuten und Industriellen, mit Provinzialbankiers u. s. w., also das Kontokorrent- und Kommissionsgeschäft, verstand, sondern auch Emissionsgeschäfte, die sich indes anfangs auf einige industrielle Gründungen beschränkten, wie denn überhaupt an jener ersten Periode kräftiger Entwicklung der deutschen Industrie in den fünfziger Jahren Einzelunternehmungen wesentlich stärker als Aktiengesellschaften beteiligt waren. Eine „Gründungsbank" war die Diskontogesellschaft damals nur in geringem Maße. Die für diese Periode besonders charakteristische Umwandlung ihres gewöhnlichen Bankgeschäfts, die Ausbildung eines ursprünglich überwiegend genossenschaftlich organisierten Kreditvereins in eine nur mittelbar „gemeinnützig" tätige Erwerbsgesellschaft ist von großer typischer Bedeutung; wir wollen sie nicht vergessen.

Im Jahre 1859 trat die Diskontogesellschaft in ein neues Entwicklungsstadium dadurch, daß sie zum ersten Male ein Konsortium großer Berliner Banken bildete zur Übernahme eines Teiles der für Mobilmachung des preußischen Heeres erforderlichen Anleihe von 30 Millionen Taler, sowie dadurch, daß sie 4½ Millionen staatsgarantierter Rhein-Nahebahn-Prioritäten übernahm. Damit schaffte sie sich bereits eine führende Stellung für die Emission deutscher Staatsanleihen, eine Position, die sich 1866 und namentlich 1870 immer mehr verstärkte. Überhaupt begann nach dem Jahre 1866 die eigentliche Blütezeit der Diskontogesellschaft, die jetzt erst weithin im deutschen Wirtschaftsleben ihren Einfluß ausdehnte, zunächst namentlich im Hypothekarkredit- und im Eisenbahnwesen.

Es ist nicht allgemein bekannt, daß es die Diskontogesellschaft war, welche den deutschen Hypothekarkredit durch Begründung der ersten Hypothekar-

banken mobilisierte und dadurch den Hypothekarzinsfuß bedeutend ermäßigte, was der Landwirtschaft zu gute gekommen ist. Daß dadurch auch die Möglichkeit zur Überschuldung des Grundbesitzes und zu übertriebenen Spekulationen in städtischen Grundstücken gewachsen ist, darf man nicht den Begründern des Systems, sondern dessen falscher Anwendung zur Last legen. Die von der Diskontogesellschaft ins Leben gerufene Preußische Zentral-Bodenkredit-Aktiengesellschaft hat sich zu dem größten Realkredit-Institut Preußens entwickelt und hat die schweren Krisen, welche dieser Kredit durchzumachen hatte, glänzend überstanden.

Dann kam die große Zeit der siebziger Jahre! Wenn man diese Periode als eine „große" auch in wirtschaftlicher Hinsicht bezeichnet, so hat das oft einen etwas ironischen Beigeschmack; man denkt dabei allzusehr nur an die Ausschreitungen der „Gründerzeit". Aber die Zeit war *wirklich* groß, namentlich durch die Freudigkeit und Kraft des aufstrebenden Zusammenwirkens vieler bei bedeutungsvoller Arbeit. Das beste Wahrzeichen dieser mächtigen Strömung, soweit die Diskontogesellschaft dabei beteiligt war, bildete das sogenannte „*Preußen-Konsortium*". Hier erwärmt sich sogar der amtliche Ton der Festschrift um ein weniges:

„Durch die ganze Geschäftspraxis" — so heißt es — „ging ein Zug des gegenseitigen Vertrauens zwischen Regierung und Finanzwelt, frei von Neid und einseitiger Interessenförderung. Die Regierung verfügte über die stets dienstbereiten, in ihrer Zusammenfassung überaus leistungsfähigen Geldkräfte des Landes, die für alle Vorkommnisse sichere Stütze boten."

Aber nicht alle Unternehmungen der Diskontogesellschaft waren so erfreulich, nicht alle so nützlich für die Gesamtheit. Die langwierige Sanierung der rumänischen Eisenbahnen und anderer Strousbergscher Gründungen führte erst nach vielen schlimmen Erfahrungen zu befriedigenden Ergebnissen, und auch von den eigenen Gründungen der Diskontogesellschaft erwiesen sich manche als Fehlschläge. Es genügt, an die „Dortmunder Union" und an die „Provinzial-Diskontogesellschaft" zu erinnern. Die Dortmunder Union rührte allerdings teilweise noch von Strousberg her; sie ist aber eine dauernde schlimme Wunde am Körper der Diskontogesellschaft geworden. Die Jubiläumsschrift geht etwas leicht hinweg über die „Irrtümer und Opfer", welche „bei großen industriellen Betrieben dieser Art leider vielfach unvermeidlich sind"; es würde die Wirkung der Schrift nicht beeinträchtigt haben, namentlich über jene „Irrtümer" und über die Lehren, welche die Direktion der Diskontogesellschaft aus ihnen gezogen hat, Näheres zu erfahren. Von der Provinzial-Diskontogesellschaft wird einmal gesagt, ihre Schicksale hätten geraume Zeit hindurch abgeschreckt von der Begründung weiterer Tochterbanken; und auch das Wenige, was gesagt wird über ähnliche ältere Erfahrungen der Norddeutschen Bank in Hamburg hinsichtlich überseeischer Tochterinstitute, erweckt den Wunsch, mehr von solchen der Praxis entnommenen Lehren zu hören.

Den mehr oder weniger unglücklichen industriellen Unternehmungen der Diskontogesellschaft stehen andere gegenüber, die vortrefflich gelangen, wie die Gelsenkirchener Bergwerks-Aktiengesellschaft, die Emission der Krupp-Anleihe

von 1874, das Vorbild zahlreicher industrieller Hypothekaranleihen, und manches andere; doch hat die Hauptstärke der Diskontogesellschaft nie auf diesem Gebiete gelegen.

Wesentlich großartiger und erfolgreicher waren ihre Leistungen für internationale Finanzgeschäfte. Dahin gehört vor allem ihre Tätigkeit für österreichische und ungarische Anleihen als Mitglied des Rothschild-Konsortiums. Noch weiter zurück reichen ihre Beziehungen zu Rußland, während diejenigen zu Rumänien erst in den siebziger Jahren begannen. Im folgenden Jahrzehnte verlegte sich das Schwergewicht ihrer Geschäftstätigkeit immer mehr auf solche ausländische Unternehmungen, wobei außer der Verstaatlichung der meisten Eisenbahnen namentlich auch die Tatsache mitgewirkt haben wird, daß die preußische Regierung, einer Strömung der öffentlichen Meinung folgend, lange Jahre hindurch bei der Emission ihrer Anleihen die Dienste des „Preußen-Konsortiums" nicht mehr in Anspruch nahm. Doch war es überhaupt die ganze „weltwirtschaftliche" Entwicklung Deutschlands, welche in jener Richtung zum Ausdruck gelangte.

In allen Weltteilen sind jetzt gewaltige Massen deutscher Kapitalien durch Vermittlung der Diskontogesellschaft angelegt. Mit Recht weist die Festschrift auf die große Bedeutung hin, welche diese Kapitalanlagen für unsere Zahlungsbilanz und für unseren Export haben. Freilich ist dabei vorausgesetzt, daß die Kapitalien auch wirklich erhalten bleiben, daß die ausländischen Schuldner ihren Verpflichtungen nachkommen. Bekanntlich haben manche das nicht getan, und in diesen Fällen haben sich jene guten Wirkungen natürlich ins Gegenteil verkehrt. Auch hier mußten wohl zunächst schlimme Erfahrungen gesammelt werden. Nur ist zu verlangen, daß sie nicht vergebens gemacht worden sind.

Unmittelbar der „weltwirtschaftlichen" Entwicklung Deutschlands dient eine Reihe weiterer Unternehmungen, welche die Diskontogesellschaft im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte in Angriff genommen hat. Dahin gehören: Eisenbahnbauten in Venezuela und Schantung, Bergwerke in der letztgenannten chinesischen Provinz, Werke für die Anlage von Seekabeln, Beschaffung von Kapital für deutsche Schiffahrtslinien, Begründung von Banken für den deutschen Seehandel mit Südamerika und Asien, von Kolonialunternehmungen in Samoa, Neu-Guinea und Afrika und noch manches andere.

Und wie für die äußere so hat die Diskontogesellschaft auch für die innere Kolonisation gearbeitet durch Errichtung der „Landbank", welche sich an der so dringend notwendigen Schaffung kleinen Grundbesitzes in Nordostdeutschland im großen Maßstabe beteiligt.

Jede einzelne dieser langen Reihe volkswirtschaftlich bedeutsamer Unternehmungen bedürfte eingehender Darstellung, damit das Publikum, das große wie dasjenige, welches ein näheres Interesse hat, damit vor allem auch unsere Staatsbeamten eine deutliche Vorstellung davon gewinnen könnten, welche Unsumme aufreibender geistiger Arbeit sich in unseren Großbanken konzentriert. Zu dem Zwecke mußte man auch die Menschen kennen lernen, welche diese Arbeit leisten, was freilich wohl erst geschehen kann, wenn sie selbst schon

vom Schauplatze abgetreten sind. Es sind nämlich wirklich keine „Kapitalien", sondern Menschen von Fleisch und Blut, die in unseren Banken organisieren und spekulieren. Nicht der Aktionär einer Bank ist in ihr der handelnde Teil, auch nicht der Kapitalist, welcher durch ihre Vermittlung Kapital anlegt, sondern der „Gründer", der „Direktor", das „Aufsichtsratsmitglied", letzteres in zweiter oder dritter Linie — diese jetzt bei uns versemten Männer sind es, welche jene Riesenarbeit leisten. Das Publikum lernt von ihnen in der Regel nur die ganz wenigen Exemplare kennen, welche in unseren Gerichtssälen von Zeit zu Zeit traurige Gastrollen geben; nach ihnen beurteilt es meist die ganze Menschengattung. Von tausend Deutschen hat kaum einer einen lebendigen Bankdirektor gesehen, geschweige denn kennen gelernt; aber fast alle wissen sie von dem Krache bei der Leipziger Diskontogesellschaft, und die meisten von ihnen lesen mit Andacht Zeitungen, welche entweder das „Kapital" überhaupt oder doch das „Großkapital" täglich aufs neue als den Fluch der modernen Gesellschaft brandmarken, was ihnen um so leichter möglich ist, je weniger sie vom Wesen der Sache verstehen. Wie kann man erwarten, daß unser Publikum sich unter solchen Umständen ein vernünftiges Urteil über die Großbanken und ihre Leiter bildet! Was ist denn geschehen, um die Leute eines Besseren zu belehren? Auch diese Jubiläumsschrift ist kaum mehr als ein erfreulicher Anfang dieser Belehrung.

II.

Die rechte Bahn der Entwicklung ist ohne Frage beschritten. Dafür bürgt der erste „Allgemeine deutsche Bankiertag", der vor einigen Monaten in Frankfurt a. M. stattgefunden hat. Die gesamte deutsche Bankwelt, die große wie die kleine, hat sich zusammengeschlossen zur Abwehr von Angriffen und zur Beratung über gemeinsame Interessen. Es muß eine Herkulesarbeit gewesen sein, diese so überaus verschiedenartigen Elemente, welche der deutsche „Bankierstand" enthält, unter einen Hut zu bringen, in ihnen die ersten Anfänge eines Standesbewußtseins zu erwecken, sie, deren wichtigstes gemeinsames Merkmal bisher darin bestand, daß sie sich nur als Einzelwesen, als Privatmenschen fühlten, daß sie sich vom öffentlichen Leben ängstlich zurückzogen. Da hat sich einmal wieder die Not als eine treffliche Lehrmeisterin erwiesen.

Wie viel Milliarden „Kapitalmacht" — Fähigkeit zur Verfügung über eigenes und fremdes Kapital — mögen wohl in Frankfurt vertreten gewesen sein! Und welche wunderbare Zeiterscheinung ist sie doch, diese Versammlung von „Kapitalmächten", die sich korporativ organisieren müssen, um im öffentlichen Leben Deutschlands Einfluß zu gewinnen! Wie gründlich wird dadurch das alberne Märchen von der Allmacht des „Kapitals" widerlegt! In der Tat gibt es im heutigen Deutschland nichts, was den Ruf eines öffentlich tätigen Mannes so gründlich zerstört, wie der Verdacht, daß er vom „Kapital" abhängig sei. Das ist ungefähr ebenso schlimm wie der Verdacht irgend welcher Abhängigkeit von der Regierung. Ein gesunder Kern steckt darin, aber auch viel Übertreibung und widerliches Denunziantenwesen. Vor allem: hat man

bei uns bisher je davon gehört, daß ein Mensch in der öffentlichen Wertschätzung gesunken ist wegen Feigheit gegenüber volkstümlichen Strömungen? Und doch ist diese Art von Abhängigkeit bei uns unendlich viel weiter verbreitet als diejenige von „Kapital" und Regierung.

Auch das Standesbewußtsein ist im größten Teile des deutschen Volkes viel mächtiger als „Kapital" und als das Gesetz. Dafür sind Duell und Gewalttätigkeiten gegen Streikbrecher deutliche Beweise, die sich noch wesentlich vermehren ließen. Nur unsere Großunternehmer, namentlich unsere Kaufleute und Industriellen, haben noch so gut wie gar kein Standesbewußtsein. Das scheint sich erst jetzt etwas zu ändern. Ist es tatsächlich der Fall, so wollen wir die Hetze gegen das „Kapital" preisen. Denn ein gesundes Standesbewußtsein ist für jede Volksklasse nicht nur das einzige Mittel zur Selbsterhaltung in den bitteren sozialen Kämpfen der Gegenwart, sondern auch am letzten Ende die sicherste Grundlage eines sozialen Pflichtgefühls.

Unter den vielen bedeutsamen und lehrreichen Äußerungen, welche auf dem ersten deutschen Bankiertage getan sind, erscheinen mir als die wichtigsten nicht diejenigen, welche der Abwehr von Angriffen, der Reform verfehlter Gesetze galten, sondern diejenigen, welche einer vertieften Erkenntnis der eigenartigen Gestaltung und der besonderen Aufgaben des deutschen Bankgewerbes gewidmet waren, sowie positiver Fürsorge für dessen Zukunft. Solche Äußerungen finden sich namentlich in den Reden des Vorsitzenden, des Justizrats Dr. Rießer-Berlin, des Geheimen Ober-Finanzrats Hartung-Köln, des Direktors Steinberg-Bonn, wie auch in denen einiger hohen Beamten, die den Bankiertag nach seiner Eröffnung begrüßten. An diese Äußerungen selbständig denkender privatwirtschaftlicher und volkswirtschaftlicher Praktiker möchte ich hier meinerseits einige Bemerkungen über die Zukunft des deutschen Bankgewerbes knüpfen.

Von verschiedenen Seiten wurde zunächst auf die eigenartigen, besonders großen, mit der Ausübung des Bankgewerbes verbundenen Gefahren hingewiesen. In der Tat ist von den beiden Funktionen desselben, von der Vermittlung des Zahlungs- und des Kapitalverkehres, namentlich letztere für das wirtschaftliche Leben von unabsehbarer Bedeutung, aber auch ganz besonders schwierig und gefährlich. Wenn schon jedes einzelne Kreditgeschäft mit Risiko verknüpft ist, weil bei ihm stets mindestens eine der beiden ausgetauschten Leistungen in die ungewisse Zukunft fällt (beim Lieferungsgeschäft sogar beide), — um wie viel riskanter noch ist die Vermittlung des Kreditverkehrs, also ein Geschäft, dessen Wesen darin besteht, Kapitalien aus unzähligen kleineren Kanälen zu sammeln und sie wieder zu verteilen, sie zur rechten Zeit, am rechten Orte zur Verfügung der Vielen zu stellen, welche ihrer bedürfen, des Staates und der Gemeinden wie der Landwirte, Kaufleute, Industriellen u. s. w.!

Diese Tätigkeit beeinflußt das ganze wirtschaftliche Leben weit mehr als irgend eine andere Tätigkeit von Privatunternehmungen, im guten wie im übeln Sinne: auch die aus einer unzweckmäßigen, unvorsichtigen Handhabung des Bankwesens hervorgehenden Gefahren ziehen den ganzen wirtschaftlichen Organismus in Mitleidenschaft, schütteln ihn bis ins Mark, machen sich in seinen feinsten Poren fühlbar.

Das haben die Lehrmeister im modernen Bankwesen, die Engländer, frühzeitig erkannt. Schon im achtzehnten Jahrhundert begann die lange Reihe der offiziellen gründlichen Untersuchungen, welche Regierung und Parlament in England durch eigens zu dem Zwecke eingesetzte Kommissionen haben führen lassen, um die volkswirtschaftlichen Wirkungen des Bankwesens festzustellen. Aber auch die englischen Bankiers selbst haben sich schon lange vor jener Zeit überaus eifrig, öffentlich wie nicht öffentlich, damit beschäftigt, rationelle Grundsätze für den Betrieb von Bankgeschäften aufzustellen. Das wohl am meisten verbreitete englische Buch über Bankwesen[1]) ist verfaßt von dem Begründer und ersten Hauptdirektor der ersten großen Londoner Privat-Aktienbank, der London and Westminster Bank; es ist neuerdings wieder herausgegeben von einem schottischen Bankdirektor. Unübersehbar lang ist die Reihe der von englischen Bankpraktikern veröffentlichten Schriften. Das „Institute of Bankers“ ist ausschließlich solchen Zwecken gewidmet; es besteht seit dem Jahre 1879.

Die Bedeutung dieser Tatsachen wird noch wesentlich erhöht durch die allgemein bekannte Abneigung der Engländer gegen jede Art von Theorie und ganz besonders gegen die Aufstellung fester Grundsätze für den Betrieb wirtschaftlicher Unternehmungen. Die Engländer sind, ihrer Natur nach, ungemein schwer zugänglich für alle wissenschaftlich verarbeiteten Erfahrungen anderer Menschen, zumal wenn sie in Büchern veröffentlicht worden sind. Diese Abneigung konnte nur durch ein ungewöhnlich starkes Bedürfnis so weit überwunden werden, wie es bei der gewaltigen, weitverbreiteten englischen Bankliteratur geschehen ist.

War ein solches Bedürfnis schon von jeher in England vorhanden, so ist das jetzt bei uns in Deutschland noch in unvergleichlich höherem Maße der Fall. Zunächst wegen der ganz verschiedenen Gestaltung des deutschen und des englischen Bankwesens. In England hat sich nämlich bereits, auf Grund seiner mehrhundertjährigen Erfahrungen, eine weitgehende Arbeitsteilung im Bankwesen entwickelt, von der bei uns erst die Anfänge vorhanden sind.

Der englische „Banker“ ist ein Mann, der von seinen Kunden Geldsummen als Depositen annimmt. Nur die Bank von England und die schottischen Banken haben daneben noch das Recht der Notenausgabe in beschränktem Umfange. Auf andere Weise kann sich ein englischer Banker normalerweise kein Kapital beschaffen. Von diesem Kapital bleibt ein Teil in der Bank, um für die Zahlungen der Kunden zu dienen, am Platze selbst fast ausschließlich gegen deren Checks, nach auswärts auch auf andere Weise. Der übrige Teil wird verwandt zum Diskontieren von Wechseln, zum Ankauf von sicheren Wertpapieren für eigene Rechnung und zu Leihgeschäften innerhalb wie auch, soweit nötig und vorteilhaft, außerhalb der Kundschaft, aber regelmäßig nur gegen „Sicherheit“ und zwar gegen leicht verwertbare Sicherheit. Von diesem Normaltypus gibt es zwar manche Ausnahmen, die aber entweder als ungesunde Auswüchse betrachtet oder nicht zum eigentlichen Bankgeschäft gerechnet werden.

---

[1]) Gilbart, The history, principles and practice of banking revised; by Michie. 1896.

Dagegen ist der Geschäftskreis des deutschen Bankwesens ein viel größerer. Zunächst findet man unter den Passiven vieler deutscher Banken große Summen von Accepten, welche neben Bardepositen und Banknoten (soweit letztere überhaupt noch ausgegeben werden dürfen) für die deutschen Banken das wichtigste Mittel der Kapitalbeschaffung bilden; ein solches Mittel sind sie natürlich auch dann, wenn die Banken ihren Kunden Kredite durch Acceptierung von Tratten gewähren. Ferner beschäftigen sich die deutschen Bankgeschäfte wohl sämtlich auch mit dem An- und Verkauf von Geldsorten, ausländischen Wechseln und Börsenpapieren aller Arten, für eigene wie für fremde Rechnung, nicht nur zum Zwecke der Kapitalanlage, sondern auch zum Zwecke der Spekulation. Ebenso wird die Emission neuer Börsenpapiere, einschließlich der Begründung und Vergrößerung von Aktiengesellschaften, von vielen Banken neben den „gewöhnlichen Bankgeschäften" betrieben. Auch das ganze Pfandbriefgeschäft, die Mobilisierung des Hypothekenkredits, gehört hierher; dieser Geschäftszweig ist ebenfalls noch nicht streng von den anderen Teilen des Bankgeschäfts getrennt; doch gestattet das Reichs-Hypothekengesetz von 1899 für die Zukunft nur die Entstehung „reiner" Hypothekenbanken.

Ohne weiteres leuchtet ein, wie sehr durch eine so wenig entwickelte Arbeitsteilung die Gefahren verstärkt werden, welche der Bankbetrieb mit sich bringt. Es ist eine dringliche Aufgabe der deutschen Bankwelt, sich mit diesen Gefahren noch mehr zu beschäftigen, als es diejenige Englands seit alters schon getan hat. Und in der gleichen Richtung wirkt noch eine andere Tatsache von großer Bedeutung.

Die Deutschen sind weit fähiger als die Engländer, Erfahrungen wissenschaftlich zu verarbeiten und sich durch die so verarbeiteten Erfahrungen bilden, sich bei ihrer Tätigkeit von den hierdurch gewonnenen Grundsätzen leiten zu lassen. Das ist sogar ihre Hauptstärke. Natürlich stehen ihr entsprechende Fehler gegenüber, vor allem die bekannte starke Neigung zum „Prinzipienreiten", zum Doktrinarismus, zum Radikalismus. Diese Fehler zeigen sich aber hauptsächlich als „Kinderkrankheiten", hervorgerufen durch mangelhafte Reife der Erkenntnis; sie schwinden mit deren Vertiefung und treten in der Regel erst wieder auf als „marasmus senilis" der Wissenschaft.

Das Bankwesen bedarf in besonderem Maße einer solchen wissenschaftlichen Durchdringung, die aber nur in engster Anlehnung an die Praxis sich vollziehen darf. Die Praktiker selbst müssen jenes Bedürfnis zunächst stark empfinden; sie müssen völlig klar darüber werden, wie unendlich viel ihnen dadurch genützt, wie sehr die Tätigkeit unserer Banken gegenüber der ausländischen Konkurrenz gefördert werden kann, wenn die bisherigen Erfahrungen systematisch gesammelt und unter Anwendung echter wissenschaftlicher Methoden verarbeitet, wenn dann die gewonnenen Resultate verwendet werden um die Ausbildung des Nachwuchses unserer Bankwelt zu vertiefen und zu verbreitern.

Die jetzt so stark aufkommende Praxis, Juristen ins Bankfach aufzunehmen, ist nur ein Notbehelf, der sogar unter Umständen recht bedenklich wirken kann; denn die juristische Vorbildung ist keineswegs besonders geeignet, den Geist

für die Aufnahme und zweckmäßige Verarbeitung geschäftlicher Erfahrungen zu schulen. Der gute Jurist muß bis zu einem gewissen Grade „Scheuklappen" haben, nach dem Grundsatze: „fiat justitia, pereat mundus." Das ist für einen künftigen Bankmann nicht gerade die beste Art der Vorbildung. Wenn dennoch aus jungen Juristen so manche hervorragende Bankpraktiker geworden sind, so ist das eben eine Folge ihrer ungewöhnlichen persönlichen Begabung, im Verein mit der Schulung des Geistes, welche jede wissenschaftliche Vorbildung mit sich bringt. Wenn die „Juristerei" in weiteren Kreisen als geeignete Vorbildung für alle möglichen Arten volkswirtschaftlicher und auch für manche Arten privatwirtschaftlicher Tätigkeit angesehen wird, so ist daran nur der unbefriedigende Zustand schuld, in dem sich die Wissenschaften vom wirtschaftlichen Leben befinden.

III.

Jetzt gehen die unschätzbaren Erfahrungen unserer Bankiers mit der Generation, welche sie gemacht hat, immer wieder verloren, und jede Generation muß sie aufs neue machen, was unheimlich viel Lehrgeld kostet. Natürlich wird es für alle Zeiten dabei bleiben, daß jedermann seine eigenen Erfahrungen zu machen hat; aber vieles kann erleichtert, der Blick kann geschärft, der Horizont erweitert, der Weg zu ganz neuen Aufgaben gebahnt werden. Einige Beispiele mögen das erläutern.

Der weitverbreitete Grundsatz, daß die Notenbanken ein Drittel ihres Notenumlaufs in bar liegen lassen müssen, ist hervorgegangen aus alten Erfahrungen, welche gezeigt haben, daß in Krisenzeiten die Banken auf plötzliche Präsentation eines solchen Teils ihres Notenumlaufs gefaßt sein mußten, auch wenn sie sehr vorsichtig zu Werke gegangen waren und ihre Zahlungsfähigkeit vernünftigerweise nicht bezweifelt werden konnte. Aber der Umfang der Präsentation von Banknoten in Krisenzeiten hängt zum großen Teile ab von der wirtschaftlichen Erziehung der Volkskreise, in denen sie zirkulieren: wirtschaftlich geschulte Kreise werden nicht so leicht von einer Panik ergriffen wie wirtschaftlich ungeschulte; deshalb kann z. B. in England die Bardeckung der Banknoten eine wesentlich kleinere sein als in den meisten anderen Ländern; große Notenabschnitte werden nicht so leicht massenhaft präsentiert wie kleine u. s. w. Jene schematische Dritteldeckung wird zweckmäßigerweise nach den Erfahrungen zu modifizieren sein; zu dem Zwecke muß man aber vor allen Dingen die Erfahrungen kennen lernen.

Zweitens: der Begriff der „bankmäßigen Deckung" für den Banknotenumlauf ist ebenfalls durch lange Erfahrungen entstanden. Man hat gefunden, daß gute Wechsel, Darlehen auf bewegliche Pfänder, sichere Börsenpapiere geeignete Anlagen für Zettelbanken sind. Wieviel Unterschriften Bankwechsel haben müssen, wie die Güte dieser Unterschriften festzustellen ist, bis zu welcher Höhe Zettelbanken bewegliche Pfänder beleihen dürfen, — dafür sind Grundsätze aufgestellt worden. Wir wollen einmal annehmen, daß diese Grundsätze richtig und für alle Zeiten gültig sind, was natürlich nicht zutrifft, da neue Erfahrungen sehr wohl die alten mehr oder weniger durchkreuzen können.

Aber vor allem: wie die Banknoten, so gehören doch auch die Bankdepositen meist zu den täglich fälligen Verbindlichkeiten. Warum wird das Erfordernis „bankmäßiger Deckung" nicht auch auf sie ausgedehnt? Diese Frage führt sehr weit; sie wird unbedingt früher oder später entschieden werden müssen, und es wäre sehr nötig, daß die Bankiers selbst sich recht eingehend mit ihr beschäftigten, schon um dem Staate keinen Anlaß zu weiteren Maßnahmen zu bieten, wie sie z. B. in den Vereinigten Staaten von Nordamerika längst ergriffen worden sind. Auch hinsichtlich des von deutschen Banken so stark betriebenen Wechselacceptierens drängen sich manche Fragen auf, die eines Studiums bedürfen.

Sehr nötig wäre es ferner, rationelle Grundsätze aufzustellen für die quantitative Verteilung der einer Bank zur Verfügung stehenden fremden Kapitalien, damit nicht allzuviel „auf einen Nagel gehängt wird", woran schon so manche Bank gescheitert ist.

Zahlreich sind auch im Emissionsgeschäfte die Fragen, welche wissenschaftlicher Behandlung in hohem Grade würdig sind. Dazu gehört z. B. die schon berührte wichtige Frage, inwieweit die Emission ausländischer Papiere für unsere Volkswirtschaft nützlich oder schädlich ist. Überhaupt werden die Emissionsbanken immer mehr, sowohl durch ihre eigenen Erfahrungen wie durch die Gesetzgebung dahin geführt, neben dem augenblicklichen Emissionsgewinn auch ihren dauernden Emissionskredit ins Auge zu fassen. Zu dem Zwecke bedürfen sie umfassender und systematischer Studien der Finanzen geldbedürftiger Staaten, sowie der Verhältnisse von Produktionszweigen, aus deren Bereiche sie Aktien emittieren. Alle Bankiers, nicht nur diejenigen, welche selbst Börsenpapiere emittieren, sondern auch die, welche sie nur weitervertreiben, sollten trachten, sich ein selbständiges Urteil zu bilden über die Obligationen und Aktien, die sie an ihre Kundschaft absetzen. Dazu sind sie aber nur imstande, wenn ihr Geist frühzeitig geschult wird für die Erkenntnis der Faktoren, von denen die Zahlungsfähigkeit eines Staates, die Rentabilität eines Unternehmens abhängt.

Eine Fülle von Problemen umfaßt auch die Bankverwaltung selbst, die Organisation des Mechanismus, von dessen Tätigkeit bisher die Rede war. Hier handelt es sich z. B. um zweckmäßige Arbeitseinteilung, wirksame Kontrolle, angemessene und zu guten Leistungen anspornende Entlohnung der Angestellten, um das Verhältnis zu etwaigen Zweiganstalten (mehr oder weniger Selbständigkeit hinsichtlich der verschiedenen Geschäftsarten?), um die Handhabung von Konsortialgeschäften, um die Dispositionen für den täglichen Bedarf an Betriebskapital und um zahlreiche andere Fragen, hinsichtlich deren sich bei jedem Bankier ein gewisses Quantum von Erfahrungen ansammelt. Jetzt hütet er sie eifersüchtig als sein persönlichstes Eigentum, weiß aber nichts von den Erfahrungen seiner Konkurrenten. Ist das ein Zustand, der dem Interesse aller Berufsgenossen dient? Ist er notwendig, solange Konkurrenz besteht? Schwerlich! Haben doch bedeutende englische Bankpraktiker, die gewiß nicht an zu wenig Selbstinteresse leiden, gerade viele dieser Erfahrungen anstandslos veröffentlicht. Es wäre auch durchaus verkehrt, anzunehmen, daß

dadurch der Betrieb von Bankgeschäften zu sehr erleichtert werden würde; im Gegenteil! Die Schwierigkeiten würden nur an eine andere Stelle, nämlich in die richtige Anwendung jener den Erfahrungen entnommenen Grundsätze, verlegt, sie würden verfeinert, vergeistigt werden. Der Bankier hätte nicht mehr so viel zu tun mit den elementaren Grundlagen seiner Berufstätigkeit, mit grober Handwerksarbeit. Sein Betrieb würde sich ähnlich entwickeln wie der des Gewerbes nach Entwicklung der Naturwissenschaften und nach Errichtung technischer Hochschulen.

Damit habe ich das Wort ausgesprochen, das viele meiner Leser wohl schon längst erwartet haben: Eine „Hochschule" für die Bankwelt? Ist sie bereits angebracht? Ich glaube: noch nicht! Dazu fehlt es uns noch an ausreichendem Material und an der rechten Methode für eine exakte Behandlung solcher Fragen. Jenes läßt sich nur schaffen, wenn unsere Bankiers selbst sich von der Notwendigkeit einer wirklichen „Bankwissenschaft" überzeugen. Die rechte wissenschaftliche Methode zu finden, ist dagegen Sorge der Wissenschaft, die sich dieser Aufgabe gewiß nicht entziehen wird; sie ist sogar schon eifrig dabei, sie zu lösen.

Was uns augenblicklich nottut, ist nicht eine „Hochschule", sondern ein „Institut für Bankwissenschaft", weit besser, wissenschaftlicher noch als das englische „Institute of Bankers", eine von der deutschen Bankwelt selbst zu begründende Anstalt für das Studium bankwissenschaftlicher Fragen. Erst wenn diese Grundlage geschaffen ist, wird es möglich sein, den jungen Bankiers die für ihren Beruf geeignete höhere Fachbildung und eine auf ihr beruhende Allgemeinbildung zu geben, welche sie nicht ihrem Berufe entfremdet.

Das wäre eine Tat, würdig des deutschen Bankierstandes, geeignet, seine Gegner zu entwaffnen.

Es wäre auch wohl der einzige Weg, um jene Wünsche zu erfüllen, welche einige hohe Beamte bei Begrüßung des Frankfurter Bankiertages ausgesprochen haben. Der Ober-Präsident der Provinz Hessen-Nassau rühmte bei dieser Gelegenheit mit besonderer Betonung die „unmittelbar auf das Gemeinwohl gerichteten, höchst anerkennenswerten und großartigen Leistungen" der deutschen Bankwelt in der letzten Krisis. Und der Oberbürgermeister der Stadt Frankfurt am Main erklärte in Übereinstimmung mit dem Vorsitzenden des Bankiertages, gegen die Angriffe auf die Banken gäbe es nur ein wirksames Mittel, welches darin bestände, „daß die privatwirtschaftliche Aufgabe des Bankierstandes sich aufs engste vermähle mit seiner volkswirtschaftlichen Aufgabe". Damit ist, wie ich glaube, nur dasjenige zum Ausdruck gebracht, was alle selbständigen Geister als die nächste Aufgabe unserer deutschen Bankwelt erkannt, und was manche weitblickende Leiter deutscher Banken auch schon auf ihre Weise auszuführen begonnen haben.

Der Oberbürgermeister Adickes hat sicher nicht sagen wollen, die deutschen Bankiers sollten weniger verdienen, die jetzige privatwirtschaftliche Betriebsweise solle durch eine „volkswirtschaftliche", durch eine „unmittelbar gemein-

nützige" ersetzt werden. Aber seine Worte regen doch an zu weiteren Perspektiven.

Seit der ältesten Zeit geht die wirtschaftliche Entwicklung dahin, allgemein gefühlte Bedürfnisse, „Gemeinbedürfnisse" jeder Art, in fortschreitendem Maße befriedigen zu lassen durch das Selbstinteresse wirtschaftlicher Unternehmer. Diese Entwicklung ist nicht, wie die Sozialisten glauben machen wollen, erst in neuerer Zeit entstanden. Vielmehr entstand sie schon damals als die „unmittelbar gemeinnützige" (sozialistische) Produktionsweise der Urzeit, die „geschlossene Hauswirtschaft", bei der alles, was eine Wirtschaft brauchte, in ihr hergestellt wurde, — als diese primitive Organisation des wirtschaftlichen Lebens allmählich dem freien Tauschverkehre weichen mußte. Schon Tauschverkehr und feste Berufsbildung brachten die Anfänge dessen, was man heutzutage mit einem durch und durch falschen, irreführenden Ausdrucke „kapitalistische" Produktionsweise zu nennen liebt. Die „unmittelbar gemeinnützige" Produktion wurde seitdem immer mehr beschränkt auf einzelne besonders wichtige „Gemeinbedürfnisse", deren Umfang und Zahl allerdings im Laufe der Zeiten auch gewachsen ist, aber lange nicht in dem Maße wie jene, nur mittelbar, nämlich durch Vermittlung des Selbstinteresses wirtschaftlicher Unternehmer, befriedigten „Gemeinbedürfnisse". Auch die „öffentlich-wirtschaftliche" Produktion unserer Staaten hat hindurchgehen müssen durch ein Entwicklungsstadium privatwirtschaftlicher Befriedigung. Das gilt selbst von dem allerwichtigsten „Gemeinbedürfnisse", demjenigen nach Schutz von Leben und Eigentum, im Innern der Staatsgemeinschaft wie nach außen.

Wenn der Staat die Befriedigung eines „Gemeinbedürfnisses" nicht mehr der freien Tätigkeit wirtschaftlicher Unternehmer überläßt, sondern sie in die eigene Hand nimmt, so kann er dazu bestimmt werden durch zwei Arten von Erwägungen. Entweder geht er aus von der Überzeugung, daß das in Frage stehende „Gemeinbedürfnis" Aufgaben von derartiger dauernder Bedeutung enthält, daß er ihre Lösung auf die Dauer unmöglich dem freien Walten des Selbstinteresses wirtschaftlicher Unternehmer überlassen kann. Dahin gehören vor allem die Bedürfnisse nach Rechtsschutz im Innern, nach Machtschutz gegen die Außenwelt, nach Organisation des Unterrichts, nach einem unveränderlichen allgemeinen Wertmaße und Tauschmittel und noch manches andere. Aber im ganzen handelt es sich dabei doch nur um einen kleinen, langsam wachsenden Kreis wichtigster Bedürfnisse.

Weit häufiger tritt der andere Fall ein: der Staat bemerkt, daß ein allgemein empfundenes Bedürfnis durch das Selbstinteresse wirtschaftlicher Unternehmer noch nicht zweckentsprechend befriedigt wird, etwa weil es den Unternehmern an Unternehmungsgeist oder an Besonnenheit und Verantwortlichkeitsgefühl oder an ausreichender Kenntnis jenes wirtschaftlichen Bedürfnisses fehlt. Unter Umständen kann letzteres nicht einmal dem Publikum, dem Konsumenten selbst hinreichend klar zum Bewußtsein gekommen sein; so lag z. B. der Fall bei den Anfängen der öffentlich-wirtschaftlichen Feuerversicherung, so auch bei Einführung der öffentlich-wirtschaftlichen Arbeiterversicherung in Deutschland. In allen diesen Fällen übernimmt der Staat einstweilen die Befriedigung

des wirtschaftlichen Bedürfnisses, gibt es aber früher oder später wieder ab an wirtschaftliche Unternehmer, dann nämlich, wenn diese imstande sind, es zweckmäßiger zu befriedigen als der Staat mit seinem schwerfällig und schematisch arbeitenden Apparate. Hier handelt es sich also stets nur um eine relative, vorübergehende Überlegenheit des staatlichen Betriebes. Aber die Staatsgewalt selbst weiß das in der Regel noch nicht, wenn sie eine Aufgabe übernimmt; sie erblickt nur die Lücken, die Mängel im privatwirtschaftlichen Betriebe, und sie bestrebt sich, die Lücken auszufüllen, die Mängel zu bessern.

So ist es auch mit manchen Teilen des Bankwesens gegangen. Die großen Zentralbanken sind zwar meist nicht eigentliche Staatsanstalten. Aber durch ihre zentrale Stellung, durch ihre enge Verknüpfung mit der Finanzwirtschaft der Staaten, durch ihr Monopol, durch die Art ihrer Leitung nähert sich ihr ganzer Charakter demjenigen „unmittelbar gemeinnütziger" Betriebe. Und ihr Geschäftsbereich ist in den einzelnen Ländern ganz verschieden begrenzt. In Deutschland geht er wesentlich weiter als in England, namentlich indem der größte Teil des Zahlungsverkehrs, soweit er sich überhaupt der Vermittlung einer Bank bedient, bei uns von der Reichsbank besorgt wird; dagegen liegt er in England, wo dieser Zahlungsverkehr unvergleichlich stärker entwickelt ist, ganz überwiegend in den Händen von Privatbankiers und gewöhnlichen Aktienbanken.

Diese viel stärkere Position der deutschen Zentralbank hat ihre glänzenden volkswirtschaftlichen Lichtseiten. Aber auf der anderen Seite wird dadurch die Basis des deutschen Privat-Bankgeschäfts bereits derart verkleinert, daß die so erwünschte Arbeitsteilung innerhalb desselben sich nur weit langsamer und unvollkommener entwickeln kann als in England.

„Vestigia terrent!" Wenn unsere Privatbankiers die weitere Verkleinerung ihres Geschäftsbereichs durch den Staat oder durch Monopol-Institute hindern wollen, so müssen sie sich rühren, müssen selbst das Ihrige dazu tun, damit „die privatwirtschaftliche Aufgabe des Bankierstandes sich aufs engste mit der volkswirtschaftlichen vermähle". Zu dem Zwecke habe ich die Begründung eines „Instituts für Bankwissenschaft" vorgeschlagen. Sache unserer Bankwelt ist es jetzt, diesen Vorschlag zu prüfen, zu modifizieren, durchzuführen oder abzulehnen.

Der deutschen Börsenwelt wurde — nicht von gegnerischer Seite — schon vor zwanzig Jahren gesagt, sie solle Hand anlegen an die Reform ihrer Organisation, sonst werde der Staat es tun trotz der Börse. Der deutschen Bankwelt wird ähnliches jetzt gesagt. Möge diese Warnung mehr fruchten als jene andere!

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Januar.

Der gemeinschaftlichen Aktion Deutschlands und Großbritanniens in Venezuela hat sich auch Italien angeschlossen, dessen berechtigte Forderungen von der südamerikanischen Republik ebenfalls mißachtet worden sind. Wie wenig es im Plane der drei europäischen Mächte liegt, auf kriegerische Abenteuer auszuziehen, daß es sich vielmehr nur darum handelt, für die von Venezuela zugefügten völkerrechtswidrigen Unbilden Genugtuung zu erlangen, ergibt sich aus der Erklärung der beteiligten Regierungen, keine Besitzergreifung des venezolanischen Landesgebietes zu beabsichtigen. Dadurch wurden auch die Unterstellungen amerikanischer Blätter hinfällig, wonach durch das Vorgehen Deutschlands, Großbritanniens und Italiens die Monroe-Doktrin verletzt werden sollte. In Wirklichkeit hatten die diplomatischen Vertreter Deutschlands und Englands vor Beginn ihrer Aktion sich mit der Regierung der Vereinigten Staaten in Verbindung gesetzt. Als dann von Venezuela aus die Berufung eines Schiedsgerichts angeregt wurde, waren die deutsche und die englische Regierung sogleich darüber einig, daß Präsident Roosevelt am besten geeignet wäre, einen Schiedsspruch zu fällen.

Die deutsche Regierung verhehlte sich jedoch sogleich keineswegs, daß der Präsident der Ver. Staaten Bedenken tragen könnte, eine solche Aufgabe zu übernehmen. Von dieser Erwägung geleitet, war es Deutschland, das für einen solchen Fall bei England die Überweisung der Angelegenheit an das Haager Schiedsgericht in Vorschlag brachte. Um so mehr muß auf diese deutsche Initiative nachdrücklich hingewiesen werden, als im Auslande behauptet worden ist, die offizielle Anregung sei vielmehr von den Ver. Staaten ausgegangen. In der Tat ist der Eventualantrag, das Haager Schiedsgericht mit der Entscheidung im venezolanischen Konflikte zu betrauen, zuerst in den am 23. Dezember von Deutschland und England der Unionsregierung übermittelten diplomatischen Noten enthalten und ebenso wie das an den Präsidenten Roosevelt gerichtete Ersuchen an bestimmte Vorbehalte geknüpft. Wiederum wurde der Versuch gemacht, das Verhalten Deutschlands zu verdächtigen, indem der Vorwurf erhoben wurde, die deutsche Regierung habe die unverzügliche Bezahlung eines sehr hohen Betrages verlangt, die gleichsam die Vorbedingung des schiedsgerichtlichen Verfahrens sein sollte. Auf diese Weise sollte zwischen dem Verhalten Deutschlands und demjenigen Englands ein Gegensatz festgestellt werden, während tatsächlich die englische Regierung, gerade wie Deutschland, dieselbe Voraussetzung geltend gemacht hat. Auch ist die Höhe der von England geforderten Summe nahezu dieselbe; überdies begnügen beide Regierungen sich mit Garantien für die Leistung der durchaus liquiden Forderungen, die nicht mehr zum Gegenstande des Schiedsspruches gemacht werden dürfen. Daß zur Blockade venezolanischer Häfen übergegangen werden mußte, war die Folge des an die südamerikanische Republik gerichteten Ultimatums. Der Präsident Castro hätte sich um so mehr veranlaßt sehen müssen, den berechtigten Ansprüchen der europäischen

Mächte Genüge zu leisten, da er im eigenen Lande mit den Gefahren des Bürgerkrieges zu rechnen hat und sich von dem Führer des Aufstandes, Matos, bedroht sieht. Nachdem Castro die Noten der Mächte beantwortet, haben diese in ihrer Erwiderung die früheren Vorbehalte aufrecht erhalten. Nach einer telegraphischen Mitteilung aus Washington vom 8. Januar übermittelte der Gesandte der Ver. Staaten in Caracas, Bowen, dem Staatssekretär Hay eine weitere Äußerung Castros, wonach dieser sich bereit erklärt, sich dem Schiedsgericht zu unterwerfen. Nicht ausgeschlossen ist, daß der Konflikt durch Verhandlungen zwischen den diplomatischen Vertretern der beteiligten Mächte und dem Gesandten Bowen, als Bevollmächtigtem Venezuelas, der Lösung näher geführt wird, so daß das Schiedsgericht im Haag gar nicht oder doch nur zum Teil mit der Erledigung der Streitfrage befaßt zu werden braucht.

Hier ist nun wiederum zu bemerken, welcher Gehässigkeiten der antideutsche Teil der englischen Presse sich bediente, um das Einvernehmen zwischen den Regierungen Englands und Deutschlands zu stören. Das vielberufene „Gedicht" Rudyard Kiplings „Die Ruderer" (The rowers), in dem er die zur Blockade der venezolanischen Häfen mit den Engländern vereinten Deutschen „Goten und Hunnen" nennt, ist freilich eine so törichte Reimerei, zeugt von einer solchen Roheit der Gesinnung, daß man ihm zu viel Ehre erweist, wenn man es ernst nimmt. Selbst die „Times", die es — zu ihrer Schmach — abgedruckt hat, kann nicht umhin, es mit einigen entschuldigenden Bemerkungen zu begleiten, und der „Spectator", der aus der giftigen Deutschenhetze ein Geschäft zu machen scheint, räumt ein, daß es „unter gewöhnlichen Umständen" nicht recht sei, den nationalen Haß zu schüren; hier aber liege die Notwendigkeit vor, der Regierung „deutlich und kräftig" zu sagen, daß das englische Volk der Verbündete Deutschlands nicht sein könne und nicht sein wolle, „daß man die Kontrolle seiner auswärtigen Politik auch nicht für eine Stunde in die Hände des Kaisers und seines Kanzlers legen dürfe". Wieder ist es die „Saturday Review", die auch diesmal in einem scharfen Protest der Wahrheit die Ehre gibt und die Stimme der Vernunft hören läßt. „Es ist eine unheilvolle Allianz," sagt das angesehene Londoner Wochenblatt, „daß die Zeitung, die mit Recht als die am meisten repräsentative Englands, vielleicht als die mächtigste der Welt gilt, und der ‚Dichter', der den meisten Lärm in der Welt macht, sich verbunden haben sollten, um solche beschimpfenden Ausdrücke wie Goten und Hunnen einer Nation an den Kopf zu werfen, welche die Führerin der Welt in der Wissenschaft ist, und mit welcher wir in vieler Beziehung zusammen wirken können."

Die Reise des russischen Ministers des Auswärtigen, Grafen Lamsdorff, nach Wien, die ihn zuvor nach Belgrad und Sofia geführt hatte, kennzeichnete sich durchaus als eine Friedensbürgschaft. Sowohl die serbische als auch die bulgarische Regierung konnten nach der Veröffentlichung des unmittelbar vom russischen Ministerium des Auswärtigen herrührenden Communiqué im „Regierungsboten" keinen Zweifel an den wirklichen Absichten des Zaren hegen, der zwar eine friedliche, maßvolle Reformpolitik in Mazedonien nachdrücklich zu unterstützen bereit ist, von einer Aufrollung der orientalischen Frage jedoch nichts wissen will. In diesem Sinne hatte bereits der russische Botschafter in Konstantinopel, Sinowiew, das Terrain geebnet und dabei die volle Unterstützung des deutschen Botschafters bei der ottomanischen Pforte, Freiherrn von Marschall, gefunden. Daß Graf Lamsdorff in Serbien und in Bulgarien der Auffassung der russischen Regierung den erforderlichen Ausdruck verliehen hat, darf mit Sicherheit angenommen werden. Besonders bedeutsam ist, daß in Wien völlige Übereinstimmung der Anschauungen zwischen dem russischen Minister des Auswärtigen und dem Leiter der auswärtigen Politik Österreichs, Grafen Goluchowski, erzielt worden ist.

Die türkische Regierung wird sich, um den Ruhestörungen in Mazedonien ein Ende zu bereiten, nicht der Pflicht entziehen können, in der Verwaltung dieser

türkischen Provinz praktische Reformen durchzuführen, durch die die Souveränetätsrechte des Sultans durchaus nicht berührt werden. Die Art dieser Reformen ist von dem Grafen Lamsdorff und dem Grafen Goluchowski vereinbart worden, und den Unterzeichnern des Berliner Vertrages wird von den in Wien erzielten Ergebnissen Kenntnis gegeben werden. Vor allem wird die innere Verwaltung Mazedoniens eine Umgestaltung erfahren müssen. Dazu bedarf es an erster Stelle eines zuverlässigen Beamtenpersonals, das regelmäßige und angemessene Gehälter empfängt, da namentlich der Umstand, daß die Regierung in Konstantinopel häufig mit der Bezahlung der Gehälter im Rückstande blieb, die türkischen Beamten veranlaßt hat, sich auf andere Weise schadlos zu halten, und dadurch die Quelle von Bedrückungen ward.

Nicht minder lebhafte Beschwerden wurden über die türkische Gendarmerie erhoben, weshalb eine Reorganisierung dieser mit der mazedonischen Bevölkerung im unmittelbaren täglichen Verkehr stehenden Polizeitruppe unumgänglich notwendig ist, ebenso wie im Hinblick auf den christlichen Teil der Bevölkerung die Gendarmerie und deren Offiziere nicht ausschließlich aus Mohammedanern bestehen sollten. Die ottomanische Pforte hat durch eine unlängst getroffene Maßregel bereits bekundet, daß sie Mißstände in dieser Hinsicht selbst zugibt. Sie hat deshalb angeordnet, daß die rückständigen Gehälter an die Mannschaften und die Offiziere der Gendarmerie in Mazedonien unverzüglich ausgezahlt werden sollen. Wenn dagegen von der Ernennung eines christlichen Gouverneurs in Mazedonien die Rede war, so muß betont werden, daß Rußland Abstand von einer solchen Forderung genommen hat, der, wie mit klarem Blicke der russische Minister des Auswärtigen und der russische Botschafter in Konstantinopel erkannten, die Türkei in keinem Falle zustimmen würde. Mit einem christlichen Gouverneur in Ostrumelien hatte die ottomanische Pforte allzu ungünstige Erfahrungen gemacht, als daß sie nicht die Besorgnis hegen sollte, daß auf dieselbe Weise, wie damals Ostrumelien sehr bald an Bulgarien angegliedert wurde, auch Mazedonien vom türkischen Reiche losgetrennt werden könnte.

Die Autonomie Mazedoniens mußte ebenfalls als aussichtslos erscheinen. Wohl ist auf Kreta exemplifiziert worden, allein die Verhältnisse Kretas sind von denjenigen Mazedoniens durchaus verschieden. Abgesehen davon, daß die Türkei damals einen siegreichen Krieg durchgefochten hatte, brauchte sie bei der Bewilligung der Autonomie an die Insel nicht zu fürchten, daß der Zerstückelungsprozeß weitere Fortschritte machen würde. Erhielte jedoch Mazedonien die Autonomie, so ließe sich nicht absehen, wie weit sich die Wirkung eines solchen Vorgehens in der europäischen Türkei erstrecken würde.

In Sofia und in Belgrad wird man sich also mit Rücksicht auf den klar ausgesprochenen Willen Rußlands und Österreich-Ungarns, den Frieden auf der Balkan-Halbinsel aufrechtzuerhalten, bescheiden müssen. Überdies fehlt es nicht an Anzeichen, aus denen geschlossen werden muß, daß die Meldungen über die angeblichen türkischen Greuel vielfach auf Übertreibungen beruhten. Aus griechischer Quelle ging dem „Journal des Débats“ ein durch eine ganze Reihe von Tatsachen begründeter Bericht zu, wonach die Greuel in Mazedonien vielfach von den bulgarischen Banden verübt worden sein sollen, um die Bevölkerung gegen die türkische Regierung aufzuhetzen; und diese Mitteilungen des Pariser Blattes sind nicht etwa vereinzelt. Vielmehr hat auch der nach Mazedonien entsendete Spezialkorrespondent der römischen „Tribuna“, eines der italienischen Regierung nahestehenden Organs, in demselben Sinne berichtet.

Einen ernsteren Charakter schienen die marokkanischen Wirren anzunehmen. Deutschland hat in Marokko keine politischen, sondern nur Handelsinteressen, die selbst durch einen Wechsel in der Dynastie kaum beeinflußt werden würden. Mit Recht läßt es daher den zunächst beteiligten Mächten Frankreich, England und Spanien den Vortritt. Selbst wenn also die europäische Diplomatie ihre Zurück-

haltung aufgeben müßte, würde Deutschland für angemessen erachten, daß diese drei Mächte sich untereinander ins Einvernehmen setzen, sei es nun, daß sie auf einer Konferenz über gemeinsame Maßregeln zur Wiederherstellung der Ordnung beraten, sei es, daß sie Spanien mit einer bezüglichen Aktion betrauen. Daß Frankreich mit Rücksicht auf seine Kolonie Algerien ein großes Interesse an geordneten Zuständen in dem benachbarten Marokko hat, leuchtet ohne weiteres ein. Die Besetzung der Tuatoasen mußte selbst in England als ein berechtigter Akt der Notwehr anerkannt werden, da Frankreich seine Grenzen nach Marokko hin zu schützen benigt war und auch vor einer „Grenzberichtigung" nicht zurückschrecken durfte. Begreiflich erscheint zugleich das Bestreben Frankreichs, eine Verbindung zwischen Algerien und seinen westafrikanischen Besitzungen herzustellen. Von deutscher Seite wird sicherlich nicht der geringste Versuch gemacht werden, diese französische Politik zu stören, wie überhaupt daran festgehalten werden muß, daß auf dem Gebiete der Kolonialpolitik Frankreich und Deutschland keine einander widerstreitenden Interessen haben. Die marokkanische Frage interessiert in politischer Hinsicht außer Frankreich insbesondere noch Spanien und England. Spanien kann nach dem Verluste seiner Kolonien nicht auf seine Interessensphäre in Marokko verzichten, da es andernfalls auch in handelspolitischer Hinsicht völlig abgeschnitten wäre. Großbritannien wiederum ließe sich kaum bereit finden, die Besetzung Tangers einer anderen Macht zu gestatten. Seitdem sich herausgestellt hat, daß die Batterien von Gibraltar die Meerenge nicht mehr beherrschen, vielmehr von der afrikanischen Küste aus der Weg zum Suezkanal für englische Schiffe verhindert werden könnte, überwiegt in Großbritannien die Auffassung, daß bei einer Teilung Marokkos Tanger an England fallen müßte.

Eine durchaus befriedigende Lösung haben die zwischen Österreich und Ungarn geführten Ausgleichsverhandlungen gefunden. Eine Zeitlang konnte es scheinen, als ob eine innere Krisis in beiden Ländern unvermeidlich wäre. Schließlich drang jedoch die Überzeugung durch, daß beide Länder auch in wirtschaftlicher Hinsicht aufeinander angewiesen sind. Obgleich die Einzelheiten des erzielten Ausgleichs noch nicht bekannt sind, darf doch mit Sicherheit angenommen werden, daß auch die parlamentarischen Körperschaften in Österreich und in Ungarn dem von den Ministerpräsidenten von Körber und von Szell getroffenen Abkommen zustimmen werden. Österreich-Ungarn wird dann auch imstande sein, in die Verhandlungen mit Deutschland über die Erneuerung des Handelsvertrages einzutreten. Eine Kündigung des bestehenden Vertrages wird, wie angenommen wird, zunächst nicht erfolgen; vielmehr sollen die Verhandlungen, während der alte Vertrag fortdauert, geführt werden. Andererseits hat Österreich-Ungarn sich veranlaßt gesehen, den Handelsvertrag mit Italien zu kündigen. Österreich-Ungarn legt besonderes Gewicht auf die Beseitigung der „Weinklausel", zumal bei deren Fortdauer auch anderen Ländern, insbesondere Frankreich, nunmehr dieselben Vergünstigungen für die Weineinfuhr gewährt werden müßten. Dagegen wird von italienischer Seite geltend gemacht, daß es sich bei der Weinklausel gleichsam um ein Äquivalent für die der österreichisch-ungarischen Industrie gewährten Vorteile handelte. Im Hinblick auf das Dreibundsverhältnis darf der zuversichtlichen Erwartung Ausdruck verliehen werden, daß wie die Erneuerung des Handelsvertrages zwischen Italien und Deutschland auch diejenige der zwischen Österreich-Ungarn und den beiden anderen Dreibundmächten bestehenden Handelsverträge zum glücklichen Abschlusse gebracht werden wird.

In Frankreich hat am 4. Januar die Erneuerung eines Drittels des Senats stattgefunden. Das Ergebnis dieser Wahlen, zu denen noch einige Ersatzwahlen hinzukamen, war dem Ministerium Combes überwiegend günstig. Sowohl die Parteigänger des früheren Conseilpräsidenten Méline als auch die Nationalisten sahen sich in ihren Erwartungen getäuscht, während die Klerikalen ihre Bollwerke im westlichen Frankreich zu behaupten vermochten. Im Senate wird die Regierung

ihre republikanische Mehrheit noch verstärkt sehen, und dies ist deshalb bedeutsam, weil die Opposition gehofft hatte, daß die geistlichen Genossenschaften gerade im Oberhause nach den neuen Wahlen eine Unterstützung finden könnten. Da nun die Radikalen und die Sozialisten vielfach als Sieger aus dem Wahlkampfe hervorgegangen sind, wird auch der Antrag in Betracht kommen können, wonach die loi Falloux, betreffend den Mittelschulunterricht, aufgehoben werden soll. Da das Vereinsgesetz die vom Staate nicht ermächtigten geistlichen Genossenschaften nur vom Elementarunterrichte ausschließt, waren die Kongregationen in der Lage, durch ihre Mitglieder den Gymnasialunterricht noch erteilen zu lassen. Hier liegt aber gerade die Gefahr, daß die Klerikalen insbesondere für die École polytechnique und die Offizierschule von Saint-Cyr Elemente vorzubereiten vermögen, die, wie sich in der Dreyfus-Affaire deutlich gezeigt, den republikanischen Einrichtungen durchaus nicht ergeben sind. Hier gilt es also den Hebel anzusetzen.

Die jüngsten Erneuerungswahlen für den Senat waren auch insofern symptomatisch, als die nationalistischen Kandidaten, abgesehen von dem früheren Polizeipräfekten Andrieux, unterlegen sind. Besonders charakteristisch war die Niederlage des früheren Ministers des Auswärtigen Hanotaux, der zwar als republikanischer Kandidat auftrat, sich jedoch die Unterstützung der Nationalisten sehr gern gefallen ließ. Allerdings erfolgen die Senatswahlen nicht, wie diejenigen für die Deputiertenkammer, auf der Grundlage des allgemeinen Stimmrechts. Die Zusammensetzung des Wahlkörpers für den Senat gestattet jedoch Rückschlüsse auf den état d'âme des maßvolleren Teils der Bevölkerung. Senatswähler sind zunächst die Deputierten der zur Wahl aufgerufenen Départements, die in alphabetischer Reihenfolge die Drittelserneuerungen der ersten Kammer vollziehen, ferner die Mitglieder der General- und Arrondissementsräte, endlich die Delegierten der Gemeinden. Wenn nun diese gleichsam ausgewählten Wähler sich in ihrer überwiegenden Mehrzahl zu Gunsten der bestehenden Regierung ausgesprochen haben, so darf angenommen werden, daß durch das allgemeine Stimmrecht bei den Deputiertenwahlen sicherlich kein günstigeres Ergebnis für die Oppositionsparteien herbeigeführt werden würde.

Diese Parteien haben sich auch insofern stark verrechnet, als sie gehofft hatten, daß die Humbert-Affaire ihnen zu statten kommen würde. Das geheimnisvolle Verschwinden der Familie Humbert wurde von den nationalistischen Organen damit in Zusammenhang gebracht, daß die Regierung Enthüllungen fürchte. Mit dem „Panamaschwindel" wurde die Angelegenheit in Parallele gestellt und die Dreyfus-Affaire ebenfalls in Zusammenhang mit einer „escroquerie" gebracht, die auch nicht den geringsten politischen Charakter hat, vielmehr nur für die Erfindungsgabe der aus dem südlichen Frankreich stammenden Madame Humbert und die Leichtgläubigkeit der von ihr Betrogenen ein glänzendes Zeugnis ablegt.

In Spanien ist nach dem Tode Sagastas die im liberalen Feldlager herrschende Verwirrung von neuem erhärtet worden. Als Leiter der Regierung hatte der jetzt Hingeschiedene eine ernsthafte Reformpolitik nicht durchzuführen vermocht, weshalb sich die wirklich liberalen Elemente von ihm zurückzogen. Deshalb muß es auch sehr schwer fallen, einen geeigneten Parteiführer zu finden, der im Sinne einer straffen Organisation zu wirken vermag. Die nächsten allgemeinen Wahlen für die Deputiertenkammer werden jedenfalls eine geschlossene Mehrheit für das Ministerium Silvela ergeben.

Literarische Rundschau.

Weltgeschichte in Charakterbildern.

Chateaubriand. Von Charlotte Lady Blennerhassett, geb. Gräfin von Leyden. Mit 60 Abbildungen. Mainz, Franz Kirchheim. 1903.

Ein Werk der Lady Blennerhassett darf stets auf einen freundlichen Empfang rechnen, ist man doch sicher, dort die sorgfältigste Forschung, eine anmutige Darstellung, ein feinsinniges Urteil, eine vornehme Weltanschauung anzutreffen. Bei diesem neuen Buch könnte vielleicht im ersten Augenblick ein Zweifel darüber entstehen, ob der Gegenstand nach seiner Besonderheit das Interesse weiterer Kreise zu gewinnen vermag. Aber jede nähere Erwägung zerstört alsbald diesen Zweifel. Chateaubriand steht uns nahe schon durch die politisch-religiösen Bewegungen, die er hervorgerufen hat, mehr als irgend ein anderer erschließt er ein Verständnis der religiösen und der kirchenpolitischen Lage Frankreichs, die uns wahrlich nahe genug berührt; ferner kann er als ein Bahnbrecher der Romantik einer Zeit nicht gleichgültig sein, in der wieder so viel Sinn und Sympathie für Romantik erscheint; mit dem Ganzen seines Naturells, seines Wirkens, seiner Schicksale gewährt er endlich ein Lebensbild so reich an Bewegung und Spannung, daß die wachsende Schätzung der Persönlichkeiten, die wir heute üben, auch ihm zugute kommen muß. Daß endlich sein Leben sich auf einem gewaltigen historischen Hintergrund abspielte, und daß es ihn mit den hervorragendsten Geistern der Zeit eng zusammenführte, das steigert auch für den Leser die Bedeutung des Werkes.

Aber was den Gegenstand anziehend macht, das erschwert seine Behandlung; die volle Überwindung dieser Schwierigkeiten durch die Verfasserin verdient aufrichtige und dankbare Anerkennung. Lady Blennerhassett hat sich schon länger und im Gedanken eines ausführlicheren Werkes mit dem Stoff beschäftigt. Das ist ein großer Vorteil auch für diese kürzere Darstellung. Denn so allein ward es möglich, auch den Hintergrund zu beleben, farbenreiche Gesamtbilder der wechselnden Umgebung zu bieten und namentlich der Gestalt des Helden die intimeren Züge zu geben, die das Ganze erst anschaulich und glaubwürdig machen. Wie eindrucksvoll ist die bretonische Heimat mit ihren seelischen Wirkungen, wie fesselnd sind die literarischen, gesellschaftlichen und politischen Zustände in Paris, die persönlichen Verhältnisse in Rom u. s. w. geschildert, wie körperhaft ist vor allem das Bild des Helden geworden! — Was aber die Beurteilung anbelangt, so steht die Verfasserin ihrem Gegenstande zugleich nahe genug, um die innere Sympathie zu empfinden, ohne die es kein Verständnis einer eigenartigen Persönlichkeit gibt, und fern genug, um sich die volle Freiheit des Urteils zu wahren und die Grenzen

scharf zu ziehen; alle Schätzung der Verdienste Chateaubriands um die Religion und die Kunst verdeckt und verringert in keiner Weise die Kluft, welche ihre eigene, tiefere Überzeugung von seiner vorwiegend ästhetischen Fassung der Religion trennt. — In dem Ganzen der Leistung aber scheint uns besonders hervorragend die Kraft und die Kunst, bei aller bunten Mannigfaltigkeit der Ereignisse und Erlebnisse die Persönlichkeit des Helden stets im beherrschenden Mittelpunkt zu halten und zugleich alle Fülle der Schilderung zur Charakteristik des Helden zu benutzen. Bleibt so die Aufmerksamkeit des Lesers an erster Stelle immer der Persönlichkeit zugewandt, so darf auch unser Bericht wohl die Frage zur Hauptsache machen, wie sich nach der hier gebotenen Darstellung das Bild des Mannes ausnimmt.

Am wenigsten kann Chateaubriand als Politiker gefallen. So gewiß bedeutende Anregungen von ihm ausgehen, und so gewaltig bisweilen seine Stimme in entscheidenden Augenblicken erschollen ist, wirkliche Größe erreicht er nur, so lange er sich in der Opposition befindet; wo immer es eigenes Schaffen gilt, erscheint bei ihm ein peinlicher Mangel an Klarheit und Einfachheit; Eitelkeit und Ehrgeiz verwickeln ihn in Situationen, denen er nicht gewachsen ist; ein erregbares Temperament treibt ihn zu extremen Konsequenzen, die das Ganze seines Wollens nicht rein zum Ausdruck bringen. Ein gewisser Hang zu superklugem Gebahren verleitet gelegentlich sogar zu politischem Intriguenspiel und einer Preisgebung gebotener Redlichkeit.

Höher steht der Denker und Forscher, aber auch hier bleibt die Leistung innerhalb bemessener Grenzen. Eine Schärfe philosophischen Denkens ist nach der ganzen Art des Mannes nicht zu erwarten. Aber auch der Gesichts- und Bildungskreis ist ziemlich eng, namentlich im Vergleich mit der Weite und Empfänglichkeit der deutschen Romantik. Es fehlt ein näheres Verhältnis zu Dante wie zu Shakespeare, von der ganzen deutschen Literatur hat nur Goethes „Werther" einen direkten und zwar einen starken Einfluß hierher geübt. Die historischen Grundlagen des Hauptwerkes, des „génie du Christianisme", bilden die Bibel, das klassische Altertum in der Auslegung des französischen 17. Jahrhunderts und dies von Chateaubriand aufs höchste gefeierte Jahrhundert selbst. Später erfolgten nach verschiedenen Seiten Erweiterungen, und die Wendung zur historischen Forschung ergab engere Beziehungen zur Vergangenheit; immerhin hat die Gedankenarbeit einen Zug des Dilettantismus nie ganz abgelegt.

Die wahre Größe des Mannes liegt in der Kunst und in der Religion oder vielmehr in ihrer gegenseitigen Durchdringung. Die zauberische Darstellungsgabe haben auch die erbittertsten Gegner bereitwillig anerkannt. Nirgends hat die romantische Kunst der Gefühlsdarstellung eine größere Vollendung erreicht, nirgends ist die Prosa so sehr Musik und Vers geworden. Ein mächtiges Pathos durchlodert die Darstellung, eine leidenschaftliche Rhetorik überwältigt den Leser; es hatte guten Grund, wenn man Chateaubriand „das Geheimnis der mächtigen Worte" (le secret des mots puissants) zuschrieb. Aber mit solcher Kraft verwebt sich untrennbar eine große Innigkeit, ein Gestaltungsvermögen des Zarten, Schwebenden, Schwingenden. Besonders hinreißend ist Chateaubriand in dem Ausdruck schwermütiger Stimmungen, die über seine eigene Seele so viel Gewalt hatten. Meinte er doch von sich selbst: „Ich kann nicht lachen, ich habe es nicht früh genug gelernt; wenn ich in die Freude anderer eindringen will, liegt mir stets das Weinen nahe." Seine wahren Erzieher nannte er die Winde und Wellen seiner Heimat und die frühe Gewöhnung an Ungemach und Entbehrungen. Solche Stimmung machte ihn zu einem unvergleichlichen Darsteller untergegangener Zeiten, versunkener Kulturen, erinnerungsreicher Ruinen; auch das steht damit in Verbindung, daß die Treue für die Abgeschiedenen einen der schönsten Züge seiner Empfindungswelt bildet. In der Natur aber sind es namentlich die großen elementaren Gewalten, die ihn zu stimmungsvoller Schilderung reizen; so namentlich das Meer, „die Heimat, die mit uns wandert".

Das würdigste Feld der Betätigung fanden aber solche Gaben und Stimmungen auf dem Gebiete der Religion. Mit Recht dringt Chateaubriand selbst gegenüber allen späteren Verunglimpfungen seines Werkes, namentlich auch von religiöser Seite, darauf, daß es aus den Verhältnissen seiner Entstehungszeit beurteilt werde. Gegenüber der bis zur gänzlichen Verneinung der Religion fortgeschrittenen Aufklärung und gegenüber den Zerstörungen der Revolution galt es, die Religion überhaupt erst wieder zu Ehren zu bringen; dies aber tat Chateaubriand mit der Wendung zum ästhetischen Gefühl; es ist bezeichnend dafür, daß der „Geist des Christentums" die weitere Aufschrift trägt „oder Schönheiten der christlichen Religion" (beautés de la religion Chrétienne). Das Christentum sollte in der Überzeugung der gebildeten Welt neu befestigt werden durch den Nachweis seiner veredelnden, erhöhenden, beseelenden Kraft, und diesen Nachweis sollte vornehmlich die künstlerische Betrachtung liefern; Chateaubriand wollte die Religion verteidigen „en la rendant douce et touchante pour la cœur". War der Ausgang der Aufklärung geneigt, die Religion, wenigstens in ihrer kirchlichen Form, als eine bloße Schwäche des Menschen darzustellen, sie als lächerlich dem Spott zu überliefern, so setzte Chateaubriand sein ganzes Vermögen daran, sie als einen Quell der Größe und Stärke zu zeigen. Die Art, wie das vom Gefühl aus geschah, hat gewiß schwere Mängel, aber die tatsächliche Leistung überschreitet oft das bloße Gefühl und erwirbt sich ein unbestreitbares Verdienst darin, gegenüber der intellektualistischen Verflüchtigung die Religion wieder als eine reale Lebensmacht, einen Strom geistigen Lebens zu würdigen. Der „Geist des Christentums" enthält eine Fülle solcher Gedanken nicht bloß geistreicher, sondern auch tiefer Art. So wird z. B. der Einfluß der Idee des Unendlichen auf die Größe des Lebens, das Wirken der Religion zur Verschärfung der Kontraste und damit der dramatischen Spannung der Kunst wie auch des Lebens u. s. w. eindringlich geschildert.

Auch war Chateaubriand bei aller Verfechtung der Religion kein Parteigänger hierarchischer Macht und ultramontaner Bestrebungen. Bezeichnend dafür ist, daß im „Geist des Christentums" des Papsttums nur einmal ganz flüchtig gedacht wird; auf die Theorie des Absolutismus in der Kirche hat Chateaubriand sich nie verpflichtet. Ebensowenig hat er darin das höchste Ziel gefunden, das Christentum möglichst in der mittelalterlichen Form festzuhalten, wie das neuerdings auch in Deutschland wieder mit mehr polterndem Eifer als wissenschaftlicher Einsicht verlangt wird. In der Vorrede zur ersten Gesamtausgabe seiner Werke sagt er: „Wer heute die katholische Religion an eine bestimmte Regierungsform binden, sie in Gegensatz zu Wissenschaft und Fortschritt setzen, von der Gesellschaft, wie sie geworden ist, trennen wollte, würde die Völker dem Protestantismus zuführen." Als ein Anhänger von Leibnizens Geschichtsauffassung glaubt er bei aller scheinbaren Rückläufigkeit der Bewegungen an einen kontinuierlichen Fortschritt und hofft er auch für das Christentum, in ausdrücklicher Ablehnung der von Bossuet vertretenen Unbeweglichkeit, eine neue, eine philosophische Ära. Eindringlich genug war seine Mahnung, die Religion nicht durch Überspannung zu gefährden: „Par excès de religion ne laissons pas la religion périr!" So können die Ultramontanen sich nicht auf den Mann berufen, der in Frankreich am meisten für die Wiederbelebung der Religion getan hat.

Einige Worte seien endlich Chateaubriand dem Menschen gewidmet. Hatten wir die Leistungen zu beurteilen, so dürfen wir den Menschen nur zu verstehen suchen, entsprechend dem Geist des vorliegenden Buches, das weder richten noch beschönigen, sondern begreifen lehren will. Chateaubriand war kein männlich starker und fester Charakter, aber er war reich an edlen Zügen, und er stand über manchem, was die große Mehrzahl seiner Zeitgenossen bezwang. So hat er sich z. B. seine Selbständigkeit auch Napoleon gegenüber gewahrt. Und so ist er unter allen Leidenschaften des politischen Treibens nie zum bloßen Parteimann geworden; er hat immer sein eigenes Programm gehabt und er hat dafür Opfer zu bringen

verstanden. Seinen Hauptfehler, ein überspanntes, gelegentlich zu eitler Selbstbespiegelung sinkendes Selbstbewußtsein, teilt er mit den meisten Romantikern; er hat ihn durch ein einsameres und mannigfach verbittertes Alter gebüßt. So gehört er nicht zu den Menschen, an denen wir uns emporheben, wohl aber zu denen, die uns mehr Verständnis für Leben und Schicksale eröffnen.

Von dem Buche aber, das uns dieser Mann und seine Zeit näher bringt, scheiden wir ungern, und wir können das nicht, ohne eine Beschäftigung mit ihm warm zu empfehlen. Es wirkt in ihm zugleich eine echte geistige Freiheit und die unerschütterliche Festigkeit einer auf eigener Erfahrung gegründeten Überzeugung: so kann es nur wohltuend auch in die Weite wirken.

Rudolf Eucken.

Die Popularisierung der Naturwissenschaften.

Von Sonnen und Sonnenstäubchen. Kosmische Wanderungen von Wilhelm Bölsche. Mit vier farbigen und vier schwarzen Tafeln nach Originalaquarellen von Professor Ernst Haeckel. Berlin, Georg Bondi. 1903.

Wir nennen uns stolz — und mit gerechtem Stolz! — das Zeitalter der Naturwissenschaften, und wir haben es ja auch recht weit gebracht in der Erkenntnis und der darauf gegründeten Beherrschung der Natur. Das ist, genau genommen, vielleicht das einzige, was wir vor älteren, alten und ältesten Zeiten voraus haben. Daß nun die Mittel zur Naturbeherrschung immer mehr das ausschließliche Handwerkszeug einer geschlossenen Zunft, unserer Technik werden, der die große Masse des übrigen Volkes mit ebenso ehrfurchtsvollem als verständnislosem Staunen gegenübersteht, das liegt am Ende in der Natur der Sache und ist nicht zu ändern. Daß aber die Grundwahrheiten unserer modernen Naturerkenntnis immer noch nicht Gemeingut unseres Volkes werden, immer noch nicht wirklich in Fleisch und Blut auch nur der Gebildeten übergehen wollen, das ist doch sehr zu bedauern, schon wegen der Rückwirkungen, die es auf unser ganzes Geistesleben hat. Wir hören es nicht gerne, aber wir können es nicht leugnen, daß wir auch in der Zeit des Gesundbetens leben, und da atmet man ganz besonders erleichtert auf, da schlägt einem das Herz vor freudiger Genugtuung, wenn man von verantwortlicher Stelle das herrliche Wort von der Weiterbildung der Religion sprechen hört. Woher soll aber diesem ewigen Urstamme menschlicher Philosophie und Poesie, Kunst und Wissenschaft die Befruchtung kommen, die ihn neue Blüten treiben und neue Früchte reifen läßt? Woher anders als aus der modernen Natur- und Weltanschauung, die keinen Sündenfall aus dem Paradiese kennt, wohl aber ein Emporringen unserer vorgeschichtlichen Urahnen aus untierbevölkerter Vorweltwildnis bis zur göttlichen Verklärung der schönsten menschlichen Eigenschaft, der Aufopferung des eigenen Selbst zum Besten des Ganzen, in unserem Heiland?

Darwin sagt man nach, daß kaum die Fachgenossen seine Werke lesen, wegen der wenig anregenden und schwer verständlichen Form. Und wirklich ins Volk gedrungen sind auch andere nicht, obwohl sie populärer geschrieben haben. Das macht, weil sie alle den Stoff als systematisch aufgebautes Ganzes darbieten und vom Laienleser studiert zu werden verlangen wie von einem angehenden Fachmann. Ganz zu geschweigen von allen den unbewußten und ungewollten Voraussetzungen, die sie machen, auch wenn sie glauben, noch so tief von ihrer Gelehrtenhöhe herabgestiegen zu sein! Das alles schreckt den schnelllebigen, zoologisch, botanisch, geologisch fast gar nicht vorgebildeten Durchschnittsmenschen ab, und so bleibt ihm

selbst das Wesentlichste moderner Weltanschauung mehr oder weniger fremd, das in Fachkreisen längst unbestrittene Grundlage alles wissenschaftlichen Denkens ist. Ich pflege jedesmal scharf hinzuhören, wenn an geistig lebhafter Tafelrunde — oft durch meine Anregung — die Sprache auf solche Fragen kommt; aber wie selten erlausche ich ein Wort, das gesundes, richtiges Verständnis verrät!

Es fehlt noch an den geeigneten Mittelsmännern, die den eiligen Leser von heute trotz seiner Unrast zu fassen und zu fesseln wissen, und wenn es nur eine Viertel- und halbe Stunde ist. In diesen wenigen Minuten muß ihm ein Ausblick eröffnet werden, der ihn gewinnt für die naturwissenschaftliche, entwicklungsgeschichtliche Denkweise, so daß er geneigt wird, wenn er wieder einmal Zeit hat, demselben Führer auf derselben Bahn einmal wieder und weiter zu folgen. Ein solcher Weg- und Zielweiser ist Wilhelm Bölsche. Als solcher hat er sich bewiesen in seinen früheren Werken und Aufsatzsammlungen naturwissenschaftlichen Inhaltes, und als solcher beweist er sich auch in seinen neuesten kosmischen Wanderungen „Von Sonnen und Sonnenstäubchen". Mögen ihm die Zeitgenossen vertrauend folgen, — sie werden es nicht bereuen! Er ist ein Stück Poet, durchtränkt vom modern-naturwissenschaftlichen Geiste, den er sich in regelrechtem Fachstudium bei Haeckel u. a. zu eigen gemacht hat, und er tritt nicht mit einem großen Werke auf den Plan, das man auf einen Sitz im Zusammenhang von vorn bis hinten durchstudieren muß, sondern mit einer Sammlung wissenschaftlicher Plaudereien, deren jede selbständig und in sich erschöpfend ist, deren jede also auch für sich gelesen und genossen werden kann. So viel Zeit, um 10, 20, 30 Seiten flüssig und anschaulich Geschriebenes über grundlegende Naturdinge zu lesen, die jeden denkenden Erdenbürger interessieren müssen, so viel Zeit hat am Ende hin und wieder jeder einmal übrig. Solch Bölschescher Aufsatz liest sich behaglich und ohne Anstrengung herunter, zumal nicht die geringsten fachmännischen Kenntnisse vorausgesetzt werden, und der Verfasser selbst die räumlich und zeitlich entlegensten Dinge mit der anschaulichen Breite und traumhaften Vorstellungskraft seiner naturbegeisterten Dichterseele vor uns lebendig zu machen versteht. Und der Leser hat was gewonnen, wenn er zu Ende ist! Naturwissenschaftliche Schlagworte unserer Zeit, bis dahin kaum mehr als leerer Schall, haben sich ihm mit begrifflichem Inhalt erfüllt: er ist dem naturwissenschaftlichen Zeitgeist nähergerückt, mühelos, auf angenehmem Spazierwege, einem freundlichen Erzähler folgend.

Man kann also nur wünschen, daß dieser freundlich bereite Führer durch den Garten moderner Naturerkenntnis überall Eingang und Gefolgschaft finden möge, namentlich wo junge Generationen heranwachsen, und ganz besonders, wo Söhne heranreifen, deren Augen es zu öffnen, deren Schul- und Hochschulbildung es zu ergänzen gilt, auf daß sie vollbewußte Geistesbürger unserer Zeit werden.

Dr. L. Heck.

ου. **Johann Christoph Rost,** 1717—1765. Von Gustav Wahl. Leipzig, J. C. Hinrichsche Buchhandlung. 1902.

Der berüchtigte Dichter lasziver Schäfergedichte und übermütiger Pamphlete wird in diesem Werkchen mit Gründlichkeit und Vollständigkeit behandelt. Im großen und ganzen macht das Buch den Eindruck einer jener sog. „Rettungen“: Wahl sucht nachzuweisen, daß Rost sich eines nicht geringen Ansehens auch bei den kompetenten Kritikern erfreut, und daß er in der Hauptsache diesen Beifall auch verdient habe. Stärker wird noch zu Gunsten desjenigen Mannes, den später Heinse durch Wahl seines Namens als eines Decknamens so stark kompromittierte, das ins Gewicht fallen, daß ein ziemlich weitgehender Einfluß auf den Leipziger Goethe bis ins einzelne nachgewiesen werden kann. Dagegen hat der Verf. es versäumt, in gleicher Weise, wie er die Nachgeschichte Rostscher Dichtungen schreibt, auch ihre Vorgeschichte zu studieren; wäre doch z. B. für die berüchtigte „Nachtigall“ die Quelle leicht genug aufzufinden gewesen. — Aber dasjenige, was man zuerst erwartet, wenn man eine Arbeit über Rost aufschlägt, findet man nicht. In diesem Journalisten und Literaten gipfeln jene beiden Eigenschaften, die eine Zeitlang dem sächsischen Schriftstellertum eine so eigentümliche Färbung gaben: die Neigung einerseits zur Satire — und andererseits zur Lüsternheit. Jene satirische Auffassung der Menschen und der Welt, die von der persönlichen Schärfe Christian Reuters so rasch zu der allgemeinen Zahmheit Rabeners herabsank, findet in ihm ebensogut einen Höhepunkt, wie das Spiel mit verbotenen Dingen, dem sich der tugendhafte Gellert auch in seiner frömmsten Zeit nicht ganz zu entziehen vermochte. Hier erwartet man nun eine kulturhistorische und literarhistorische Untersuchung. Jene beiden Linien, die eben bei Rost sich treffen, hätten zurückverfolgt werden müssen. Die Frage wäre aufzuwerfen gewesen, wie weit etwa die eigentümlichen politischen Zustände Kursachsens und insbesondere die Mischung altsächsischer Sittenstrenge mit neupolnischer Frivolität für jene beiden Tendenzen bestimmend gewesen wären. — Diese interessante Frage bleibt unbeantwortet, und unbeantwortet bleibt damit das Problem, welche Elemente eigentlich die merkwürdige, für den jungen Lessing und für den jungen Goethe gleich wirksame Atmosphäre Leipzigs zusammensetzten. Der wirksame Gegner Gottscheds und der einflußreiche Lehrer Goethes wird in bibliographischer Hinsicht sowohl wie in biographischer erschöpfend dargestellt; die Persönlichkeit kennen wir nunmehr — das Problem, das sich in ihr verkörpert, ist noch ungelöst.

δϱ. **Griechische Erinnerungen eines Reisenden.** Herausgegeben von Theodor Birt. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. 1902.

Die Reisebeschreibung eines Fachmannes der klassischen Philologie, der längere Zeit in den letzten Jahren Griechenland bereist und studiert hat, begleitet von seiner Gattin, der er das Büchlein gewidmet hat, und somit gekennzeichnet als eine Lektüre für weitere Kreise, ja als eine Anleitung zum Verständnis und Genusse des heutigen Griechenland. Eine anmutige Vereinigung philologischer und archäologischer Sachkenntnis mit leichter, ansprechender Darstellungsweise — „Erinnerungen“ an die Reise, welche die Gegenstände des Interesses, die Gedankengänge, zumal die durch alles sich hindurchziehende Verknüpfung der heutigen Wirklichkeit und Menschen mit der großen Vergangenheit getreulich widerspiegeln. Dabei, wie es bei einem Manne dieses Faches nahe liegt, der sympathische Grundzug, ja die warme Begeisterung, mit der alle die heute vorhandenen Reste der Vergangenheit, seien es die Trümmer der alten Welt, seien es die lebendigen Menschen, hinauf gehoben werden in den Zusammenhang der edlen Abkunft aus der klassischen Zeit. Und über alledem sich ausbreitend die unverwüstliche Schönheit des Himmels von Griechenland, die ewigen Reize der südlichen Natur, die Schönheit des Meeres, der Inseln und der Menschen selber: „das gute, herzgewinnende Menschenvolk, irgendwie doch Nachkomme und Erbe jener genialen Alten, die schlichten Menschen, die wir kennen und lieben lernten, auch sie sind uns Heiligtum.“

βλ. **Mémoires anecdotiques.** Par le Général Marquis de Bonneval. (1786—1873.) Paris, Plon. 1900.

Der Verfasser dieser augenscheinlich erst spät im Leben niedergeschriebenen „Erinnerungen“ hat die letzten Feldzüge des ersten Kaiserreiches mitgemacht und hierauf als Gardeoberst in der Nähe der königlichen Familie unter der ersten Restauration seine Eindrücke gesammelt. Sie sind zum weitaus größeren Teil für diejenigen allein neu, welche in der Memoirenliteratur dieses Zeitabschnittes französischer Geschichte nicht bewandert sind. Sehr viele der von Bonneval erzählten Anekdoten sind überdies so minderwertig, daß man sie gern entbehren würde; andere erwecken Zweifel. Sollte Napoleon wirklich am Sterbelager Duroc in die Worte ausgebrochen sein: „Allons, mon cher Duroc, nous nous reverrons dans un monde meilleurs“? Die gänzliche Abwesenheit aller Daten trägt dazu bei, den Leser zu verwirren, dem während des Feldzuges in Spanien beständig fliehende englische Feinde vorgeführt werden, deren völlige Vernichtung die Ratschläge Bonnevals herbeigeführt haben würden. Unglücklicherweise für die Franzosen lehnten die Marschälle, Soult, Suchet ꝛc., sie ab, und man weiß das Ende. Bonneval ist 1823 noch einmal in Spanien gewesen, um Ferdinand VII. zu befreien, fertigt aber die ganze Campagne mit Erzählung einiger Witzworte ab, die er selbst als trivial bezeichnet. Seine Erinnerungen lassen, von Anfang bis zu Ende, den gleichen Eindruck zurück. Er ist vorwiegend mit sich beschäftigt, beobachtet nicht und zitiert, statt dessen, seine eigenen Reden und Antworten, denen es gänzlich an Interesse gebricht.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 19. Januar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Abert. — Robert Schumann. Von Hermann Abert. (Berühmte Musiker. Herausgegeben von Heinrich Reimann, Nr. XV.) Berlin, „Harmonie". 1903.

Ackermann. — Kurze Geschichte der englischen Literatur in den Grundzügen ihrer Entwicklung. Von Richard Ackermann. Mit Zeittafel und Namenregister. Stuttgart-Zweibrücken, Fritz Lehmann. 1902.

Baldwin. — Dictionary of philosophy and psychology. Written by many hands and edited by James Mark Baldwin. Vol. II. New York and London, Macmillan & Co. 1902.

Beer. — Die Weltanschauung eines modernen Naturforschers. Ein nichtkritisches Referat über Machs „Analyse der Empfindungen". Von Theodor Beer. Mit einem Porträt Machs. Dresden und Leipzig, Carl Reißner. 1903.

Bernard. — Ein Musterjüngling. Roman von Tristan Bernard. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Französischen von F. Gräfin zu Reventlow. München, Albert Langen. 1902.

Bernhardi. — Don Juan. Von Otto Carl Bernhardi. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1902.

Bienemann. — Der Dorpater Professor Georg Friedrich Parrot und Kaiser Alexander I. Von Fr. Bienemann. Reval, Franz Kluge. 1902.

Bischoff. — Richard Bredenbrücker. Letterkundige studie door Heinrich Bischoff. Gent, A. Siffer. 1902.

Bölsche. — Das Liebesleben in der Natur. Eine Entwicklungsgeschichte der Liebe. Von W. Bölsche. Dritte Folge. Leipzig, Eugen Diederichs. 1903.

Bourget. — Oeuvres complètes de Paul Bourget. Romans. V. Paris, Plon. 1902.

Brandi. — Die Renaissance in Florenz und Rom. Acht Vorträge von Karl Brandi. Zweite Auflage. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1903.

Brentano-Tieck. — Romantische Märchen. Von Brentano und Tieck. Erste Reihe. In Auswahl und mit Einleitung von Bruno Wille. Leipzig, Eugen Diederichs. 1902.

Bulthaupt. — Dramaturgie des Schauspiels. Von Heinrich Bulthaupt. Achte, neu bearbeitete Auflage. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung. 1903.

Collin. — Björnstjerne Björnson. Von Chr. Collin. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Cläre Greverus Mjoen. Erster Band: 1832—1856. Mit 22 Illustrationen. München, Albert Langen. 1903.

Danckelmann. — Alexander. Schauspiel in fünf Akten. Von Eberhard Freiherr von Danckelmann. Groß-Lichterfelde, B. W. Gebel. 1900

Danckelmann. — Charles Batteux. Sein Leben und sein ästhetisches Lehrgebäude. Von Eberhard Freiherrn von Danckelmann. Gr.-Lichterfelde, B. W. Gebel. 1902.

Dannheißer. — Die Entwicklungsgeschichte der französischen Literatur (bis 1901). Gemeinverständlich dargestellt von Ernst Dannheißer. Mit einer Zeittafel. Zweibrücken, Fritz Lehmann. 1901.

Drachmann. — Brav-Karl. Ein Schauspiel in vier Akten mit einem Vorspiel und einer Schlußhandlung. Von Holger Drachmann. Aus dem Dänischen übersetzt von Irene Forbes-Mosse. München, Albert Langen. 1902.

Ebner-Eschenbach. — Das Gemeindekind. Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach. Achte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1903.

Eduard. — Im Frühlicht. Ein Schauspiel aus Österreich. Von Karl Eduard. Buchschmuck von Leopold Burger. Linz, Wien und Leipzig, Österreichische Verlagsanstalt. O. J.

Eysler. — Das Gänschen und andere liebloſe Gedichte. Von Robert Eysler. Zweite Aufl. Berlin, „Harmonie". O. J.

Fäh. — Geschichte der bildenden Künste. Von Adolf Fäh. Zweite Auflage. Reich illustriert. Zweite und dritte Lieferung. Freiburg i. Br., Herder. 1902.

Falzari. — Istrianische Novellen und andere Erzählungen. Von Felix Falzari. Linz, Wien und Leipzig, Österreichische Verlagsanstalt. O. J.

Farina. — Fino alla morte. Romanzo di Salvatore Farina. Milano, Libreria editrice nazionale. S. a.

Fitger. — San Marcos Tochter. Ein romantisches Trauerspiel. Von A. Fitger. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung. O. J.

Franz. — Die Kunst im neuen Jahrhundert. Von Erich Franz. Hamm i. W., Breer & Thiemann. 1902.

Friedrich. — Standeslehre. Schauspiel in vier Aufzügen. Von Kurt Friedrich. Leipzig, Rudolf Uhlig. O. J.

Frimberger. — Is 's g'fällt'? Gedichte in niederösterreichischer Mundart. Von J. G. Frimberger. Buchschmuck von Marianne Frimberger. Linz, Wien und Leipzig, Österreichische Verlagsanstalt. O. J.

Glagau. — Die moderne Selbstbiographie als historische Quelle. Eine Untersuchung von Hans Glagau. Marburg, N. G. Elwert. 1903.

Goldschmidt. — Jungbrunnen. Erzählung in Versen Von Moritz Goldschmidt. Frankfurt a. M. und Leipzig, Kesselringsche Hofbuchhandlung 1903.

Graziano. — Umberto I di Savoja. Bio-Bibliografia di Giuseppe Graziano. Torino, S. Lattes & Co. 1902.

Grimm. — Goethe. Vorlesungen von Herman Grimm. Siebente Auflage. Zwei Bände. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1903.

Gruber. — Deutsches Wirtschaftsleben. Auf geographischer Grundlage geschildert von Christian Gruber. Mit 4 Karten. Leipzig, B. G. Teubner. 1902.

Hango. — Lieder aus dem Wienerwalde. Neue Gedichte von Hermann Hango. Linz, Wien und Leipzig, Österreichische Verlagsanstalt. O. J.

Hasse. — Erinnerungen aus meinem Leben. Von K. E. Hasse. Zweite Auflage. Mit zwei Bildnissen des Verfassers in Heliogravüre. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1902.

Hausschau älterer Kunst. Heft 10 und 11. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.

Heigel. — Brömmels Glück und Ende. Roman von Karl von Heigel. München, C. H. Beck. 1903.

Heimann. — Kritik der Kritik? Von Moritz Heimann. Berlin, Verlag Helianthus. 1903.

Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit. — Herausgegeben vom Württembergischen Geschichts- und Altertumsverein. Mit zahlreichen Kunstbeilagen und Textabbildungen. Erstes Heft. Stuttgart, Paul Neff 1903.

Heugel. — Lachende Geschichten. Von Karl von Heugel. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1903.

Hinnerk. — Graf Ehrenfried. Lustspiel in fünf Akten. Von Otto Hinnerk. Aarau, H. R. Sauerländer & Co. 1903.

Holzamer. — Der heilige Sebastian. Roman eines Priesters. Von Wilhelm Holzamer. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. O. J.

Holzhausen. — Heinrich Heine und Napoleon I. Von Paul Holzhausen. Mit vier Illustrationen beigaben. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg. 1903.

Huch. — Aus der Triumphgasse. Lebensskizzen von Ricarda Huch. Zweite Auflage. Leipzig, Eugen Diederichs. 1902.

Huch. — Vita somnium breve. Ein Roman von Ricarda Huch. Buchschmuck von Heinrich Vogeler. Zwei Bände. Leipzig, Insel-Verlag. 1903.

Jansen. — Großherzog Nikolaus Friedrich Peter von Oldenburg. Erinnerungen aus den Jahren 1864 bis 1900. Von Günther Jansen. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung. 1903.

Jensen. — Die braune Erika. Novelle von Wilhelm Jensen. Siebente Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1903.

Jensen. — Karin von Schweden. Novelle von Wilhelm Jensen. Dreizehnte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1903.

Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Herausgegeben von Karl Glossy. Zwölfter Jahrgang. Wien, Karl Konegen. 1902.

Keufsler. — Die Grenzen der Ästhetik. Von Gerhard von Keufsler. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 1903.

Kietz. — Ceterum censeo. Zur Einführung in die Polenfrage. Von Georg M. Kietz. Leipzig, Historisch-politischer Verlag (Rudolf Hofstetter). 1902.

Koeppel. — Lord Byron. Von Emil Koeppel, Professor an der Universität Straßburg. Mit Bildnis. (Vierundvierzigster Band der Sammlung von Biographien von Geisteshelden. Führende Geister.) Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1903.

Kohler. — Aus Petrarcas Sonettenschatz. Freie Nachbildungen von J. Kohler. Berlin, Georg Reimer. 1902.

Koppin. — Der große Sieg. Schauspiel in fünf Aufzügen. Von Richard O. Koppin. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1903.

Koiack. — Heinrich Daniel Rühmkorff. Ein Lebensbild zu seinem hundertsten Geburtstage. Von Emil Koiack. Herausgegeben vom Hannoverschen Elektrotechnikerverein. Leipzig und Hannover, Hahnsche Buchhandlung. 1903.

Lange. — Sommerspiel. Novelle von Sven Lange. Einzige berechtigte Übersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann. München, Albert Langen. 1902.

Lange. — Die stillen Stuben. Schauspiel in drei Akten. Von Sven Lange. Aus dem Dänischen übersetzt von G. J. Klett. München, Albert Langen. 1902.

Larsen. — Sechzehn Jahre. Einzige berechtigte Übersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann. München, Albert Langen. 1903.

Lavisse. — Histoire de France. Par Ernest Lavisse. Tome quatrième. II. Par Chr. Petit-Dutaillis. Paris, Hachette & Co.

Lexis. — Die Reform des höheren Schulwesens in Preußen. Herausgegeben von W. Lexis. Halle a.S., Buchhandlung des Waisenhauses. 1902.

Mellin-Goldschmidt. — Marginalien und Register zu Kants „Kritik der Erkenntnisvermögen". Von George Samuel Albert Mellin. Zweiter Teil. Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. Kritik der praktischen Vernunft. Kritik der Urteilskraft. Neu herausgegeben und mit einer Begleitschrift: „Über Zusammenhang der Kantischen Kritiken" versehen von Ludwig Goldschmidt. Gotha, E. F. Thienemann. 1902.

Messer. — Die moderne Seele. Von Max Messer. Dritte Auflage. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 1903.

Meyer. — Lehrbuch des Stoßfechtens. Von Ferdinand Meyer. Mit 26 Abbildungen. Wien, Pest und Leipzig, A. Hartleben. 1903.

Müller. — Jugendfürsorge in der römischen Kaiserzeit. Von Albert Müller. Hannover und Berlin, Carl Meyer. 1903.

Museum, Das. — Eine Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst. Von Wilhelm Spemann. Herausgegeben von Richard Graul und Richard Stettiner. Achter Jahrgang, erste Lieferung. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Oelwein. — Neunzehn Märchen. Von Arthur Oelwein. Linz, Wien und Leipzig, Österreichische Verlagsanstalt. O. J.

Petzet. — Die Blütezeit der deutschen politischen Lyrik von 1840—1850. Ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Nationalgeschichte. Von Christian Petzet. Bis zur fünften Lieferung. München, J. F. Lehmann. 1903.

v. d. Pfordten. — Handlung und Dichtung der Bühnenwerke Wagners. Nach ihren Grundlagen in Sage und Geschichte dargestellt von Hermann Freiherrn v. d. Pfordten. Der Buchausgabe dritte Auflage. Berlin, Trowitzsch & Sohn. 1903.

Polko. — Dichtergrüße. Neuere deutsche Lyrik ausgewählt von Elise Polko. Sechzehnte, neubearbeitete Auflage. Mit einer Heliogravure von Benschlag und 24 Holzschnittvollbildern nach Wilhelm Hasemann, Edmund Kanoldt, C. Kröner, P. Thumann, A. Zick u. a. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. 1903.

Poljpischil. — Volkstümliche Erklärung von Goethes „Faust". Erster und zweiter Teil. Von Maria Poljpischil. Hamburg. Ernst Hirt. 1902.

Promber. — Träumereien eines Nachtwandlers. Von Otto Promber. Zittau i. S., O. Promber Selbstverlag. 1903.

Putlitz. — Vergißmeinnicht. Eine Arabeske von Gustav zu Putlitz. Zwanzigste Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1903.

Rassow. — Barabbas. Dramatisches Bild in einer Szene. Zwei Frauen. Eine religiöse Novelle. Von Fritz Rassow. Heidelberg, Hörning & Berkenbusch. 1902.

Rassow. — Morgen und Abend. Gedichte von Fritz Rassow. Heidelberg, Hörning & Berkenbusch. 1902.

Ratzel. — Die Erde und das Leben. Eine vergleichende Erdkunde. Von Friedrich Ratzel. Zweiter Band. Mit 223 Abbildungen und Karten im Text, 12 Karten beilagen und 23 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Ätzung. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1902.

Ratzenhofer. — Die Kritik des Intellekts. Positive Erkenntnistheorie. Von Gustav Ratzenhofer. Mit 1 Figur. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1902.

Ressel. — Rare Leut'. Neue Wiener Geschichten von Gust. Andr. Ressel. Buchschmuck von Leopold Burger. Linz, Wien und Leipzig. O. J.

Röckl. — Ludwig II. und Richard Wagner 1864, 1865. Von Sebastian Röckl. München, C. H. Beck. 1903.

Schell. — Christus. Von Herman Schell. Mit Buchschmuck und 89 Abbildungen. Mainz, Franz Kirchheim. 1903.

Scherer. — Deutscher Dichterwald. Lyrische Anthologie von Georg Scherer. Mit 152 Medaillen-Porträts und 32 Vollbildern. Neunzehnte Auflage. Jubiläums-Ausgabe. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.

Schmitt. — Die Gnosis. Grundlagen der Weltanschauung einer edleren Kultur. Von Eugen Heinrich Schmitt. Erster Band: Die Gnosis des Altertums. Leipzig, Eugen Diederichs. 1903.

Schoenaich-Carolath. — Lichtlein sind wir. — Die Kießgrube. — Die Wildgänse. Von Prinz Emil von Schoenaich-Carolath. Leipzig, G. J. Göschen. 1903.

Schoof. — Marburg, die Perle des Hessenlandes. Ein literarisches Gedenkbuch. Herausgegeben von Wilhelm Schoof. Zweite, stark vermehrte und verbesserte Auflage. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. O. J.

Schröder. — Die Hexe von Glatz. Ein geschichtlicher Roman aus dem Jahrhundert des dreißigjährigen Krieges. Von Paul Friedr. Schröder. Oppeln, Georg Maske. 1902.

Stangen. — Antinouslieder, mit Anhang: „Die Insel der Seligen". Von Eugen Stangen. Zürich, Cäsar Schmidt. 1903.

Storm. — Immensee. Von Theodor Storm. Vierundfünfzigste Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1902.

Strzygowski. — Hellenistische und koptische Kunst in Alexandria. Nach Funden aus Ägypten und den Elfenbeinreliefs der Domkanzel zu Aachen vorgeführt von Josef Strzygowski. Mit 3 Tafeln und 69 Abbildungen im Texte. Wien, Mechitaristen-Buchdruckerei. 1902.

Sylva. — Es klopft. Von Carmen Sylva. Fünfte Auflage. Mit Porträt der Verfasserin. Regensburg, W. Wunderling. 1903.

Sylva. — Geflüsterte Worte. Von Carmen Sylva. Regensburg, W. Wunderling. 1903.

Sylva. — Unter der Blume. Von Carmen Sylva, zu Deutsch Waldsang. Regensburg, W. Wunderling. 1903.

Tanera. — Eine Weltreise. Reisebriefe von Karl Tanera. Illustriert von Henny Deppermann. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1900.

Toeppen. — Ali, der ostafrikanische Seeräuber. Erzählungen aus dem Seeräuberleben der Lamu-Leute. Ende der achtziger Jahre. Von Kurt Toeppen. Mit vier Farbendrucken, sechs Autotypievollbildern und zahlreichen Abbildungen im Text. Berlin, Dietrich Reimer. 1903.

Vaillant. — Haus. Ein feucht-fröhlich Burschenlied aus Altheidelberg. Von Theodor Vaillant. Kassel, Georg Weiß. 1900.

Velhagen und Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben. — Deutsche Prosa. Vierter Teil. Moderne erzählende Prosa. Ausgewählt und zum Schulgebrauch herausgegeben von Gustav Porger. Zwei Bändchen. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1903.

Vogel. — Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion und zu religiös-kirchlichen Fragen. In zeitlicher Folge zusammengestellt von Theodor Vogel. Leipzig, B. G. Teubner. 1903.

Von der Renaissance zu Jesus. Bekenntnisse eines modernen Studenten. Stuttgart, Druck und Verlag von J. F. Steinkopf.

Wirth. — Aus Äbersee und Europa. Von Albrecht Wirth. Berlin, Goße & Tetzlaff. 1902.

Zeitler. — Taten und Worte. Ein Stück Literaturpsychologie. Von Julius Zeitler. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 1903.

Ziegler. — Neue Rätsel für groß und klein. Von Leo Ziegler. Heidelberg, Carl Winter. 1902.

Zobeltitz. — Besiegter Stein. Roman von Hanns von Zobeltitz. Berlin, Hermann Costenoble. 1902.

Züricher. — Der erste Mai. Von Ulrich Wilhelm Züricher. Zürich, Caesor Schmidt. 1903.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Pactow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Auf den Trümmern von Akragas.

Eine Mär

von

Ernst von Wildenbruch.

„Die Königsmumie, braun und müde" — in einem Freiligrathschen Gedichte habe ich das gelesen, bald fünfzig Jahre sind es her, einem farbenglühenden, das ich mit glühender Knabenseele verschlang. Von einem Löwen ist in dem Gedichte erzählt, der am „Nilstrom in der Wüstenei" steht und brüllt — „sein Brüllen tönt so hohl und wild" — es erschüttert Luft und Länder ringsum, und „die Königsmumie, braun und müde, erweckt's im Schoß der Pyramide".

Unablässig ging meine Phantasie dem Bilde nach, in die Pyramide kroch sie hinein und beobachtete, wie das da drinnen aufwachte, das tote, braune Ding, wie es die Augenlider von den verglasten Augen schob, den Oberleib aufrichtete, langsam alles, langsam, und wie es lauschte: „Wer ruft da? Wer weckt mich?" Wie dann allmählich, indem die Stimme des Weckers draußen verhallte, der Berg sich wieder niedersenkte, der lastende, den man Todesschlaf nennt, wie die Augenlider wieder herabfielen, die Glieder wieder zurücksanken, und die Mumie wieder zur Mumie, der Tote zum Leichnam wurde, um weiter zu schlafen in die Jahrtausende hinaus, wie er Jahrtausende bereits verschlafen hatte. Denn daß etwas, das dem Tode verfallen ist, nicht mehr hinaus kann aus dem eisernen Bann, das sagte mir mein Knabenverstand wohl; aber daß es für Augenblicke wieder aufwachen, noch einmal zurückdenken könne an das gelebte Leben — o ja — das konnte ich mir vorstellen, das schien mir nicht undenkbar. Woher mir der Glauben kam? Kaum, daß ich es zu sagen wüßte. Vielleicht, daß es eine Vorahnung war, daß ich später, viel später einmal im Leben erfahren sollte, daß so etwas wirklich geschehen, Totes, das einmal ganz lebendig gewesen, für Augenblicke wiedererwachen, Gedanken, die es vor Zeiten gedacht, noch einmal denken, aus der eisigen Erstarrung noch einmal aufblühen kann zum warmen, duftenden Leben.

Der Tag, an dem mir diese Kunde ward, kam beinahe fünfzig Jahre nach dem Tage, an dem ich das Gedicht gelesen hatte, das Land, wo sie mir wurde, war das geheimnisvolle, wo die Weltgeschichte uns jung erscheint, weil auf das alte Haupt der Geschichte die uralte Sage herabblickt wie eine schneehäuptige Urahne, die auf das graue Haar einer Mutter herabschaut, das Land der Wunder, die Insel Sizilien.

Denn in Sizilien ist eine Stätte, da liegt eine Mumie, eine uralte, eine braune, halb über der Erde, halb darunter; nicht die Mumie eines einzelnen, sondern einer Million von Menschen, einer Stadt; aber eine Königsmumie auch, denn königlich war einstmals diese Stadt. Akragas hat sie sich genannt, als die Griechen sie bewohnten, Agrigentum hieß sie alsdann bei den Römern, und jetzt, im Munde der Italiener, heißt sie Girgenti, schon durch die Wandlung des Namens bekundend, wie der Granit der Antike sich im Laufe der Jahrhunderte stufenweise herabgewandelt hat, bis daß er zum modernen, aufgeklebten Stuck wurde. Wie all die großen Stätten Siziliens, so ist auch diese noch vor der Geschichte, zu einer Zeit geboren worden, „als Sage noch der Wirklichkeit gebot". Damals — wann war es — kam an dieser Küste, die das afrikanische Meer bespült, ein Mann an, ein geheimnisvoller, der anders war als alle Menschen, und Wege ging, die kein Mensch außer ihm zu gehen vermochte. Denn von Kreta kam er, also weit übers Meer, aber nicht wie andere, im rudernden Nachen oder bewimpelten Schiff — auf Flügeln kam er, durch die Luft. Dieser Mensch konnte fliegen. Dädalus war es, der Wundermann, dessen Kopf unerhörte Geheimnisse barg, der Dinge zu verfertigen wußte, bei deren Anblick die Menschen erstarrten, der auf Kreta dem Könige Minos das Labyrinth gebaut hatte, in dessen Tiefen der furchtbare Minotaurus wohnte, und der sich jetzt Flügel gemacht hatte, weil er hinweg wollte von Kreta und König Minos, und weil er fliegen mußte, wenn er den Schiffen des Königs entfliehen wollte. Flügel für sich und für Ikarus seinen Sohn, die aber nur ihn zur Freiheit tragen sollten, weil Ikarus der Knabe sich an der Sonne die Flügel versengte und ertrinken mußte, elend im Meere. Der andere aber, der Vater, kam an und stieg zur Erde herab, und dort, wo er niederstieg, an Siziliens Küste, herrschte damals ein Mann, ähnlich wie auf Kreta Minos, ein Tyrann, wie man später, zur Zeit der Republiken, solche Männer nannte, ein König, wie sie damals hießen, damals, als die Verse des großen Homeros von Jonien her über das Mittelländische Meer rollten und seine Worte noch galten:

> Nimmer taugt's, wenn die Menge regiert, ein einz'ger sei Herrscher,
> König sei, wem die Gaben dazu der Kronide verliehen.

Und bei diesem Könige suchte Dädalus Schutz, denn er wußte, daß Minos ihn suchen und verfolgen würde, weil er ihn wieder haben wollte, seinen Künstler, seinen Zauberer, sein Genie, weil er ihn keinem anderen gönnte. Und so entstand an der Stätte, wo später Akragas die Stadt stehen sollte, das erste Bauwerk, denn seinem neuen Schutzherrn errichtete Dädalus eine Burg. Die war so kunstreich und geheimnisvoll eingerichtet, daß nur der, welcher sie erbaut hatte, und nur der, für den sie bestimmt war, den Aufgang

zu finden vermochte. Die Gelehrten von heute sagen, die Burg sei verschwunden, daß man ihre Spur nicht mehr finde; aber das ist nicht richtig: sondern wenn man von der Küste ins Land hineingeht, erblickt man auf einer schier unzugänglichen Höhe, wo der Schrecken der Einsamkeit herrscht und Adler ihr Nest bauen, einen Wall, der freilich von unten wie ein Felsenwall aussieht, den aber in Wirklichkeit nicht die Natur, sondern Geist und Hand eines Menschen, eines gigantischen, getürmt hat; das sind die Reste von Dädalus' Burg.

Menschenwerk und Natur, Mauer und Felsenboden gehen so ineinander, daß man sie nicht mehr unterscheidet, und da, wo der Fels an den Mauerwall stößt, ist ein keilförmiger Spalt, der den Felsen von oben bis unten durchreißt, der ist auch damals entstanden, und seine Entstehung war diese: als die Burg beinahe vollendet war, da endlich, nach langem Fragen, Forschen und Suchen hatte König Minos erfahren, wohin er sich gewandt hatte, der treulose, der unentbehrliche Dädalus. Darum nun, mit klatschenden Rudern und rauschenden Segeln kam er hinter ihm drein übers Meer und landete in Sizilien, und weil es schon damals einen Schlüssel gab, der alle Geheimnisse erschloß, den goldenen, so erkundschaftete er den Weg, auf dem er hinaufgelangte zur Burg. Und auf der Mauer der Burg stand Dädalus, den Keil in der Hand, mit dem er soeben die letzten Steine behauen und zusammengefügt hatte, und da sah er König Minos den Berg herauf und über die Felsen herankommen. Da, als er schon den Triumph im Gesicht des Verfolgers und keinen Ausweg mehr erblickte, ihm zu entkommen, erhob er den Keil, den er in Händen trug, den mächtigen, den nur er zu regieren wußte und niemand sonst, und — Krach — schleuderte er den Keil in den Felsen, daß ein Spalt entstand, gerade vor Minos Füßen, den Felsen durchreißend von oben bis unten, daß kein Mensch und kein wandelndes Tier, daß nur der fliegende Vogel darüber hinweg zu kommen vermochte. Und als König Minos das sah, da erkannte er, daß es freilich Dädalus war, was ihm da, am Rande des gähnenden Spaltes, gegenüber stand, zugleich aber auch, daß dieser Dädalus nicht sein Dädalus mehr war, und er wandte sich den Weg zurück und sah ihn niemals wieder.

Darauf, als das alles geschehen war, viele, viele Jahre später — wer sagt, wie viele — schlug die Weltgeschichte ihr leuchtendes Auge auf. Und aus dem Schoße der Weltgeschichte wurde ein Geschlecht geboren, schön, wie der eben aufgehende junge Menschheitstag, das war das Volk der Hellenen. In dessen Augen lag die Vergangenheit wie eine von Sternen durchleuchtete Nacht und die Zukunft wie ein von der Sonne des Gedankens verklärtes Land, in dessen Adern rollte das Leben schaffende Blut der Erde, und als sie die Erde beschritten, ging in ihrer Mitte mit verhüllten Gliedern und verschleiertem Gesicht eine Gestalt, die bis dahin noch nie auf Erden gesehen worden war, deren Antlitz zu entschleiern, deren Glieder zu enthüllen, das Werk ihres ganzen Erdenlebens ward, das war die Schönheit.

Da geschah es an einem Tage, als die Sonne in dem „unendlichen Lachen" des Jonischen Meeres sich badete, daß über den Fluten dieses Meeres,

vom Morgen herkommend, eine Schar von dreieckigen Segeln auftauchte, die allesamt den gleichen Gang steuerten, auf die dreieckige Insel, Trinakria-Sizilien zu. Das waren Männer des hellenischen Volkes, die eine neue Wohnstätte suchten an den Ufern des Meeres, das um ihre Kindheitswiege gerauscht und ihnen Verheißungen von fernen, noch schöneren Ländern zugeflüstert hatte. Fröhlicher Lärm war auf den Schiffen, Schwatzen und Lachen, Flötenspiel und Geschrei, denn die Hellenen waren kein leise tretendes und leise redendes Volk. Als aber die Schiffe dem Ufer sich näherten, geschah etwas Merkwürdiges: das Geschrei verstummte, und statt des Lärms entstand lautlose Stille. Denn als die Männer diese Landschaft erblickten, die die Natur vor ihren Augen aufgebaut hatte wie den Hintergrund eines gewaltigen Theaters, auf dem sich Dramen abspielen sollten von nie dagewesener Pracht und Herrlichkeit, Lieblichkeit und Furchtbarkeit, da fühlten sie, daß die Stunde gekommen war, in welcher der Mensch verstummt, die Schicksalsstunde, darum versagte ihnen der Atem und sie wurden stumm. Und daher, daß plötzliche Stille ward, mag der Name gekommen sein, den die Stadt später trug; denn weil in der Sprache der Hellenen das Geschrei Kraugé (κραυγή) hieß, und plötzlich kein Geschrei mehr war, so sagten sie, hier ist A-Kraugé, das heißt „ohne Geschrei", und daher kam später der Name „Akragas".

Wie ein Diadem, das die Stirn eines Götterhauptes umwindet, so lief ein Felsenkranz um den obersten Rand der Hügel; wie braunes Haargelock quoll unter dem Felsendiadem die braune Erde hervor, zum Strande herab, und vom Rande der Hügel bis hinunter ans Meer in breiter, sanfter, allmählich absteigender Senkung lag vor den Ankömmlingen das neue Land wie eine mächtige, weiche, von der Sonne dunkel geküßte Frauenbrust, die ihnen entgegenschwoll: „Kommt her zu mir, denn hier ist Fruchtbarkeit und Reichtum und Fülle des Lebens für Millionen und für Jahrtausende."

Darum, nachdem das schweigende Staunen noch eine Zeitlang gedauert hatte, durchbrach jählings ein donnernder Schrei die Stille, nicht ein durcheinander wogendes Geschrei, sondern ein Ruf, der aus all den vielen tausend Kehlen wie der Schrei eines einzigen Mannes hervorbrach, als hätten all die vielen Tausend nur einen und denselben Gedanken gedacht, ein und dasselbe Gefühl gefühlt: „Hier wollen wir bleiben und unsere Stadt erbauen!"

Von den Schiffsborden sprang es herab: Männer, Frauen und Kinder, das ganze Volk; an den Tauen wurden die Schiffe ans Ufer gezogen und auf dem Strande verpflöckt; dann, wie ein Schwarm von Zugvögeln, die das Ende der Wanderfahrt, die Heimat begrüßen, zogen sie jauchzend die braune Ebene dahin, bis hinauf, wo das Felsendiadem die Hügel droben krönte, und dort oben, wo ein breiter, mächtiger Felsen, wie eine Perle, die das Diadem schließt, aus dem Felsenkranze hervorsprang, beschlossen sie, den ersten Stein einzusenken, das erste Gebäude zu erbauen, das sollte ein Tempel sein, und geweiht sollte der Tempel sein der Göttin, die allen Hellenen vor allen Göttern und Göttinnen heilig und teuer war, der Tochter des Zeus, der Athene.

So taten sie, und sie taten recht; denn Athene, die eine eifernde Göttin war, furchtbar allen, die an ihr vorübergingen, hilfreich aber denen, die sie

ehrten und verehrten, nahm huldvoll den Tempel an, den sie ihr brachten, und verlieh dem neuen Volke ihren Schutz.

Zu den Füßen der Göttin, erst nur in bescheidener Linie, unter dem Felsenkranze und diesen entlang, dann Straße nach Straße weiter hinabsteigend in die braune Ebene, immer tiefer zum Meere hinab, erst nur in bescheidenen und engen Häusern, dann in schöneren und immer weiter ausgreifenden, in Olivengärten gebetteten Gebäuden erstanden die Behausungen der Menschen, wuchs Akragas die Stadt. Aber weil diese Menschen fromm waren, und nicht vor Athene allein, sondern vor allen Göttern ehrfürchtige Scheu hegten, beschlossen sie, auch den anderen Göttern Häuser zu errichten, damit sie unter ihnen wohnten. Dazu als geeignetesten Platz ersahen sie sich die Stelle, wo die braune Ebene einige tausend Schritte über dem flachen Strand des Meeres in senkrechtem Felssturz zu diesem herabsteigt. Dies, sagten sie, soll die südliche Mauer unserer Stadt werden, und auf dieser Mauer, auf der Kante des Felssturzes, erbauten sie alsdann aus dem wachsbraunen Gestein, das ihnen die Berge schenkten, Tempel an Tempel, eine ganze Reihe, eine Götterstadt neben der Menschenstadt, so daß es nicht anders aussah als wäre der ganze Olymp zu Gaste gekommen in Akragas, so schön, so groß und gewaltig, wie es auf Erden nie vorher etwas Herrlicheres gegeben hatte und nie später nachher, und so, daß noch heute dem Wanderer, der zu den Trümmern der Tempel hinaufblickt, die Knie sich beugen in Ehrfurcht und die Hände sich unwillkürlich erheben, als müßte er beten: „O Ihr Götter, Ihr Götter Griechenlands!"

Da stand zur äußersten Linken, an der Ecke, wo die Felsenmauer herumbiegt, der Tempel der Hera von Lakinion, den später die Römer den der Juno Lucina nannten. Dem folgte in der prangenden Reihe nach rechts der Tempel der Aphrodite, den später die Römer, wie sie all die schönen griechischen Namen veränderten und verdarben, Tempel der Concordia nannten. An diesen schloß sich das heilige Haus, das dem Herakles zur Wohnung diente, und rechts endlich von diesem, jenseits des Tores, durch welches damals wallende Scharen zum heiligen Meere hinunter und vom Meere zur Stadt zurückzogen, und durch welches später die gräßlichen Punier unter Himilko und die mordenden Römer unter dem mörderischen Marcellus eindringen sollten, stand der Tempel aller Tempel, das Haus des olympischen Zeus.

So, zwischen dem Felsenstirnband dort oben und dem Felsengürtel hier unten, zwischen dem windumrauschten Hause der Athene auf der Höhe und den vom heißen Atem des afrikanischen Meeres umhauchten Tempeln der anderen Götter in der Tiefe entfaltete sich also die tausendblätterige Wunderblume, die Akragas hieß. Wenn der Geist Siziliens, der uralte, der im Ätna wohnt, und dessen schneeiges Haar über die Wände des Berges herabhängt, wenn er aus seiner nächtigen Behausung stieg — denn alle tausend Jahre einmal kommt er hervor und wandelt durch seine Insel, um zu sehen, wie es dem geliebten Kinde geht — wenn er, unsichtbar für menschliche Augen und unvernehmbar für menschliche Ohren, aus dem Ätna emporstieg und den prüfenden Rundgang machte durch sein Gebiet, dann blieb er lauschend und

lächelnd stehen: an der Stätte dort drunten, wo früher kein Laut gewesen war als das Jahrtausende alte, gleichförmige Anrauschen des Meeres, klang jetzt vieltausendfacher Lärm, menschliche Rede in Gespräch und Gesang, Rossegestampf und Rossegewieher, wunderbar abgerichteter Vögel zwitscherndes Lied und, süßer berauschend als all die berauschenden Töne, Saitengetön und der Flöte, wie Mohnsaft träufelnder Klang.

Das war die jauchzende Stimme der fröhlichen Stadt, der reichen, der schönen und üppigen, herrlichen Stadt, die Stimme von Akragas, dem rossberühmten, dem waffenbewehrten, denn nicht der zarte Klang der Leier und Flöte nur, auch der Stahlklang von Panzer, Schwert und Schild ertönte in seinen Mauern. Denn damals war die Zeit, wo alles, was Nachtmenschen auf Erden hieß, aufstand, den jungen Menschheitsmorgen zu ersticken, wo alles, was den Stempel des Barbaren trug, zum Kampfe sich erhob wider Hellas und die Hellenen. Von Osten, wider Attika und den Peloponnes, brachen die Asiaten los, geführt von den moschusduftenden Persern, und von Afrika setzten die Afrikaner übers Meer nach Sizilien hinüber, die gräßlichen Punier, hinter denen wie der Schwefelgestank hinter dem Teufel der Geruch verbrannten Menschenfleisches zog, der Dunst, der sich ihnen in die Kleider gesetzt hatte von ihren Molochopfern in Karthago.

In Attika, da war einer, der hieß Themistokles, der raffte all die kleinen, behenden, gewandten Griechenschiffe zusammen in der Bucht von Salamis, und als der große Drache aus Asien herübergeschwommen kam übers Meer, ungefüge und plump, schoß er ihm in die Seite und rammte ihm die Flanke, daß der große Drache, brüllend vor Schmerzen, sich umwandte, nach Hause lief und den Kopf in Mutter Atossas Schoß verbarg: „O Mutter! Diese Griechen! Nie wieder mit ihnen spielen! Nie wieder!“

In Sizilien aber, wo die Punier bei Panormos ans Land gegangen waren, da, wo heute Palermo liegt, und sich eingenistet hatten, um von dort aus weiter hineinzudringen in die Insel, nach der ihre Habgier verlangte, waren es zwei, die die Sache in die Hand nahmen, Theron von Akragas und Gelon von Syrakus, sein Schwiegersohn, beides Tyrannen, und beides Männer, ganze, volle, gewaltige, die aus Männerscharen Heere zu machen und Heere zum Sieg zu führen wußten. Diese beiden, an der Spitze der Männer von Akragas und von Syrakus, zogen vom Südufer Siziliens quer durch das Land zum Nordufer hinauf, wo bei Himera der Punier Hamilkar mit seinen Hunderttausenden zu Lande und seinen Schiffen auf dem Wasser stand, und über Hamilkar fielen sie her und schlugen ihn samt seinen Afrikanern in einer so furchtbaren Schlacht, daß Hamilkar sich heulend in das Opferfeuer stürzte, das er selbst dem Moloch angezündet hatte, und sich verbrennen ließ, weil er nach solcher Niederlage sich nicht wieder heim getraute nach Karthago.

Von da an, da war es, als wäre in Sizilien, da, wo Akragas lag, ein Licht aufgegangen, ein leuchtendes Feuer, ein Fanal, dessen Lichtglanz hinüberdrang bis nach Attika und dem Peleponnes, nach Hellas, dem alten Stammlande. Wie man in Hellas die Namen der zwei Städte kannte, Athen und Sparta, so war jetzt Akragas in jedem griechischen Munde, und da erhob

Pindaros, der Sänger, die Harfe, die mächtige, deren Töne über ganz Hellas dahingingen, und sang einen Triumphgesang auf Theron, den Helden von Akragas, der sein Land errettet und mit schneeweißem Rossegespann den Sieg erstritten hatte in Olympia.

Und nicht nur, daß man von den Männern von Akragas sprach, Scharen über Scharen brachen von Hellas auf, die neue Wunderstadt zu sehen, an ihren Tischen zu sitzen, die so üppig und gastfrei sein sollten, wie sonst keine auf der Welt, in ihre Häuser zu blicken, die erfüllt waren, wie man sich erzählte, von süßem Gesange wunderbar abgerichteter Vögel. Wie um eine neu aufgegangene Sonne Planeten und Trabanten, so sammelten sich die griechischen Menschen um die neu erstandene Stadt, und unter diesen Trabanten und Planeten waren selber Sterne, Weltkörper, die in eigenem Lichte leuchteten, und deren Licht noch heute nicht erloschen ist: Pindaros, der Sänger, und der, welcher mit ihm um die Palme im olympischen Preisgesange rang, Bakchylides, der Dichter. Beide kamen sie, Akragas zu sehen, und von Gela, dem kornumrauschten, benachbarten Ort, wohin er zürnend aus Athen entwichen war, als die Athenienser, seiner Größe nicht mehr fähig, von ihm zum Sophokles herabzusteigen begannen, kam der, welcher größer war als Pindaros und Bakchylides zusammen, und größer als alles, was nach ihm im Laufe der Jahrhunderte den dramatischen Griffel geführt hat, der mit dem Felsenhaupte, Aeschylos, des Euphorion Sohn, der so groß war, daß nur ein einziger ihn zu überbieten vermochte, er sich selbst, indem er bald darauf zu Gela sich die Grabschrift schrieb und nichts darin erwähnte vom Agamemnon und Prometheus, von den Persern und all den Titanenwerken, die er geschaffen, sondern nur eines zu seinem Ruhme sagte, daß er bei Marathon für das Vaterland gekämpft hatte. Der also kam, um Theron und die Stadt des Therons zu besuchen, und neben ihm noch einer, auch ein Dichter, dessen Worte heute noch forttönen im Ohr der Menschheit, Simonides, der Liederkundige, dessen Verse bald wie klingender Stahl und dann wieder wie süßer Honig der Liebe dahinflossen, in dessen Seele, einem nie verlöschenden Feuerbrande gleich, die Heldentaten seines Volkes nachglühten, und der die Erinnerung an den ganzen ungeheueren Kampf des Lichtes wider die Nacht, der Hellenen wider die Asiaten zusammenzuraffen gewußt hatte in einer einzigen Strophe, in dem einen Worte, das er den Dreihundert von den Thermopylen auf das schweigende Grab schrieb, ihm Stimme verleihend für alle Zeiten:

Der vorüber du gehst, verkünde den Lakedämoniern,
Daß wir liegen allhier, wie ihr Gesetz es befahl.

All diese großen Gedanken, diese mächtigen Gefühle, die da gedacht worden waren in dem denkenden Haupt, gefühlt worden waren in dem fühlenden Herzen der Menschheit, in Hellas, sie kamen noch einmal und kamen wieder in Haupt und Herzen der Sizilischen Stadt. Wie eine blühende Tochter die schönheitprangende Mutter umarmt, so schlang sich das knospende Akragas um Hellas, das mütterliche Land. Da geschah es, daß auch die Jungfrau zur Frau heranreifte, und die Frau wurde Weib, das Weib wurde Mutter, Mutter von Tausenden und Abertausenden, von unerschöpflichen Geschlechtern. Um

ihren heißen Busen wogten die Ölwälder, blühten die Kornfelder, um ihre strahlenden Glieder floß die Schönheit wie ein königliches Gewand. Da wurden auch die Kinder wie die Mutter, die Menschen wie die Stadt, und das Volk von Akragas ward ein üppiges, reiches und weiches Volk.

Wenn sie in den Straßen gingen, so leuchtete es darinnen, wie von wandelnden Flammen, denn Männer und Frauen, die Kinder sogar, alles ging in purpurnen Gewändern. Dazu war ein Duft, wie wenn der Wind über Blumenfelder zieht, denn aller Gewänder waren mit köstlichen Essenzen besprengt, und das lockige, von goldenen Kämmen zusammengehaltene Haupthaar strömte von Salben. So weich wurden ihre Glieder, daß besondere Schafherden gezüchtet werden mußten, um aus deren Wolle die Kissen und die Matratzen zu stopfen, auf denen sie ruhten zur Nacht, so zärtlich ihre Füße, daß alles Pflaster in den Straßen mit gesiebtem Meersande bestreut werden mußte, um ihnen nicht weh zu tun, und daß man den Fuß des Knaben von dem des Mädchens nicht mehr unterschied.

Teiche wurden angelegt, mit lauterem, süßen Wasser gefüllt, auf dessen Oberfläche Wasservögel sich niederließen und Schwäne sich wiegten, während in der Tiefe seltene und auserlesene Fische hausten. Denn berühmt in ganz Sizilien und über Sizilien hinaus bis nach Athen, Korinth und Sparta, ja bis nach Kleinasien, waren die Mahlzeiten, die man in Akragas auftischte und die Weine, die in den Kellern verwahrt wurden, in Kufen, so ungeheueren, daß es wie ein Meer von Wein war, das unter den Häusern stand. Und wer als Fremder in die Stadt kam, zur Zeit, wo in den Häusern die Tafeln gedeckt standen, der brauchte nur hineinzutreten in das Haus, das ihm gerade gefiel, er war willkommen zum Mitschmausen und Mittrinken, jeder Fremde war ein geladener Gast. Hatte der Regen ihm da draußen das Gewand verdorben, so schenkte ihm der Hausherr ein neues, und wenn es not tat noch eines dazu. Wohl gab es Reiche und Arme in Akragas, aber Notleidende nicht, denn wer nichts hatte, der brauchte nur hinauszugehen, unter die Oliven und die Feigen, Weintrauben und Kaktusfrüchte, von denen jeder pflücken und essen durfte, soviel ihm beliebte, brauchte nur zu warten, bis daß von den Reichen einer seine Tochter verheiratete, oder seinen Sohn, denn zur Hochzeit, die dann hergerichtet wurde, war ganz Akragas geladen, und wer sich vor dem Hunger fürchtete, konnte sich Vorrat essen für acht Tage.

So rollte das Leben durch Akragas, wie eine große goldene Kugel, an der sie alle schoben, Männer und Frauen, Große und Kleine. Da waren nicht, wie in anderen Gegenden Siziliens, Feuerströme, die aus der Erde brachen, Wildbäche, die zu Tal gingen, sanft war ihnen der Boden, gütig die Natur, ein seliges Spiel war für sie das Leben, Lachen vom Morgen bis zum Abend, und Fröhlichkeit ohne Unterlaß. Nur von Zeit zu Zeit geschah es, daß das Lachen und Schwatzen plötzlich verstummte, und ehrerbietiges Schweigen an seine Stelle trat. Dann drängten sich die Menschen in den Straßen auf die Rechte und die Linke, kein Wagen durfte weiter fahren, damit Raum in der Mitte der Straße blieb für den wundersamen Aufzug, der dort die Straße einhergeschritten kam, und während alles mit erwartenden Augen dem

Zuge entgegensah, ging ein Flüstern durch die Reihen: „Der große Mann kommt."

Da erschien alsdann, wunderbar anzuschauen im lang nachschleppenden Purpurgewand, einen Kranz von goldenen Oliven im flatternden Haar, der rotgoldfarbige Bart herniederwallend bis auf die Brust, und aus zwei Augen blickend, so lebensprühenden, als wäre die ganze Daseinswonne der lebenschäumenden Stadt in ihnen vereinigt gewesen, ein hoch gebauter, prachtvoller Mann, freundlich das Haupt beugend zur Rechten und zur Linken, alle sehend, alle begrüßend, und jeden einzelnen in der Menge zugleich, sodaß jedem einzelnen, wenn die Sonnenaugen ihn trafen, das Herz im Leibe vor Freude erzitterte. Das war der Wundertäter von Akragas, sein Stolz und sein Ruhm, dessen Name genannt und gerühmt wurde, soweit die griechische Sprache klang, Empedoklés, der Heilkundige, der Weise, der geheimnisvolle Mann. So wie vor Zeiten Dädalus, barg er unerhörte Geheimnisse in seinem Kopf, seinem Wissen war die Erde untertan, wie einem Könige sein Reich. Nicht die Oberfläche der Erde nur, mit allem, was darauf wächst, guten Pflanzen und bösen, auch die Gewalten beugten sich ihm, die in ihrer Tiefe wohnen und das Leben bereiten, die das Auge nicht sieht, sondern nur der Geist. Anders aber, als Dädalus der Zauberer, der sein Können gebrauchte, um Wohnungen zu bauen für grausige Ungetüme, Burgen zu errichten, zu denen niemand den Zugang fand, Flügel zu ersinnen, die den Menschen ins Verderben lockten und in den Tod, diente sein Wissen dem Guten, und ein Wohltäter ward er den Menschen. Von seinem Munde gingen Worte, tiefsinniger Weisheit voll, in tönende Verse gefaßt, die wie goldene Bienen über den Häuptern der Menschen summten, sich darauf niederließen und den Menschen Belehrung brachten. Wo eine Krankheit war, gegen die kein Heiltrank mehr half, da erschien er, und mit ihm kam die Genesung. Was kein Mensch vermochte, das vollbrachte er, was allen Sterblichen verborgen war, das war ihm erschlossen, denn flüsternd erzählte man sich, daß er Tote zu erwecken wisse zum Leben und zu verkünden die Zukunft.

Einstmals, als aus Afrika der böse Wind herübergekommen war nach Sizilien und sich bei Selinus ein Stelldichein gegeben hatte mit dem Brodem der dortigen Sümpfe, und als infolge davon eine Seuche entstanden war, unter der die Menschen verdarben, schickten die Leute von Selinus hilfeflehende Boten nach Akragas: „Es komme der Wundertäter von Akragas und helfe, sonst sind wir verloren." Und Empedoklés kam, die Seuche wich vor ihm zurück, und Selinus war gerettet. Da zündeten die Selinunter ihm Opferfeuer an und huldigten ihm wie einem Gott; und mit göttlichen Ehren, als er heimkam, empfingen ihn die Seinen in Akragas, und wie ein Gott ward er seitdem gefeiert.

Und wirklich, wie Dionysos oder sonst der Unsterblichen einer war er anzuschauen, wenn er durch die Straßen zog, prangend in eigener Majestät, umgeben und gefolgt von einer Schar auserlesener Knaben und Jünglinge, die mit Laubgewinden im Haar, und bunte seidene Tücher in den Händen, vor ihm einher sprangen, ihm den Weg zu bereiten, ihn umtanzten und hinter ihm

dreinzogen, als hätte die Stadt Akragas ihren Menschenfrühling ausgeschickt, damit er ihm diente.

Bis vor die Pforte seines Hauses gaben sie ihm Geleit, dann mit einem letzten, hallenden Zuruf nahmen sie Abschied von ihm und gingen davon, denn in sein Haus durften sie nicht eintreten, weil kein Lärm und kein Geräusch darin sein durfte, sondern nur die feierliche Stille der Gedanken.

Da geschah es, daß einmal unter der Schar von Knaben, die hinter dem Meister herzogen, einer war, der noch schöner war, als die anderen. Niemand kannte ihn, denn er hatte sich ihnen zugesellt, niemand wußte, wo, und niemand, wann. Während die anderen jauchzten und sangen, ging er schweigend, während sie um den Meister hüpften und tanzten, ging er nur hinter ihm drein, die Augen auf ihn gerichtet, der vor ihm herschritt, die Füße setzend, als wollte er mit den Fußsohlen die Spuren küssen, die jener im Sande gelassen hatte.

Darauf, als sie an das Haus des Meisters gelangt waren und der Meister ihnen lächelnd zum Abschied gewinkt hatte, fiel sein Blick auf den Knaben, den er zum ersten Male sah, und seine Augen hafteten an ihm, einen Augenblick länger als an den anderen. Am nächsten Tage war es wie am vorhergehenden, und am dritten Tage stand er wieder an seiner Stelle.

Und diesmal, als der Meister ihn zum dritten Male erblickte, erhob er die Hand und winkte ihm, und von all den Knaben dieser eine durfte eintreten in des Meisters Haus.

Als er dort drinnen nun vor ihm stand, die Augen zur Erde gesenkt, lautlos überglüht von holder Verwirrung, sah der Gewaltige ihn an, und er, der aller Menschen Städte kennen gelernt hatte und das Volk in all den Städten, sagte sich, daß er einen solchen Menschen noch nie gesehen hatte. Wie eine Blume erschien er ihm, aus einem Lande, wo schönere Blumen gedeihen als auf dieser Erde, so daß, als er ihn fragen wollte, wer er sei, weff' Namens, und von wannen her, die Stimme ihm versagte, daß er nicht fragen konnte, und es war ihm, als sollte er nicht fragen, denn wie ein Wunder erschien ihm das, was da vor ihm stand, und er sagte sich, daß man ein Wunder nicht befragen dürfe nach seiner Herkunft, sondern warten müsse, bis es sich selber enthüllt.

Alsdann aber, nachdem sie sich lange schweigend gegenüber gestanden hatten, senkte der Knabe die Knie, mit den Armen umfing er die Knie des Meisters und drückte sie an seine Brust, wie Menschen damals taten, die von dem anderen Schutz oder Gnade erflehten, hob das Antlitz zu ihm empor und sagte flüsternd: „O Meister!"

Und als Empedokles diesen Laut vernahm, diesen leisen und süßen, der wie ein Hauch aufstieg aus einer unergründlichen, unermeßlichen Flut, als er die Augen zu sich aufblicken sah, die tief waren und leuchtend wie der blaue Quell Kyane im Papyroshaine zu Syrakus, da ergriff ihn ein wunderbares, nie zuvor empfundenes Gefühl, er beugte sich herab und küßte das wunderbare Angesicht und sprach: „Ich weiß nicht, wer du bist, und frage dich nicht; aber du bist schön, wie Kalais, des Boreas Sohn, über dessen Anblick Orpheus,

der Sänger, alle andere Liebe vergaß, also, daß die thrakischen Weiber in Eifersucht entbrannten, sich zusammenrotteten und Orpheus erschlugen und seine Glieder zerrissen. In deinen Augen sehe ich ein Feuer, daran erkenne ich, daß die Seele in dir brennt, und daß sie von dem Feuer brennt, das die Liebe heißt, von der ich euch in meinen Worten gesagt habe, daß sie es ist, die die Welt am Leben erhält, weil sie, wenn sie die große Liebe ist, aus den Leibern aufsteigend das Vergängliche der Welt, die Leiber, in läuternder Glut verzehrt, und nur den unsterblichen Teil, die Seele, übrig läßt. Darum sollst du mir nicht sagen, wer du bist, wohl aber, was du bist, und was dich treibt, warum du zu mir kommst, und was du von mir verlangst."

Darauf erwiderte der Jüngling und sagte: „Meister, ich bin einer, der Bildwerke zu machen weiß, in Erde, Marmor und anderem Gestein, von Menschen und Göttern. Und immer, wenn ich solche Werke gefertigt, haben die Menschen sie gepriesen, ich aber habe keine Freude daran gehabt, denn sie waren toter Stein. Und nun sagen sie von dir, daß du toten Dingen Leben einzuhauchen vermagst. Darum komme ich, daß du mich lehrest, Werke zu schaffen, die nicht toter Stein nur sind, sondern die da leben wie lebendige Menschen."

Als er so gesprochen hatte, gab der Meister keine Antwort, sondern er verstummte, und in seinen Augen ward ein Glühen, daß es aussah, als müßte die Gestalt des Jünglings, auf der sein Blick ruhte, wie eine wächserne Fackel in der Glut zergehen. Danach legte er die Hand auf des Knaben Haupt, beugte ihm das Haupt zurück und sah ihm in die Augen, daß es war, als dränge ein Stahl durch die Augen des Knaben, alles prüfend, alles befühlend und durchforschend, was in seinem Innersten vorhanden war und sich begab. Dann hieß er ihn aufstehen und sagte: „Bleibe in meinem Hause und warte, bis ich wieder zu dir spreche."

Alsdann, in drei Tagen, die auf diesen folgten, sprach der Meister zu dem Knaben an jedem Tag ein einziges Wort. Und am ersten Tage sagte er zu ihm: „Leben kommt vom Leben und kann nur werden, wenn ein anderes sich dafür aufgibt; — wußtest du das?"

Darauf erwiderte der Knabe: „Ich habe es nicht gewußt, aber gefühlt, und nun du es mir sagst, weiß ich es."

Am zweiten Tage sagte er zu ihm: „Nur wer die große Liebe besitzt, kann ein anderes zum Leben erwecken, nur wer sich selbst verliert, kann ein anderes finden; — wußtest du das?"

Darauf erwiderte der Knabe: „Ich habe es nicht gewußt, aber gefühlt, und nun du es mir sagst, weiß ich es."

Und endlich am dritten Tage sprach er zu ihm: „Blind sein und alles sehen, taub sein und alles hören; nichts von dem wissen, was alle wissen, und alles verstehen, was alle nicht verstehen; — kannst du das?"

Da erwiderte der Knabe nichts, sondern wie am ersten Tage senkte er die Knie und umfing mit den Armen die Knie des Meisters und blickte zu ihm auf. Und als der Meister den Blick gewahrte, fühlte er, daß in diesem Menschen das Geheimnis war, aus dem die Zeugungskraft des Künstlers kommt, daß Mann und Weib zugleich in ihm waren.

Darum, wie er am ersten Tage getan hatte, küßte er ihn und sagte: „Morgen gehe ich einen Gang, und du sollst mich begleiten".

Und am nächsten Tage ging er mit ihm zum Tempel der Aphrodite, der eben vollendet war. Da stand in dem Tempel das Bildnis der Göttin, eine ehrfurchtgebietende Gestalt, und alles Volk war versammelt und schaute bewundernd das Bild an. Darauf, als der Meister mit dem Knaben wieder hinwegging, legte er den Arm um dessen Schulter, und: „Wie sie sich an dem Bildwerk freuen," sagte er, „nicht wahr, du hast es gesehen?"

Da aber wandte der Knabe das Haupt zu ihm und lächelte und sagte: „Meister, warum versuchst du mich? Da du doch weißt, daß sie sich nicht freuen können daran: denn Aphrodite muß man lieben, aber nicht bewundern."

Und als ihn danach der Meister fragte, ob er ein solches Bild der Aphrodite zu machen sich getraue, erglühten ihm die Wangen, und er sagte: „Ja."

Darauf führte jener ihn zum Hause zurück und wies ihm einen Raum, wo er schaffen könnte. Und von da an war es, als wäre der Knabe aus der Welt verschwunden gewesen.

Als aber Tage vergangen waren und Wochen, erschien er auf der Schwelle der Tür und stand und sprach kein Wort. Der Meister aber schritt hinein; und als er das Bild gewahrte, das der Knabe gemacht hatte, wich er, wie von einem Schauer erfaßt, zurück und bedeckte unwillkürlich, wie in frommer Scheu, die Augen, denn ihm war nicht anders, als stände der Göttin leibhaftig atmender Leib unverhüllt in Herrlichkeit vor seinen Augen. Kleiner als das Bildnis im Tempel, ja klein und zierlich war die Gestalt; aber wer sie erschaute, dem war, als lebte sie, als bewegte sie die Arme und höbe die Füße, als regte sie die Lippen, und als vernähme er von ihren Lippen den Jubelgesang vom großen, unsterblichen Leben.

Darum stand er und schaute, und ward nicht satt zu schauen, und wie es einem ergeht, daß man über dem Bekanntwerden mit einem neuen einen älteren Bekannten vergißt, so beinahe erging es ihm, daß er des Knaben schier vergaß, der mit ihm im Zimmer war, aus dessen Händen das da gekommen war. Und als er nun das Haupt zu ihm wandte, sah er ihn regungslos an der Stelle stehen, an der er vorher gestanden hatte, also daß es aussah, als wäre er selber zu Stein erstarrt, in seinen Augen, wie ein Gewölk, lag der Traum, über seinem Gesicht war ein Lächeln, ein so liebliches, daß es aussah, als leuchtete die Sonne auf das Gewölk und färbte es mit geheimnisvollem Licht. Und als der Meister das sah, und das Schweigen vernahm, in dem die Seele dort neben ihm versank, sprach er ihn nicht an, sondern sagte kein Wort, und lautlos ging er hinaus.

Am anderen Tage aber waren beide wieder auf dem Wege, und diesmal führte der Meister ihn zum Tempel des olympischen Zeus, der noch nicht vollendet war wie jener der Aphrodite, sondern noch im Bau.

Da fanden sie die Baumeister damit beschäftigt, die Säulen zu errichten, auf denen die Balken des Tempeldaches ruhen sollten.

Aber es war ein Streit zwischen ihnen, denn der eine wollte Säulen von dieser, der andere von anderer Gestalt aufstellen, und sie wurden nicht einig. Alles Volk aber war versammelt und sah und hörte dem Streite schweigend zu und niemand wußte, für welchen von beiden er sich entscheiden sollte.

Darauf, als der Meister mit dem Knaben wieder hinweg ging, legte er den Arm um dessen Schultern und: „Du hast nun gehört," sagte er, „wie sie sich streiten, und hast gesehen, was für Säulen jeder von ihnen errichten will; so sage nun du, für welche der Säulen du dich entscheidest."

Da aber wandte der Knabe das Haupt zu ihm und lächelte und sagte: „Meister, warum versuchst du mich? Da du doch weißt, daß Säulen wohl gut sind, die Häuser der Menschen oder geringerer Götter zu stützen, aber das Haus des olympischen Zeus sollte nicht von Säulen, sondern von anderen Wesen getragen werden."

Und als der Meister ihn darauf fragte, was für Wesen das sein sollten, erwiderte der Knabe: „Jene müßten es sein, die sich aufgelehnt haben gegen Zeus und die er bezwungen hat, die Giganten. Und zum Zeichen dafür, daß er sie bezwungen hat, und daß sie ihm nun dienen und die Stätte tragen müssen, wo er wohnt, sollte man steinerne Bilder von ihnen errichten, wie Säulen so hoch, mit geschlossenen Füßen, daß man sieht, der Wille des Zeus hat sie gebunden, und die Häupter gereckt, daß man sieht, der einstige Trotz ist noch darinnen, über das Haupt aber die Arme erhoben und auf den erhobenen Armen die Balken ruhend, daß man sieht, sie beugen sich dem Göttergotte in schweigender, tragender Geduld."

Danach, als ihn der Meister befragte, ob er sich ein solches Bild zu machen getraue, erglühten dem Knaben die Wangen, und er sagte: „Ja." Nun war am Hause des Empedokles hinter dem Garten ein Steinbruch und in dem stand ein köstliches Gestein.

Diesen Steinbruch kaufte darauf Empedokles für Geld, und nachdem er ihn gekauft hatte, führte er den Knaben hinein und fragte: „Willst du hier deinen Giganten schaffen?"

Da fiel der Knabe ihm zu Füßen, umschlang seine Knie, blickte zu ihm auf und sagte: „Ja! ja! ja!"

Der Meister aber beugte sich nieder und blickte tief in das schöne Antlitz, denn er sagte sich, daß er dieses Gesicht nun für lange nicht wieder sehen würde, dann ging er und ließ ihn allein. Und wie es schon einmal gewesen, so geschah es jetzt wieder, daß es war, als wäre der Knabe aus der Welt verschwunden gewesen.

Und endlich, nachdem Tage vergangen waren und Wochen und Monate, öffnete sich die Pforte, die aus dem Steinbruch in den Garten führte, auf der Schwelle der Tür erschien der Knabe und stand und sprach kein Wort.

Der Meister ging hinein. Als er aber eingetreten war, blieb er wie an den Boden geheftet stehen, und es versagte ihm der Atem, denn vor seinen Augen, nicht wie von Menschen-, sondern von Riesenhänden behauen und getürmt, stand der steinerne Gigant, die Füße zusammengeschoben, als wären sie gefesselt, darüber aufstrebend der Leib wie ein ragender Turm, das Haupt

emporgereckt, als wollte das Antlitz Licht trinken vom Lichte der verlorenen Freiheit, über dem Haupt aber die Arme emporgehoben, gehorsam bereit, das Haus des Göttergottes zu tragen in schweigender Geduld.

Als der Meister zu diesem Werke aufblickte, war ihm, als stände die Majestät des Schweigens vor ihm, nicht des inhaltlosen, das nicht spricht, weil es nichts zu sagen hat, sondern des beseelten, das vor Überfülle verstummt. Er sah den Himmel Siziliens, den blauen, sonnendurchleuchteten, darüber ausgespannt und das Antlitz der Gestalt sehnsüchtig dahin emporgerichtet, und plötzlich erschien es ihm, als wäre die steinerne Gestalt lebendig und wüchse, wüchse zu dem strahlenden Himmel hinauf, und in dem Augenblick wußte er, daß die mächtige Gestalt nichts anderes war als der Arm, den die Erde Siziliens zum segenspendenden Himmel reckte, auf daß er nie aufhörte, ihr Leben zu gewähren, Fruchtbarkeit und Schönheit. Darum, als er jetzt das Haupt zu dem hinwandte, der solches Wunder geschaffen hatte, tat er es voll ehrfürchtiger Scheu, und als er den Knaben ebenso wie damals, vor dem Bilde der Aphrodite, traumumwölkt und im Traume lächeln sah, tat er wie damals, und sprach ihn nicht an, sondern sagte kein Wort und lautlos ging er hinaus.

Während aber der Knabe, fern von den Menschen und der Welt, an dem Riesenbilde gearbeitet hatte, waren die Menschen in Akragas ungeduldig geworden und unwillig und unzufrieden, ungeduldig mit den Baumeistern des Zeustempels, die kein Ende fanden mit ihrem Streite um die Säulen, und unzufrieden mit dem Bilde der Aphrodite, das alle einstmals bewundert hatten, und von dem jetzt niemand mehr etwas wissen wollte, weil es ihnen hart und kalt und starr erschien. Plötzlich aber stand ein Gerede auf und ging von Mund zu Mund, daß ein anderes Aphroditenbildnis vorhanden sei, ganz anders und viel schöner als jenes, und eine Gestalt, ganz anders und viel wunderbarer als die Säulen, der man die Balken auflegen könne, damit sie das Dach des Zeustempels trage.

Und nach diesem ersten Gerede enstand ein zweites, und man erzählte sich, daß beides, das Bild der Aphrodite sowie die Gestalt des Balkenträgers zu finden seien im Hause dessen, von dem alles Gute für Akragas kam, des Wundertäters, des „großen Mannes".

Als nun solches in der Stadt gesprochen wurde, da an einem Tage trat Empedokles zu dem Knaben. Er faßte ihn an der Hand und: „Höre an," sagte er zu ihm, „was jetzt geschehen wird: Jetzt wird das Volk von Akragas zu meinem Hause kommen; und sie werden fragen nach dem Bilde der Aphrodite und nach der balkentragenden Gestalt. Dann werde ich ihnen die beiden zeigen, die du geschaffen, und wenn sie sie gesehen, werden sie danach verlangen und sie haben wollen, und ich werde ihnen beide geben. Zum Tempel der Aphrodite werden sie alsdann das Bild der Göttin tragen und werden es aufstellen, und wie ich davor gestanden habe, wird alles Volk vor dem Bilde stehen in Freude, Seligkeit und inbrünstiger Wonne. Und zum Tempel des Zeus werden sie den Giganten führen und werden die Säulen hinaustun, die die Baumeister errichten wollten, die einen wie die anderen, und werden ihre besten Steinmetzen rufen und ihre besten Künstler, daß sie nach dem Muster

deiner Gestalt weitere Gestalten von gleicher Art schaffen, soviele es ihrer bedarf, um das Dach des Tempels zu tragen. Denn so wie mir die Erkenntnis aufgegangen ist, wird sie auch ihnen aufgehen, daß nicht Säulen das Haus des Göttergottes tragen dürfen, sondern nur die, die er bezwungen hat, die Giganten.

Alsdann aber wird ein Fragen entstehen, und alle werden zu wissen verlangen, wer es ist, der ihnen die Wunderwerke geschaffen und geschenkt hat. Und nun habe acht, was ich dir sage, damit du es bewahrest, denn nun ist die Stunde gekommen, da es sich entscheiden wird, ob dein Wunsch in Erfüllung gehen und ob du erlangen wirst, um was du mich batest, damals am ersten Tage, und in deinen eigenen Händen ruht die Entscheidung." Und indem der Meister dieses sprach, war es, als veränderte sich seine Gestalt und würde größer als Menschen sind, die Züge seines Gesichtes wurden so feierlichen Ernstes, seine Augen so flammenden Feuers voll, daß er aussah wie der Unsterblichen einer, deren Blicke hinausgehen über die Blicke der Sterblichen, deren Gedanken weiter denken als Menschengedanken, weil ihnen die Zukunft erschlossen ist, die verborgen und versagt vor den Sterblichen liegt.

„Denn wenn du nun willst," sprach er zu dem Knaben, „so sage mir heut deinen Namen, den ich bis heute noch nicht weiß; und wenn du dann willst, will ich mit dir hinausgehen zu dem Volk und ihnen sagen, wie du heißest, und daß du es bist, der die beiden Werke geschaffen hat. Dann wird ihr Jubel dich umbrausen, sie werden dir zu Füßen fallen und dein Haupt mit Kränzen schmücken, und du wirst Großes erlangen, denn unsterblich wird dein Name werden und fortleben für alle Zeit bei den großen Namen von Hellas und der Menschheit. Ich aber werde zu dir sagen, daß dir zu teil geworden ist, was du verdienst, denn wahrlich, du bist ein großer Künstler!"

Und als der Meister so gesprochen, wurden die Züge seines Gesichtes wieder sanft, er tat die Hand auf des Knaben Haupt und zog den Knaben an sich. „Deine Werke aber," so sagte er, „werden bleiben und bestehen als das, was sie sind, als herrliche Bildwerke; aber das, was du für sie erflehtest, und das, was du von mir verlangtest, daß ich es ihnen geben sollte, das eine, daß sie Leben empfingen und lebten, wie lebendige Geschöpfe, das werden sie dann nicht haben. Dein Name wird leben in unsterblichem Ruhm, aber das Leben, das du für dich gewinnst, wirst du dann aus deinen Werken hinweggenommen haben, und sie werden Steingebilde sein wie andere."

Und indem jetzt, da der Meister also sprach, der Knabe an seine Brust gesunken war, so daß des Meisters Haupt über seinem Haupte, sein Gesicht über seinem Gesichte war, erschien es dem Knaben, als gingen die Worte des Gewaltigen über ihn hin und in ihn hinein wie eine tiefe, strömende, lodernde Glut, wie ein Licht, das seine Augen von innen her erhellte, daß er nicht zu sagen vermocht hätte, ob es ihn sehend machte, oder ihn blendete, wie eine Flut, die alle Elemente seines innersten Lebens zu stürmischer Gewalt erweckte und sie zugleich dahinsinken ließ in gliederlösenden Schlaf, so daß er nicht zu sagen vermocht hätte, ob er Wonne fühlte oder Qual, ob er lebte oder ob er gestorben sei und tot.

„Dahingegen," sprach der Meister darauf weiter, „wenn die in dir ist, von der ich dir gesagt habe, daß sie das eigene Leben aufgibt, um anderes Leben zu erwecken, die da verliert, um zu finden, die große Liebe, die wie ein heiliges Feuer alles verzehrt, was das Leibliche im Künstler ist, Habgier und Selbstgefallen, Ehrgeiz und Ruhmsucht, und nur übrig läßt, was in ihm die Seele ist, sein Werk, wenn sie in dir ist und so mächtig ist, daß sie dir Kraft verleiht, unsichtbar zu werden, und nur dein Werk sichtbar bleiben zu lassen, so zu verschwinden hinter deinem Werk, daß man dein Gesicht nicht kennt, deinen Namen nicht erfährt, nichts von dir hört und weiß, und wenn sie dich so stark macht, daß du das alles ohne Kummer erträgst und ohne Reue, mächtig in dem Gedanken und glücklich in dem Gefühl, daß du vergehen, aber dein Werk bleiben wird, — wenn es so ist, wenn du das kannst, wenn du das willst, dann sage es mir; dann, wie ich bisher nicht gefragt, will ich auch heut nach deinem Namen nicht fragen; der unbekannte sollst du mir bleiben, von den Göttern gesandte Knabe; dann, ohne daß sie dich sehen, sollst du verschwinden, und mit dir verschwinden will auch ich; denn nachdem solche Gaben aus dem Hause des Empedokles gekommen, kann Empedokles ihnen nichts mehr geben. Dann aber sage und verkünde ich dir von deinen Werken, daß sie nicht Steingebilde nur sein, sondern daß sie leben werden, als lebendige Wesen, ein geheimnisvolles, wunderbares Leben, und nicht ein kurzes Dasein nur, wie die Menschen es leben, das, wenn es hoch kommt, hundert Jahr dauern mag, sondern ein Leben von vielen Hunderten von Jahren, ja von Jahrtausenden, in die unabsehbare Zukunft hinaus."

Als aber der Meister so gesprochen hatte, schlang sich der Knabe mit beiden Armen um ihn, so daß sein Herz am Herzen des Meisters schlug. „Laß mich dahingehen und vergehen," sagte er; „laß mich verschwinden und unsichtbar werden und unbekannt bleiben und von niemandem gesehen und genannt, aber meine Werke laß sichtbar bleiben und leben von meinem Leben, so wie du es mir verkündet hast, in die unabsehbare Zukunft hinaus."

Und alsdann so dauerte es nicht lange, und wie brausende Meerflut kam es durch die Gassen heran, zum Hause des Empedokles kam das ganze Volk von Akragas. Als sie aber vor das Haus kamen, standen Türen und Tore des Hauses offen, daß ein jeder eintreten konnte, und als sie eingetreten, war das Haus leer, kein Mensch darinnen, und nichts als das Bildnis der Aphrodite und die steinerne Gestalt des Giganten. Vor dem Bild der Aphrodite aber, sowie vor der Gestalt des Giganten war feinkörniger Sand geschüttet, und in den Sand war ein Vers geschrieben; vor jedem der beiden Bildwerke der gleiche, der lautete:

Fragt nicht, wer mich erschuf — nicht geschaffen, ich wurde geboren.

Und so wunderbar waren Schönheit und Herrlichkeit der beiden Bildwerke, daß anfänglich kein Wort ertönte, sondern alles in lautlosem Schweigen stand. Dann aber, nach einiger Zeit, brach ein Freudenschrei aus, ein so ungeheurer, daß es war, als flöge die ganze Stadt Akragas in dem einen Schrei zum Himmel empor. Die Priester der Aphrodite wurden gerufen, daß sie das Bild der Göttin in deren Tempel trügen. Wagen wurden bespannt, daß man

die Gestalt des Giganten darauf lüde und zum Tempel des Zeus schaffte. Aus dem Tempel wurden die Säulen hinausgetan, die die Baumeister hatten errichten wollten, die einen wie die anderen; Steinmetze wurden gerufen und die besten Künstler von Akragas, daß sie nach dem Muster des einen dreizehn andere Gigantengestalten errichteten, um die Balken des Tempeldaches zu tragen. Und dann erst, als dieses alles geschehen und der Taumel vorüber war, entstand ein Fragen: „Wo ist der, aus dessen Hause dieses alles gekommen ist, wo ist Empedoklés?"

Niemand aber wußte darauf Antwort zu geben, niemand hatte ihn gesehen, niemand wußte ihn zu finden — und seit dem Tage hat keines Menschen Auge den großen Empedoklés mehr gesehen. Mancherlei wurde erzählt, die einen sagten, in der Nacht, die auf diesen Tag folgte, wäre ein wunderbarer Glanz vom Himmel herabgestiegen zum Hause des großen Mannes, und eine Stimme, die keines Menschen Stimme gewesen, hätte dreimal laut seinen Namen gerufen. Wieder andere, die von Katana kamen, wußten zu berichten, daß man den Empedoklés gesehen habe zum Ätna emporsteigend, den Arm um die Schultern eines wunderbaren Knaben geschlungen, der ihm zur Seite ging. Und als die beiden zum Gipfel gelangt, wäre der Geist Siziliens, der uralte, der im Ätna wohnt, aus seiner Behausung gestiegen, hätte die Arme nach ihnen ausgebreitet, daß es gewesen wäre wie eine zum Himmel lodernde Feuersbrunst, in seine Arme wären beide eingegangen und also beide verschwunden.

Das sprach man in Akragas, und anfänglich trauerte man, bald aber vergaß man der Trauer, denn Akragas war jetzt eine Stadt von Schwelgern und Prassern geworden, wo man an jeglichem Tage lebte, als sei das Heute immer das ganze Leben, wo man vergaß, was gestern gewesen war, und nicht danach fragte, was morgen sein würde.

Und darum, weil man immer den blauen Himmel sich zu Häupten, die fruchtbare Erde sich zu Füßen sah und nicht denken konnte, daß der leuchtende Himmel sich jemals verdüstern, die nährende Erde jemals des Fruchtspendens müde werden würde, vergaß man Sorgen und Gefahren und vergaß, daß drüben in Afrika, nur wenige Meilen entfernt, immer noch die Höhle des Molochs, das schreckliche Karthago, stand und daß dieses Karthago wie ein Raubtier auf der Lauer lag, über Sizilien herzufallen und über das Kleinod von Sizilien, Akragas die Stadt.

Also geschah es an einem Tage, daß das afrikanische Meer aufschäumte unter unzähligen Schiffen, die von drüben abstießen, mit blutdürstigen Männern gefüllt, von dem Schrecklichsten der Schrecklichen, Himilko, dem Punier, geführt. Akragas war sein Ziel, — und bevor noch die Bewohner der üppigen Stadt zum Bewußtsein gekommen waren, was ihnen geschah, war diese ihre Stadt, die jetzt wie ein großer, goldfarbiger, übermästeter Wurm mit weichem, schuppenlosem, unbeschütztem Leibe in der braunen Ebene lag, schon eingeschlossen und umschanzt.

Da gab es nun keinen Theron mehr, der die Männer von Akragas zu einem Heere zusammenzuraffen und das Heer zum Siege zu führen verstanden

hätte, auch keine Männer mehr, die man hätte zusammenraffen können, die Lanze, Schwert und Schild zu führen gewußt hätten, sondern ihre Glieder waren so weich geworden, daß man Weib und Mann nicht mehr unterschied; ihre Seelen so verschlammt, daß aller Stahl und Mut darin geschmolzen war. Und weil man an jedem Tage getafelt und getrunken hatte, als müßte man am nächsten sterben, so geschah es, daß die fröhliche Stadt, an deren Tafeln einstmals jeder Fremde ein geladener Gast gewesen war, bald nichts mehr zu essen hatte für ihre eigenen Bewohner.

Damals nun, in einer finsteren schrecklichen Nacht, als kein Mond leuchtete und kein Stern am Himmel zu sehen war, brachen plötzlich die Tore von Akragas, die nach Gela und Syrakus führten, auf, und zu den geöffneten Toren drang flüchtend das Volk von Akragas hinaus, das ganze, Männer, Weiber, Kinder, viele Hunderttausend; aus der Stadt, die sie geboren, von dem Boden, der sie genährt, zogen sie hinaus und hinweg, — ein dunkeler, unabsehbarer, wimmernder Schwarm. Denn nicht einmal laut zu jammern durfte man wagen, weil sonst die Punier es gehört haben würden, die ringsherum in den Lagern wie witternde Bluthunde standen. Und wie vor Zeiten, als die Stadt geboren wurde, das Geschrei der Menschen verstummt war vor übergroßer Freude, so jetzt in ihrer Sterbestunde verstummte es wieder vor übergroßer Furcht, denn diese Stunde war die Sterbestunde von Akragas. Neben den Männern gingen die Frauen, neben den Knaben die Mädchen, und weil hier draußen der rauhe Boden nicht mehr bestreut war mit gesiebtem Meersand, so rissen die zarten Füße sich blutig, und manche und mancher blieben am Wege liegen. Niemand aber fragte nach ihnen, so daß sie liegen blieben, wo sie niedergestürzt waren, denn keiner hatte Zeit, an den anderen zu denken, sondern jeder nur Gedanken für das eigene, elende, nackte Leben.

All ihr Silber und Gold, Kostbarkeiten und Werke der Kunst, all ihre schönen purpurnen Gewänder, Haarkämme und abgerichteten, süß singenden Vögel, alles hatten sie zurücklassen müssen, und nicht einmal ihre Kranken und Schwachen hatten sie mitzunehmen vermocht. Darum als der Morgen graute nach dieser furchtbaren Nacht, waren nur Hinfällige und Sieche noch in Akragas, und von den Gesunden nur noch ein einziger, ein Mann, und der hieß Gellias. Der hatte eine Liebe in Akragas, von der er nicht lassen konnte, und dies war kein sterbliches Weib, sondern das Bildnis war es, das wunderbare, im Tempel der Aphrodite. Durch die verödeten Gassen schlich er sich hin, langsam zuerst, dann schneller und schneller, wie ein gehetztes Wild, denn schon vernahm er, wie die Feinde überzusteigen begannen über die Mauern und einzudringen in die Tore. Wenn sie vor ihm den Tempel erreichten, war die Geliebte in ihren Händen, und das durfte und durfte nicht sein.

Todesschweiß bedeckte sein Haupt, als er ankam und in den Tempel eintrat, und weiß aus dem Dämmergrau des Morgens blickte die göttliche Gestalt. Da fiel er auf die Knie, und obschon er wußte, daß der Tod draußen stand, wogte ihm das Herz in unermeßlicher Freude auf, denn er hatte gesehen, daß die Göttin die Augen auf ihn richtete und das holdselige Haupt zu ihm neigte, als wollte sie ihm danken für seine Treue. Weil aber keine Zeit zu

verlieren war, so hob er die heilige Gestalt empor und drückte sie an seine Brust und mit den Lippen küßte er die Lippen des reizenden Gesichts — da fühlte er, daß es nicht kalter Marmor, sondern die blühende Wärme menschlichen Leibes war, was seinen Lippen entgegenkam, und ein Taumel ergriff ihn, daß er nicht mehr wußte, wo er war und was ihm geschah. In dem Augenblick aber vernahm er in nächster Nähe das Mordgeheul der Punier, darum stürzte er aus dem Tempel hinaus, mit fliegenden Händen grub er im Boden ein Loch, ein tiefes, tief wie ein Grab: „Schlafe du hier und ruhe, bis ein anderer dich weckt", sprach er zu dem geliebten Bilde, indem er es versenkte. Und als er eben die Grube geschlossen und die Erde darüber festgestampft hatte, drangen die Würger herein und der treue Gellias wurde erschlagen. Die Punier aber, die von dem Wunderbildnis im Tempel der Aphrodite erfahren hatten, suchten danach und suchten, und als sie es nicht fanden, zündeten sie in ihrer Wut ein Feuer an und verbrannten den herrlichen Tempel.

Und von dort, wie Wölfe, liefen sie zu den anderen Tempeln, ihnen ein gleiches zu tun, und also kamen sie auch zum heiligen Hause des olympischen Zeus. Als sie nun hier die steinernen Giganten sahen, auf deren Armen die Dachbalken ruhten, brachten sie Beile, Hämmer, Keulen und Balken herbei, um sie zu zerbrechen, und legten eiserne Ketten um ihre Leiber, um sie zu Fall zu bringen. Und obschon die mächtigen Gestalten lange Widerstand leisteten, mußten sie doch endlich dem barbarischen Wüten nachgeben; eine nach der anderen brach zusammen, stürzte zu Boden, den Deckbalken mit sich reißend, und jedesmal entstand ein donnerndes Getöse; die Tempelwände zerbarsten und fielen in Trümmer, und endlich stand von der ganzen einstigen Herrlichkeit nur noch ein einziger Gigant aufrecht an seinem Platze. Merkwürdigerweise aber war das gerade der schönste von den vierzehn, die den Tempel geschmückt und wenn man genauer zusah, erkannte man, daß all die anderen nach dem Muster dieses einen gemacht gewesen waren. Darauf, als die Punier sich daran machten, auch diesem letzten ein Ende zu bereiten, wie den übrigen, und als schon einer von ihnen wie ein fletschender Affe an dem Giganten emporgeklettert war, ihm die eiserne Kette um den Hals zu schlingen, stockten ihnen jählings die Hände und der Mund blieb ihnen offen stehen, denn eine Stimme hatte gerufen: „Nehmt euch in acht, er lebt!" Im nämlichen Augenblick sahen sie, wie der, welcher hinaufgeklettert war an dem steinernen Riesen, stürzend hinabglitt, die Kette, die er mit sich genommen hatte, hinter ihm drein, wie ihm der Kopf auf den Fließen des Tempels zerschellte; und zugleich kam aus der anderen Ecke des Tempels einer gelaufen, dem standen die Haare zu Berge, und es schäumte ihm der Mund wie einem Wahnsinnigen: „Ich habe es gesehen," schrie er, „der Steinerne ist lebendig und hat sich geschüttelt, darum ist er heruntergefallen und hat das Genick gebrochen! Ich hab es gesehen!" Und wie die anderen das hörten, das gellende Geschrei: „Ich hab es gesehen!" und immer wieder: „Ich hab es gesehen!" da packte auch sie das Entsetzen, denn sie wußten plötzlich, daß das, was da vor ihnen stand, was sie für Stein gehalten hatten, kein steinernes, totes Ding, sondern ein geheimnisvolles,

lebendes Wesen war. Wie von einem Wirbel herumgeschleudert, liefen sie heulend und brüllend davon; keiner getraute sich in den zerstörten Tempel zurück, und aufrecht unter den qualmenden Trümmern, die Arme erhoben, die nun freilich nichts mehr zu tragen hatten, das Haupt zum Himmel gereckt, als wollte er sehnsüchtigen Blickes das Licht des Himmels in sich trinken, stand der einsame Gigant, der einstmals der erste gewesen war und jetzt von allen der einzige und letzte war.

Also starb in jener Nacht und in den Tagen, die auf die Nacht folgten, durch die Wut der Menschen das, was einst die Wonne der Menschheit gewesen war, — Akragas, die schöne, die herrliche Stadt.

Wohl erhob sich an der Stelle, wo die Stadt gestanden hatte, später wieder eine andere, aber das war nicht Akragas mehr, sondern Agrigent, und nicht mehr erstand das windumrauschte Haus der Athene auf der Höhe, die Götterstadt auf der Felsenmauer über dem Meer, nicht mehr der jauchzenden Menschen tausendstimmig fröhlicher Lärm, ihrer purpurnen Gewänder Flattern und Wehen, verstummt war der abgerichteten Vögel süßer Gesang, der schneeweißen Rosse Gestampf und Gewieher, und ausgelöscht für immer das leuchtende Auge, mit dem einstmals an dieser Stelle die Erde zum Himmel aufgeblickt hatte.

Wie ein Sklavenleib, der keine Selbstbestimmung mehr besitzt, so ging das nachgeborene Ding, das arme Agrigent, von einer Hand in die andere, von den Karthagern zu den Römern, von den Römern zu den Karthagern und dann von diesen wieder zu jenen zurück. Und jeder, der es in die Hände bekam, griff mit Klauen und Zähnen hinein, und was in dem zuckenden Leibe an Blut noch war, das saugte er ihm aus, wo über den Knochen ein Rest von blühendem Fleisch noch war, den riß er ihm ab, und so kam es, daß die Stadt, die einstmals in der braunen Ebene unter der sizilischen Sonne wie ein sorgloses Kind im Mutterschoße gelegen hatte, sich allmählich wie ein verängstigtes und verwildertes Tier aus der Ebene hinauf und vom Meere hinweg zu ziehen begann in die Berge hinauf, in denen es sich zusammenringelte zu einem armseligen Haufen armseliger Häuser.

Und die Jahre gingen, die Jahrhunderte, die Zeit schritt durch die Welt mit dem immer gleichen, unermüdlichen Schritt, die unsterblichen Götter wurden sterblich und siechten dahin, auf den Thron des Göttergottes setzte sich der strenge, gewaltige Christengott, und der Mensch, der früher aus der Natur hervorgegangen und zu ihr zurückgekehrt war, wie die Pflanze zur Erde, riß sich von der Natur los: „Denn sie hindert mich," sagte er, „daß ich selig werde."

Damals nun, als viele, viele hundert Jahre seit dem allen vergangen waren, kam in die alte Stadt ein Christenbischof, der ging wandelnd über die verödete Stätte und beschaute kopfschüttelnd, was für wunderbare Häuser „die Heiden" vor Zeiten ihren Götzen gebaut hatten. Und als er an den einstigen Tempel der Aphrodite kam, da ergriff ihn — kaum wußte er selbst warum — ein so wundersames Gefühl, daß er beschloß, die schöne, unheilige Stätte heilig zu machen, indem er in die alten Säulen, die noch standen, eine Christen-

kirche hineinbaute. Als man nun den Boden ringsherum aufgrub, da geschah es, daß man im Boden ein Loch fand, tief wie ein Grab, und in dem Loche lag gebettet wie in süßem Schlafe, ein wunderbar herrliches Bildwerk. Als der Bischof das sah, erkannte er, daß es das Bild derjenigen war, die einst den Tempel bewohnt hatte, der Göttin Aphrodite, und obschon er sich sagte, daß es ein heidnisches Götzenwerk sei, konnte er den Blick nicht davon lassen, weil es ihm war, als hätte das holdselige Antlitz ihn angesehen mit süßen, klagenden Menschenaugen. Darum nahm er es an sich, und als die Kirche erbaut war, besprengte er das Bild mit geweihtem Wasser, um es rein zu baden von seiner Unheiligkeit und zog dem strahlenden Leibe Gewänder an, fügte einen goldenen Heiligenschein um sein Haupt und setzte es auf den Altar der Kirche, und: „Kommet her," sprach er zu den Menschen, die da droben auf den Bergen in den armseligen Häusern wohnten. „Maria, die Gebenedeiete ist auferstanden wie ein Wunder aus den Trümmern der Heidenstadt, kommet alle und betet sie an." Da kamen sie gezogen, Männer, Weiber und Kinder, und schauten staunend auf die wunderbare Frau und knieten davor, beteten zu ihr und zündeten ihr Kerzen an. Wer ein Gebresten am Leibe hatte, der zeigte es ihr, daß sie es ihm heile, wem Leid das Herz bedrückte, der vertraute es ihr, daß sie es ihm lindere, denn sie war ihnen wie eine Mutter, der man alles sagt, ihr Trost und ihre Seligkeit, ihre süße, geliebte Madonna.

Und nicht weit von diesem Tempel, wo jetzt die Christenkirche des Bischofs stand, war ein Trümmerhaufen, der so aussah, als hätte auch dort einmal ein Tempel der Heiden gestanden, noch größer als jener, und aufrecht unter den Trümmern stand eine einsame, riesige Gestalt.

Wenn die Menschen die von ferne sahen, so bekreuzigten sie sich und getrauten sich nicht heran, denn sie fürchteten sich davor und flüsterten untereinander, daß das gewiß ein Werk des Teufels sei. Ratschlag wurde gehalten, ob man nicht ausziehen sollte mit Hebebäumen und Werkzeug, den Furchtbaren zu beseitigen. Aber während man beim Beraten war, geschah es in einer Nacht, daß ein Erdbeben kam, und als die Menschen den Morgen darauf hinausblickten, stand die Gestalt nicht mehr, wo sie gestanden hatte, sondern sie war umgestürzt, und lang dahingestreckt lag sie inmitten des einstigen Tempels. Da schlichen sie vorsichtig zagend heran, den zum ersten Male ganz in der Nähe zu besehen, zu dem sie bisher nur von fern hinübergeblickt hatten, der jetzt vor ihnen lag wie ein großer, schlafender, steinerner Mann. Sie sahen die gewaltigen Glieder, die Füße, die so zusammengeschoben waren, als wären sie gebunden gewesen, die Arme übers Haupt erhoben, beinahe als wenn der Riese gebetet hätte, und da sie in sein Gesicht blickten, das sie heute zum ersten Male sahen, da fuhren sie in Schrecken zurück, denn sie hatten gesehen wie der Schlafende die Augen aufgetan hatte und sie ansah. Dann aber wurden sie wieder ruhig, denn sie bemerkten, daß er nicht sie ansah, sondern über sie hinweg in den Himmel blickte. Und indem die Sonne herab und ihm in die Augen sah, stießen die Menschen sich untereinander an, und: „Sehet," flüsterte einer dem anderen zu, „er spricht mit der Sonne, er lächelt." Da standen sie, verstummend wie vor einem unbegreiflichen Wunder, dann schlichen

sie lautlos hinweg, und: „Er soll ruhen bleiben, wo er liegt," sprachen sie zueinander, „wir wollen ihm nichts tun; denn wer so mit Sonne und Himmel sich unterredet, wie dieser es tut, der kann kein Geschöpf des Bösen sein."

Und wieder, nachdem dieses alles gewesen und geschehen war, gingen die Jahre und die Jahrhunderte; an die Stelle derer, die Akragas bewohnt hatten und Agrigent, kamen die, welche jetzt in Girgenti wohnen, und aus Ländern, von denen die einstigen Menschen von Akragas nicht geahnt hatten, daß sie auf der Erde wären, kamen und kommen in Dampfwagen und Dampfschiffen die Menschen von heute und suchen auf Sizilien die Stätte, wo die Königsmumie liegt, die uralte, die müde, die Mumie von Akragas, der königlichen Stadt.

Diese Menschen von heute nun, wenn sie, nach langer Reise an der Stätte des Schweigens dort unten angelangt, am Felsendiadem stehen, das heute noch die Hügel krönt, und auf die Ebene hinuntersehen, die heute noch unter dem Felsen hervorquillt wie braunes Haargelock, wenn sie statt des purpurflammenden Menschengewimmels einstiger Zeit ein paar maultiertreibende Bauern, statt der Opferzüge, die von den Tempeln zum Meere und vom Meere zu den Tempeln wallten, einige schwarzberockte Konviktschüler, statt der schneeweißen Rosse, die in den Straßen stampften und wieherten, hier und da eine Herde langhaariger Ziegen sehen, die auf dem vermagerten Boden ihr mageres Futter suchen, dann sagen sie: „Akragas ist tot, und alles, was da gewesen, ist dahin."

Wenn sie alsdann hinuntersteigen, von Tempeltrümmern zu Trümmern schreiten und drunten an der Felsenmauer entlang gehen, so daß die alten Tempel ihnen zu Häupten stehen wie Gesichter mit vermorschten Zügen, mit eingefallenen Wangen, mit Augenhöhlen, in denen keine Augen mehr sind, dann senken sie das Haupt und sagen noch einmal: „Akragas ist tot, und alles, was da gewesen, ist dahin."

Und dennoch ist es nicht also, Akragas ist noch nicht ganz tot, und noch ist nicht alles von ihm dahin:

Denn noch heute liegt mitten auf dem Fußboden des einstigen Göttertempels, den freilich keine Marmorfließen mehr bedecken, sondern auf dem das Gras wächst und Unkraut gedeiht, lang hingestreckt wie ein schlafender Mann, der steinerne Gigant, der einst der erste und schönste seiner Genossen war, und dann als einziger und letzter von ihnen und beinahe als letzter Zeuge von der heiligen Schönheit des alten Akragas übrig blieb. Viel hunderttausend Tage und Nächte voll Sonnenglanz und Sternenschein, voll Mittagsglut und Regenflut sind über ihn dahingegangen, noch aber sind die mächtigen Glieder wohl zueinander gefügt, die Arme noch übers Haupt erhoben und das gewaltige Antlitz blickt heute noch lächelnd zum leuchtenden Himmel Siziliens.

Und er ist nicht der einzige — sondern mitten in der stummen, toten Ebene erhebt sich eine kleine, uralte Christenkirche, braun wie das Land ringsumher, nicht die, welche einstmals der Bischof in den Aphroditentempel hineinbaute, denn die ist lange schon wieder dahin, sondern eine andere, die aber auch in einen alten Heidentempel hineingewachsen ist. Auf dem Altar dieser Kirche steht eine christliche Madonna, eine zierliche, wunderbar liebliche Gestalt,

von der der Beschauer die Blicke nicht lassen kann, weil es ihm ist als sähe das holdselige Antlitz ihn an mit tiefen, süßen, klagenden Menschenaugen.

Und alle hundert Jahre einmal, zu nächtlicher Zeit, wenn der volle Mond am Himmel steht, geschieht alldort ein wunderbar geheimnisvolles Ding:

Da geht ein Schauer über den Leib der heiligen Frau, die Gewänder sinken herab, und im Mondlicht, das durch die Fenster blickt, leuchten wie Schnee die weißen, lauteren Glieder.

Dann erinnert sie sich, daß einstmals eine Zeit gewesen ist, wo sie nicht Maria, sondern Aphrodite war; vom Altar steigt sie herab; freiwillig öffnet sich ihr die schwere Pforte, und aus der Kirche, leisen Schrittes, geht sie hinaus in die flimmernde Nacht.

Nicht zu dem Hause, das einst ihr Haus war, zu dem Tempel geht sie, wo der Göttergott gewohnt hat, denn dort, das weiß sie, ist einer, der ihrer wartet.

Wenn dann ihr Fuß im Grase rauscht, geht ein Zucken durch die steinerne Gestalt, wenn sie die weiße Hand auf die Brust des Giganten legt, auf die Stelle, wo in Leibern das Herz schlägt, leuchtet sein Antlitz, und wenn sie ihm zu Häupten tritt, dann ertönt ein Laut, wie der Nachhall einer verschollenen Welt. Das ist der Gigant, der die Göttin begrüßt.

Ihm antwortet alsdann die Göttin, und beide sprechen zueinander. Was sie sprechen — wer hat es gehört? Und wenn einer es gehört hätte, wer vermöchte es wiederzugeben? Aber sie nennt ihn Bruder, und er nennt sie Schwester, denn sie wissen, daß sie Geschwister sind, Kinder der großen Liebe, beide geboren aus einem und demselben Leben, das unsichtbar wurde, damit sie sichtbar blieben, und sich aufgab, damit sie lebten.

So sind sie beieinander in der einen Nacht, die alle hundert Jahre einmal wiederkehrt, und bleiben beieinander, bis über dem Jonischen Meere das Zwielicht graut und ihnen verkündet, daß sie scheiden müssen. „Wirst du wiederkommen in hundert Jahren?“ fragt dann der Bruder; und: „Ich werde wiederkommen,“ antwortet die Schwester; denn beide wissen, daß sie leben werden in hundert und aberhundert und tausend Jahren, weil das unsterbliche Teil der Welt in ihnen ist, die Seele.

Moltkes Operationsplan zu einem Kriege gegen Frankreich aus dem Jahre 1859.

Von

J. von Verdy du Vernois.

Moltkes militärische Korrespondenz. Aus den Dienstschriften des Jahres 1859. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Mit einer Übersichtskarte und 6 Skizzen. Berlin. E. S. Mittler & Sohn. 1902.

II.

Die bisherigen Betrachtungen haben sich auf die Moltkesche Denkschrift vom 7. Februar 1859 beschränkt. Diese enthielt den Operationsentwurf für einen Krieg mit Frankreich unter Berücksichtigung des Konfliktes, welcher mit dieser Macht bei ihrer Unterstützung Sardiniens gegen Österreich in Aussicht stand.

Man könnte nun der Meinung sein, hier ist — wenigstens für jenes Jahr — ein Operationsentwurf festgelegt, der im gegebenen Fall unter allen Umständen während desselben die Grundlage für das Verfahren bei kriegerischen Verwicklungen bilden würde, in welche Preußen geraten könnte.

Aber ein Operationsentwurf ist ein derartiges feinmaschiges Gewebe, daß oft die geringste Luftbewegung das Gefüge an einzelnen Stellen zerreißt und nötigt, anderweitig es wieder zu befestigen, damit das Ganze überhaupt noch verwertbar bleibt. Eine derartige Veränderung trat hier in den äußeren Verhältnissen ein, und wir erkennen ihre Wirkung darin, daß es sofort erforderlich wird, auch in der Gestaltung des Entwurfes Änderungen zu treffen. Dies beweist, wie notwendig es ist, selbst bei *festgelegten* Absichten, unaufhörlich der weiteren Entwicklung der Sachlage die gespannteste Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Unsere *Korrespondenz* zeigt uns einen solchen Wandel durch Änderung in der politischen Gestaltung. Den Ausgangspunkt bildet ein Schreiben, welches der General von Moltke an den Kriegsminister unter Hinzufügen einer besonderen Denkschrift bereits am 26. *Februar* 1859, also nur wenige Tage nach dem ersten Memoire, richtet.

In dem Anschreiben heißt es:

Ew. Exzellenz vertrauliche Andeutung einer möglichen aktiven Teilnahme Hollands und Belgiens an dem Kriege gegen Frankreich und mit Preußen ist mir Veranlassung gewesen, diese Verhältnisse näher ins Auge zu fassen.

Das Schreiben geht nun darauf ein, daß der Beitritt dieser Staaten als Bundesgenossen auch die Verpflichtung auferlege, ihre Länder in Schutz zu nehmen.

Diese Wandlung in der politischen Kombination bedingt infolgedessen, die Hauptmasse der preußischen Streitkräfte an dem unteren Rhein zu konzentrieren, da es nur dann möglich sein würde, den Bundesgenossen eine sofortige und ausreichende Unterstützung zu gewähren. Selbstverständlich müßte unter dieser Voraussetzung der Kriegsschauplatz nach der geographischen Lage von Belgien auch in diesem Lande zu suchen sein, unsere Offensivoperation nach Frankreich hinein daher auch über dieses Land gehen.

Es tritt sonach der in meinem Memoire vom 7. d. M. im Schlußabschnitt bezeichnete Fall ein, wo die beiden am spätesten marschfertig werdenden Armeekorps, sobald sie verfügbar, über Hannover und Kassel sofort nach dem Niederrhein abgesandt werden sollten.

Der Hinweis auf die frühere Denkschrift bezieht sich auf folgende Sätze derselben:

Es wird ferner sich übersehen lassen . . ., ob etwa auf eine aktive Teilnahme des belgischen Heeres gerechnet werden darf, wenn demselben ein direkter Beistand gewährt wird . . . In allen diesen Fällen würde die sofortige Heranziehung der Reservearmee (also die an der Saale zu versammelnde) nach dem Niederrhein über Hannover und Kassel zweckmäßig erscheinen.

Ich möchte darauf aufmerksam machen, wie aus dieser kurzen Anführung bereits ein charakteristisches Merkmal in den Kombinationen Moltkes hervortritt. Seine Entwürfe nämlich sind stets so umfassender Natur, daß aus ihren Anordnungen heraus allen Verschiedenheiten der Lage, welche sich durch anderweitige politische Gestaltung oder mit der Zeit durch Kenntnis von den Absichten des Gegners ergeben, Rechnung getragen werden kann. Dies ist auch hier der Fall.

So hatte er in dem früheren Memoire die beiden zuletzt transportbereiten Korps als eine Reserve zurückbehalten, da sich noch gar nicht überblicken ließ, ob die Offensive des Gegners südlich der Mainlinie oder auf den Niederrhein zu erfolgen würde. Das hing eben davon ab, wie der Gegner die Sache angreifen würde; ob er sich größere Vorteile versprach, wenn er den Angriff zunächst auf Süddeutschland richtete, oder wenn er ihn gegen Belgien führte. Nach einer von beiden Richtungen hin mußte er sich ausbreiten, denn sonst schrumpfte der Teil der Grenze Frankreichs, über welche hinaus die Bewegungen führten, derartig zusammen, daß bei einem unglücklichen Verlauf des Feldzuges sich recht beträchtliche Gefahren daraus ergeben konnten. Denn, hat man statt einer weiten Strecke, welche man in großer Breite zu überschreiten vermag, nur ein Loch hinter sich, durch das man zurückkommen soll, so kann

man begreifen, daß, wenn der Gegner hart nachdrängt, die Massen sich stauen und in eine übele Lage geraten. Diese Lage wird aber noch schlimmer, wenn durch einen Druck von der Seite die Zurückeilenden aus der Richtung gedrängt werden und so überhaupt nicht mehr durch das Tor zurückgelangen können. Also ist für ein Vorgehen über die Grenze stets eine ausreichende Streckenausdehnung erforderlich, militärisch ausgedrückt: eine ausreichende Basierung. Ist solche nicht durch die natürlichen Grenzen gegeben, so muß eben noch anderweitiges Gebiet mit hineingezogen werden.

Die Anforderungen der neuen Lage lassen sich aber aus diesen Betrachtungen heraus sehr einfach entwickeln. Denn nun ist der Zweifel einigermaßen gehoben, wohin Frankreich sich zuerst wenden würde: durch das als wahrscheinlich hingestellte Zusammengehen von Belgien und Holland mit Preußen. Man braucht nur einen Blick auf eine ganz allgemein gehaltene Übersichtskarte zu werfen, um sofort zu erkennen, daß in diesem Falle Süddeutschland erst in zweiter Linie für Frankreich in Betracht kommen kann. Die Lage Belgiens gestattete nie ein Vorgehen Frankreichs gegen den Nieder- oder Mittelrhein, wenn nicht die belgische Armee, welche sich in der Flanke oder bei einem nur kurzen Vorgehen selbst im Rücken derselben befände, vorher in irgend einer Weise unschädlich gemacht wird.

Somit konnte man unter diesen Umständen mit ziemlicher Sicherheit auf ein Vorgehen Frankreichs gegen Belgien rechnen. Wollte nun Preußen die sich aus der Verbindung mit letzterer Macht ergebenden Vorteile genießen, so war es einleuchtend, daß es ihr zur Hilfe eilen mußte. Da dann aber die Entscheidungen voraussichtlich in Belgien fielen, war die weitere Folge, daß man auch preußischerseits die Hauptkräfte am Niederrhein versammeln, also, was nach rückwärts verfügbar war, dorthin heranziehen mußte.

Die veränderte Sachlage erscheint daher von selbst sich ergebende Maßregeln zu erfordern, welche aber bereits vorgesehen waren. Man brauchte nur die beiden Korps, welche an der Saale die Reservearmee bilden sollten, nicht dort erst zu versammeln, sondern sie, sobald die Eisenbahnlinien für sie frei wurden, nach dem Niederrhein zu transportieren.

Wenn man nun aber in die neue Denkschrift vom 26. Februar 1859 tiefer hineinblickt, so wird man sofort erkennen, daß es trotz dieser in der ersten Anlage vorhandenen Begünstigung durchaus nicht so leicht war, für die Lage in ihrer jetzigen Gestalt die sich weiter daran knüpfenden Maßregeln festzustellen. Denn mit der Vereinigung der Hauptkräfte am Niederrhein waren die Erwägungen noch nicht erledigt; es handelte sich nun noch vor allem darum, über die von dort aus einzuschlagenden Operationen Klarheit zu gewinnen. Erst jetzt hatte die Lage eine greifbare Gestalt angenommen, so daß man die bereits angestellten Erwägungen nunmehr weiter zu verfolgen vermochte. Das Memoire erhält durch die bezüglichen Untersuchungen wiederum einen ganz beträchtlichen Umfang.

Vor allen Dingen erweitert sich nunmehr die Aufgabe. Sie nötigt durch die erforderliche Unterstützung Belgiens zur *Offensive*, während sie bisher die *Abwehr eines feindlichen Angriffes* vorzugsweise im Auge gehabt

hat. Letzteres Verfahren konnte erforderlich werden, sobald man zur indirekten Unterstützung Österreichs in seinem Konflikt mit Sardinien und Frankreich die preußischen Streitkräfte am Rhein und Main versammelte. Den Preis dieser Unterstützung aber mußte Österreich gewähren, ihn festzusetzen, war Sache der Diplomatie.

Jetzt lagen die Dinge anders. Die Unterstützung Belgiens ward erforderlich, die eigene Offensive daher unvermeidbar. Die hiermit in Verbindung tretenden Erwägungen Moltkes erscheinen aber von höchstem Wert für die Erkenntnis seines auch in politischen Verhältnissen weiten Blickes. Denn, indem er es der Diplomatie überläßt, sich demnächst mit Österreich abzufinden, da hierbei die inneren so verwickelten Verhältnisse Deutschlands vornehmlich in Betracht kamen, bezeichnet er Frankreich gegenüber klar und bestimmt auch die politischen Forderungen, welche von diesem Gegner zu erreichen wären.

Man könnte hier stutzen und sagen: „Das ist doch nicht die Aufgabe eines Generalstabschefs?" —

Aber dann möge man sich daran erinnern, was ich bereits im ersten Teile unserer Betrachtungen angeführt habe, daß kein Entwurf militärischer Operationen denkbar, ohne daß nicht das politische Ziel, für welches die Waffenentscheidung eintritt, festgelegt worden ist. Dieses politische Ziel kann sich in verschiedenartigster Gestalt zeigen, von Erhaltung des Besitzstandes durch einfache Abwehr an bis zur Eroberung ganzer Länder durch rücksichtsloseste Offensive.

Und ferner habe ich mir bereits anzuführen erlaubt, daß, wenn dem Generalstabschef dieses politische Ziel nicht gegeben wird, er es sich selber stellen muß, da sonst alle seine operativen Erwägungen der erforderlichen Grundlage entbehren und nur umherschwirrende Luftgebilde erzeugen.

Hier kann ich nur durch Hervorheben von einigen Einzelheiten darlegen, in welcher Weise Moltke dieser Aufgabe gerecht geworden ist. Gleichzeitig wird auch dabei sich der Beleg von selbst finden, daß die Festlegung des politischen Zieles im innigsten Zusammenhange mit dem Entwurf der Operationen steht. Die Verschiedenartigkeit jenes Zieles in Rücksicht auf das früher beabsichtigte drückt hier den Operationen einen eigenartigen Charakter auf.

Wohl dürfte dies anregen, von dem gesamten Inhalt der Denkschrift selbst Kenntnis zu nehmen, insoweit sie sich mit diesem Stoffe beschäftigt[1]).

Das Memoire vom 26. Februar 1859 führt die Überschrift:

Erste Aufstellung der preußischen Armee für den Fall einer aktiven Teilnahme Belgiens und Hollands am Kriege gegen Frankreich.

Sie beginnt mit den Worten:

Wenn in dem durch den Kaiser Napoleon hervorgerufenen Konflikt Preußen schon jetzt den Kampfplatz betritt, so ist der Zweck dieses freiwilligen Auftretens in Verbindung mit Österreich und Deutschland, unter im allgemeinen sehr günstigen Verhältnissen die Agression Frankreichs zurückzuweisen und dieses

[1]) Korrespondenz 1859, S. 41 ff.

Land in eine Lage zu versetzen, in welcher es für die Zukunft auf einen sonst wahrscheinlich bald erfolgenden Angriff auf die Rheinprovinz verzichten muß.

Wir wissen aus den früheren Mitteilungen, wie Moltke durchdrungen war von der Überzeugung, daß der Kampf um die von Frankreich stets erstrebte Rheingrenze doch eines Tages zum Austrage kommen müsse; wir wissen auch wie er sich mit dem Gedanken trug, daß dem gewaltigen Andrange Frankreichs Preußen vielleicht einst allein zu widerstehen haben würde[1]).

Am 7. Februar wies Moltkes Denkschrift noch nicht die Absicht auf, den Eintritt kriegerischer Ereignisse für Österreich seinerseits zu einer endgültigen Entscheidung zwischen uns und Frankreich auszubeuten; die Stärkeverhältnisse mag er damals noch für unzureichend dafür angesehen haben, der gesamte politische wie militärische Zweck konzentrierte sich in der Abwehr eines französischen Angriffes.

Jetzt aber verbessern sich nicht bloß die Stärkeverhältnisse, sondern auch die strategische Situation zu unseren Gunsten. Letzteres durch die geographische Lage Belgiens, indem dort befindliche Streitkräfte jeden direkten Vorstoß Frankreichs gegen Preußen flankieren, wie ich dies schon vorhin entwickelt habe. Wenn nun aber Frankreich mit den Hauptkräften in Belgien engagiert ist, kann es nicht gleichzeitig vom Elsaß her in ausreichender Stärke gegen Süddeutschland vorstoßen, die dort befindlichen deutschen Kontingente kommen dann der Offensive zu gute. Mehr noch fällt aber jetzt ins Gewicht, daß Belgien und Holland über 100000 Mann aufzustellen vermögen und somit die Überlegenheit über die Franzosen zu einer beträchtlichen Höhe anwächst.

Wie aber denkt sich Moltke nun den Verzicht Frankreichs auf die Absichten, welche es für die Rheingrenze hegt, herbeizuführen? Die Antwort findet sich in der Denkschrift: Er nimmt hierzu die Schwächung des Gegners in Landbesitz in Aussicht, so daß dessen Grenzen weiter ab vom Rhein zu liegen kommen, während Deutschland durch den Zuwachs seine Kraft erhöht. Doch hören wir ihn selbst:

Das Resultat eines glücklichen Krieges würde an sich wichtig genug sein, allein es fehlt dabei irgend welche materielle Entschädigung für die großen Opfer, welche Preußen aus freier Wahl übernimmt.

Wenn hier auch nur von einer materiellen „Entschädigung" die Rede ist, so ergibt sich doch aus dem Zusammenhange, in welchem dieser Satz mit dem vorhin als Einleitung bezeichneten und hier wiedergegebenen steht, daß diese „Entschädigung" eben dazu beitragen soll, Frankreich von einer Wiederholung des Angriffes abzuhalten.

Über das in Bezug hierauf zu Erstrebende heißt es dann an einer anderen Stelle:

Die einzig dauernd zu behauptende Eroberung in Frankreich würden die alten deutschen Provinzen Lothringen und Elsaß mit einer noch deutschen, wenn auch für jetzt entschieden französisch gesinnten Bevölkerung sein. Frankreich und Deutschland erlangen dadurch ihre wirkliche natürliche Grenze: die Vogesen.

[1]) Februarheft der „Deutschen Rundschau" 1903.

Der Gedanke aber, durch welchen das politische Ziel die militärischen Absichten beeinflußt, kommt in Betrachtung über die Entschädigung in folgenden Worten zum Ausdruck:

Dazu gehört (bei dem Ländererwerb), daß man das Gebiet, welches man behalten will, beim Friedensschluß wirklich inne hat, die auf demselben befindlichen Festungen besitzt und die Eroberung durch Heeresmacht deckt.

Auf die vorliegenden Verhältnisse übertragen, heißt dies: Das Ziel der Operationen muß die Eroberung des Elsaß und Lothringens sein. Dazu gehört, daß die französische Waffenmacht niedergeworfen wird, welche diese Eroberung verhindern will.

So werden hier beim Entwurf des Feldzugsplanes zwei Gesichtspunkte maßgebend: „Man wird die Überlegenheit unserer Waffen gegen die feindliche Armee führen, gleichzeitig aber auch den Landstrich zu besetzen haben, welchen man schließlich behalten will." —

Hiermit sind die veränderten Absichten festgelegt, welche durch ein wahrscheinliches Bündnis mit Belgien und Holland die Grundlage des Feldzugplanes zu bilden haben.

Aber an diesem Punkt angelangt, wird wohl bei einem jeden die Erinnerung an tatsächlich Geschehenes von selbst wieder erweckt. Warum haben wir 1870 nicht dies Verfahren eingeschlagen? Warum nicht damals so gehandelt, wie es Moltke 1859 zu tun beabsichtigte? Nämlich: sich Elsaß-Lothringens zu bemächtigen, ihre Festungen erobern, und diese gesamten Eroberungen durch die gesamte Heeresmacht zu decken. Oder den Kern der Sache betrachtend und auf den bestimmten Fall übertragen: Warum sind wir nach der Schlacht von Sedan nicht stehen geblieben, statt den Marsch auf Paris anzutreten? Es ist dies eine Frage, die damals, 1870, manchen Kopf in Erregung gesetzt und die noch heutigen Tages vielfach diskutiert wird.

In Bezug hierauf kann ich nur auf die im Anfange hier gemachte Bemerkung hinweisen, daß bei im allgemeinen ähnlichen strategischen Verhältnissen es nur einer Verschiebung in einer ihrer Grundlagen bedarf, um die Anwendung anderer Mittel zu erfordern.

Und hier stoßen wir wiederum auf einen Gedanken in unserer Denkschrift, der erneut zeigt, in welcher genialen Weise Moltke Allbeherrscher des so äußerst verwickelten Stoffes war. Auch diese Frage des Vorgehens auf Paris unter den 1859 maßgebenden Verhältnissen hat er hier in der eingehendsten Weise in Erwägung gezogen. Auch hieraus sei das Hauptsächlichste mitgeteilt:

Für den Angriff eines Platzes wie Paris finden sich in der Kriegsgeschichte keine Vorgänge.

Muß angenommen werden, daß ein streitfähiges Korps von nur etwa 80 000 Mann sich in die Hauptstadt geworfen hat und dort über die Streitmittel und den guten Willen der Bewohner verfügt, so kann Paris weder erstürmt noch eingeschlossen, noch belagert werden.

Hier muß ich hinzufügen und zwar wohl als selbstverständlich: Unter den damaligen Stärkeverhältnissen und unter der Voraussetzung, daß der übrige Teil des französischen Heeres das Land beherrscht, so weit nicht das be-

reits auf dem Vormarsch durchzogene Gebiet durch Truppen des Angreifers gesichert wird (Verbindungen).

Die Werke des Platzes sind gegen den gewaltsamen Angriff gesichert. Ihr Umfang beträgt 7½ Meile, die möglichst enge Einschließung würde eine Ausdehnung von 10—11 Meilen haben; wie stark mußte man an allen Punkten auf beiden Ufern der Seine sein, um dem Stoß eines ganzen Heeres zu widerstehen, welcher in jedem Augenblick und in jeder Richtung mit gesichertem Rückzug aus dem feindlichen Zentrum geführt werden kann?

Fügen wir auch hier hinzu: Unter gleichzeitigen Kämpfen gegen die aus den Provinzen erfolgenden Vorstöße des übrigen Teiles des französischen Heeres.

Moltke gibt hiermit unverkennbar seiner Überzeugung Ausdruck, daß, um diese Operationen auszuführen, die verfügbaren Streitkräfte nicht ausreichen. Dies ist aber gleichzeitig der Schlüssel zur Lösung unserer Frage. Was Moltke 1859 nicht zu planen vermochte, war er 1870 sehr wohl in der Lage auszuführen. Denn nicht nur wurde der letzte Feldzug mit bedeutender Überlegenheit eröffnet, sondern es gestaltete sich das Stärkeverhältnis nach Sedan auch über alle Maßen günstig, indem fast das ganze Heer des kaiserlichen Frankreichs teils schon verschwunden, teils im Verschwinden begriffen war.

Ein Stehenbleiben nach Sedan hätte dem Feinde gestattet, neue Streitkräfte in aller Ruhe zu organisieren, die Hilfsquellen des Landes in weiterem Umfange auszunutzen und, indem es die Initiative völlig in seine Hand gelegt, den Krieg in unabsehbare Länge zu ziehen. Um ihn zu beenden, hätte man aber schließlich doch aus dieser defensiven Haltung heraustreten müssen. Nur der Fall von Paris eröffnete die sichere Aussicht auf eine Beendigung des Feldzuges.

So weit geben die Betrachtungen der letzten Denkschrift wohl schon eine Vorstellung, wie ein festgelegter Operationsplan der Veränderung durch andere Gestaltung von Einzelheiten unterworfen sein kann und wie umfangreiche Erwägungen auf militärisch-politischem Gebiet dabei in Betracht kommen. Und doch sind hier nur einzelne Gedanken aus dem Memoire hervorgehoben worden. Zur Darstellung und Erläuterung der sonst in demselben niedergelegten Ideen aber ließe sich noch eine sehr umfangreiche Broschüre schreiben.

Die Denkschrift wendet sich nach Feststellung des politischen wie militärischen Zieles nunmehr den Maßregeln zu, durch welche diese Ziele erreicht werden sollen.

In Bezug hierauf legt Moltke klar, daß politische und strategische Gründe, die Aufstellung einer Nebenarmee am Main bedingen, die Hauptkräfte aber am Niederrhein zu versammeln wären, und zu diesen daher auch die beiden bisher zur Reserve bestimmten Korps sofort herangezogen werden müßten.

Erstere berechnet er unter Hinzutritt der Süddeutschen, aber mit Ausschluß Österreichs auf 140000 Mann, letztere auf 234000 Mann, in welcher Ziffer nicht nur das IX. und X. Bundeskorps mit eingezogen sind, sondern auch die Niederländer (20000 Mann) und die belgische Armee (mit 60000 Mann Feld-

truppen angenommen). Durch den Hinzutritt dieser beiden Kontingente ist Moltke nun aber auch genötigt, deren Operationen in Betracht zu ziehen, um sie in Einklang mit denen der deutschen Truppen zu bringen.

Dabei weist er auf die Schwierigkeit hin, welche sich für die politische Leitung ergibt, die Geschäfte so zu führen, daß die Mobilmachung weder zu früh noch zu spät erfolgt.

Es erscheint wünschenswert, Frankreich sich zuvor schon mit bedeutenden Kräften gegen (für?) Italien engagieren zu lassen. Zwar ist der Kaiser schon jetzt zu weit vorgegangen, um Sardinien ganz preiszugeben, doch kann Frankreich, wenn es sich von Preußen an seiner Nordgrenze bedroht sieht, in Italien mit einem Minimum auftreten und desto größere Streitmittel gegen uns führen. Erfolge hingegen unsere Rüstung zu spät, so sind wir außer stande, Belgien an der Maas zu unterstützen, und der erste strategische Aufmarsch unseres Heeres kann nur noch unter dem Schutze unserer Rheinlinie stattfinden . . .

Unter der Voraussetzung, die zum Aufmarsch am linken Rheinufer erforderlichen sechs Wochen ungestört zu erhalten, beleuchtet Moltke dann die Operationen unter zwei Gesichtspunkten: entweder erfolge der französische Hauptangriff von Lille und Valenciennes her oder von Metz gegen die Rheinarmee.

Im ersteren Falle hat man es in der Hand, auf der Linie Lüttich—Mastrich, einschließlich Belgier und Holländer, 240 000 Mann entgegenzustellen, mit diesen durch Belgien nach Nordfrankreich vorzugehen, und das französische Heer aufzusuchen. Der Mainarmee fiele dann die Aufgabe zu, unverzüglich vorzurücken, die Offensive über die Argonnen zu treiben und die Belagerung von Metz bezw. Diedenhofen zu decken.

Bei letzterer Annahme dagegen sind bei Trier 170 000 Mann zu vereinen, die Belgier und Holländer durch ein Korps auf 110 000 Mann zur Sicherung von Brüssel zu verstärken, und ist dann unter Heranziehung von zwei Korps der Mainarmee mit in Summa etwa 300 000 Mann gegen das französische Hauptheer vorzugehen, dessen Stärke auf kaum mehr als 200 000 Mann geschätzt wird. Als leitender Gedanke wird hingestellt:

Im allgemeinen läßt sich nur sagen, daß die schwächere Mainarmee bestimmt ist, das Kriegsobjekt zu besetzen, die stärkere Rheinarmee diese Besetzung durch Schlachten zu ermöglichen und zu sichern.

Schließlich wird aber auch darauf hingewiesen, daß im zweiten Falle die Hauptoffensive gegen Paris in der Richtung über Nancy längs der Marne direkt die zu erobernden Landstriche decke und das kombinierte Heer in Belgien dann ein rechtes Flankenkorps bilde.

Aber auch damit ist eine Eroberung von Paris keineswegs ins Auge gefaßt, indem an anderer Stelle Moltke bereits in dieser Denkschrift darauf hingewiesen hat, daß zwar der Anmarsch auf die Hauptstadt in ihrer dadurch entstehenden Bedrohung günstige Ergebnisse haben könnte, andererseits aber, wenn eine derartige Bedrohung ihren Zweck verfehlt, sich dem wirklichen Angriff außerordentliche Schwierigkeiten böten.

Muß man schließlich diesen Angriff als unausführbar aufgeben, so würde der Rückschlag unberechenbar sein.

Das Vorgehen auf Paris wird von Moltke zu jener Zeit stets nur als eine Eventualität betrachtet, die Einschließung der Hauptstadt aber nicht beabsichtigt. Nur ganz besonders glückliche Umstände konnten ersteres rechtfertigen und letzteres gestatten.

Diese Glücksfälle haben sich im Jahre 1870 durch die Einschließung der Bazaineschen Armee in Metz, und die Gefangennahme der Mac Mahonschen Armee bei Sedan eingestellt. Sie bildeten die Grundlage für das oben erwähnte Operationsziel — den Fall von Paris — nun auch tatsächlich erstreben zu können.

Wesentliche Unterschiede ergeben sich somit bei einem Vergleiche der Denkschriften vom 7. und 24. Februar 1859. Wenn man nun erwägt, daß von den neunzehn Tagen, die dazwischen liegen, doch nur ein Teil derselben für Abfassung des zweiten Memoires verfügbar gewesen sein kann, so wird klar, wie es Lagen gibt, in denen nur kurze Zeit vorhanden ist, um die weitestgehenden und einschneidendsten Erwägungen anzustellen, daß hierzu also ein eminent scharfer, logisch geschulter Geist und ein umfangreiches Wissen gehört, um zu nutzbringenden Ergebnissen zu gelangen. Diese schwierige Aufgabe, den Wandlungen in den Vorbedingungen mit Abänderungen des Geplanten zeitgerecht zu folgen, wird in der Regel nur da erfüllt werden, wo der erste Entwurf der Operationen sich so gestaltet hat, daß aus ihnen heraus sich bereits die Anforderungen neu eintretender Verhältnisse ohne Schwierigkeiten erfüllen lassen.

Und diese Eigenschaft ist es eben, die so genial in allen Moltkeschen Operationsentwürfen hervortritt: die Möglichkeit, zunächst gefaßte Entschlüsse bei Änderungen in den Situationen auch sofort diesen anpassen zu können. Aber das gilt bei ihm nicht allein für die jahrelange Zeit der Vorbereitung zu einem Kriege, sondern zeigt sich im höchsten Maße auch während der Feldzüge selbst. Die Grundlage seiner Operationsweise war immer die, daß sich sofort, selbst außergewöhnlichen Verhältnissen gegenüber, zweckmäßige Anordnungen aus ihnen heraus treffen ließen. So war dies bei Königgrätz der Fall, als es sich herausstellte, daß die Österreicher nicht, wie man voraussetzte, uns auf dem linken Ufer der Elbe, gestützt auf die Festungen Josefstadt und Königgrätz erwarteten; so auch vor Sedan, als der Vormarsch nach Westen unterbrochen wurde, auf die Mutmaßung der unsere rechte Flanke umgehenden Bewegung Mac Mahons hin, einer Bewegung, welcher die wichtigsten strategischen Bedenken entgegenstanden.

Aber mit diesen Festsetzungen begnügte sich Moltke nicht. Immer und immer wieder hat er für alle kriegerischen Lagen, die in den Vordergrund traten, erneute Prüfungen der Verhältnisse eintreten lassen, immer wieder sich selbst — und zwar sehr häufig schriftlich — Rechenschaft abgelegt, ob er sich mit seinen Erwägungen und Vorschlägen auch auf dem richtigen Wege befände.

Und so finden wir bereits unter dem 6. März 1859 erneut Betrachtungen von ihm, welche er unter der Bezeichnung: „Zur Zeitfrage" niedergeschrieben hat, und zwar nur für sich allein, für seine eigene Klärung, mit dem Zusatz: „Nicht weiter mitgeteilt."

Am liebsten möchte ich den ganzen Wortlaut dieser Auslassungen hier wiedergeben, als ein beredtes Zeugnis seines Genies und der fortwährenden Vertiefung seiner Gedanken, die in dieser ununterbrochenen Übung seiner geistigen Kräfte es schließlich zu so hoher Vollendung gebracht hat. Aber bei der Fülle des Stoffes muß ich auch hierbei mich begnügen, nur Vereinzeltes hervorzuheben, was sich auf die allgemeine Lage bezieht.

Da vergegenwärtigt er sich selbst noch einmal, daß wir bei der Eigentümlichkeit unserer Organisation, welche fast die ganze wehrkräftige Mannschaft ins Feld führt, wie bei den enormen Kosten des Unterhaltes der starken Armee, nicht in der Lage sind, die Streitkräfte tatenlos längere Zeit hindurch versammelt zu erhalten; daß also aus der Mobilmachung und der Versammlung heraus unmittelbar die Operationen beginnen mußten. Dann aber fährt er fort:

Zur Zeit würde die Frage entstehen, gegen wen diese Aktion gerichtet sein soll, die beiden sich bedrohenden Mächte, Frankreich und Österreich, sind für jetzt noch gar nicht auf dem Kampfplatz erschienen, und letzteres hat zu rüsten kaum angefangen.

Nun macht er es sich erneut klar, daß eine sofortige Versammlung des preußischen Heeres am Rhein Frankreich zu einem Kriege zwingen würde, „den die Diplomatie noch zu vermeiden hofft." Wenn sich diese Hoffnung aber nicht erfüllt, so würde die italienische Frage für Frankreich nicht mehr die Hauptsache sein, sondern der Kampf mit uns zu solcher werden. Welche Garantie aber wäre wohl vorhanden, daß wir alsdann durch Österreich und das übrige Deutschland eine wirksame Unterstützung fänden? Frankreichs Nutzen würde den Kaiser Napoleon wohl bewegen, Österreich gute Bedingungen zu bieten, um sich gegen uns mit seiner ganzen Macht wenden zu können.

Andererseits liegt aber auch in einer zu späten Anordnung der Mobilmachung für uns eine große Gefahr. Unsere Armee befindet sich im vollständigen Friedensverhältnis zerstreut vom Rhein bis zur Weichsel, während der größte Teil der französischen Armee bereits fast kriegsbereit zwischen Paris und dem Rheine steht. Von den freundschaftlichen Versicherungen eines Napoleon darf man sich nicht verblenden lassen; bevor wir und auch unsere Nachbarn mobil gemacht haben, kann „ein französisches Heer die Grenze Belgiens, Rheinpreußens oder Süddeutschlands überschreiten."

Nach sorgfältiger und umfassender Untersuchung, wie sich in diesem Falle die Verhältnisse gestalten würden, und welcher Maßregeln es bedürfe, um Herr der Lage zu bleiben, gipfelt das Endergebnis in folgenden Gedanken:

Eine teilweise Mobilmachung (zum Schutz einer Mobilmachung der Masse der Armee) darf nicht stattfinden, da sie die französischen Streitkräfte von Italien ab-, auf uns ziehen würde, ohne daß wir einer Unterstützung Österreichs sicher sind, die überdies zu spät kommen würde. Dagegen aber wird der Augenblick, die gesamte Armee mobil zu machen und mit ihr die Offensive zu ergreifen, gekommen sein, sobald ein französisches Heer den Boden Sardiniens betritt. —

Erinnert man sich, daß ich aus der letzten Denkschrift vom 26. Februar Äußerungen Moltkes, die er nebenbei gemacht, und die sich auf ein zu frühes

oder zu spätes Eingreifen bezogen, mitgeteilt habe, so dürfte man nicht fehlgreifen, wenn man als Grund dieser neuen Niederschrift vom 6. März annimmt: Moltke habe sich selbst gesagt: „Ich muß mir doch die Lage für diese Fälle in allen ihren Einzelheiten klarlegen." Es ist dies ein neuer Beitrag dazu, wie in seiner Gedankenschmiede der Meister verfuhr.

Bei einer richtigen Organisation, wie sie heutigen Tages besteht, ist die Feststellung des Operationsplanes eine Angelegenheit, die sich zwischen dem obersten Kriegsherrn und seinem Chef des Generalstabes vollzieht. Aber ich habe schon darauf hingewiesen, daß die damalige Organisation noch nicht dazu gelangt war, das allein richtige Verhältnis für den Generalstab herzustellen, daß dieser sich vielmehr noch in Abhängigkeit vom Kriegsminister befand.

So blieben dem General von Moltke neben der schon an und für sich die ganze Tätigkeit beherrschenden Sorge für die zweckmäßige Aufstellung der verschiedenen, auch auf den Zusammenstoß mit anderen Mächten gerichteten Operationsentwürfe und der aus denselben sich ergebenden Versammlung der Truppen recht unliebsame Friktionen nicht erspart.

Auf Vortrag des Kriegsministers hatte der Prinzregent die Aufstellung zweier Armeen nach Moltkes Vorschlag genehmigt; dagegen war vom Regenten als Sammelpunkt für die erste Aufstellung der einzelnen Armeekorps ein von den Absichten des Generalstabes abweichender Vorschlag des Kriegsministers angenommen worden, welcher den Aufmarsch auf eine Ausbreitung von 60 Meilen von Aachen bis Bamberg ausdehnen wollte.

Ein derartiges Verfahren schloß eine beträchtliche Zeitvergeudung in sich, denn aus diesem Aufmarsch konnte man unmöglich sofort zu Operationen schreiten, sondern es wurde dann erforderlich, zum die Korps in einer ausreichenden Weise zu denselben zu befähigen, noch zu einem zweiten Aufmarsch in engerer Konzentration zu schreiten.

General von Moltke wandte sich nun unmittelbar an den Prinzregenten und meldete, daß er die Tableaux für den Transport der Armeekorps zwar habe sofort bearbeiten lassen, fügte indes hinzu:

Die erste Aufstellung des Heeres ist aber von so überaus großer Wichtigkeit und fällt so ganz in das Ressort des Generalstabes, daß ich Eure Königl. Hoheit bitte, mir allergnädigst gestatten zu wollen, meine Bedenken gegen die mir bezeichneten Sammelpunkte ehrfurchtsvoll auszusprechen.

Die betreffenden Darlegungen umfassen wieder ein umfangreiches Schriftstück, hatten aber das von Moltke gewünschte Ergebnis. Die Neubearbeitung nach Ansicht des Kriegsministers wurde dadurch nur zu einer nutzlosen Arbeit, welche den Generalstab überflüssigerweise in seiner Tätigkeit belastet hatte. Aber fast möchte ich glauben, daß aus diesem Vorfall doch ein großer Nutzen erwachsen ist, nämlich: die Anbahnung unmittelbarer Beziehungen zwischen dem obersten Kriegsherrn und dem Chef des Generalstabes der Armee.

So umfassend auch die bisher besprochenen Entwürfe gewesen waren, so sehr sie auch den Verhältnissen angepaßt erschienen, so sollten sie doch noch

weiteren Wandlungen in recht wichtigen Beziehungen unterworfen werden. Mit der Zeit entwickelten sich die hierauf bezüglichen Verhältnisse in weiterem Umfange. Die Österreicher waren in Italien Anfang Mai in die Lomellina eingerückt, die Franzosen in piemontesisches Gebiet zur Unterstützung ihres Bundesgenossen.

Im ersten Drittel des Mai fand infolgedessen beim Prinzregenten eine Konferenz statt, welcher der Kronprinz, verschiedene Minister und Generale beiwohnten, und in welcher Moltke seine Ansicht dahin auseinandersetzte, daß er den Zeitpunkt politisch wie militärisch für günstig hielt, um nun selbst in bestimmter Weise in Aktion zu treten.

Wenn eine halbe Million Soldaten am Rhein in Waffen steht, aber auch wohl erst dann, werden Worte der Vermittlung bei der französischen Regierung schwer ins Gewicht fallen. Dringt indessen auch dann diese Vermittlung nicht durch, so würde nur der unmittelbare Übertritt auf französischem Boden zu einem Ziele führen. Durch längeres Zuwarten mit den mobilen Heeren würden wir unsere Kräfte unnütz verzehren und dem Gegner Zeit lassen, seinen Ersatz auszubilden, neue Formationen zu schaffen und die Rüstung seiner Kriegsplätze zu beenden.

. . . Politische Erwägungen können dabei in Betracht kommen, die hier nicht beurteilt werden können. Aber vom rein militärischen Standpunkte scheint es unzweifelhaft, daß der Entschluß zur Mobilmachung der Armee zugleich die bestimmte Absicht in sich tragen muß, die Franzosen in Frankreich selbst anzugreifen.

Wir sehen hier Moltke in voller Konsequenz der Ansichten, welche er sich aus seinen mitgeteilten bisherigen Erwägungen gebildet hat, vorgehen. Der Zeitpunkt, den er für eine Mobilmachung als den geeignetsten erkannt hat, ist gekommen, und der Gedanke wird von ihm vertreten, daß es sich nicht mehr um die Abwehr eines französischen Angriffes handeln dürfe, sondern daß mit der Mobilmachung auch der Entschluß gefaßt werde, Frankreich im eigenen Lande zu bekriegen. Wir wissen, daß er sich auch bereits über den Preis dieses Kampfes, welcher vom westlichen Nachbar zu zahlen sei, völlig klar war.

Eine Änderung gegen die frühere Absicht des Aufmarsches am Rhein tritt aber bald darauf ein und ist in Notizen vom 19. Mai zu einem Vortrage beim Prinzregenten niedergelegt. Er betrifft das Vorschieben des Aufmarsches bis an die Saarlinie. Die Begründung hierfür bietet der Umstand, daß die Franzosen sich veranlaßt gesehen hatten, immer mehr Kräfte nach Italien hineinzuführen, so daß ein offensives Verfahren derselben gegen uns unwahrscheinlich wurde. Hierbei geht Moltke nun wieder einen bedeutsamen Schritt weiter vor. Die politische Leitung läßt sich nicht darüber aus, welches politische Ziel sie sich stellt; Moltke aber bedarf einer Feststellung desselben und tritt nun mit dieser Frage hervor, um danach die militärischen Ziele der Offensive nach Frankreich hinein formen und die Operationen dementsprechend feststellen zu können.

Wir haben die Begründung dieser Anschauungen bereits kennen gelernt; seine Ansicht aber über das zu Erreichende, welche er bisher nur für sich selbst gebildet hatte, bringt er jetzt bei dieser offiziellen Gelegenheit mit folgenden Worten zum Ausdruck:

Hiernach scheint mir die dauernde Besitznahme von Lothringen und Elsaß das beschränktere aber unmittelbare Kriegsobjekt zu sein, der Marsch auf Paris nur die weitere Eventualität. Auf den ersteren Zweck mußten schon jetzt alle Mittel in Bereitschaft gesetzt und alle Verabredungen getroffen werden.

Die auf diese Auseinandersetzung, welche übrigens sich auch noch auf alle sonstigen bezüglichen Einzelheiten erstreckte, folgende Beratung fand am 23. Mai statt, diesmal nur in Gegenwart des Generals von Manteuffel.

Die Auseinandersetzung erfolgte dann noch einmal schriftlich, und der Prinzregent sendete darauf am 25. Mai dem Kriegsminister folgendes Handschreiben:

General von Moltke hat mir nach einer Besprechung die Anlage am gestrigen Tage eingereicht. Ich finde die Aufstellung sehr richtig und will sie morgen beim Vortrag zu einer Besprechung benutzen.

Es scheint, als ob die militärischen Grundlagen des Operationsentwurfs, einschließlich des Aufmarsches an der Saar, die definitive Genehmigung des obersten Kriegsherrn gefunden haben, und man sollte glauben, daß nunmehr endlich damit die Herstellung des Operationsplanes zum Abschluß gelangt sei. Das war aber auch jetzt noch nicht der Fall.

Die diplomatischen Verhandlungen hatten inzwischen unter den Großmächten und sonst beteiligten Staaten ihren Fortgang genommen. Preußen erklärte sich bereit, zum Zwecke der Erhaltung des österreichischen Territorialbesitzes in Italien eine bewaffnete Vermittlung eintreten zu lassen und „je nach dem Erfolge derselben so weiter zu handeln," wie es „seine Pflicht als europäische Großmacht und der hohe Beruf Deutschlands es erheischen würde."

Als Österreich, welches inzwischen am 4. Juni eine Niederlage bei Magenta erlitten hatte, nach einigem Zögern auf die besonderen von Preußen gestellten Bedingungen einging, wurde am 14. Juni der Befehl zur Mobilmachung von sechs Armeekorps in Berlin gegeben und ein Antrag beim Bundestage auf Bildung eines Observationskorps von 60 000 Mann aus den beiden süddeutschen Bundeskorps gestellt.

Preußen wollte hierdurch Österreich zeigen, wie ernst es ihm mit seinen Versprechungen sei, vorerst aber nicht eine direkte Bedrohung Frankreichs aussprechen.

Nachdem politisch dieser Standpunkt angenommen war, konnten Moltkes Vorschläge sich nicht mehr auf dem bisherigen Boden bewegen. Es war nicht mehr die Aktion, die in den Vordergrund trat, sondern die Vermittlung, und mit ihr mußten alle die militärischen Absichten und Vorteile aufgegeben werden, die aus dem sofortigen Handeln nach erfolgter Mobilmachung zu erwarten standen. Er selbst aber, ohne anderweitige Anregung, ist es, der sich nun an den Prinzregenten unter dem 15. Juni wendet und in dem Schreiben von seinem, den bisherigen Verhältnissen so völlig entsprechendem Vorschlage zum Aufmarsch an der Saar Abstand nimmt.

Der betreffende Passus in dem Schreiben vom 15. Juni lautet:

Wenn die erste Versammlung von sechs mobilen Armeekorps als eine direkte Bedrohung Frankreichs noch nicht erscheinen darf, so wird es angemessen sein, mit

selbiger vorerst noch nicht weiter vorzugehen als bis zum Rhein und Main. Sofern aber diese Aufstellung den demnächstigen strategischen Aufmarsch der Armee weder behindern noch verzögern soll, ist es auch nicht ratsam, hinter der bezeichneten Linie zurückzubleiben, da das weitere Vorrücken, sei es mittels Fußmarsches oder durch Wiederbetreten der Eisenbahn, großen Zeitverlust verursachen würde.

Unter diesen Aufsatz schrieb der Prinzregent noch an demselben Tage:

„Einverstanden.

15. 6. 59. W. Prz. v. Pr."

So hatte sich die Ausarbeitung des Operationsplanes den verschiedenen Phasen in der Entwicklung der Sachlage beständig angepaßt, und so kam der Entwurf nunmehr zum Abschluß. Aber es sollte ihm nicht beschieden sein, nun auch zur Durchführung zu gelangen. Die ganze schwierige Arbeit blieb nur ein Werk der Vorsicht. Immerhin kam jedoch das mit ihr verbundene weitere Durchdenken verschiedener operativer Fragen den Vorbereitungen eines im Gebiet des Wahrscheinlichen liegenden Krieges mit Frankreich zu gute.

Weitere Verhandlungen und Vorarbeiten reichten noch bis in den Juli hinein. Da erhielt die Gesamtlage unerwartet eine völlig veränderte Gestaltung. Der wiederum für die Österreicher unglückliche Ausfall einer Schlacht (Solferino) führte zu einem Waffenstillstand und zur unmittelbaren Verständigung zwischen den kriegführenden Parteien, und damit fiel der Gedanke einer Vermittlung wie jedes weitere Eingreifen Preußens in sich zusammen. —

Der vorliegende Band der Korrespondenzen enthält noch sehr viele Dokumente, die teils mit der Begründung und den Vorarbeiten für die operativen Angelegenheiten sich beschäftigen, teils noch anderweitige Materien berühren. Der reichen Anregung, die dadurch geboten wird, zu folgen, ginge weit über die Grenzen, die hier zu ziehen sind, hinaus. Ich habe hier nur die operativen Verhältnisse in ihren großen Zügen berührt, um durch dieselben darzulegen, was ein Operationsentwurf zu beachten hat und wie ein solcher entsteht. Anderweitige Lagen werden auch den operativen Entwürfen in den Einzelheiten eine anderweitige Gestaltung geben können, in dem Aufbau selbst aber werden sie im allgemeinen eine große Ähnlichkeit mit den hier erläuterten aufweisen.

Die vorstehenden Darlegungen dürften wohl gleichzeitig einen Beitrag liefern zur weiteren Erkenntnis unseres unvergeßlichen nationalen Helden; sie eröffnen uns einen Blick in die schwierigen und überaus umfassenden Arbeiten seiner geistigen Werkstatt, in welcher er die Operationen schmiedete, sie geben dabei ein beredtes Zeugnis von seinem unausgesetzten scharfen Beobachten, seinem universalen Gesichtskreis und der nie erlahmenden Arbeitskraft. Ferner dürfte aber noch aus ihnen hervorgehen, wie diese Vorbereitung für den Krieg eine hervorragende politische Reife erfordert, und daß auch auf diesem Gebiete Moltkes Einsicht im glänzenden Lichte erscheint.

Von Moltkes Wahlspruch: „Erst wägen, dann wagen!" geben diese Korrespondenzen einen sprechenden Beleg für sein bewunderungswürdiges „Wägen!" — sein „Wagen!" aber hat er unauslöschlich in die Tafeln der Geschichte eingegraben!

Das energetische Weltbild.

Von
J. Reinke.

Unser ganzes psychisches Leben, so insbesondere auch das wissenschaftliche, besteht in einer fortwährenden Korrektur unserer Vorstellungen.
Ernst Mach. (Wärmelehre, S. 390.)

I.

Die Naturwissenschaft arbeitet in ihrem rastlosen Fortschritt an sich selbst wie der einzelne Forscher. Dessen Leben ist Lernen, will er sich nicht zum „ärmlichsten von allen Erdensöhnen" herabsetzen, der sein Glück findet im Gefühl, wie herrlich weit wir es gebracht. So sehen wir viele unserer wissenschaftlichen Grundanschauungen im Wandel, in unausgesetzter Gärung begriffen; und wie man in 100, in 500 Jahren urteilen wird, vermag heute niemand zu ahnen. Dennoch stehen am Ufer des schäumenden Stromes der theoretischen Vorstellungen feste, unverrückbare Marksteine, bald in weiten Abständen, bald dichter gedrängt, bald größere, bald kleinere; sie bilden den Trost aller, die sich am Sicheren freuen. Wollen wir einige der größten unter ihnen durch Namen bezeichnen, so lauten sie: Archimedes, Kopernikus, Kepler, Galilei, Newton, Lavoisier, Schleiden und Schwann, Julius Robert Mayer.

Der Träger des letzten Namens ist eine der genialsten Erscheinungen in der Geschichte der Menschheit[1]). Daß seine Gedanken unter den ungünstigsten Umständen sich zum Siege hindurchringen mußten, läßt ihn uns nur um so größer erscheinen. Wenn seine grundlegenden Arbeiten von der Leitung der hervorragendsten physikalischen Zeitschrift zurückgewiesen wurden, so ist dies ein beschämendes Zeugnis für die Kurzsichtigkeit offizieller und herrschender wissenschaftlicher Orthodoxie; eine geschichtliche Tatsache, an die nicht oft genug erinnert werden kann, die wir uns immer als Spiegel vorhalten sollten.

[1]) Julius Robert Mayer wurde geboren 1814 in Heilbronn, studierte Medizin, war erst Schiffsarzt, dann praktischer Arzt in seiner Vaterstadt, wo er 1878 starb.

Mayer hat das unverrückbare Fundament gelegt, auf dem in unseren Tagen kühne Künstlerhände das energetische Weltbild errichtet haben. Mag manchem dies letztere auch noch so einseitig erscheinen, mag die Mosaik, aus der es zusammengefügt ist, an manchen Stellen schon heute nicht halten, an anderen dem Zahne der Zeit verfallen sein, — es ist immer ein großartiger Bau, an dem kein Gebildeter achtlos vorübergehen sollte[1]).

Robert Mayers große Geistestat trat in die Öffentlichkeit im Jahre 1842 in Gestalt einer kleinen Abhandlung unter dem Titel: „Bemerkungen über die Kräfte der unbelebten Natur". Hier spricht er davon, daß sich Kraft in Bewegung, Bewegung in Wärme verwandle, und um Wärme werden zu können, müsse die Bewegung aufhören, Bewegung zu sein; auch das mechanische Äquivalent der Wärme hat er durch Rechnung bestimmt. Damit war die Grundlage aller Energetik gewonnen. Schon das Wort „Energie" braucht Mayer gelegentlich; aber wenn er gewöhnlich auch für das „in seiner Wirkung sich nicht Verzehrende" das Wort „Kraft" gebraucht, „so ist doch die klare Abscheidung des jetzt als Energie Bezeichneten aus den alten Kraftvorstellungen die Errungenschaft Mayers" (Helm). Auch die Trennung von potentieller und kinetischer Energie ist von Mayer klar erfaßt worden (Helm). Eine gewaltige Ausdehnung und schärfere Formulierung gab dann Mayer seiner Theorie in dem 1845 erschienenen Buche: „Die organische Bewegung in ihrem Zusammenhange mit dem Stoffwechsel", worin er den energetischen Grundgedanken nicht nur auf den Organismus übertrug, sondern auch zeigte, daß bei Elektrisiermaschinen sich ein mechanischer Effekt in Elektrizität verwandle, und ebenso stellt er Magnetismus, Licht, Chemismus mit der mechanischen Bewegung und der Schwere zusammen. „Aus nichts wird nichts." dies Wort Mayers ward, so einfach und selbstverständlich es klingt, doch zum Wegweiser der Energetik. Auch kosmische Anwendungen seiner Theorie finden sich in jenem Buche, die 1848 in einer Abhandlung: „Beiträge zur Dynamik des Himmels" weitergeführt wurden. Alle Arbeiten Mayers sind von dem Streben durchglüht, soviel als möglich der Hypothesen zu entraten. Bezeichnend sind nachstehende, in einem Aufsatz aus dem Jahre 1850: „Bemerkungen über das mechanische Äquivalent der Wärme" geäußerte Worte:

Die wichtigste, um nicht zu sagen einzige Regel für die echte Naturforschung ist die, eingedenk zu bleiben, daß es unsere Aufgabe ist, die Erscheinungen kennen zu lernen, bevor wir nach Erklärungen suchen oder nach höheren Ursachen fragen mögen. Ist einmal eine Tatsache nach allen ihren Seiten hin bekannt, so ist sie eben damit erklärt, und die Aufgabe der Wissenschaft ist beendigt. — Mag auch dieser Ausspruch von einigen für trivial erklärt, von anderen mit noch so viel Gründen bekämpft werden, so bleibt doch gewiß, daß diese Grundregel bis in die neueste Zeit herab nur allzu oft vernachlässigt wird, daß aber alle spekulativen Operationen selbst der glänzendsten geistigen Kapazitäten, die, statt von den Tatsachen als solchen Besitz zu ergreifen, sich über dieselben erheben wollten, bis jetzt nur taube Früchte getragen haben.

[1]) Nachstehende Bücher sind dem Leser zur Orientierung auf dem Gebiete der modernen Energetik besonders zu empfehlen: Georg Helm, Die Energetik nach ihrer geschichtlichen Entwicklung. Leipzig 1898. — Friedrich Kohlrausch, Die Energie oder Arbeit und die Anwendungen des elektrischen Stromes. Leipzig 1900. — Wilhelm Ostwald, Vorlesungen über Naturphilosophie. Leipzig 1902. — Eduard von Hartmann, Die Weltanschauung der modernen Physik. Leipzig 1902.

Es würde zu weit führen, die Geschichte der Energetik auch nur in Umrissen skizzieren zu wollen; nur an wenige Phasen derselben sei hier noch erinnert. 1843 äußerte Joule die Überzeugung von der Unzerstörbarkeit der Naturkräfte und der Äquivalenz von mechanischer Kraft und Wärme. 1847 veröffentlichte Helmholtz seine berühmte Abhandlung „Über die Erhaltung der Kraft", worin er, von der Unmöglichkeit des perpetuum mobile ausgehend, zu ähnlichen Ergebnissen gelangte wie Mayer, wenn auch nach Helm (S. 48) die größere prinzipielle Klarheit auf seiten Mayers war. Auf seiten Helmholtz' lag dagegen die vollendetere technische Durcharbeitung des Problems. 1855 hat Rankine zuerst von einer Energetik gesprochen und die Energie definiert als die Fähigkeit, Arbeit zu leisten.

In der packenden Klarheit seiner Sprache zeichnet E. Mach[1]) das Verhältnis der drei großen Entdecker Mayer, Joule und Helmholtz mit folgenden Worten: „Während Mayer das formale Bedürfnis mit der größten instinktiven Gewalt des Genies, man möchte sagen mit einer Art von Fanatismus vertritt, wobei ihm doch auch die begriffliche Kraft nicht fehlt, vor allen anderen Forschern das mechanische Äquivalent der Wärme aus längst bekannten, allgemein zur Verfügung stehenden Zahlen zu berechnen und ein die ganze Physik und Physiologie umfassendes Programm für die neue Lehre aufzustellen, wendet sich Joule der eingehenden Begründung derselben durch wunderbar angelegte und meisterhaft ausgeführte Experimente auf allen Gebieten der Physik zu. Etwas später nimmt auch Helmholtz in seiner ganz selbständigen und eigenartigen Weise die Frage in Angriff. Nächst der sachlichen Virtuosität, mit welcher dieser alle noch unerledigten Punkte des Mayerschen Programms und noch andere Aufgaben zu bewältigen weiß, tritt uns hier die volle kritische Klarheit des sechsundzwanzigjährigen Mannes überraschend entgegen. Seiner Darstellung fehlt das Ungestüm, der Impetus der Mayerschen. Ihm ist das Prinzip der Energieerhaltung kein a priori einleuchtender Satz. Was folgt, wenn er besteht? In dieser hypothetischen Frageform bewältigt er seinen Stoff."

Heute steht das Prinzip der Energie da als eins der machtvollsten unter den Grundlagen naturwissenschaftlichen Denkens, ja, seine begeistertsten Anhänger suchen das Ganze des Geschehens in uns und außer uns auf diese eine Grundlage zu stellen, und das ist es, was ich als energetisches Weltbild im Auge habe.

Wir können drei Richtungen, um nicht zu sagen Parteien, unter den heutigen Energetikern unterscheiden, konservative, fortgeschrittene, radikale. Als literarischer Repräsentant der ersten Gruppe möge Kohlrausch, als solcher der zweiten Helm, als Vertreter der dritten Gruppe Ostwald genannt sein.

Den konservativen Energetikern ist die Energie ein wichtiges Erklärungsprinzip unter mehreren. Bei ihnen kann daher von einem energetischen Welt-

[1]) Die Prinzipien der Wärmelehre historisch-kritisch entwickelt. Zweite Auflage. Leipzig 1900. S. 320.

bilde nicht wohl die Rede sein. Die Mehrzahl der Physiker und Naturforscher möchte sich auf dieser Seite befinden. Von Helm wird die gesamte Physik und Chemie und in Anknüpfung an R. Mayer auch die Physiologie, soweit es geht, unter Hinweis auf ein hier sich eröffnendes Feld der Zukunft, auf Energetik zurückgeführt. Ostwald sucht nicht nur alle physiologischen, sondern auch alle psychischen Erscheinungen energetisch zu erklären. Er hat, wie ich oben schon andeutete, in künstlerischer Intuition das energetische Weltbild geschaffen. Von der hohen Warte des Philosophen endlich erörtert E. v. Hartmann die energetischen Probleme in eigenartiger, geistvoller Weise.

Damit ist aus der Energetik eine der wichtigsten wissenschaftlichen Prinzipienfragen geworden. Ihre konsequente Anwendung auf alles Geschehen hat, wie jede konsequent durchgeführte Lehre, etwas Bestechendes, Verführerisches. Aber je temperamentvoller eine solche Lehre begründet wird, um so mehr fordert sie auch eine kühle Kritik bei ihrer Aufnahme heraus.

Zunächst kommt in Betracht, daß es sich immer nur um ein Bild der erörterten Tatsachen handeln kann. Daher haften auch der Energetik die Nachteile eines jeden Bildes an; sie bestehen namentlich darin, daß niemals ein Bild seinem Gegenstande vollkommen gerecht wird, ihn niemals vollständig erschöpft, und daß der Bildner stets von seinem Eignen mehr oder weniger hinzutut. Daß aber die Energetik, auch wenn sie in vollkommnerer Weise als andere Lehren die Erscheinungen zum Ausdruck bringt, mehr als ein Bild sei, dies zu behaupten ist Selbsttäuschung. Und sicher enthält das energetische Weltbild auch spekulative neben empirischen Elementen. Wenn Ostwald (S. VIII) es ausspricht, er habe sich bemüht, „ein Buch zu schreiben, in welchem keine Hypothesen aufgestellt oder benutzt werden", so wird jeder ein solches Bestreben nicht nur dankenswert, sondern auch interessant finden. Ob es ihm aber geglückt ist, sein Programm durchzuführen, darüber wird später zu diskutieren sein.

Bemerkenswert ist, daß sowohl Helm wie Ostwald[1]) auch einen lebhaften Kampf gegen die Atome und Moleküle eröffnet haben, ganz unbekümmert um die Triumphe und Fortschritte, welche die Chemie unleugbar der Atomtheorie verdankt. Die Energetik glaubt solcher Hilfskonstruktionen nicht zu bedürfen. Wenn Helm (S. 361) vom Atom sagt: „Es existiert etwa, wie das Himmelsgewölbe existiert, was ja auch für die meisten Menschen eine ganz befriedigende Aussage ist, während wir vorteilhafter denken, wenn wir denken, es existiert nicht"; und alsbald hinzufügt: „Aber für die allgemeine theoretische Physik existieren weder die Atome noch die Energie, noch irgend ein derartiger Begriff, sondern einzig jene aus den Beobachtungsgruppen unmittelbar hergeleiteten Erfahrungen", so hat er damit auch die Energie gleich den Atomen für einen symbolischen Begriff erklärt.

Nach dieser vorläufigen Orientierung wollen wir uns den Hauptsätzen der Energetik und insbesondere den von Ostwald entwickelten Anschauungen zuwenden.

---

[1]) Nach dem Vorgange von E. Mach.

II.

Zum Ausgangspunkt nehme ich Rankines Definition von Energie als der Fähigkeit eines Systems, Arbeit zu leisten, als Arbeitsvermögen. Kohlrausch setzt die Begriffe Arbeit und Energie einander gleich; doch scheint mir dies schon aus sprachlichen Gründen unzweckmäßig, wie denn auch Kohlrausch selbst hervorhebt, man könne nicht gut sagen: „ich verrichte eine Energie." Ostwald gibt keine kurzgefaßte Definition von Energie; in seinem Sinne dürfte es aber liegen, Energie als „das Arbeitsfähige" zu definieren.

Die schärfste Definition eines allgemeinen Begriffes ist weniger wert als eine Anschauung von den Elementen, die ihn zusammensetzen. Um diese zu gewinnen, müssen wir uns über den Begriff der Arbeit zu verständigen suchen.

Wenn ich ein Kilogramm einen Meter hochhebe, so habe ich eine Arbeit verrichtet, die gleich ist dem Produkt aus der gehobenen Last und der Hubhöhe. Das Kilogrammeter wird in der Technik benutzt als Maß für geleistete mechanische Arbeit. Ob die Hebung verrichtet wurde durch Muskelkraft, durch Dampfdruck, durch fallendes Wasser, durch Wind, durch Elektrizität oder sonst irgend ein Agens, ist hierbei ganz gleichgültig; in jedem Falle ist die arbeitleistende Kraft Energie.

Außer mechanischer Kraft, Elektrizität und Wärme hat man auch den Magnetismus, das Licht und sonstige Strahlungen, ferner die Schwerkraft und die chemische Anziehung unter den Begriff der Energie zusammengefaßt. Neben diesen Energiearten oder Energieformen, von denen in der Natur, z. B. im Organismus, möglicherweise noch eine große Zahl vorhanden ist, sind dann zwei Zustände der Energie zu unterscheiden, die kinetische und die potentielle Energie. Ein fallender Stein repräsentiert kinetische, ein in der Luft festgehaltener Stein potentielle Energie, die sich in kinetische Energie verwandelt, wenn man ihn fallen läßt. Außer der potentiellen und kinetischen Energie sind auch die meisten Energiearten ineinander umzuwandeln, so mechanische Energie in Wärme und in Elektrizität, chemische, elektrische, strahlende Energie gleichfalls in Wärme, chemische Energie in elektrische u. s. w. Allen diesen Umwandlungen der Energien ineinander ist wesentlich, daß hierbei ihr quantitativer Wert sich nicht ändert, was man als ersten Hauptsatz der Energetik bezeichnet.

Neben dem ersten besteht ein zweiter Hauptsatz der Energetik, der weniger leicht in ein paar Worten sich ausdrücken läßt. Er wurde anfänglich nur für die Wärmelehre aufgestellt und besagt hier, daß Wärme nur Arbeit verrichtet, wenn sie von einem wärmeren auf einen kälteren Körper übergeht, also gleichsam von einem höheren auf ein niederes Niveau sinkt, wie das Gefälle eines Baches. Die Temperatur wird dabei als Intensität der Wärme bezeichnet; sie bedeutet etwas anderes als eine in Kalorien auszudrückende Wärmemenge. So kann auch im allgemeinen Energie nur Abeit verrichten, wenn eine Intensitätsdifferenz irgend welcher Art vorhanden ist, so daß ein Gefälle zustande kommt. Besteht innerhalb eines substantiellen Systems keinerlei Intensitätsunterschied von Energie, so kann es zu keiner Arbeitsleistung kommen, es kann überhaupt nichts

geschehen. Alles Geschehen in der Natur hat Intensitätsdifferenzen in der wirksamen Energie zur Voraussetzung; so etwa ließe sich der zweite Hauptsatz der Energetik in seiner allgemeinsten Anwendung formulieren. Das „Gesetz des Geschehens", wie Ostwald jenen zweiten Hauptsatz geradezu nennt, erhebt also nicht das Vorhandensein von Energie, sondern das Vorhandensein eines Gefälles von Energie zur notwendigen Bedingung für das Zustandekommen eines Ereignisses.

Energie kann nur wirken, wenn sie von der höheren zur niedrigeren Intensität übergeht. Bei einem Wasserfall, der ein Mühlrad treibt, vermindert sich die Energie der Stelle, wo der höhere Druck ausgeübt wird, und gewinnt das Niveau geringeren Druckes Energie. Elektrizität geht stets über von Orten höherer zu Orten geringerer Spannung. Alle Intensitätsunterschiede von Energie können sich daher von selbst nicht vergrößern, sondern nur verkleinern. Das gilt auch hinsichtlich der chemischen Energie. Darum kann kein System den Zustand stabilen Gleichgewichts, der dem Minimum von Energie entspricht, aus sich selbst, ohne Zutun einer fremden Gewalt, verlassen[1]); es kann keine Arbeit verrichten, wenn es selbst keinen Arbeitsvorrat enthält. In diesem Punkte berührt sich der zweite Hauptsatz der Energetik mit dem ersten. Damit etwas geschieht, muß in einem Gebilde überschüssige Energie vorhanden sein; sonst geschieht nichts. Wo aber etwas geschieht, nähert sich ein Gebilde dem stabilen Gleichgewicht, z. B. ein gehendes Uhrwerk der Ruhe, falls nicht fremde Energie kompensierend eingreift.

Gerade die Uhr dürfte das bestgeeignete Beispiel sein, um dem Laien den Unterschied beider Hauptsätze der Energetik zu zeigen. Dem Vorrat an Muskelenergie der Hand entnehmen wir soviel, um die beim Ablaufen der Uhr entschwundene Energiemenge durch Aufziehen zu ersetzen. Im Aufziehen geschieht bei der Taschenuhr eine quantitativ genaue Umwandlung der Muskelenergie in die Formenenergie (Elastizität) der zusammengedrückten Feder; bei der Wanduhr eine entsprechende Umwandlung in die Distanzenergie des gehobenen Gewichts. Diese Tatsachen fallen unter den ersten Hauptsatz. Die zugeführte Energie kann aber nur darum das Werk der Taschenuhr in Bewegung setzen und an demselben Arbeit leisten, weil den Forderungen des zweiten Hauptsatzes Genüge geleistet ist, indem die zusammengedrückte Feder bei ihrer Wiederausdehnung von einer höheren Stufe der Spannung (Intensität der Energie) auf eine niedrigere übergeht, also energetisches Gefälle besitzt; ein gleiches gilt von dem gehobenen und allmählich herabsinkenden Gewicht der Wanduhr.

Es ist bemerkenswert, daß die Wurzeln des zweiten Hauptsatzes der Energetik weit älter sind als die des ersten: sie finden sich in dem 1824 erschienenen Buche des damals achtundzwanzigjährigen französischen Artillerieleutnants Sadi Carnot: „Réflexions sur la puissance motrice du feu et sur les machines propres à développer cette puissance". Das Buch gibt eine Theorie der Dampfmaschine und enthält unter anderem den Satz:

[1]) Vgl. Ostwald, l. c. S. 250.

„Überall, wo ein Temperaturunterschied besteht, kann die Erzeugung von bewegender Kraft stattfinden“[1]).

Schon Robert Mayer hatte das Problem der Kausalität an seine energetische Naturbetrachtung angeschlossen, indem er sagte, daß, um eine Wirkung zu erzielen, die Ursache aufhören müsse, also verbraucht werde. In diesem Sinne entspricht das Kausalgesetz dem ersten Hauptsatz der Energetik. Indem Ostwald jenen Gedanken aufnimmt, formuliert er ihn dahin (S. 296): „Es geschieht nichts ohne äquivalente Umwandlung einer oder mehrerer Energieformen in andere.“ Ostwald betont dann aber, daß der zweite Hauptsatz der Energetik hinzutreten müsse, um den Inhalt des „sogenannten Kausalgesetzes“ für alles physische Geschehen zu vervollständigen. Weiter hebt er hervor, daß beide Sätze nicht ausreichen, das Geschehen vollständig zu beschreiben (S. 297); denn das Zeitmaß des Ablaufes wird dadurch noch nicht berührt. Den zeitlichen Bedingungen des Geschehens entsprechen endlich noch räumliche, so daß Energie, Zeit und Raum die Elemente des Weltbildes darstellen.

Die Energie erscheint aber in einer beträchtlichen Mannigfaltigkeit von Arten oder Formen. Ostwald hat zunächst für die leblose Natur außer den bereits angeführten noch eine Anzahl von Energiearten unterschieden: so die Volumenenergie, ein Produkt aus Druck und Volum, z. B. bei Gasen; die Flächenenergie, ein Produkt aus Spannung und Fläche, besonders als Oberflächenenergie wichtig (Kapillarität); die Bewegungsenergie, Produkt aus Masse und Geschwindigkeit; Formenenergie, die in der Elastizität hervortritt; Distanzenergie, wohin die Schwerkraft gehört, deren Größe von der Entfernung zweier Körper im Raume abhängt. Damit ist auch die Materie zu Energie geworden, und in der Tat kann nicht bezweifelt werden, daß wir von der Materie nur etwas wissen durch Vermittlung der Arbeit, die sie in unseren Sinnesorganen leistet.

Daß die Wärme eine der wichtigsten Energiearten ist, wurde bereits gebührend hervorgehoben. Ostwald verwirft die von den meisten Physikern, z. B. auch von Kohlrausch, aufrecht erhaltene mechanistische Hypothese derselben, wonach die Wärme eine Bewegung der kleinsten Körperteilchen ist; er sagt mit R. Mayer: „Um Wärme zu werden, muß die Bewegung aufhören, Bewegung zu sein“ (S. 202). Die Wärme zeigt außer der Fähigkeit, aus mechanischer Energie zu entstehen und sich in mechanische Energie umwandeln zu können, noch eine Reihe wichtiger Erscheinungen, die von ihrer in kurzen Worten schwer charakterisierbaren Eigenschaft der Entropie herrühren. Da ist zuerst zu erwähnen, daß, wenn Wärme durch Leitung und Strahlung sich ausbreitet, hierbei eine Zerstreuung von Energie stattfindet, so daß ihre vollkommene Wiederherstellung unmöglich ist. (Helm, l. c. S. 93.) Hierbei kommt in Betracht, daß ein Teil der Wärme sich fortwährend im Weltenraum zerstreut, und auf der Erdoberfläche würde längst keine Wärme mehr vorhanden sein, würde sie nicht durch die Sonnenstrahlen fortwährend

[1]) Vgl. Helm, l. c. S. 52.

ersetzt. Außerdem ist nicht die gesamte aus anderen Energien entstandene Wärme wieder in jene Energiearten zurückzuverwandeln; es bleibt immer ein Rest von Wärme zurück. Da aber die Wärme sich zugleich im Weltraum zerstreut, so nähert sich tatsächlich die Wärme unseres Sonnensystems langsam dem Nullpunkte. Das Minimum von Arbeitsfähigkeit und damit stabiles Gleichgewicht wird eintreten, sobald alle Energie erst in Wärme verwandelt und diese an den Weltraum abgegeben sein wird. Hiermit würde das Ende des Naturgeschehens und seiner Möglichkeit innerhalb des Sonnensystems gekommen sein. Ein solches Ende liegt indes in so weiter Ferne, daß die praktische Wissenschaft damit nicht zu rechnen braucht.

Wir befinden uns danach in einem Prozesse des Werdens, der nach und nach alle übrige Energie in Wärme umwandelt und diese dann im Weltraum zerstreut; wo sie da bleibt, wissen wir nicht. Aber hier erhebt sich ein gewichtiger Zweifel: Die Materie als solche geht doch nicht in Wärme über; kann sie dann Energie sein? Oder gilt das Gesetz der überwiegenden Umwandlung in Wärme nur für einzelne Energiearten?

Damit gelangen wir an den Punkt, wo die Ansichten der Energetiker auseinandergehen. Es ist der Begriff der Energie selbst. Die konservativen Energetiker fassen die Energie auf als eine Eigenschaft, als die Fähigkeit, Arbeit zu leisten. Da entsteht sofort die Frage: die Eigenschaft, die Fähigkeit wessen? Ist die Energie eine Eigenschaft, so muß sie auch einen Träger besitzen. So wird die Bewegungsenergie als die Eigenschaft schwerer Massen, die Wärme als die Eigenschaft sich bewegender Atome und Molekel, das Licht als Eigenschaft des bewegten Äthers gedeutet. Demgegenüber erklärt Ostwald (S. 238, 239) die Forderung eines Trägers der Energie für überflüssig, die Annahme eines den Weltraum erfüllenden Äthers für entbehrlich; das Licht ist nach ihm ein Energiestrom, der, von den leuchtenden Körpern ausgehend, sich durch den Raum hin verbreitet.

Wenn Ostwald verschiedene Energiearten unterscheidet, wie Licht, Wärme Chemismus, Elektrizität u. s. w., so ist die „Energie" auch für ihn zunächst der allgemeine Begriff, der jene Sonderbegriffe umfaßt. Aber die Energie ist in seiner Auffassung noch weit mehr als ein bloßer Begriff. Sie ist das quantitativ-unveränderliche Wirksame in der Natur; darum ist sie „die Substanz im eigentlichsten Sinne" (S. 280). Er sagt weiter: „Die Energie ist die allgemeinste Substanz, denn sie ist das Vorhandene in Zeit und Raum, und sie ist das allgemeinste Accidens, denn sie ist das Unterschiedliche in Zeit und Raum" (S. 146). Somit ist alles, was außer Zeit und Raum in der Welt existiert, Energie.

Schon Mayer hatte die Energie in gewisser Weise substantiell aufgefaßt, und Ostwald stellt sich mit Entschiedenheit auf diese Seite. Das tun aber keineswegs alle Energetiker. Helm, der sonst dem Energieprinzip den weitesten Einfluß zu erkämpfen sucht, tritt der Ostwaldschen Lehre in diesem Punkte mit scharfem Widerspruch entgegen. Er sagt, wenn wir von einem Energiestrome sprechen, so sei dies ein mechanisches Bild, eine Analogie.

Keineswegs dürfe die Energie angesehen werden als ein „existierendes, hinter den Erscheinungen spukendes Wesen, ein Etwas, das auch ohne die Erscheinungen da sein könnte, eine unzerstörbare, von Ort zu Ort bewegliche Substanz. Das ist eine völlig grundlose und auch ganz unnütze Vorstellung; die Energie bringt immer nur Relationen zum Ausdruck“[1]) (S. 350). An anderer Stelle äußert er, er sehe in den Versuchen, der Energie substantielle Existenz zuzusprechen, einen bedenklichen Abweg von der ursprünglichen Klarheit der Mayerschen Anschauungen. Nur Beziehungen seien unserer Erkenntnis zugänglich. Es ist ein Traum, „wollten wir in der Energie ein Absolutes sehen und nicht vielmehr nur den zur Zeit schlagendsten Ausdruck quantitativer Beziehungen zwischen den Naturerscheinungen“ (S. 362). — Auch E. von Hartmann erklärt sich mit Entschiedenheit dagegen, daß die Energie Substanz ist (S. 13).

Bei solchem Gegensatz der Meinungen über eine der wichtigsten Grundfragen nicht nur der Naturforschung, sondern auch der Naturphilosophie hat es ein hohes Interesse, die Ansicht von Ernst Mach kennen zu lernen, der sich darüber in seinen Prinzipien der Wärmelehre ausgesprochen hat (S. 316 ff.).

Auch Mach bezeichnet die Energie als „jenes unzerstörbare Etwas, welches die Differenz zweier physikalischer Zustände charakterisiert, und dessen Maß die leistbare mechanische Arbeit ist bei dem Übergang aus dem einen Zustand in den anderen“. Dabei erklärt er das Energieprinzip für ein Erfahrungsergebnis (S. 325); der Energiebegriff aber verdanke seinen Ursprung der Analogie. „Zu den geläufigsten unbewußt entstehenden Begriffen gehört der Substanzbegriff. Unter Substanz versteht man gewöhnlich das absolut Beständige. Ich glaube jedoch gezeigt zu haben, daß es ein solches nicht gibt, daß vielmehr nur Beständigkeiten der Reaktion, Beständigkeiten der Verbindung oder Bedingung existieren. Jede physikalische Beständigkeit kommt schließlich immer darauf hinaus, daß eine oder mehrere Gleichungen erfüllt sind, also auf ein bleibendes Gesetz im Wechsel der Vorgänge (S. 342).“ Dann aber sagt er wieder (S. 344 und 345), das Energieprinzip führe eine solche Schätzung der verschiedensten Reaktionen ein, daß alle zusammengezählt bei allen Vorgängen dieselbe konstante Summe geben, somit als eine Substanz aufgefaßt werden können. „Demnach scheint es, daß das Energieprinzip ebenso wie jede andere Substanzauffassung nur für ein begrenztes Tatsachengebiet Gültigkeit hat, über welche Grenze man sich nur einer Gewohnheit zulieb gern täuscht.“ Mach weist hierbei namentlich darauf hin, daß es keinen gesunden Sinn habe, einer Wärmemenge, die man nicht mehr in Arbeit verwandeln kann, noch einen Arbeitswert beizumessen. Arbeitswert ist aber Energie. Somit würde es auch Wärme geben, die nicht Energie ist[2]).

[1]) Helm vertritt auch die Ansicht, die verschiedenen Energieformen seien wohl quantitativ aquivalent, aber keineswegs wesensgleich (S. 322).

[2]) Es kommt hier die oben erörterte Tatsache in Betracht, daß in unserem Sonnensystem alle Energie nach und nach in Wärme übergeht, deren Temperatur sich ausgleicht. Sind aber keine Temperaturdifferenzen mehr vorhanden, so kann keine Arbeit mehr geleistet werden, es kann nichts mehr geschehen: dennoch ist Wärme vorhanden, sofern sie sich nicht in den Weltraum zerstreute.

Dieser Kritik gegenüber kann wohl die bedingungslose Substantialität der Energie nicht aufrechterhalten werden. Man wird auch einräumen müssen, daß die Energie nicht als eine protensartige Sache aufzufassen ist, die bald in jener, bald in dieser Maske sich zeigt, bald als Wärme, bald als Strahlung, bald als Magnetismus, bald als Massenbewegung auftritt, weil der allgemeine Begriff der Energie aus den analogen Eigenschaften aller jener Vorgänge abstrahiert wurde. Denn Analogie ist noch keine Identität. Angenommen, es gäbe in der Natur fünfzig Energiearten, wie es achtzig chemische Elemente gibt, so würde der allgemeine Begriff der Energie in ganz ähnlicher Weise gebildet sein wie der Begriff der Materie aus jenen Elementen. Wenn wir uns aber Energie, Materie, Masse, und was dergleichen Begriffe mehr sind, vorstellen wollen, so erzeugen wir ein Bild, wie auch Hertz ein energetisches Bild der Mechanik vorschwebte, auf dessen Ausführung er indes verzichtete, weil ihm Zweifel an der Richtigkeit dieses Bildes aufstiegen[1]). Dies stimmt zu dem Urteil von Mach, wenn derselbe sagt: „Gewiß kann das Energieprinzip nicht alle physikalischen Fragen erledigen (l. c. S. 360)."

Mit dieser kritischen Stellung von Helm und Mach gegenüber einer allzu weitgehenden Anwendung des Energieprinzips kontrastiert die Auffassung von Ostwald, nach der wir mit dem Begriffe der Energie die ganze Außenwelt zu erschöpfen vermögen, wobei zur Außenwelt nicht nur unser eigener Körper, sondern auch unsere geistige Tätigkeit gerechnet wird. Also rein energetische Striche genügen nach Ostwald, das Weltbild zu zeichnen (S. 244).

Charakteristisch für Ostwalds Lehre sind folgende Sätze: „Alle Naturerscheinungen lassen sich in den Begriff der Energie einordnen. Jeder Vorgang, ohne Ausnahme, läßt sich dadurch exakt und erschöpfend darstellen oder beschreiben, daß man angibt, welche Energien zeitliche und räumliche Veränderungen erfahren. Alles, was wir von der Außenwelt wissen, können wir in der Gestalt von Aussagen über vorhandene Energien darstellen." (S. 152 und 153.)

Ist man nicht versucht, hiernach in der Energie das Absolute zu sehen, das es nach anderweitiger Äußerung Ostwalds doch nicht geben soll?

Interessant für die erkenntnistheoretische Begründung seiner Naturauffassung ist noch der folgende Ausspruch Ostwalds: „Nur wenige haben sich dazu erzogen, in dem Ausdrucke der vorhandenen gesetzmäßigen Beziehungen zwischen den in Betracht kommenden meßbaren Größen alles zu sehen, was sich wissenschaftlich überhaupt über die Sache sagen läßt, und nicht mehr zu verlangen." (Annalen der Naturphilosophie I, S. 98.)

Bei dieser Stellungnahme ist die Lebhaftigkeit begreiflich, mit der die Energetiker die Annahme von Atomen und Molekülen bekämpfen. Für Ostwald, der die rein energetische Zusammenfassung der Tatsachen für hypothesenfrei erklärt, haben die Atome nur noch historische Bedeutung (Vorlesungen S. 210 und 211). Demgegenüber hält E. von Hartmann in

[1]) Vgl. J. Reinke, Mechanik und Biologie, in „Deutsche Rundschau", Dezemberheft 1901, S. 436.

Übereinstimmung mit der Mehrzahl der Chemiker und Physiker entschieden an der Annahme von Atomen und Molekülen fest. Da die atomistische Auffassung der Materie die Wärme für mechanische Energie der Moleküle erklärt, so ist für sie auch die Wärme gleicher Temperatur, der alle Energieumwandlung zusteuert, immer noch selbst Energie, nämlich Energie der Molekularbewegung.

III.

Ostwald hat es unternommen, das Energieprinzip auch auf die Erklärung der Lebenserscheinungen der Organismen anzuwenden, mit Einschluß sämtlicher geistiger Vorgänge im Menschen. Er wandelt hierbei insofern auf den Wegen Robert Mayers, als dieser nicht nur die physiologischen Erscheinungen in den Kreis seiner Betrachtung zog, sondern durch sie sogar die erste Anregung zu seinen energetischen Forschungen erhielt. Es geschah das auf seiner Tropenreise im Jahre 1840 durch die in Batavia gemachte Beobachtung, daß das unter dem Tropenhimmel der Armvene entnommene Blut eine auffallend hellrote Färbung zeigte, als entstammte es einer Arterie. Bei uns ist das Blut der Venen infolge der Atmung dunkel gefärbt; die Atmung aber versorgt uns mit Energie und Wärme. Da auch venöses Blut in den Tropen hellfarbig blieb, so schloß Mayer daraus auf geringere Atmung wegen der größeren Wärmezufuhr aus der Umgebung. Auch später ist allgemein von den Physiologen das Energieprinzip bei Analyse der Lebenserscheinungen herangezogen worden, doch niemals so weitgehend wie durch Ostwald.

In meinem oben zitierten Aufsatze „Mechanik und Biologie" habe ich es als Grundsatz der biologischen Forschung hingestellt, zu versuchen, die Lebensvorgänge so weit als irgend möglich auf mechanische bezw. energetische Vorgänge zurückzuführen. Es dürfte indessen nicht überflüssig sein, die erkenntnistheoretische Berechtigung eines solchen Verfahrens sorgfältig zu prüfen.

Ich gehe davon aus, daß niemand die Erläuterung und Erklärung von Lebenserscheinungen durch mechanische oder energetische Analogien unzulässig finden wird. Die Streitfrage zwischen „Mechanistik" und „Vitalismus" ist nur die, ob jene physikochemischen Analogien zur Erklärung der Lebensvorgänge ausreichen, ob wir die Lücken, die bei der empirischen Anwendung des Energieprinzips auf die Lebenserscheinungen bleiben, durch das Denken auszufüllen imstande sind. Es fragt sich ferner, ob die Analogie gewisser Vorgänge genüge, um auf ihre Identität zu schließen. Haben wir die erfahrungsgemäß im Organismus bestehenden energetischen Vorgänge festgestellt, so stehen diesen andere gegenüber, für die wir die Zulässigkeit der Anwendung des Energieprinzips nicht erweisen können, ohne dogmatisch zu dekretieren. Wir dürfen vor den Unterschieden zwischen allgemein energetischen Vorgängen und solchen, die wir ausschließlich im Organismus finden, nicht die Augen verschließen; sonst täuschen wir uns über wissenschaftliche Schwierigkeiten hinweg, anstatt sie zu beseitigen. Schon auf physikalischem Gebiete wird die absolute Anwendbarkeit der Energetik als Erklärungsprinzip bestritten; ich erinnere an das Wort Machs: „Gewiß kann das Energieprinzip nicht alle physikalischen Fragen erledigen." (Wärmelehre, S. 360.) Danach scheint den Lebensvorgängen

gegenüber eine gewisse Zurückhaltung angezeigt zu sein. Ohne weitgehende Anwendung der Sätze der Energetik wäre die moderne Biologie allerdings gar nicht denkbar. Wenn aber Ostwald apodiktisch erklärt (S. 314), die Lebensvorgänge seien nur Energievorgänge, und wenn er weiter die Überzeugung ausspricht (S. 317), die reiche Mannigfaltigkeit der Lebenserscheinungen enthalte nichts, was sich der energetischen Darstellung entziehe, so bedarf die Grundlage solcher Sätze einer eingehenden Prüfung.

Ostwald hält die „Fähigkeit der Selbsterhaltung" für die wesentlichste Eigenschaft der Lebewesen. (S. 314 ff.) Damit eine „selbsttätige Erhaltung" möglich wird, muß sich das Gebilde im stationären Gleichgewicht befinden. Solche stationären Gebilde gibt es auch in der leblosen Natur, z. B. eine Flamme, einen Springbrunnen, einen Wasserfall. In den letzteren treten immer neue Wasserteile ein, während andere ihn verlassen; dennoch bleibt seine Form erhalten. Der Flamme einer Lampe wird durch den Docht immer neues Öl zugeführt, während es an seinem oberen Ende durch die Verbrennung immer wieder verschwindet. Auf diese einen Vorgang der Selbstregulierung umfassende Analogie gründet Ostwald seinen Vergleich des Organismus mit einem solchen stationären Gebilde, einen Vergleich, der übrigens nicht neu ist, da bereits Örsted die Erhaltung des Lebens mit der eines Springbrunnens verglichen hat.

Die Analogie liegt darin, daß eine Pflanze oder ein Tier einen Stoffwechsel zeigt, daß ihr Dasein, ihre Gestalt sich nur so lange erhält, als die Stoffe der Nahrung in den Körper eintreten, während andere Stoffe, die bislang einen Bestandteil des Organismus bildeten, ihn verlassen; wird die Zufuhr der Nahrung sistiert, so stirbt das Tier, wie die Flamme verlöscht, wenn das Öl aufgezehrt ist.

Allein eine solche Analogie beweist keine Identität, sonst müßte man den Vergleich umkehren und die Flamme oder den Wasserfall für ein lebendes Wesen erklären können. Bei genauerem Zusehen erweist sich die Ähnlichkeit zwischen dem Organismus einerseits, dem Springbrunnen oder der Flamme anderseits auch weit geringer, als Ostwald anzunehmen scheint. Fast mit gleichem Rechte könnte man sagen: zwischen einem Stein und einem Tier ist kein prinzipieller Unterschied, weil beide schwer sind.

Zunächst sind Pflanzen und Tiere nur dann annähernd „stationäre" Gebilde, wenn sie ausgewachsen sind. Ziehen wir aber den Formenwechsel in Betracht, den sie beide in ihrer embryonalen Lebensperiode durchlaufen haben, so zerrinnt der Begriff des Stationären. Aber auch wenn wir an den Stoffwechsel einer ausgewachsenen Pflanze denken, so trifft er nicht recht zu. Die Membran der Zellwände bleibt ungeändert, in sie tritt Substanz weder ein noch aus. Auch das Protoplasma wird nur teilweise erneuert; ein Teil bleibt als unzerstörbares Gerüst zurück, wenn z. B. im Hunger bis zum Tode alle „Arbeitsstoffe" verbraucht sind. Nur für diese Arbeitsstoffe paßt das Gleichnis der Flamme völlig. Gleiches gilt von den Zellen der Tiere. Bei Nahrungsentziehung stirbt die Zelle immer schon ab, wenn noch genügend organisierte Substanz vorhanden ist, um ihre Form und Größe aufrechtzuerhalten,

während das Ende eines Wasserfalls oder einer Flamme ein ganz anderes ist, d. h. beide hören auch der Form nach auf, zu existieren. Darum bleibt der alte, oft angewendete Vergleich der zutreffendere: der Organismus verhält sich wie eine Dampfmaschine; die Nahrung entspricht der Kohle, die jene speist; sind Nahrung oder Kohle aufgezehrt, so steht der Mechanismus still. Darum halte ich auch das im Organismus herrschende Gleichgewicht für ein weit komplizierteres als das des Springbrunnens; ich habe es meinerseits nicht als stationäres, sondern als morphologisches oder als biologisches Gleichgewicht bezeichnet [1]).

Darin hat Ostwald unzweifelhaft recht, daß der von der Sonne ausgehende Energiestrom das Leben auf unserem Planeten erhält; aber er erhält es nicht bloß, wie der Bach einen Wasserfall, den er bildet, sondern wie der Bach das Getriebe einer Mühle unterhält. Daß die strahlende Energie der Sonne, sobald sie im Organismus lebenerhaltend wirkt, sich zunächst in chemische Energie umwandelt, kann auch keinem Zweifel unterliegen. Ich selbst habe den Stoffwechsel stets als einen Zu- und Abgang von Energie aufgefaßt, als einen Energiewechsel; ein System chemischer Energie ist im Organismus gegeben. Diese chemische Energie kann sich dann in verschiedene andere Energiearten umsetzen, z. B. in elektrische und in mechanische, in Wärme, wobei die letztere großenteils als Verlust zu buchen ist. So wandelt sich die chemische Energie des Muskels höchstens zu einem Drittel in mechanische Arbeit; zwei Drittel derselben werden zu Wärme, von der ein großer Teil den Körper nutzlos verläßt. Neben diesen auch der leblosen Natur angehörigen Energiearten dürften aus der chemischen Energie der lebenden Zelle noch andere Energiearten entstehen, wie eine besondere Muskel- und Nervenenergie, deren künstliche Herstellung vielleicht einmal ein Problem der Zukunft bilden wird.

So sehr meine eigenen Anschauungen auf dem Gebiete der Chemie des Organismus mit denen Ostwalds übereinstimmen [2]), scheinen mir die Analogien, die er zwischen der Gestalt von Pflanzen und Gebilden der unorganischen Chemie konstruiert, doch äußerst entfernte zu sein (S. 346). Die Ähnlichkeit zwischen der gitterförmigen Aneinanderreihung von Salmiakkristallen und Pflanzen erscheint mir im Grunde nicht größer als die zwischen einem Wolkengebilde des Abendhimmels und einem Elefanten oder zwischen einem Berge und einem menschlichen Haupte.

Wo möglich noch erheblicher sind meine Bedenken gegen die Parallele, die Ostwald zwischen der Fortpflanzung und gewissen unorganisch-chemischen Vorgängen zu ziehen sucht. Wie das Wesen des Lebens nach ihm in Selbsterhaltung bestehen soll, so ist die Fortpflanzung nur ein Teil dieser Selbsterhaltung. Die Fortpflanzung ist eine Teilung der Individuen, wie die Teilung einer Zelle ein Fortpflanzungsakt ist. Aber wenn Ostwald meint (vgl. S. 344 ff.), etwas der Teilung der Zellen Ähnliches trete ein, wenn in einer übersättigten Salzlösung nicht nur der hereingebrachte Kristall weiter

[1]) Vgl. J. Reinke, Einleitung in die theoretische Biologie. Berlin 1901. S. 509.
[2]) Ebenda, S. 268 ff.

wächst, sondern an seiner Oberfläche zahlreiche andere, jüngere Kristalle entstehen läßt, „so daß schließlich eine Anzahl annähernd gleich großer Kristalle übereinstimmender Gestalt, entsprechend der einfachen Vermehrung der Zellen in der Nährflüssigkeit, vorhanden sind", so kann ich in dieser Kristallvermehrung durch Berührung wirklich kaum eine Ähnlichkeit mit der Zellenvermehrung durch Teilung erblicken; ebensowenig wie im Verwitterungsprodukt der Glaubersalzkristalle eine Spur von Ähnlichkeit mit den Dauersporen der Bakterien, an die Ostwald darum denkt, weil das Pulver des verwitterten Salzes in einer übersättigten Lösung wieder die Entstehung neuer Glaubersalzkristalle hervorruft. Ostwald glaubt, daß dieser Vorgang Ähnlichkeit habe mit dem zweckmäßigen Verhalten der Organismen, und sagt: „Solche Beispiele leisten wenigstens so viel, daß sie die Möglichkeit der Entstehung zweckmäßiger Lebewesen nicht als unendlich fern erscheinen lassen." Wohl verwahrt sich Ostwald dagegen, als wolle er die Entstehung der Kristalle und der Bakterien einander gleich setzen; „es handelt sich nur darum, aus der formalen Übereinstimmung die Möglichkeit entsprechender Vorgänge im organischen Reich darzulegen und den Einwand zu beseitigen, als lägen solche Erscheinungen überhaupt außerhalb der physikochemischen Welt." Meine Auffassung weicht eben nur darin ab, daß mir jene „formale" Übereinstimmung kaum größer zu sein scheint als die zwischen einem Dendriten und einer Alge oder der Wolke und dem Elefanten. Auch bei der Wolke wirken äußere Einflüsse, wie die leichteste Luftströmung, formändernd ein. Morphologische Reaktion auf die Außenwelt kann somit kaum zu den wesentlichen Merkmalen des Lebens gezählt werden; wie nicht die Rede davon sein kann, daß Ostwalds Definition das Wesen des Lebens erschöpft.

Auch die Erblichkeit glaubt Ostwald als eine „chemische Eigentümlichkeit" deuten zu können (S. 369), womit natürlich so wenig gesagt ist, als wenn man sie eine morphologische oder eine dynamische Eigentümlichkeit nennen wollte. Die Urzeugung hält er für möglich; ja, er glaubt, „in der Auslese des Dauernden im Sinne des Darwinschen Gedankens ein zureichendes Prinzip" zu sehen, um die elternlose Entstehung von Organismen „entwicklungsgeschichtlich denkbar" erscheinen zu lassen (S. 379). — Da ich mich bereits mehrfach über das Problem der Urzeugung ausgesprochen habe[1]), auch beabsichtige, auf diesen Schwerpunkt aller Naturphilosophie demnächst ausführlich zurückzukommen, so soll hier auf die Frage der Urzeugung nicht näher eingegangen werden.

Während Darwin in vorsichtiger Selbstbeschränkung darauf verzichtete, aus seinen Prinzipien die Entstehung des Lebens aus dem Unorganischen begreiflich zu machen, befindet sich Ostwald in Übereinstimmung mit Darwin, wenn auch er die Finalität bezw. Zweckmäßigkeit der Organisation durch Naturzüchtung zu erklären sucht (S. 232 ff.). Demgegenüber will ich auf den oft wiederholten Einwand verzichten, daß schon die ersten Organismen

[1]) Vgl. J. Reinke, Die Welt als Tat. Zweite Auflage. Berlin 1901. S. 310 ff. — Einleitung in die theoretische Biologie. Berlin 1901. S. 545 ff.

zweckmäßig konstruiert sein mußten, und nur hervorheben, daß, wenn Ostwald die auch von ihm nicht geleugnete Zweckmäßigkeit der Organe durch Selektion erklärt, er damit das Gebiet reinster Hypothese betritt, da die Physiologie bisher kaum einen einzigen Fall erfahrungsmäßig festgestellt hat, in dem zweckmäßige Einrichtungen eines Tieres oder einer Pflanze durch Naturzüchtung hervorgebracht worden wären. Besteht doch auch in der spekulativen Biologie, wohin die Frage nach den Ursachen des Zweckmäßigen gehört, noch die weiteste Meinungsverschiedenheit über die Tragweite der Selektion. Während z. B. Darwin die Entstehung der Arten darauf zurückführen will, glaubt de Vries, daß Selektion für die Artbildung gar nicht in Betracht komme.

Bedeutsam erscheint mir, daß auch Ostwald im Nervensystem nach O. Rosenbachs[1]) Vorgang eine besondere Energieart, die Nervenenergie, tätig sein läßt. Ich habe mich in gleichem Sinne ausgesprochen und die Nervenenergie für jede Zelle postuliert. Natürlich ist diese Nervenenergie zur Zeit eine Hypothese. Weiter nimmt Ostwald an, daß die geistige Tätigkeit dieser Nervenenergie entspringt (S. 381). Endlich soll auch aus einer Umwandlung von Nervenenergie das Bewußtsein entstehen, was unter allen Hypothesen Ostwalds wohl als die kühnste bezeichnet werden darf. Er unterscheidet Nervenenergie des Eindrucks von bewußter Nervenenergie (S. 383—385). „Es macht mir nicht mehr Schwierigkeiten, zu denken, daß kinetische Energie Bewegung bedingt, wie daß Energie des zentralen Nervensystems Bewußtsein bedingt." (S. 396.)

Wohl hat schon Stumpf[2]) die Möglichkeit hervorgehoben, daß das geistige Leben auf energetischen Vorgängen beruhen könne, doch es war gleichsam ein leichter Schatten, den er im Hintergrunde seiner Zeichnungen andeutete. Bei Ostwald wird diese Idee zu einem Lehrgebäude. Aber höchstens werden wir jenem Gedanken, so verführerisch er uns auch erscheinen mag, die Möglichkeit, richtig zu sein, zugestehen können; von einer Lösung des größten aller biologischen Rätsel durch solche Hypothese kann gar keine Rede sein, zumal das Energiegesetz in seiner streng wissenschaftlichen Begrenzung doch nur eine erfahrungsmäßige Beziehung meßbarer Größen sein will. Darum dürfte sich Ostwald im Irrtum befinden, wenn er den Dualismus der alten Begriffe Materie und Geist durch schematische Unterordnung beider unter den Begriff der Energie glaubt aufgehoben zu haben; so weit sind wir noch nicht!

Ist denn nicht das Bewußtsein in erster Linie der Zusammenhang der Vorstellungen? Kann es anderweitige Energie erzeugen, was doch eins der wichtigsten Merkmale der Energie ist? Wird auch Bewußtsein und Denken Energie genannt, so wird der Umfang des Begriffes so sehr erweitert, daß sein Inhalt schließlich verschwindet. Können wir das Bewußtsein durch Einreihung unter die Energien etwa besser beschreiben als zuvor? Und wo ist

[1]) O. Rosenbach, Energetik und Medizin. Wien und Leipzig 1897.

[2]) Eröffnungsrede des dritten internationalen Kongresses für Psychologie. München 1896.

da die Grenze! Es denkt nicht nur in uns, sondern es warnt auch, es bestreitet, es lobt, es tadelt, es bejaht, es verneint in uns; soll auch das Gewissen eine Energieart sein?

Die Idee, das Bewußtsein zu den Energien zu rechnen, scheint mir bestechend, wenn wir den ausschließlichen Nachdruck legen auf die Annahme (Hypothese), daß im Ei und im Embryo noch keine Spur von Bewußtsein vorhanden ist. Dann muß es im Laufe der Entwicklung wie die Nervenenergie aus chemischer Energie hervorgegangen sein. Ist es aber im Ei in unwahrnehmbaren Anfängen vorhanden gewesen, so muß es zum Bewußtsein des ausgebildeten Individuums herangewachsen sein gleichfalls auf Kosten chemischer Energie. So könnte man schließen; doch ob dieser Schluß richtig ist, bleibt mir zweifelhaft. Ich möchte ihm das andere Urteil entgegenstellen: Das Bewußtsein *kann* nicht Energie sein, weil es nicht arbeitet im Sinne energetischer Arbeit. Ist es doch nur der helle und sich selbst erkennbare Hintergrund, auf dem die Vorstellungsbilder sich abheben. Die Vorstellung einer Arbeit ist aber noch keine Arbeit, wie die Vorstellung einer Pappel noch keine Pappel ist.

So werden wir die Lösung der Bewußtseinsfrage wohl unseren Nachkommen überlassen müssen, denn heute scheint mir keine Aussicht dazu vorhanden zu sein. Mit einer bloßen *These* ist nicht viel gewonnen.

IV.

Wenn in dem Maße, wie unsere Betrachtung von den energetischen Vorgängen in der leblosen Natur überging zu der Rolle, welche die Energie in den Lebensprozessen spielt, immer mehr Einwände erhoben wurden gegen die Ansichten *Ostwalds*, des Schöpfers des energetischen Weltbildes, so möge man nicht glauben, daß ich damit das Werk *Ostwalds* herabzusetzen gewillt sei. Es ist zweifellos ein höchst anregendes Buch, zu dessen Lesen ich nur eindringlich auffordern kann. Nach noch so vielen Abzügen bleibt eine großartige, glänzende Arbeit übrig; nur ein Philister könnte nicht seine Freude daran haben, daß ein so gedankensprühender Geist, ohne Rücksicht auf das, was man rechts oder links sagt, seine Quadern türmt und das Gold seiner Mosaikarbeit Stein für Stein wie aus einer Inspiration heraus aneinander fügt. Doch je himmelstürmender solche Titanenarbeit auftritt, um so weniger wird eine Verwunderung darüber am Platze sein, wenn die Zuschauer mit kühlem Kopfe den Maßstab der Kritik anlegen und fragen: Ist das alles auch richtig? Ist es Phantasie oder zwingender Schluß? Ist es beweiskräftig, überzeugend, einleuchtend? — *Hertz* stiegen Zweifel darüber auf, ob ein energetisches Bild der bloß *mechanischen* Vorgänge richtig sein könne, und er verzichtete deshalb darauf, ein solches zu zeichnen; dürfen wir da erwarten, daß energetische Linien und Farben ausreichen, ein *Weltbild* zu schaffen, daß die Vorgänge des *körperlichen und des geistigen Lebens* umfaßt? Geht die Welt wirklich restlos auf in Energetik? Das ist das Problem, die Frage, um die es sich handelt.

Wenn ich Bedenken trage, diese Frage dogmatisch zu bejahen und damit eine der gewagtesten Hypothesen zu unterstützen, die jemals menschliche Wissen-

schaft aufgestellt hat, so glaube ich gerade dadurch einem erfolgreichen Vordringen des energetischen Gedankens die Wege zu ebnen. Bei jeder umfassenden theoretischen Arbeit ist es geboten, die Schwierigkeiten in volles Licht zu rücken, anstatt über sie hinwegzugleiten oder den Kopf bei ihrem Anblick zu verhüllen. Gerade das letztere ist in hohem Maße gefährlich; man stolpert dann leicht, und der Fuß verfängt sich in Löchern und Schlingen. Lauert doch für den dogmatisch veranlagten Kopf überall die Gefahr, Möglichkeiten für Wirklichkeiten zu nehmen, und diese Gefahr wächst mit der Schwierigkeit und der Verwicklung der Probleme. Wunschlos soll der Forscher an die Natur herantreten; nur als aufmerksamer Beobachter, dem einerlei ist, was herauskommt, auch wenn die enthüllende Arbeit seine Lieblingsträume zerstören sollte. Freilich wird dies Gebot stets Ideal bleiben, weil wir keine Beobachtungs- und Denkmaschinen, sondern temperamentvolle Menschen sind, und darum müssen wir bei Zeiten auch lernen, einander zu ertragen, namentlich in den Differenzen wissenschaftlicher Ansichten; um so mehr dürfen wir des Vielen uns freuen, worüber ein Einverständnis erzielt ist. Mir scheint es das Zeichen eines echten Forschers zu sein, wenn er gegen fremde Ansichten immer duldsamer, gegen sich selbst immer strenger wird.

Doch nur im Kampfe kann wissenschaftliche Wahrheit sich durchsetzen, und in diesem Sinne bitte ich auch noch die nachstehenden Bemerkungen hinnehmen zu wollen.

In der Maschine wie im Organismus müssen nach meiner Auffassung Energie und Form zusammenwirken. Hierbei handelt es sich nicht etwa um Formenenergie im Sinne Ostwalds, sondern die Form, mag sie sich auf die äußere Gestalt oder auf die Struktur beziehen, ist ein von der Energie verschiedenes Prinzip. Die Anordnung der Energie ist etwas anderes als die Energie selbst. So ist es energetisch ganz gleichgültig, ob ich ein Pfundgewicht auf die linke oder rechte Seite einer Wagschale lege; in Wirklichkeit kann es aber von großer Bedeutung sein. Es handelt sich da nicht um einen Größen-, einen Intensitäts- oder Kapazitätsunterschied der Energie, sondern um einen geometrischen Zusammenhang von Teilen, durch den der Energiewirkung Beschränkungen auferlegt werden. So ist in der Uhr nicht der treibende Energiestrom, der durch sie hindurchgeht, das Wesentliche, sondern die Konfiguration und Zusammenstellung der Teile. Wäre der Energiestrom der gleiche, so könnte doch bei anderer Konfiguration des maschinellen Apparats eine völlig andere Wirkung hervorgebracht werden. Um die Zeiger zu drehen, um die Dampfmaschine zu bewegen, muß in beiden Fällen die Energie, mit der man sie beschickt, in der verschiedensten Weise transformiert werden; die maschinellen „Transformatoren“ [1]) der Energie sind aber keineswegs schlechthin identisch mit Energie. So sagt auch Mach: „Das Energieprinzip bestimmt nur die Beträge der Umwandlung, nicht die Umstände, unter welchen dieselbe eintritt. Letztere zu ermitteln ist Aufgabe der Spezialphysik.“ (Wärmelehre S. 337).

[1]) Vgl. O. Rosenbach, Die Organisation als Transformator. Wiener klinische Rundschau 1901.

Für nicht-energetisch halte ich es daher, daß in den Maschinen, den Tieren und den Pflanzen jeder elementare energetische Vorgang sich *an seiner richtigen Stelle* vollzieht und gezwungen ist, dies zu tun. Wäre es anders, so könnte die Energie nicht in der geregelten Weise ablaufen, wie sie in Maschinen und Organismen tatsächlich tut; die geringste Abweichung würde schon Stillstand, Versagen und Tod hervorrufen.

In jeder Maschine sind Gedanken verkörpert, die auf einen unmittelbar erkennbaren Ursprung zurückzeigen, auf den Erfinder und Verfertiger. In den Organismen treten uns *Analoga* solcher Gedanken entgegen, durch welche das energetische System derselben einheitlich verknüpft wird; ich habe sie Dominanten genannt[1]). Die Quelle der Dominanten ist nicht unmittelbar erkennbar; nur auf spekulativem Wege kann man versuchen, sie zu erschließen, doch kommt man dabei über Hypothesen und Wahrscheinlichkeiten nicht hinaus. Mit dieser durch *Descartes* begründeten Maschinentheorie der Organismen hat auch die Energetik zu rechnen; aber so viel ist sicher, daß die Behauptung, das Energieprinzip reiche aus, um die Organismen zu erklären, Hypothese ist.

Darum ist auch *Ostwalds* energetisches Weltbild eher alles andere als hypothesenfrei. Er bildet tatsächlich nur eine Seite des Naturgeschehens ab, doch nicht das ganze. Seine Energetik ist eine nicht weniger einseitige Abstraktion, wie vorher der gerade durch ihn bekämpfte Materialismus es war. Daß seine Lehre geeignet sei, die *ganze* Natur zu erklären, ist gerade seine Haupthypothese. An diesem Urteil kann auch der Umstand nichts ändern, daß *Ostwald* für das Wort „Hypothese" in dem bisher üblichen Sinne das Wort „Prototheſe" einzuführen sucht, während er das Wort „Hypothese" einschränken will auf einen Begriff, den man meistens mit dem Worte „Vorurteil" auszudrücken pflegt. (Vgl. S. 399.)

Wenn so hervorragende Denker wie *Mach* und *Ostwald* sich gegen die Atomhypothese und für die Kontinuitätshypothese aussprechen, während doch das ganze Gebäude der Strukturchemie auf der Atomtheorie ruht, dürften Fernerstehende zu der Schlußfolgerung kommen, daß in den Wissenschaften, die sich selbst mit Vorliebe „exakt" nennen, die Anschauungen über elementare Begriffe und Vorstellungen kaum weniger weit auseinandergehen als auf den Gebieten religiöser und politischer Parteidogmen. Über den *Kampf um die Wahrheit* scheinen wir auch in den Naturwissenschaften vielfach nicht hinauszukommen.

Nichtsdestoweniger haben wir im energetischen Gedanken einen der bedeutsamsten Fortschritte des Naturerkennens zu feiern, und *Robert Mayers* Name mird durch die Zeiten hindurchleuchten wie der *Galileis* und *Newtons*. Mich aber sollte es freuen, wenn es mir im Rahmen dieses kurzen Aufsatzes gelungen wäre, auch in Fernerstehenden die Überzeugung zu wecken, daß die Energetik die größten und schwierigsten Probleme der Naturforschung umspannt, und daß sie unter den Naturanschauungen der Gegenwart in vorderster Linie steht.

[1]) Vgl. J. *Reinke*, Zur Dominantentheorie; in „Preußische Jahrbücher", Band 110 (1902), S. 502 ff.

Aus der Berliner Hofgesellschaft der Jahre 1805 und 1806.

Tagebuch-Aufzeichnungen einer jungen Dame.

(Schluß.)

Hochzeitsreisen waren vor hundert Jahren noch nicht üblich. Drei Tage verbrachte das junge Paar bei den Eltern, und daß nach Ablauf derselben eine Reise nach Würzburg unternommen wurde, geschah lediglich, weil der Ehemann veranlaßt worden war, den Kurfürsten (nachmaligen König) Max und den Leiter der bayrischen Politik, Montgelas, aufzusuchen. Nach fünftägiger, anstrengender Reise „auf den fürchterlichen Wegen des Vogtlandes" langen die Reisenden in Regensburg an, wo ihnen durch den preußischen Gesandten Grafen Goertz (einen Rastatter Bekannten Brays) mitgeteilt wird, daß der kurfürstliche Hof nicht in München, sondern in Würzburg weile. Daß die Übersiedelung dahin mit der Abschwenkung Bayerns auf die französische Seite und mit dem Wunsche des Kurfürsten zusammenhing, der Nachbarschaft der österreichischen Armee und der Gefahr eines Handstreichs derselben entrückt zu werden, scheint die junge Frau weder damals noch später erfahren zu haben. — Es blieb nichts übrig, als die Reiseroute zu ändern und den Weg nach Franken einzuschlagen. — Zwölf Stunden nach der Abreise von Regensburg ist Nürnberg erreicht, „wo wir die gesamte beau monde in der Komödie vorfinden und in der Loge des bayrischen Gesandten mit dem Grafen Egloffstein zusammentreffen[1]), der von Weimar und Meiningen spricht". Abermals drei Tage, und mit Hilfe eines vorausgesandten Kuriers und von diesem bestellter Postpferde ist Würzburg erreicht. Hier finden die herkömmlichen Vorstellungen bei Hof statt, „wo die Frau Kurfürstin, die hübsch und artig ist, viel mit mir spricht, viel fragt, und wo ich mein Kreuzchen herausziehen muß. . . . Der Kurfürst ist komisch und liebenswürdig." Einige Stunden später holt Mont-

[1]) Die am Weimarer Hof lebenden Gräfinnen Julie und Karoline Egloffstein gehörten zu Goethes engerem Kreise und werden in den Eckermannschen Gesprächen wiederholt genannt. Eines Generals v. Egloffstein geschieht in den „Unterhaltungen" Müllers Erwähnung.

gelas die Gemahlin seines Freundes „in die Komödie ab, wo die ‚Jäger'[1] ziemlich gespielt werden." Anderen Tages macht Frau von Bray die Bekanntschaft der Gemahlin des Ministers. Über den Eindruck, den die eigentümliche Erscheinung des damals sechsundvierzigjährigen Begründers des modernen Bayern („gepudertes Haar, scharfe, doch unstete braune Augen, eine überhängende, mächtige Nase über dem großen, faunischen Munde" heißt es in einer zeitgenössischen Schilderung) auf sie machte, läßt das Tagebuch sich nicht aus, der frivole Ton, den der Minister und seine Gemahlin zu dem in München herrschenden gemacht hatten, scheint der feinfühligen und sittenstrengen jungen Livländerin indessen nicht entgangen zu sein. „Die Montgelas und der preußische Gesandte Schladen," heißt es in einer Aufzeichnung vom 17. September, „aßen bei uns. Nie war ich mehr mal à mon aise; ich glaube, die freien Reden der Montgelas waren daran schuld . . . Die Montgelas wohnt hier nicht bei ihrem Mann. Nach Tisch kam der französische Gesandte Otto, abends gingen wir nach Hof. Es werden kleine Kartenspiele gespielt." Nur an zweien der in Würzburg verbrachten Tage gelingt es dem von Besuchen und Einladungen überschütteten Ehepaare, mindestens einige Stunden für sich zu behalten. „Einsame Promenade mit Bray," heißt es vom 23., „im Huttenschen Garten; interessantes Gespräch. Er ist so liebenswürdig, er liebt mich, und ich liebe ihn. Er liest mir den Abend vor, wir trinken Tee." „24. September. Wir machen eine Spazierfahrt, dann schreibt er, und ich mache eine Visite bei Montgelas. Bei ihr finde ich den schönen General Wrede; er sieht aus wie ein Held und spricht auch so. — Zu Hause setze ich mich neben Bray; er schreibt, und ich lese."

Nach vierzehntägigem Aufenthalt in der alten Bischofsstadt am Mainufer kehrt das Ehepaar nach Dresden zurück, um einige Tage später nach Berlin überzusiedeln, wo die junge Frau am 12. Oktober zum ersten Male das eigene Haus betritt.

Hier bricht das Tagebuch ab, um ein Jahr später, und zwar an dem verhängnisvollen Tage des Einzugs der Franzosen in die preußische Hauptstadt, wieder aufgenommen zu werden.

Aus dem an dieser Stelle veröffentlichten Tagebuch des Gemahls der Tagebuchschreiberin[2] ist bekannt geworden, daß der Gesandte des rheinbündlerischen Bayern, trotz seiner französischen Herkunft und seiner Parteinahme für das „französische System", von jeder Feindseligkeit gegen Preußen entfernt war. Wären Brays persönliche Wünsche und Ansichten für den Gang der Ereignisse in Betracht gekommen, so würde der Krieg vermieden und das Berliner Kabinett an der Seite Bayerns und im Einvernehmen mit Frankreich gehalten worden sein. Dementsprechend nahm der human denkende Mann an den über die Monarchie Friedrichs des Großen hereingebrochenen schweren Geschicken jeden mit seiner Stellung vereinbaren Anteil. Zu sichtbarer Erwärmung seines Nationalgefühls und zu patriotischer Begeisterung für Napoleon kam es erst nach der persönlichen Begegnung mit dem gewaltigen

[1] Das bekannte und vielbeliebte Iffländische Schauspiel.

[2] Vergl. „Berlin im Oktober und November 1806", a. a. O. S. 40, 41.

Manne, den er einige Jahre zuvor als Ersten Konsul kennen gelernt hatte, und in dem er jetzt den Träger einer weltgeschichtlichen Mission sehen zu müssen glaubte. Im übrigen handelt es sich, wie man sich erinnern wird, in dem von Herrn von Bray geführten Tagebuche vornehmlich um Berichte über die politischen Ereignisse des Tages und über die Verhandlungen, die er im Interesse seiner Regierung mit Talleyrand, Maret, Duroc und anderen Vertrauten des Imperators zu pflegen hatte. Obgleich die gleichzeitigen Vorgänge auf gesellschaftlichem Gebiete regelmäßig registriert und durch Mitteilungen über die in seinem Hause versammelten deutschen und französischen Gäste ausgestaltet werden, ist der politische Gesichtspunkt der vorherrschende und geschieht der privaten Beziehungen zwischen Siegern und Besiegten nur beiläufige Erwähnung.

Anders steht es mit den Aufzeichnungen der jungen Frau, die in mehrfacher Rücksicht eine Ergänzung zu dem Tagebuche des Gemahls bilden. Abgesehen davon, daß Frau von Bray zu sehr deutsch ist, um dem französischen Sieger mehr als das durch die Verhältnisse bedingte Entgegenkommen zu beweisen, verweilt sie fast ausschließlich bei der menschlichen und gesellschaftlichen Seite der Ereignisse, zu deren politischem Inhalt sie kein bestimmtes Verhältnis einnimmt. Erst durch sie erfahren wir im einzelnen, daß mindestens ein erheblicher Teil der Berliner Gesellschaft den gewohnten train de vie auch *nach* dem Tage von Jena fortsetzte, daß in diesen Kreisen von keinem deutlichen und bewußten Gegensatze gegen die gewaltsam eingedrungenen Fremden die Rede war, sondern daß die Vertreter der beiden auf Tod und Leben kämpfenden Nationalitäten einstweilen noch auf dem hergebrachten Gesellschaftsfuße verkehren. In den nämlichen Salons bewegen sich französische und deutsche Würdenträger, französische und deutsche Offiziere, Männer, die einander noch kurz zuvor mit gezücktem Schwerte gegenübergestanden haben. Alexander von Humboldt steht in beständigem Verkehr mit Denon, Maret und anderen Trägern der napoleonischen Politik, Herzog Karl August von Weimar verbringt den letzten Tag des Jahres 1806 in einer fast ausschließlich französischen Gesellschaft, und von dem eben erst mit dem Tode bedroht gewesenen Schwiegersohne des letzten preußischen Gouverneurs von Berlin, dem Fürsten Hatzfeld, hören wir, daß sein Haus in gleicher Weise für Freund und Feind geöffnet ist. Unbeschadet ihrer durch die amtliche Stellung des Gemahls bedingten nahen Beziehungen zu den diplomatischen Vertretern Frankreichs sieht Frau von Bray verwundete und gefangene Offiziere des von Napoleon mit besonderer Härte behandelten Regiments „Gensdarmen" als alte Freunde bei sich und läßt sie für eine befreundete Militärfamilie, die infolge der Kriegsereignisse „alles verloren hat", ihre Verwendung eintreten. Wären den Berichten über diese Vorgänge nicht Daten vorgesetzt, die mit blutigem Griffel in die Annalen Preußens eingezeichnet sind, so könnte man glauben, sie stammten aus einer Sphäre, in welche nationale Leidenschaften und Gegensätze überhaupt nicht hineinreichten.

Der letzte Abschnitt des Tagebuches beginnt (wie erwähnt) am Tage des Einzuges der ersten Franzosen in die preußische Hauptstadt.

24. Oktober 1806. Heute zogen die ersten Franzosen in Berlin ein.

25. Oktober. Heute ging das Corps des Marschalls Davout durch, welches am meisten zum Siege der Bataille bei Auerstädt beigetragen hat. Die Minister und die Ersten der Stadt zogen ihm am Tor entgegen, — er nahm den Hut nicht ab.

26. Oktober. Früh kam Dumoustier von der Legation in Dresden an; er ist jetzt mit dem Kaiser. Mittags bei Mama mit Lützow; auch den Abend sind wir recht vergnügt mit Hagens bei Mama.

27. Oktober. Es wird angekündigt, daß der Kaiser seinen Einzug halten wird; Marschall Lefèvre und der Erbprinz von Baden führen den Zug an. — Schöne Garden zu Fuß und zu Pferde, Napoleon mitten unter seinen Generalen, sein Bruder Jérôme vor ihm, dann die Mamelucken. Mit dem Marseiller Marsch ziehen sie ein. — Mama kommt zu mir; wir sehen aus dem Fenster. Mittags kommen Dumoustier und ein Bekannter Brays, der Inspecteur Chivaille, ein guter Alter. — Szene des Kaisers mit Néale[1]).

28. Oktober. Schreckliche Geschichte des Fürsten Hatzfeld[2]). Er wird arretiert und fällt glücklicherweise in die Hände des Capitaine Noirot, der ihm rät, der Fürstin zu schreiben; zwei Billetts werden ihr aus Delikatesse nicht abgegeben. Der Offizier besteht darauf, daß Hatzfeld zum dritten Male schreibt, was die Fürstin erhält. Sie eilt mit einem Briefe der Prinzessin Ferdinand[3]) zum Kaiser aufs Schloß, wo die Wachen sich gut und hilfreich erweisen. Sie erwartet im Saale des corps de garde, daß der Kaiser nach Hause kommt, wirft sich vor ihm nieder, gibt ihm den Brief und bittet um Gnade für ihren Mann. Der Kaiser sagt ihr, aufzustehen, — er werde sich der Sache annehmen. Einen Augenblick darauf wird sie zu ihm gerufen und bleibt eine halbe Stunde mit dem Kaiser allein. Er empfängt sie mit unbeschreiblicher Güte und Sanftmut; sie erzählt ihm vieles von ihrem Manne und ihrem Vater[4]). Er fragt sie, ob sie wisse, was ihr Mann verschuldet habe; sie antwortet, sie habe gehört, es sei ihres Vaters wegen, glaube es aber nicht, denn dieser habe doch nur seinem Könige treu gedient. „Vous croyez nous donc des tyrans," sagte der Kaiser, „mais c'est une chose tout à fait personnelle à lui. S'il l'a écrite, il est coupable, si non, je saurais l'en récompenser d'une manière brillante." (Der Kaiser hat nachher dem Minister Maret gesagt, die bebende Stimme, mit der sie den deutschen Brief gelesen, habe ihn beinahe zu Tränen gerührt.) Die Fürstin sagt, sie könne nicht leugnen, es sei die Handschrift ihres Mannes, oder diese sei sehr gut nachgeahmt. „Eh bien," sagte der Kaiser, „tenez la pièce d'accusation qui est la lettre et emmenez votre mari." Er umfaßte sie halb und führte sie an die Tür, wo Rapp und Duroc sie ins andere

---

[1]) Dem Grafen Néale, Vater der patriotischen und durch ihre Freundschaft mit Gneisenau bekannten Hofdame der Prinzessin Louise (Fürstin Radziwill), hatte Napoleon gesagt, seine Tochter verdiene, geschoren und ins Irrenhaus gesperrt zu werden. (Vgl. „Aus der Zeit der Noth", S. 155, 337 und XVIII. Berlin 1900. — „Gräfin Elise Bernstorff", Bd. 1, S. 55, 292. Berlin 1896.)

[2]) Die in der vorstehenden Version des bekannten Vorfalles berichteten Einzelheiten scheinen die von Häusser u. a. ausgesprochene Meinung zu bestätigen, nach welcher Verhaftung und Begnadigung Hatzfelds eine in majorem gloriam Napoleons bestellte Komödie gewesen sind.

[3]) Die Prinzessin Ferdinand, Gemahlin von Friedrichs des Großen einzigem überlebendem Bruder, war Mutter des kurz zuvor bei Saalfeld gefallenen Prinzen Louis Ferdinand und der Fürstin Radziwill.

[4]) Der Vater der Fürstin, Graf Schulenburg-Kehnert, war während der Schlacht von Jena Gouverneur von Berlin gewesen und sodann mit den preußischen Truppen abgezogen. Von ihm stammte die Proklamation, die mit den historisch gewordenen Worten: „Ruhe ist jetzt die erste Bürgerpflicht," schließt. Warum die Fürstin glaubte, Napoleons Zorn habe vornehmlich ihrem Vater gegolten, ist nicht ersichtlich.

Zimmer geleiteten und ihr ihren Mann wiedergaben. Wir fuhren noch denselben Abend zur Fürstin, die wir mit ihrem Manne nach den ausgestandenen Leiden doppelt glücklich fanden. Sie war durchdrungen von dem schönen Gefühl, ihren Geliebten gerettet zu haben, denn der Kaiser hatte ihr gesagt: „Sans vous votre mari eut été fusillé cette nuit."

30. Oktober. Große Revue der französischen Garden. Ich sehe ihr vom Schlosse zu und bin in demselben Saale, wo ich vor einem Jahre den russischen Kaiser ankommen sah.

1. November. Mittags bei Mama, abends bei Dönhoffs, Hatzfelds und Rederns, wo der Prinz Borghese oft ist. Hübsch und dumm[1]).

2. November. Großes Diner bei uns. Talleyrand und Duroc; ersterer sieht recht wie ein alter Hofmann aus. Flahault, der Sohn von Frau v. Souza (und vermutlich Talleyrands), ist bescheiden und artig und sieht wunderschön aus[2]). Abends kommen Hatzfelds, Selbys und der Minister Maret, der bis gegen 12 Uhr bleibt und immerfort steht. Ein höflicher, liebenswürdiger Mann. Auf der einen Tabatière hat er das schöne Porträt seiner Frau, auf einer anderen das seiner Kinder, in einem Vogelnest sitzend mit einem Ei.

Montag, 3. November. Diner bei Pardo, dem spanischen Gesandten; ich sitze neben Duroc. Nachher zu Mama, abends zu Hause, wo ich Tee mache. Hagens, Correas (portugiesischer Gesandter), Lagrange[3]), den ich in Würzburg sah, Périgord, Duroc, Ségur kommen. Alles artige Menschen, wenn sie nur nicht so viel Böses täten! Morgens war ich bei Recks, die Nachricht haben, daß Constantin (Graf Stolberg, Schwiegersohn des Hauses) einen Hieb am Kopf hat. Die Gensdarmen sind hier durchgekommen, gefangen nach Spanien (?) und dann nach Frankreich[4]).

4. November. Nach Tisch gehe ich mit Mama zu Frau von Borstell, deren Mann gefangen genommen worden ist[5]). Die Kinder dort wissen von keinem Kummer und spielen glücklich. Abends kommen zum Tee Hagens, Caillard (französischer Diplomat), der mit seinem Wagen umgeworfen worden ist und seine große Nase mit einem Pflaster bedeckt hat, und der hübsche kleine Périgord[6]), der alles tun will, damit Borstell hier bleiben kann. Diese wilden Menschen, die so viel Böses tun, scheinen im einzelnen fast alle gut, gefällig und gebildet. Auch Denon[7]), der die Reise nach Ägypten geschrieben hat,

[1]) Der im Jahre 1775 geborene Prinz Borghese war seit 1803 Napoleons Schwager (Gemahl von Pauline verw. Leclerc) und Oberst, gestorben 1832.

[2]) Flahault, der Geliebte der Königin Hortense und Vater des Grafen von Morny, starb, nach einem bewegten Leben, als Graf und Pair von Frankreich am Tage der Gefangennahme Napoleons III. nach der Schlacht von Sedan.

[3]) General Lagrange, ein Kombattant des ägyptischen Feldzuges, wurde im Dezember 1806 zum Gouverneur des okkupierten Kurhessen ernannt.

[4]) „Welch ein Anblick, als das glänzende Regiment Gensdarmes, entwaffnet, abgerissen und halb verhungert, in jammervollem Zustande, wie eine Viehherde die Linden hinabgetrieben wurde! Unter Trommelwirbel und Trompetengeschmetter, in feierlichem Aufzuge, trug man die alten Fahnen mit dem sonnenwärts fliegenden Adler, ganze Körbe voll silberner Pauken und Trompeten durch die Stadt." (Treitschke, Deutsche Geschichte, Bd. I, S. 252.)

[5]) Rittmeister Ludwig v. Borstell, während der Schlacht von Jena Adjutant Rüchels, später des Generals v. Elsner, 1811 Oberst, 1827 Generalmajor und Kommandeur der sechsten Kavalleriebrigade; geb. 1775, gest. 1844.

[6]) Der im Jahre 1787 geborene Neffe des Diplomaten Herzog Edmond de Talleyrand-Périgord, Herzog von Dino, heiratete 1809 die Tochter Peters, des letzten Herzogs von Kurland.

[7]) Denon, Napoleons Reisebegleiter nach Ägypten, berühmter Kunstkenner und Generalinspektor der Pariser Museen. Er war nach Berlin beschieden worden, um die zu raubenden Kunstschätze auszusuchen.

kam, ein feiner alter Mann mit einem interessanten Gesicht. Es wurde etwas Musik gemacht, und ich mußte mit Barbequière singen. Ein Offizier erzählte, der König von Preußen sei nach der Bataille von Auerstädt mit einigen Offizieren verirrt durchs französische Lager gegangen[1]). Eine Schildwache rief: „Qui vive?“ — der König antwortete: „France“ und entkam unerkannt.

5. November. Während unseres Frühstücks kommt Fagel[2]), auch ein Gefangener. Er bittet Bray um seine Vermittlung, um noch vier Tage hier bleiben zu dürfen, und sieht elend und unglücklich aus. Mittags bei Mama, — abends zum kleinen Souper kommen der Minister Maret, Denon und Humboldt (Alexander). Denon erzählt sehr interessant; dann kommen Hagens und der junge Jordan, der im vorigen Jahre Kusstein nahm. Die Gräfin Hagen spielt mit Lützow[3]) und General Rousset. Einige gehen fort; die interessantesten bleiben noch lange. Wir erfahren, daß Napoleon dem Kurfürsten von Hessen sein Land genommen hat, um ihn für die doppelte Rolle zu strafen, die er gespielt hat. Der Kurfürst ist nach Altona geflüchtet.

6. November. Mit Mama in den Läden. Nach Tisch zur Borstell, deren Mann trotz aller Mühe, die ich mir für ihn gegeben habe, nicht in Berlin bleiben darf. Er hat alles verloren und ist über das Unglück und die Schande Preußens untröstlich. — Dann zu Mama, abends zu Hause. Maret, Humboldt und Denon kommen, sind sehr liebenswürdig und erzählen bis 12½ Uhr.

7. November. Mittags bei Mama, während Bray bei sich ein Diner hatte. Um 6 Uhr zu Hause. Maret da, dann General Clarke[4]), Gouverneur von Berlin, ein lustiger, artiger Mann, der wie ein Engländer aussieht. Humboldt zeigt sein Portefeuille mit Zeichnungen. Ich glaube, er hat Lust, sich in Paris zu plazieren. Um 8 Uhr bringt Maret mich in seinem Wagen in die Komödie, ich gehe in Mamas Loge und sehe noch einen Akt der „Iphigenie“ von Gluck.

8. November. Als ich mittags zu Mama gehe, glaube ich Pourtalès mit einem französischen Offizier vorbeireiten zu sehen; man hatte ihn todt gesagt. . . . Abends kommen einige Herren zu uns — und Pourtalès[5]). Meine Freude, diesen guten Menschen wiederzusehen! Er hat sich tapfer gehalten und mit sechs Mann durch den Feind durchgeschlagen, als die übrigen Gensdarmes gefangengenommen wurden. Dann vereinigte er sich mit Bielaschen Husaren, die sich endlich bei Anclam von einer großen Macht umgeben sahen und sich ergeben mußten. Berthier, der Prinz von Neuchatel, hat ihn herkommen lassen und sehr gütig behandelt. Er geht nach Neuchatel, war sehr traurig und fragte mich, ob ich nichts von der kurländischen Familie und deren Freunden wüßte.

9. November. Mit Mama in der Petrikirche, wo Hanstein[6]) gut predigt. Nachher halten wir auf der Schloßfreiheit, wo der Kaiser Revue abhält. Mein Wagen muß fort, bevor der Kaiser kommt. Ein artiger französischer Offizier, dem ich dankend für seine Gefälligkeit sage, der bayrische Gesandte werde mir wohl zu

---

[1]) Vgl. hierüber des Königs eigenhändige Relation: Deutsche Rundschau, 1899, Bd. CI, S. 388.

[2]) General Fagel, Adjutant und Vertrauter des Prinzen von Oranien, späteren Königs Wilhelm I. der Niederlande, den er während seines Exils begleitete, und mit dem er bei Jena gegen die Franzosen gefochten hatte; gestorben 1856.

[3]) Mecklenburgischer Gesandter, der von Napoleon mit besonderer Ungunst behandelt wurde.

[4]) Jaques Guillaume Clarke, Graf von Hüningen und Herzog von Feltre (geb. 1765, gest. 1818) machte sich durch Härte und Grausamkeiten allgemein verhaßt.

[5]) Es scheint der im Jahre 1779 geborene jüngste Sohn des im Jahre 1814 in den Grafenstand erhobenen Neuenburger Bankiers de Pourtalès, der spätere Oberzeremonienmeister des preußischen Hofes Graf Julius Karl Heinrich Friedrich (gest. 1867 zu Vevey), gemeint zu sein, dessen Sohn, Graf Albert, 1859 Gesandter in Paris war.

[6]) Durch seine patriotische Gesinnung rühmlichst bekannter Geistlicher.

morgen einen Platz schaffen, sagt, ich sei vermutlich seine Tochter. — Mittags mit allen Kurländern (Korff, Firks, Taubes u. s. w.) bei Mama. Abends Maret bei uns, der sich gut und teilnehmend zeigt. Dann kommt Himmel, der herrlich spielt, und mit dem ich die „Hoffnung" (aus der „Urania") singe. . . . Später Humboldt, Denon und Clermont-Tonnère[1]), der mir von seiner jungen Frau erzählt. — Es kommt die Nachricht, daß Magdeburg sich übergeben hat, und daß Lübeck genommen ist, — nach hartnäckigem Gefecht mit dem Blücherschen Korps, dem einzigen Überrest der preußischen Armee!

10. November. Mittags bei Mama, Bray bei Talleyrand. Nachher zu Recks, wo ich Harry (Reuß) finde, der unblessiert und lustig wie früher ist. Wieder zu Mama, — die Herz ist bei ihr.

11. November. Abends kommt Talleyrand, was eine große Auszeichnung ist. Alles behandelt ihn mit Ehrfurcht, er macht eine angenehme, animierte Unterhaltung. Bray stellt ihm den armen Lützow vor. T. sagt ihm kein Wort, hat auch ihn allein (von dem gesamten diplomatischen Korps) nicht eingeladen, — ein schlechtes Omen für Mecklenburg. Nachher wird Musik mit Himmel gemacht; Frau von Souza kommt.

12. November Nachmittags kommt Roesel (der bereits erwähnte Zeichner) und erzählt, er habe für den Kaiser Napoleon Ansichten von Sanssouci machen müssen. Abends in die Komödie: „Armida".

Einige Tage später muß Herr von Bray zu mündlicher Berichterstattung nach München reisen; die junge Frau zieht inzwischen zur Mutter, um sich während der Abwesenheit des Gemahls von den durchgemachten geselligen Anstrengungen zu erholen. Daß man sich dem Ernst der Zeit auch in diesem begünstigten, von dem zunehmenden Elende des eroberten Landes unberührten Kreise nicht mehr entziehen kann, macht sich in unserem Tagebuche gelegentlich bemerkbar. „Ich bin bei meiner guten Mutter," schreibt Frau von Bray; „ich liebe sie so unaussprechlich, daß wir nie unglücklich sind, wenn wir beisammen sind. Wir sind es ja auch sonst nicht, aber die Zukunft scheint doch gar zu traurig; ich hoffe, der liebe Gott macht es noch besser, als wir hoffen." Die Ansprüche des Tages machen sich indessen immer wieder geltend. Einige Tage später ist großes Diner bei dem Fürsten Hatzfeld, der die Spitzen der Armee um seinen Tisch versammelt. Neben Maret und General Beaumont sitzt Humboldt, der auch hier die Seele der Gesellschaft ist und nicht müde wird, von seinen Reisen zu erzählen. Von einem zwischen Siegern und Besiegten bestehenden Gegensatz ist auch jetzt nirgend die Rede. Vielmehr zeigen sich die Franzosen nach Kräften bemüht, die gute Meinung desjenigen Teils der Berliner Gesellschaft zu erwerben, der ihnen nicht direkt feindlich gegenübersteht, — vor allem suchen sie die Damen zu gewinnen und durch sentimentale Schilderungen ihrer häuslichen und ehelichen Verhältnisse an die gemütlichen Seiten derselben zu appelliren. Allen tut es dabei Maret, der einflußreichste der diplomatischen Berater Napoleons, zuvor[2]). „Ich plaudere lange mit ihm; er scheint gut

[1]) Der spätere Kriegs- und Marineminister Ludwigs XVIII. war damals Adjutant Murats.

[2]) Der nachmalige Herzog von Bassano (geb. 1763, gest. 1839) hatte als junger Mann mit Napoleon die Wohnung (rue St. Thomas du Louvre) geteilt.

und liebenswürdig zu sein. Er erzählt mir von seiner jungen Frau, die ihm eine Viertelstunde nach ihrer Niederkunft geschrieben hat und ihr Kind selbst stillt." — „Maret," heißt es ein anderes Mal, „erzählt, wie er mit seiner Frau und seinen zwei Kindern in Italien gereist ist. Vor jeder Tür des großen Wagens hat ein Kinderbett gestanden." Auch an Aufmerksamkeiten läßt der spätere Herzog von Bassano es nicht fehlen: „Maret schickt mir eine Kiste mit Kastanien und sagt in einem liebenswürdigen Billett, dieselben kämen von seinen Kindern, die sie mir anbieten lassen." — Einige Tage später überrascht der französische Minister die junge Frau mit dem Vorschlage, englische Modeartikel, die ihr Bruder, der junge Otto von Löwenstern, gegen das herrschende Verbot nach Hamburg gebracht hat, unter seiner Adresse kommen zu lassen. Die Sendung trifft glücklich ein (7. Dezember). „Ich bin mittags bei Hatzfelds mit dem englischen Strohhut, den das gestrige Paket mitgebracht hat, der allgemeine Aufmerksamkeit erregt, und mit dem ich geneckt wurde. Humboldt sagt sogleich, ich müsse von Maret eine besondere Erlaubnis für englische Waren bekommen haben, die jetzt so streng verboten sind." — Da der Postenlauf ein unregelmäßiger und unzuverlässiger ist, stellt der liebenswürdige Franzose auch hier seine Dienste zur Verfügung. Er besorgt Briefe, die die junge Frau nach München sendet, und stellt Frau von Löwenstern für ihre Korrespondenz nach Kurland die Vermittlung der Kuriere zu Verfügung, die er nach Warschau abfertigt. Trifft man einander im Theater, so erscheint Maret in der Löwensternschen Loge, um seine Aufwartung zu machen oder um vornehme Gäste vorzustellen und einzuführen. „Maret bringt den Prinzen von Ysenburg und den Marschall Bernadotte[1]), Prinzen von Ponte-Corvo, in die Loge. Der Prinz ist ein schöner Mann in prächtiger Uniform von dunkelgrünem Sammet, reich mit Gold gestickt und spricht zärtlich von seiner Frau." — In kleinerer Gesellschaft nimmt der mächtige Mann keinen Anstand, sich an harmlosen, kleinen Spielen zu beteiligen. „Abends," so heißt es in einer Notiz vom 26. November, „war ich mit Lisinka und Hagens bei Correa, wo die Gesellschaft bereits versammelt ist und Dussek[2]) schön Klavier spielt. Maret ist da, — er wird abgerufen, expediert zwei Kuriere und kommt wieder, als Szenen und Charaden aufgeführt werden. Er nimmt sehr viel teil daran; die jungen Herren, darunter mehrere Auditeurs und Marets Sekretäre Etienne[3]) und Légard, sind sehr vergnügt und kostümieren sich au ridicule. Die aufgeführten Charaden sind ‚Disgrâce', ‚Morphée.' ‚Pompon' (Troddel)."

Daß man in kriegerisch bewegten Zeiten und unter dem Druck brutaler Säbelherrschaft lebt, macht sich indessen — wenn auch nur gelegentlich — geltend. Frau von Löwenstern hat es mit einer so insolenten Einquartierung

[1]) Der nachmalige König Karl Johann XIV. von Schweden war mit Désirée Clary, der Schwester von Napoleons Schwägerin, der Gemahlin Joseph Bonapartes, verheiratet.

[2]) Der durch die besondere Gunst des kurz zuvor gefallenen Prinzen Louis Ferdinand ausgezeichnete Musiker war in die Dienste des rheinbündlerischen Franzosenfreundes Fürsten Karl von Ysenburg-Birstein getreten.

[3]) Ein (auch von Frau v. Staël genannter) Etienne war zur Zeit der ersten Restauration als gemäßigt liberaler Publizist und Mitarbeiter des „Journal de Paris" tätig.

zu tun, daß sie die Intervention der Freunde ihres Schwiegersohns anrufen muß, der alte Fürst Reuß kann die in sein Haus gelegten Soldaten kaum bergen, und die Fürstin Hatzfeld klagt, daß immer wieder neue Generale bei ihr einquartiert würden, und daß die Anmeldung derselben durch höchst unverschämte Leute geschehe. Bei dem Besuch eines Ladens (Nathan) geraten die Fürstin Hatzfeld und Frau von Bray in so bedenklicher Weise zwischen französische Truppen und Kanonen, daß es eines zufällig erscheinenden Bekannten bedarf, damit die Damen „von der Gefahr erlöst und sicher nach Hause geführt werden". Peinlicher noch ist ein Abenteuer, das denselben jungen Frauen am 30. Dezember zustößt: „Ich war in der Kirche, wo Ancillon [1]) predigt und sehr verschieden von dem spricht, was er vor zwei Monaten sagte. Dann zur Hatzfeld und mit ihr spazierend, bloß von einem Bedienten begleitet. Sie geht zu Taboni hinein, um nach Schock (dem wiederholt erwähnten Prinzen Reuß) zu fragen und wir gehen durch die Küche. Es kommen uns mehrere Franzosen entgegen, von denen einer die Hatzfeld umfaßt, — ich hatte mich hinter den Bord retiriert, und sie gingen an mir vorüber." — Auch darüber wird man belehrt, daß der liebenswürdige Schein, mit welchem die französischen Herren sich zu umgeben wissen, nicht selten ein trügerischer gewesen ist. Von dem anfänglich als interessant und unterhaltend bezeichneten Denon [2]) heißt es im Dezember: „Ich mag ihn täglich weniger, bei all seinem Verstande und all seiner Schlauheit. In allem, was er spricht, ist er schmutzig und pfiffig;" und einige Tage später: „Herr (folgt ein unleserlicher Name) erzählt, Denon wolle die Gemälde der Prinzessin von Holstein wegnehmen; ich solle für sie bitten. Es ist am Ende doch nicht wahr!" Daß der berühmte Kunstkenner und Archäologe die Plünderung der Sammlungen in den von seinem Kaiser besiegten Ländern berufs- und gewerbsmäßig betrieb, war bei seiner Einführung in das Haus des bayrischen Gesandten wohlweislich verschwiegen worden. — Dem Urheber aller dieser Übel und „Manne des Jahrhunderts" ist die Tagebuchschreiberin nur einmal begegnet. Die bezügliche (vom 21. November datierte) Eintragung ist charakteristisch genug, um wörtlich wiedergegeben zu werden:

„Ich gehe mit der Hatzfeld unter die Linden, wo der Kaiser ganz langsam vorbeireitet und uns freundlich grüßt. Ich sah ihn zum ersten Male und finde, daß er eine angenehme Physiognomie hat, die mir gefällt. Nachher fuhr ich mit Mama aus und

---

[1]) Ancillon (geb. 1767, gest. 1837) war damals Prediger an der französischen Kirche in Berlin, übernahm 1810 die Erziehung des Kronprinzen, späteren Königs Friedrich Wilhelm IV., trat 1817 in den Staatsrat, sodann unter Bernstorff in das Auswärtige Departement, dem er von 1832 bis zu seinem Tode vorstand.

[2]) Nicht ohne Interesse ist eine auf diesen berühmten Kunstkenner bezügliche Bemerkung vom 10. Dezember: „Mittags war Frau Herz bei Mama; ich lese Englisch mit ihr. Abends. Nachdem der Prinz von Weimar — der recht gut und artig ist — Abschied genommen hat, kommt um 10 Uhr noch Denon. Ich sage ihm gleich, ich könne ihn nicht annehmen, weil Mama nicht recht wohl sei. Er spricht mir aber noch lange vom ‚Don Carlos', den er eben gesehen hat, und findet das Stück nicht gut geleitet."

begegne ihm wieder. Er ist ernst und sieht jetzt gar nicht mehr so hübsch, sondern recht finster und schrecklich aus."

Wenige Tage später verließ Napoleon Berlin und Preußen, um nach Polen zu gehen, dessen sog. „Reorganisation" in die Hand genommen werden sollte. Bereits am 27. November in Posen eingetroffen und von dem daselbst versammelten Adel der westlichen Gebiete der ehemaligen „Königlichen Republik" mit Enthusiasmus aufgenommen, berief der Imperator den ihm damals unentbehrlichen Maret dorthin. Am 1. Dezember verabschiedete sich der zum Freunde der Familien Bray und Löwenstern gewordene spätere Herzog von Bassano. Tags zuvor hatte er, unmittelbar nachdem er dem zur Beratung des Friedensschlusses herbeigeeilten Kurfürsten (späteren Könige) Friedrich August von Sachsen seine Aufwartung gemacht, dem Brayschen Hause einen Besuch abgestattet, über welchen das folgende berichtet wird:

„Um vier Uhr kommt Maret in prächtiger, dunkelblauer, reich mit Gold gestickter Uniform vom Kurfürsten. Er erzählt, derselbe sei ‚entsetzlich höflich' gewesen und habe ihn zu seinem (M.s) Leibwesen die Treppe hinunterbegleitet" [1]).

An den zahlreichen Mittags- und Abendgesellschaften, von denen das Tagebuch berichtet, und zu denen sich in Berlin anwesende deutsche Fürsten (darunter Herzog Karl August und der Erbprinz von Weimar), Mitglieder der Hofgesellschaft, des hohen preußischen Adels und des diplomatischen Korps und hochgestellte Franzosen fast täglich vereinigten, gehen wir vorüber, weil dieselben sich in den gewohnten Gleisen bewegten. Gelegentlich wurde man auch hier daran erinnert, daß für die unter französische Herrschaft geratenen Teile Deutschlands ein rücksichtslos und despotisch waltender Wille maßgebend geworden. In einer Abendgesellschaft im Hause des portugiesischen Gesandten lernte Frau von Löwenstern z. B. den berühmten italienischen Opernkomponisten Paër (geb. 1771, gest. 1839) kennen, der mit seiner als Sängerin gefeierten Frau, geborenen Riccardi, auf der Durchreise nach Warschau begriffen war; ohne Rücksicht darauf, daß er seit Jahr und Tag Hofkapellmeister in Dresden war, hatte Paër den Befehl erhalten, nach Polen zu gehen, um bei den daselbst vom Kaiser veranstalteten musikalischen Abendgesellschaften mitzuwirken und schließlich in den kaiserlichen Dienst zu treten. Gleichzeitig mit Paër waren ein Sänger Brizzi und dessen Frau zu dem Allgewaltigen beschieden worden. „Er erzählte in voller Verzweiflung, daß er unter Zurücklassung seiner Kinder nach Polen müsse. Der Gouverneur hat ihnen fünfzig Louisdor — viel zu wenig zur Reise — ausgezahlt und dabei gesagt, daß, wenn sie sich nicht bald aufmachten, er sie mit sechs Chasseurs abfertigen würde." — Einige Tage später wird berichtet, Denon habe sich verabschiedet, weil er „nach Kassel und Braunschweig" (sc. zur Plünderung der dortigen Gemäldegalerien) reisen müsse.

[1]) Der Friedensvertrag mit Sachsen wurde einige Tage später (11. Dezember 1806) von Napoleon zu Posen unterzeichnet, das Kurfürstentum zum Königreich erhoben und in den Rheinbund einbezogen.

Am 15. Dezember „bei Sommerwetter“ aus München zurückgekehrt, mußte Herr von Bray bereits am 23. nach Warschau abreisen, wohin Napoleon sich mit dem Stabe seiner diplomatischen und militärischen Gehilfen und Ratgeber bereits früher begeben hatte. Abermals in das Haus der Mutter übergesiedelt, feierte die junge Frau das Weihnachtsfest in gewohnter deutscher Weise mit ihren Angehörigen. Man besucht den Christmarkt, beschert den Kindern, zündet denselben den Baum an und erfreut sich der guten Nachrichten, die von den abwesenden Familiengliedern einlaufen. Bis ins einzelste verfolgen die Aufzeichnungen der zärtlichen Tochter die Stimmungen der Mutter, auf der der Ernst der Verhältnisse begreiflicherweise schwerer lastete als auf dem jüngeren Geschlecht, das sie um sich versammelt hatte. Den letzten Tag des Jahres 1806 verbringt Frau von Bray im Hatzfeldschen Hause. „Viele Franzosen, Konzert, in welchem Mademoiselle Fischer singt. Dann geht alles fort; nur der Herzog von Weimar, Humboldt und ich bleiben zurück. Die Hatzfeld gießt mit uns Zinn und Humboldt legt aus demselben schöne Dinge aus. Nach 12 Uhr fahre ich weg; der alte Herzog bringt mich an den Wagen. Zu Hause wecke ich Mama und die Kinder, um ihnen ein glückliches neues Jahr zu wünschen. Gott gebe uns ein solches und vereinige uns mit allen unseren Lieben.“

Bis zum 13. Januar (1807) fortgesetzt, bricht unser Tagebuch an diesem Tage ab, ohne daß der Grund dafür sich erraten ließe. Die letzten Aufzeichnungen sind die folgenden:

Mittags bei Hatzfelds, wo Graf Nesselrode[1]), der eben von Warschau kommt, von der Tapferkeit der Russen erzählt; ich sitze neben dem Herzog von Weimar. Nach Tisch muß ich nach Hause gehen, weil der Kronprinz (der spätere König Ludwig I. von Bayern) zum Abschied zu mir kommen will. Ich fahre zu Mama und schicke den Wagen nach ihr — sie ist in der Komödie. Der Prinz kommt nach dem ersten Stück. Er sagt, er trinke niemals Tee, wenn derselbe ihm nicht von schöner Hand gereicht werde. Er trinkt dann vier Tassen, die ich ihm gebe, und sagt, ich könne ihn mit Tee berauschen. — Gegen die Preußen will er sich schlagen, wenn es sein muß — aber nicht gegen die Russen. Man nennt ihm Lisinka (die jüngste Tochter des Löwensternschen Hauses), und er sagt, er fände die russischen Namen hübsch, besonders Lisinka — dann sagt er, auch „Katinka“. „Wir haben eine schöne, gute Großfürstin dieses Namens,“ antworte ich. Er schweigt. „Sind Sie eine gute Diplomatin?“ fragt er mich dann. — Er bleibt bis ½11 Uhr und reist anderen Morgens nach Warschau.

Den Zusammenhang zwischen ihrer Antwort und der an dieselbe geknüpften Frage ihres nachmaligen Landesherrn hat Frau von Bray zur Zeit dieser Niederschrift offenbar nicht gekannt. Ohne es zu ahnen, hatte sie einen wunden Punkt berührt. Der Erbe des ersten Bayernkönigs war seit dem Jahre 1798 zum Gemahl der (in der Familie Katinka genannten) dritten Tochter Kaiser Pauls I., der nachmaligen Königin von Württemberg, bestimmt, diese Angelegenheit indessen in der Schwebe geblieben und nicht an die

[1]) Der im Jahre 1780 geborene ehemalige russische Reichskanzler, der in den Jahren 1802 bis 1805 Legationssekretär in Berlin gewesen war, ging später in der gleichen Eigenschaft nach Paris.

Öffentlichkeit getreten; mit ihr hing zusammen, daß der Prinz nicht gegen Rußland fechten wollte. Bereits damals zweifelhaft geworden, scheiterte das Heiratsprojekt zum lebhaften Mißvergnügen Ludwigs an der Zögerung des russischen Hofes und schließlich an dem Willen Napoleons. (Vgl. Montgelas, Denkwürdigkeiten, S. 34, 156 und 161 der deutschen Ausgabe. Stuttgart 1887.) — Das Gelöbnis, „sich nicht gegen die Russen schlagen zu wollen", hat der (gegen seinen Willen in einer spanischen Studienreise unterbrochene und in das Warschauer Hauptquartier Napoleons berufene) Erbe der bayrischen Krone übrigens nicht gehalten, bezw. nicht halten können. An die Spitze einer bayrischen Division getreten, hat er im Jahre 1807 an verschiedenen gegen die russische Armee geführten Gefechten (nach der Angabe des Grafen Montgelas bereits an der Schlacht bei Pultusk) teilgenommen, sich übrigens schon in Tilsit angelegen sein lassen, sein gutes Verhältnis zum russischen Hofe wiederherzustellen. (Montgelas a. a. O., S. 157.)

Die ferneren Geschicke der ausgezeichneten Frau, die wir durch die entscheidenden Phasen ihres Jugendlebens begleitet haben, gehören nicht hierher; ihrem Hauptinhalt nach lassen sie sich in ein paar kurze Sätze zusammenfassen. — Nachdem Frau von Bray am 17. Mai 1807 Mutter eines Sohnes geworden war (des im Jahre 1899 verstorbenen ehemaligen bayrischen Ministerpräsidenten und langjährigen Gesandten in St. Petersburg und in Wien, Grafen Otto von Bray-Steinburg), begleitete sie den Gemahl im folgenden Jahre nach St. Petersburg, wo derselbe von 1808—1812 und sodann während der Jahre 1815—1822 als Gesandter Bayerns akkreditiert war; die Kriegszeit hatte die junge Frau bei den zu Wolmarshof in Livland lebenden Eltern verbracht. 1822 wurde Graf Bray nach Paris, 1830 nach Wien versetzt; 1832 nahm er den Abschied, um einige Monate später auf seinem Gute Irlbach im siebenundsechzigsten Lebensjahre zu sterben. Den einundzwanzig Jahre älteren Gemahl, mit dem sie siebenundzwanzig Jahre lang in ungetrübt glücklicher Ehe gelebt, und dessen Geschicke sie getreulich geteilt, hat die Gräfin um viele Jahre überlebt. Im Schoße ihrer zahlreichen, aus Kindern und Enkelkindern bestehenden Familie ist sie im Jahre 1854 gestorben und zur Seite ihres Gatten auf dem Kirchhof zu Schloß Irlbach begraben worden.

Aus den Memoiren von August Schneegans.

II. Die Nationalversammlung in Bordeaux und die Abtretung des Elsasses.

Das Vorrücken von Bourbakis Heer gegen Werder fachte die einige Zeit erloschenen Hoffnungen der Straßburger Bevölkerung wieder mächtig an. Die Schlachten im Tale des Doubs machten gewaltiges Aufsehen im Elsaß. Während in der Schweiz, wo ich mich damals, mit der Redaktion meiner Zeitung, der „Helvétie", beschäftigt, befand, niemand, auch der wärmste Freund Frankreichs, an ein günstiges Ergebnis glaubte, spekulierte man bereits im Elsaß auf dessen Folgen. Man sprach von deutschen Regimentern, welche durch die Vogesentäler flohen; man hielt einige zersprengte Banden für die Vorläufer der Niederlagen Werders; man erwartete Bourbaki und Garibaldi in Mülhausen, in Colmar, in Straßburg. Mein Freund Klein, welcher dem neuerwählten Bürgermeister von Straßburg, Küß, in seinem schwierigen Amte tatkräftig zur Seite stand, konstatierte, daß die deutschen Behörden beim Anblick der unverhohlenen Freude der Bevölkerung von einer Art Panik ergriffen wurden, die sie nicht zu verhehlen suchten. „Wer weiß, ob wir in Straßburg bleiben werden?" sagte ihm eines Tages ein hoher preußischer Beamter.

Trotzdem auch diese Hoffnungen plötzlich und rasch vereitelt wurden, glaubte man in Straßburg doch noch gern an eine endliche günstige Wendung der Dinge. Es bildete sich die Partei, welche man später die chauvinistische genannt hat, und die sich namentlich aus den Resten der radikalen Partei zusammensetzte, die im Jahre 1869 eine furchtbare Niederlage bei den Wahlen erlitten hatte. Als Paris seine Tore öffnete, sandte es uns eine Menge von Delegierten, welche im radikalen Sinne die bevorstehenden Wahlen beeinflussen sollten. Es handelte sich hauptsächlich darum, die Opposition gegen Küß und seine Freunde im Gemeinderat in Szene zu setzen. Wir, die wir während der Belagerung und der Besetzung der Stadt durch die Deutschen die Angelegenheiten der Stadt geleitet hatten, sollten durch diese Pariser Phrasenhelden an die Wand gedrückt werden. Den Republikanern von der Färbung Gambettas waren wir nicht patriotisch genug. Der Bürgermeister von Straßburg, welcher

zugleich das Amt eines Präfekten des Niederrheins bekleidete, hatte die Wähler zusammenberufen. Die Zeit drängte. Wir hatten nur einige Tage vor uns, um die Wahlen vorzubereiten. Der in außerordentlicher Sitzung berufene Gemeinderat stellte eine Liste von Kandidaten auf. Einem hochpolitischen Gedanken folgend, setzte er nur die Namen von Elsässern auf die Liste. Waren die Abgeordneten nach der Abstimmung über eine etwaige Annexion nicht überhaupt dazu berufen, sich mit der Zukunft des Landes zu beschäftigen? Und war es deshalb nicht dringend notwendig, daß diese Abgeordneten Elsässer seien?

Diese Gesichtspunkte wurden aber nicht von der radikalen Partei begriffen, noch weniger von den Parisern. Eine Abordnung begab sich auf das Rathaus und bat den Bürgermeister, diese Liste zurückzuziehen; sie protestierte gegen Kandidaturen, die sie in törichtem Mißverständnis offizielle Kandidaturen nannte; sie forderte den ersten Beamten der Stadt auf, die „Freiheit der Wahl" zu respektieren. Küß hörte sie bis zu Ende an, dann erhob er sich, ging auf sie zu und rief aus, er werde niemals gestatten, daß man in das Straßburger Rathaus die Sitten der Pariser Vorstadt Belleville verpflanze; er habe getan, was er als seine Pflicht ansehe; es sei lächerlich, von offiziellen Kandidaturen angesichts der Besetzung durch die Deutschen zu reden; es wäre ein großer politischer Fehler, in diesem Augenblick sich im Elsaß zu zersplittern. Übrigens, wenn die Herren für sich eine Liste aufstellen wollten, würde er es ihnen natürlich nicht verwehren können oder wollen. Sie möchten tun, was ihnen gut dünke, wenn sie seinen Rat zu befolgen nicht die Absicht hätten. Freilich seine Liste würde er nicht zurückziehen.

Die Radikalen versammelten sich darauf und stellten eine neue Liste auf, welche neben einigen elsässischen Namen diejenigen von Gambetta, von Jules Favre und von anderen, weniger berühmten Männern trug, welche aber der speziell elsässischen Sache doch ebenso unnütz waren. Es waren Männer, die zwar im Elsaß geboren, ihre Heimat aber doch schon seit Jahren verlassen hatten und nicht mehr daran dachten, zurückzukehren, so Chatrian, Siebecker, Ratisbonne, Singrelet.

Zur selben Zeit stellte auch die klerikale Partei ihre Liste auf, mit Monseigneur Freppel und General Ducrot an der Spitze. Das Elsaß, welches angesichts der gemeinsamen Gefahr Frankreich und Deutschland das Schauspiel der absolutesten Einmütigkeit hätte geben, welches alle Zwietracht in diesem Augenblick hätte vergessen sollen, stürzte sich in Gegenwart des Feindes in innere Kämpfe. Vergeblich beschworen die bedeutendsten Politiker des Elsasses, Küß, Ignace Chaufour, August Dollfuß, Kablé, Hartmann, Ch. Boersch, ihre Mitbürger, sie möchten doch ihre inneren Streitigkeiten vergessen, sie möchten an die Zukunft des Elsasses denken, sie möchten doch Männer wählen, welche fähig wären, unsere Interessen und unsere Rechte zu verteidigen, nicht bloß in Bordeaux allein, wo unsere Sache doch von vornherein verloren sei, sondern auch an der Stätte der späteren Friedenskongresse, in Brüssel, Frankfurt oder sogar in Berlin. Aber bereits damals konnte man die Erfahrung machen, wie wenig das Ansehen eines Namens gegen die Volks-

leidenschaft ausrichten kann. Die Männer, auf deren Wort man gestern noch hörte, wurden heute verschrieen, verdammt, an den Pranger gestellt. Sie predigten in der Wüste, und das Volk drehte ihnen den Rücken.

In Straßburg trug die radikale Liste mit erdrückender Mehrheit den Sieg davon. Die gesetztere, ruhige Landbevölkerung glich das Resultat aus. Die Wahlen waren in der größten Ordnung vor sich gegangen, ohne daß die deutschen Behörden sie im mindesten verhindert hätten, und ohne daß irgend ein Druck ausgeübt worden wäre.

Ich hatte nicht im entferntesten daran gedacht, meine Kandidatur aufzustellen. Das Schauspiel, welches mir Frankreich bot, hatte mir den intensivsten Wunsch nahegelegt, meine Kinder dereinst der Notwendigkeit zu entziehen, einem Lande zu dienen, in dem nur die äußersten Extreme zu Worte kommen. Ich trug mich mit dem Gedanken, Schweizer zu werden und den großen militärischen Nationen auf ewig Lebewohl zu sagen. Was hätte ich in der Nationalversammlung tun sollen? Hätte ich für den Krieg bis aufs Äußerste stimmen können? Hätte ich anderseits für den Frieden stimmen sollen, für den Frieden, welcher das Elsaß an Deutschland auslieferte? Ganz ohne mein Zutun wurde aber mein Name auf die Liste gesetzt, und eines Tages erfuhr ich, daß ich als einer der ersten im Niederrhein gewählt worden war. Trotz der großen Ehre, die mir dadurch zu teil wurde, konnte ich über diese Wahl keine Freude empfinden. Ich schwankte, ob ich annehmen sollte, und nur folgende Erwägungen bestimmten mich, das Mandat, welches mir meine Mitbürger übertragen hatten, nicht zurückzuweisen.

Man hatte die Protestanten angeklagt, die Freunde Deutschlands zu sein. Ich dachte mir, daß es meine Pflicht sei, mit Küß, Kablé und den anderen gegen diese Anklage energisch zu protestieren. Ich mußte Frankreich beweisen, daß die Protestanten ebenso gute Patrioten seien als die Katholiken. Ich mußte das Elsaß Frankreich gegenüber decken, und in der Zukunft, wenn meine Heimat sich vor der Notwendigkeit der Annexion beugen würde, mußte ich für sie gewissermaßen ein Schild sein gegen die Anklagen des Verrats, die Frankreich ihr gewiß nicht ersparen würde.

Leider hatte ich ohne die Stimmung Frankreichs gerechnet. Ich ahnte damals nicht, daß alle diese Demonstrationen unnütz sein würden, daß die Verleumdungen nicht aufhören würden, und daß ich selber ein Opfer derselben werden würde. Am Tage, wo ich gewahr wurde, daß alle meine Anstrengungen eitel waren, kehrte ich nach dem Elsaß zurück und schüttelte den Staub von meinen Füßen.

Die Wahl von Küß an der Spitze aller Listen war eine beredte Huldigung für den, der das Elsaß damals am besten personifizierte; sie war aber leider zugleich auch ein großes Unglück, denn Küß sollte unter der Last seiner Mission zusammenbrechen, und niemand in Straßburg hatte die Fähigkeiten, die Stadt und das Land zu leiten, wie er es getan hätte. Er zögerte anfangs, abzureisen. Er fühlte, wie notwendig seine Gegenwart im Rathaus war. Seine Freunde — und Feinde drängten ihn dazu, sein Mandat als Abgeordneter zu erfüllen, so krank er war, und er gehorchte.

Als ich ihn auf seiner Durchreise in Bern sah, war ich auf das schmerzlichste überrascht durch die Änderung, die in seinem Aussehen vor sich gegangen. Er war weiß geworden, er sah gealtert aus und ging gebückt einher. „Mein lieber Schneegans," sagte er, indem er mich umarmte, „ich werde in einem Sarge von Bordeaux zurückkehren." Am Tage darauf kamen Hartmann, Grosjean, Renker, Titot durch Bern. Ich reiste mit ihnen ab. Wir saßen kaum in der Eisenbahn, als wir vom Elsaß, von Frankreich und von der Rolle, die wir dort spielen würden, zu sprechen anfingen. Der Präfekt von Maine-et-Loire, Engelhardt, hatte gegen mich ein Pamphlet veröffentlicht, in welchem er mich aus Anlaß meiner Broschüre über die Belagerung als Preußen verklagte. Ich hatte in diesem Büchlein den Gedanken ausgesprochen, das Elsaß möge aus seiner neuen Situation möglichst Nutzen ziehen, um vom siegreichen Deutschland die Gewährung gewisser Freiheiten zu erlangen, die wir in Frankreich niemals hatten durchsetzen können. Hartmann, mit dem ich mich darüber aussprach, erwiderte: „Ihre Gedanken sind durchaus die meinigen; wir können nur das eine tun: wir müssen uns zwar vor der Annexion beugen, aber Elsässer bleiben und unser Möglichstes tun, um unter den neuen Verhältnissen, die wir nicht herbeigeführt haben, liberale Institutionen und ein self-government zu erlangen, das uns Frankreich immer verweigert hat."

Die anderen Abgeordneten beteiligten sich an der Unterhaltung, und keiner dachte auch nur daran, gegen diese Ansichten zu protestieren. Man sprach darauf von der Haltung, welche die Abordnung in Bordeaux einnehmen würde. Ich schlug meinen Kollegen vor, wir sollten uns der Abstimmung enthalten. Sie waren mit mir alle einig. Nur Grosjean zeigte sich unentschieden. Er wünschte für die Abgeordneten des Elsasses einen möglichst theatralischen Abgang. „Wir müssen alle," sagte er, „nacheinander auf der Rednerbühne erscheinen, und jeder muß in einem kurzen Satze von Frankreich Abschied nehmen." Er fügte hinzu, daß, was ihn beträfe, er seinen Satz schon bereit habe. Er würde sich darauf beschränken, auszurufen: „Morituri te salutant!"

Der leitende Gedanke in allen diesen Unterhaltungen war die Überzeugung, daß Frankreich verloren sei, nicht nur in der Gegenwart, sondern auch in der Zukunft, verloren als Nation, zum Untergang reif wie ein zweites Spanien. Wir waren alle außerordentlich gereizt gegen diese Nation, welche uns seit den ersten Tagen im Stich gelassen hatte, und welche uns leichten Herzens preisgeben sollte. Was mich im Jahre 1873 veranlaßte, Frankreich zu verlassen, das empfanden wir damals alle. Küß sprach einige Tage vor seinem Tode in Bordeaux denselben Gedanken aus, als er sagte: „Frankreich verdient die Anhänglichkeit des Elsasses nicht. Wir sind besser als jene Leute."

Das war die Stimmung, in welcher die Abgeordneten des Elsasses Frankreich betraten. Die ersten Eindrücke, die wir an der Grenze empfingen, waren nicht geeignet, unsere Stimmung zu ändern. Unser Zug hielt ungefähr zwanzig Minuten in Culoz. Neben uns stand ein Zug mit Soldaten. Sie kamen aus Savoyen und sollten, scheint es, zu einem in Lyon in Formation begriffenen Korps stoßen. Die Soldaten lehnten sich zu den Coupéfenstern

hinaus, brüllend und heftig gestikulierend. Und was waren — großer Gott! — die Worte, welche diese Vaterlandsverteidiger den Abgeordneten des Elsasses ins Gesicht schleuderten? „Vive la Prusse! A bas la France! Vive Berlin, à bas Paris! Et que la République soit f . . .!“ Wir waren entsetzt. Grosjean, der an der Türe saß, lehnte sich hinaus und fuhr die Soldaten an: „Was für ein Regiment ist das?“ — „Le troisième légion Haute Savoie!“ wurde ihm geantwortet. — „Wo sind eure Offiziere?“ — „Nous nous f . . . de nos officiers!“ — „Ihr seid Elende!“ — „Nieder mit Frankreich! Gebt uns Brot!“

„Finis Poloniae!“ murmelte Renker und bedeckte sich weinend das Gesicht mit den Händen.

Unser Zug fuhr ab. Wir stiegen in Maximieux aus, um eine Tasse Bouillon zu trinken. Der Bahnsteig, der Restaurationssaal, alle Wartesäle strotzten von Uniformen. Überall Offiziere, Generale, Intendanten, Militär von allen Gattungen; überall Tressen und Litzen, auf den Ärmeln, am Kragen, auf dem Käppi! Sie führten das große Wort, sie umringten die Mädchen, sie lachten, spielten Karten und tranken Absinth. „Los coronels de las Españas!“ sagte Renker, der seinen sarkastischen Witz mit düsterer Ironie an diesen seltsamen Dingen gern ausließ und lachte —, um nicht zu viel zu weinen. Wehe! das war also das französische Heer, und mit solchen Elementen wagte man von einem Krieg bis aufs Messer zu sprechen.

Als wir nach Lyon kamen, war es noch viel schlimmer. Im Bahnhof die fürchterlichste Unordnung. Man sah Gruppen von Arbeitern, von Frauen, von Nationalgardisten, viele Offiziere, aber stets mit Phantasieuniformen, eine Menge von Franktireurs und Garibaldianern, Leute, welche so aussahen wie Griechen und Italiener und sich als Herren des Weltalls gebärdeten. Es waren merkwürdige Gestalten, mit den merkwürdigsten Kopfbedeckungen, mit Flinten und Säbeln, welche die Hölle selbst hätten in Schrecken versetzen können. Keine eigentlichen Soldaten, keine Rothosen! Nicht Frankreich trafen wir hier, nur die Republik; doch was sage ich? Die Lyoner Kommune, die Föderation, den Kosmopolitismus, ein Unnennbares und Unbekanntes, zugleich großmütig und töricht. Auch Damen, die in Lazaretts tätig zu sein schienen, erblickte man, aber keine Schwestern. In einer Ecke verteilte man Suppe und Brot unter Elende, welche riefen: „Es lebe die Republik!“ Redner sprachen von Zeit zu Zeit die Menge an. Ich habe nie so häufig „Hoch die Republik!“ ausrufen hören als während der Viertelstunde, die wir in diesem Bahnhof verbrachten. Den Namen Frankreich freilich habe ich da nicht aussprechen hören. Wir wußten nicht recht, wo wir uns hinwenden sollten. Ein Offizier der Nationalgarde kam auf uns zu und fragte uns, ob wir die elsässischen Abgeordneten seien; er stellte uns sofort unter den Schutz eines Milizsoldaten, welcher, die Flinte auf dem Rücken, auf und ab ging. „Mit diesem Jungen haben Sie nichts zu fürchten,“ sagte er; „er ist ein gutmütiger Kerl!“ — „Wie?“ fragte ich, „und die übrigen?“ — „O, die!“ antwortete der Offizier, „sprechen wir nicht davon! Nichts als Gesindel!“ — „Was, alle?“ — „Und noch viele andere!“ Der Milizsoldat stellte sich uns zur Verfügung und half

uns, unsere Koffer mitten in dem unbeschreiblichen Durcheinander dieses Bahnhofes zu finden. Rings um uns her schrie man gegen die Bonapartisten, gegen die Jesuiten, gegen die Reaktionären, gegen die Versammlung; niemand sprach von den Preußen!

Wir kamen im Grand Hôtel von Lyon an, wo Hartmann ein Logis für uns bestellt hatte. Unter der Türe standen einige Personen. Es schienen angesehene Leute zu sein, Notabeln. Als wir dem Hôtelomnibus entstiegen, begannen diese Herren untereinander zu flüstern, dann kamen sie auf uns zu, und einer von ihnen nahm mich beiseite: „Ach, mein Herr," sagte er, „Sie sind alle Abgeordnete, nicht wahr? Wir beschwören Sie, stimmen Sie für den Frieden! Sehen Sie: Lyon ist bedroht! Lyon wird belagert werden! Wir können uns aber nicht verteidigen. Man muß um jeden Preis Frieden schließen!" — „Mein Herr!" sagte ich ihm, „wir sind Abgeordnete des Elsasses!" Und damit ging ich weiter. Wenn ich in diesem Augenblicke meinen Stimmzettel hätte abgeben müssen, würde ich gewiß für den Krieg bis aufs Äußerste gestimmt haben, nur um diese „mercantili" Patriotismus zu lehren.

Am Tage darauf reisten wir nach Bordeaux weiter. Ach, die wunderbare Reise, die wir da machten! Wir kamen aus dem Winter. Bei uns starrte noch alles von Schnee und Eis. Ein weißer Mantel hielt in Bern die Berge noch umfangen. In Lyon machte uns ein feiner, eiskalter Regen bis aufs Mark erstarren. Schwarze Nebel stiegen zwischen den zwei Flüssen auf. In Valence dagegen wölbte sich bereits ein tiefblauer Himmel über uns. Die Sonne strahlte. Im Hintergrunde blitzten die silbernen Spitzen der Alpen; die Cevennen erhoben sich auf der anderen Seite, jenseits der Rhone, in der glühenden Sonne des Südens errötend. Eine laue, weiche, Nerven und Willen erschlaffende Luft umfing uns.

Welcher Friede in diesen Dörfern! Welch süßes far niente! Wie köstlich, sich gehen zu lassen in der Sonne des Südens! Und diesem verweichlichten Volke der Provence sollten wir in den Falten unserer Toga den Krieg bis aufs Messer bringen? Invasion, Brand und Plünderung? Bei Gott! Das waren doch nicht die Leute, die mit Flintenschüssen die Männer des Nordens empfangen würden. Sie würden ihnen die Tore ihrer Häuser weit öffnen, sie würden für sie die besten Flaschen alten Weines aus dem Keller holen, sie würden alle möglichen Kriegssteuern zahlen, wenn man sie nur ungeschoren ließe, und wenn die Deutschen ihnen von Elsaß-Lothringen sprächen, würde man sie ausrufen hören: „Ach, was gehen uns diese Leute an? Wir kennen sie nicht. Sie sind schon lange Preußen. Wenn man uns nur in Ruhe läßt, wenn wir nur unseren Wein und unsere Oliven verkaufen! — wir kümmern uns den Kuckuck um das übrige."

Zur Linken des Eisenbahndammes sahen wir ein Lager, das Lager der Alpinen. Eine kleine, blauweißrote Fahne flatterte auf einer Baracke. Mobilgardisten rauchten im Schatten. Keiner exerzierte. Es lagen da 20000 Mann, erzählte man uns. Sie waren sehr ruhig in ihrem Lager.

In Bordeaux setzte sich die traurige Komödie, deren Zuschauer wir seit Culoz waren, weiter fort. Der Zug, der uns brachte, bestand aus etwa

vierzig Wagen. Von überall her strömte man zur Versammlung herbei. Staatsmänner außer Dienst, Beamte auf der Suche nach einer neuen Stelle, Frauen aus jeder möglichen Gesellschaftssphäre. Ich dachte lebhaft an das Konzil von Konstanz und an das Volk, welches sich dort traf. Im Nu waren alle Omnibusse und Droschken voll. Wir blieben auf dem Perron und warteten. Zugleich mit uns wartete ein merkwürdig aussehender Herr, ein Abgeordneter, schien es, denn er führte das große Wort, sprach mit gewaltigem Pathos von seinem Mandat. Auf dem Kopf ein weitkrempiger Hut, über den Schultern ein weiter Überrock, in den er sich malerisch drapierte, so ging er stolz auf dem Trottoir auf und ab, von Zeit zu Zeit heftig gestikulierend. In unverfälscht provençalischem Accent hörten wir ihn auf einmal ausrufen: „Wie? meine Wähler haben mich hierher geschickt, um für den Krieg bis aufs Äußerste zu stimmen, — und ich finde nicht einmal einen Omnibus!“ (Eh quoi! mes électeurs m'ont envoyé ici pour voter pour la guerre à outrance, — et je ne trouve pas même d'omnibus!) Mit welch südlicher Glut sprach er nicht das Wort „outrance“ aus, indem die gewöhnlichen Nasallaute einen energisch gutturalen Klang annahmen! Aber einen Omnibus brauchte dieser Eisenfresser unbedingt. — Nachdem wir eine Stunde gewartet hatten, kam endlich das ersehnte Fuhrwerk herangerasselt; wir brachten einstweilen unser Gepäck in einem befreundeten Hause unter und suchten zunächst nach einer Wohnung und einer Restauration.

Unser Cicerone, ein biederer, alter Spießbürger von Bordeaux, der sich aber auch, wie jedermann in diesen stürmischen Zeiten, als Nationalgardist verkleidet hatte, setzte uns, die wir todmüde waren nach all den Strapazen und aufregenden Erlebnissen, in einem Café gegenüber dem großen Theater ab. Nur mit Mühe konnten wir einen Tisch finden. Neben uns saß eine Gruppe von Offizieren, unter ihnen der wunderbarste aller Franktireurs: ein herrlicher Filzhut mit blauweißroten Federn; ein Anzug von blauem Sammet, ganz funkelnagelneu; tadellose Gamaschen, ein prachtvoller Karabiner! Mit laut erhobener Stimme deklamierte er gegen die Feiglinge, die noch nicht zu den Truppen gestoßen waren. Einer von uns drehte sich um und machte ihn darauf aufmerksam, daß er doch selber auch noch in Bordeaux sei. — „Té!“ erwiderte lachend der Franktireur, „es mußte doch einer zurückbleiben, um die anderen zum Abmarsch anzufeuern!“ (il fallait bien qu'il reste quelqu'un pour dire aux autres de partir!) — Dieser Franktireur personifizierte den Süden, das „ignoble midi“, wie Gambetta sagte.

Die Nationalversammlung hielt ihre Sitzungen im großen Theater ab; später sollte sie im Theater von Versailles zusammenkommen. Ein Theater war der geeignete Versammlungsort für diese Vereinigung von Schauspielern. In andern Ländern, in der Schweiz z. B., sind die Abgeordneten Bürger, deren Ehrgeiz allein darauf ausgeht, die Angelegenheiten des Landes zu besorgen; in Frankreich richtet sich ihr Ehrgeiz zuerst auf ihre Person. Sie verlangen, daß jedermann wisse, daß sie die Vertreter des Volkes sind, daß sich in ihnen die Nation personifiziert, daß ihre Stimme die feierliche und souveräne Stimme des Landes ist. Sie bekleiden ein priesterliches Amt. Sie bilden die Oberkaste. Die Stimmen ihrer Mitbürger haben ihnen besondere Tugenden und eine be-

sondere Weisheit verliehen. Ein französischer Abgeordneter nimmt sein Frühstück mit feierlicher Würde ein; ein Glorienschein umgibt sein Haupt und er stolziert einher, um ihn zu zeigen. Unsere Kollegen in Bordeaux gefielen sich darin, in der Säulenhalle des Theaters auf und ab zu gehen; Zigaretten rauchend lehnten sie sich an die Säulen und betrachteten hinter der Truppenkette, welche das Theater umgab, die Volksmenge, die sie anstarrte. „Da sind Leute, welche uns anschauen," schienen sie einander zuzuflüstern, „und welche mit Fingern auf uns zeigen, indem sie einander zuraunen: Seht, das sind die Abgeordneten!" Die Zuschauer sahen sie von weitem auf und ab gehen, die Hände auf dem Rücken, stolz erhobenen Hauptes, den Hut feierlichst auf den Kopf gedrückt. Und sie dachten sich, daß diese ernsten Männer auf ernste Weise ernste Interessen erörterten, und daß ihre Kompetenz alle Kompetenzen der kompetentesten Leute überschritte. Und die Abgeordneten hatten ihre besondere stolze Freude daran, die Neugierde des Volkes zu sich hinüberstrahlen zu lassen.

Diese Versammlung, in welche wir hineintraten, war wirklich die treue Vertreterin Frankreichs. Die Listenwahl, welche man eingeführt hatte, und von welcher die republikanische Partei schon seit Jahren behauptete, daß sie allein eine Kammer ins Leben rufen könne, welche das aufrichtige Bild der Wählerschaft darstelle, hatte ins Theater von Bordeaux jene Majorität ruhiger, konservativer, katholischer, ängstlicher, nach Frieden, Ruhe und Genuß eifrigst trachtender Männer geschickt, welche ohne Zaudern die fünf Milliarden und das Preisgeben Elsaß-Lothringens durch ihre Abstimmung genehmigen sollte.

Das Resultat der Wahlen hatte uns überrascht, und wir teilten es mehreren unserer republikanischen Kollegen mit. „Ja," sagten sie, „so ist Frankreich. Das ist das Frankreich des Plebiszits unter den Bonapartes; das ist das konservative Frankreich vor allem; die Leute werden alles sein, was man will, Imperialisten, Legitimisten, Orleanisten, Republikaner selbst, wenn sie nur zu gleicher Zeit konservativ sein können. Was in den Februarwahlen den Sieg davongetragen hat, das ist nicht diese oder jene spezielle Partei, das ist die große, konservative Masse, die entschiedenste Gegnerin der Revolution, der Demokratie, der Traditionen von 1789." So sprachen die Republikaner. Ihre Sprache änderte sich nachher. Aber im *ersten* Momente kann man die Gedanken der Männer und der Parteien erkennen; sie verstellen sich dann noch nicht; sie handeln nicht nach einer Parole; sie zeigen ihr Antlitz ohne Maske und ohne Schminke. Bevor man das Resultat der Wahlen kannte, gab es keinen republikanischen Abgeordneten, der nicht offen und ausdrücklich dieser künftigen Versammlung die Eigenschaft einer konstituierenden Kammer zuerkannt hätte. Es war ganz im Sinne der Parteihäupter, im Sinne der Regierung von Tours und Bordeaux, daß die Nation dazu berufen sei, eine konstituierende Versammlung zu wählen. Ich selbst konnte es in Bern gewahr werden. Als ich mich in die Botschaft begab, um meinen Paß entgegenzunehmen, traf ich dort den Herrn Griffe, den früheren Redakteur des „Avenir national", welcher damals Militärbevollmächtigter Frankreichs bei der Helvetischen Republik war. Was tat dieser biedere Herr Griffe in seiner Eigenschaft

als Militärbevollmächtigter? Er wird es wohl ebensowenig gewußt haben als ich. Er führte seinen prächtigen Pelzmantel vom Bundespalast zum Hôtel, in dem er wohnte, spazieren; er redete viel, er rauchte Zigaretten und spielte den Botschafter. An diesem Tage freilich sprach er von Geschäften; er gab mir Auskunft über verschiedene Männer, die ich in Bordeaux besuchen sollte, über Gambetta, über Laurier und über ihre Beziehungen zu Jules Favre, zu Thiers. „Sie wissen," sagte er mir, „sie werden die Republik konstituieren." — „Aber," antwortete ich ihm, „sind wir denn eine konstituierende Versammlung?" — „Gewiß," erwiderte er, „und Sie müssen sogar auf Ihren Paß den Titel eintragen lassen: Mitglied der konstituierenden Versammlung." — Sie waren alle dieselben. Ein Titel genügte ihnen; ein Wort bedeutete alles und wog eine Tat auf.

Während die Republikaner im voraus in ihrer gewohnten Ungeschicklichkeit das konstituierende Recht einer Versammlung ankündigten, die sie republikanisch erhofften, bestritten ihr die Monarchisten, die ebenfalls ein republikanisches Resultat erwarteten, dieses Recht. Man durchblättere nur die royalistische Presse dieser Zeit! Man wird überall die kategorische Behauptung finden, daß die Versammlung keine andere Aufgabe habe, als den Frieden zu schließen. Am Tage aber, wo man in das Resultat klaren Einblick hatte und erkannte, daß die Majorität antirepublikanisch war, kehrte sich alles um. Nun erklärte ebenso kategorisch das republikanische Orakel, daß diese Versammlung niemals eine konstituierende Aufgabe zu lösen gehabt habe, als die royalistische behauptete, sie sei stets in dem Sinne einberufen worden. Und die Hohenpriester beider Parteien exkommunizierten alle die Ketzer, die in ihrem Glauben vom Tage vorher noch verharrten und die durch den Hohen Rat ausgegebene Parole noch weiter gaben. So sind die Parteien in Frankreich — und auch noch anderswo.

Wie kam es aber, daß die Wahlen eine konservative Mehrheit in die Kammer schickten? Wie konnten sich fünf Monate nach Sedan die Republikaner schon in der Minderheit befinden? Die Ursache ist in der Politik der „rasenden Tollwut" zu erblicken, jener Politik „de fou furieux", wie Thiers sagte, die Gambetta in Tours und Bordeaux verfolgt hatte. Das Land wollte keinen Krieg bis aufs Äußerste, es verlangte den Frieden, nur den Frieden. Wenn die Wahlen gleich nach Sedan vorgenommen worden wären, würde die Versammlung in ungeheurer Mehrheit Abgeordnete der gemäßigten republikanischen Linken gewählt haben; die vorherrschende Empfindung war damals noch der Haß des Kaiserreichs. Der Sündenbock war Napoleon III.; die Plebiszitmänner und Leute, welche nach Berlin hatten marschieren wollen, hätten ihren Fetisch damals vernichtet, wie die Wilden mit den ihrigen nach dem Sturme tun. Es war von der Regierung der nationalen Verteidigung ein großer politischer Fehler gewesen, daß sie sich damals weigerte, die Wahlen vorzunehmen. So hatte das Land Zeit, die Stimmung zu wechseln. Und wie geschah das?

Die weisen und ernsten Elemente der Regierung blieben in Paris; man beging die Torheit, die Regierung in einer belagerten Stadt einzuschließen, in welcher nur ein General mit diktatorischer Vollmacht hätte befehlen sollen.

Die wirkliche Regierung Frankreichs führte aber in der Provinz Gambetta, jener großartige Rhetor, jener geschickte Parteiführer, jener ausgezeichnete Stratege im parlamentarischen Leben, jener genuesische Tribun, mehr Politiker als Staatsmann, dabei aber ein Republikaner, der ein geradezu blindes Vertrauen in die Traditionen des Jahres 1793 hatte, in die „levée en masse", und der von einer Vaterlandsliebe beseelt war, welche — bei Republikanern eine Seltenheit — die Schwelle der Republik noch um einige Fuß überschreiten konnte. Gambetta herrschte von Tours aus über ganz Frankreich. Paris hatte die furchtbarsten Kämpfe zu bestehen und schlug sich tapfer. Die Departements sahen aber die Invasion immer mehr an die Loire und Rhone heranrücken; sie hatten kein Vertrauen in die Proklamationen Gambettas, sie sagten sich, wie die Soldaten bei Wörth, daß man sie ins Schlachthaus führe; und um den Schrecken der Situation noch zu erhöhen, sahen die Bürger der Provinz, die Bauern und ihre Frauen noch zu ihnen jene seltsamen und fremden Bundesgenossen ankommen, die Gambetta in der ganzen internationalen Demokratie aufgeboten hatte; sie sahen Polen, deren Kommandant damit angefangen hatte, mit der Kasse durchzubrennen, sie sahen Pallikaren, die von wunderbaren Mänteln bedeckt waren, deren Uniformen von goldenen Litzen und Tressen strotzten, sie sahen Amerikaner, Garibaldianer, Vengeurs de la Mort, Eclaireurs, Voltigeurs, Chasseurs jeder möglichen Art, — und diese Phantasiesoldaten wurden von Phantasiegeneralen befehligt, sie hatten Phantasieuniformen, eine Phantasiebewaffnung, einen Phantasiepatriotismus und besonders eine Moral, die ganz ausnehmend phantastisch war. Diese Leute überfluteten den Süden, während die Preußen den Norden überschwemmten. Die republikanischen Präfekten ließen sie vor sich defilieren, in Marseille, Lyon, wie wenn sie ernsthaft zu nehmen gewesen wären. Man zahlte ihnen die Kosten der Reise bis zu den Truppenkorps, denen sie sich angliedern sollten, aber sie marschierten nicht ab; sie beschimpften die Landpfarrer im Namen der Republik, sie tranken alten Wein in den Dörfern im Namen der Republik, sie umarmten die Töchter der Bauern im Namen der Republik, und so brachten sie in unseren Städten und Dörfern die Staatsform, welche das Kaiserreich ersetzt hatte, in Verruf. Noch ein anderer Umstand schadete der Republik. Die Präfekten, welche aus der radikalen Partei entnommen worden waren, setzten ihre Allmacht an Stelle der kaiserlichen „préfets à poigne" ein; sie kommandierten, wie ihre Vorgänger kommandiert hatten, mit ebensoviel Hochmut, aber mit weniger Kompetenz; sie nötigten den Bürgern den Ruf „Hoch die Republik!" auf, wie die anderen den Ruf „Es lebe der Kaiser!" aufgenötigt hatten; sie hatten bald überall in der Bevölkerung Haß und Groll gesäet; der Klerus mußte unter diesem fünfmonatlichen Régime die unverdiente Gunst büßen, mit welcher ihn das Kaiserreich bedacht hatte; die Präfekten behandelten die Bischöfe wie Schulbuben; die Priester wurden auf der Straße beschimpft und fanden bei keiner Behörde Schutz; die Kongregationisten wurden aus ihren Wohnstätten verjagt, sie wurden ausgeplündert, beraubt, und ihre Häuser wurden in Brand gesteckt. Die Präfekten selber waren nur dann Meister, wenn sie gewissen geheimen Komitees gehorchten, deren Mitglieder sich aus sehr zweifelhaften Elementen zusammen-

setzten. Der Druck, den diese Komitees auf die Präfekten ausübten, wirkte dann weiter auf Tours und auf Bordeaux. Dort, in den „Vorzimmern des Diktators", herrschten verschiedene recht merkwürdige Persönlichkeiten; sie zogen um Gambetta einen magischen Kreis, den niemand ohne ihre Erlaubnis überschreiten durfte; sie überbrachten dem Diktator die Eindrücke von außen, welche sie nach ihren persönlichen Wünschen und Gesichtspunkten zurechtstutzten; sie beeinflußten auf diese Weise seine Gesinnungen und Entschließungen.

Die Folge aller dieser Tatsachen war aber, daß allmählich die anfangs so populäre Regierungsform an Volkstümlichkeit immer mehr verlor. Die des Krieges müde Nation sah sich in einen Krieg bis aufs Äußerste gedrängt. Ein großer Fehler war auch die Aufhebung der Generalräte. Gambetta und seine Partei haben vielleicht nie geahnt, einen wie verhängnisvollen Streich sie durch diese Maßregel der Republik beigebracht haben. Man hat sie durch Motive allgemein patriotischer Politik rechtfertigen wollen, welche nach außen imponierten. Die preußischen Zeitungen sprachen die Ansicht aus, daß diese Generalräte die einzige legale Macht seien, die vom Kaiserreich her noch bestünde, und man mit dieser zu einer Versammlung vereinigten Körperschaft eventuell über den Frieden würde verhandeln können. Wollte vielleicht Gambetta durch die Aufhebung dem Feinde die Möglichkeit nehmen, eine gesetzliche beratende Körperschaft seiner Diktatur entgegenzusetzen? Man hat es im Ausland geglaubt und hat in Anbetracht der patriotischen Motive, welche sie veranlaßt haben, dieser Maßregel die Billigung nicht versagt. In Frankreich ist man freilich anderer Ansicht gewesen; man hat in dieser Maßregel nur die Beseitigung des letzten Restes des Repräsentativsystems erblickt; man hat sich gedacht, daß dadurch die Republik, das sog. Regiment der Freiheit sich jeder Kontrolle entledigen wollte, um sich immer mehr zur persönlichen Diktatur zu entwickeln. Auch dies erbitterte die Gemüter gegen Gambetta. Und alle diese Umstände zusammen bewirkten, daß bei den Wahlen die Opposition den Sieg davontrug.

„Friede! Friede!" das war der Ruf, der sich überall in Frankreich erhob. Das Friedensbedürfnis war so allgemein, daß man z. B. bei der Wahl entdeckte, daß auf drei Vierteln der Stimmzettel der elsaß-lothringischen Legionen Lyon's statt der Namen der Kandidaten nur die zwei Worte zu lesen waren: „La paix!" Niemals hat irgend jemand diese Tatsache auch nur zu erwähnen gewagt; man wird sie leugnen, wenn diese Seiten veröffentlicht werden, weil Frankreich nicht will, daß man seine Legenden vernichte, und weil es schmeichelhafte Unwahrheit einer verletzenden Wahrheit vorzieht. Aber diese Tatsache bleibt nichtsdestoweniger wahr. Die früheren Mitglieder der alten elsaß-lothringischen Komitees in Lyon werden sie nicht leugnen können, denn sie sind es, welche sie mir ausdrücklich bestätigt haben.

Schon dieses ungeheure Friedensbedürfnis machte auf uns Elsässer, die wir in die Versammlung eintraten, einen recht merkwürdigen Eindruck. Geradezu empörte uns aber die vollständige Gleichgültigkeit, die wir bei der großen Majorität der Abgeordneten hinsichtlich des künftigen Schicksals der elsässischen Bevölkerung trafen. Die Sprache und Haltung der Abgeordneten

ließ uns gar keinen Zweifel in dieser Beziehung. Gewiß, wir begegneten einigen vereinzelten Bezeigungen von Sympathie, aber für die große Masse dieser Abgeordneten waren wir nur ein Gegenstand der Verlegenheit. „Ach was!" sagten sie untereinander, um ihre instinktiven Gewissensbisse einzuschläfern, „diese Elsässer sind immer Deutsche gewesen; schließlich nimmt Preußen sein Eigentum nur wieder zurück." Gar mancher fügte hinzu: „Diese Protestanten des Nordostens werden sich einfach in dem ihnen zusagenden Milieu wiederfinden, wenn sie an das protestantische Preußen annektiert werden." Man konnte derartige Äußerungen in den Wandelgängen der Kammer hören. Das Echo dieser Gedanken drang zu uns, wo wir uns nur befanden, in den Restaurationen, an der Table d'hôte, in den Pensionen, auf den Straßen. Wir hatten immer mehr das Gefühl, daß man uns möglichst schnell loswerden wollte, und daß man wünschte, diese Operation so kurz und bündig als möglich vorzunehmen. Wie oft sprachen wir nicht davon, wenn wir unter uns waren, Küß, Kablé und ich! Wie oft machte sich nicht die Bitterkeit unserer Gedanken Luft über dieses so frivole Volk! „Wenn wir an eurem Platze wären und ihr an unserem," rief Küß eines Tages aus, „würden wir noch Männer und Geld finden, um euch zu verteidigen!" Doch hatten die Abgeordneten für derartige Empfindungen kein Verständnis; sie ließen sich ihr Frühstück gut schmecken, sie rauchten ausgezeichnete Zigarren, sie sprachen von ihrem „Roy", von ihren Prinzen und von der Republik, die man begraben müsse; vom Elsaß und von Lothringen sprachen sie kaum; diese paar Millionen Seelen konnte man billig hergeben.

Mitten in dieser Verwirrung hatte nur ein Mann den Kopf oben behalten, Herr Thiers. Er kannte besser als irgend jemand die materielle Lage und moralische Stimmung Frankreichs; er wußte, was man von den Prahlereien eines Krieges bis aufs Messer halten sollte; er wußte auch, daß die Versammlung, welche das getreueste Echo des ganzen Landes war, für den Frieden um jeden Preis stimmen würde. Er, dem seit den ersten Tagen die oberste Gewalt übertragen worden, war der Überzeugung, daß ein einziger Gedanke alle seine Handlungen beherrschen und leiten sollte, der Gedanke an die Rettung Frankreichs, nicht der Republik oder der Monarchie, sondern Frankreichs. Wenn wir, die Abgeordneten des Elsasses, nicht vom ersten Augenblick an in den Kreis Gambettas hineingezogen worden wären, und wenn wir uns alle in corpore zu ihm begeben hätten, um seinen Rat über die Haltung, die wir einnehmen sollten, einzuholen, so würde uns Thiers dasselbe gesagt haben, was er zwei von unseren Kollegen, Saglio und Boersch, gesagt hatte: „Ich kann und darf nur Frankreich im Auge haben; das Elsaß wird von Frankreich losgelöst werden; wir können nichts mehr für euch tun! Wenn ihr besondere Bedingungen für euer Land erreichen wollt, so ist es nicht in Bordeaux, sondern in Brüssel und Berlin, daß ihr handeln mußt." Diese Sprache hätte uns hart angemutet, wie sie Saglio und Boersch hart vorkam; aber der Chef der exekutiven Gewalt in Frankreich konnte und durfte keine andere Sprache führen. Gewiß wird es ihm selber schwer genug geworden sein, so zu reden; er tat sich aber Gewalt an, um ruhig und seiner sicher, wie ein wirklicher

Staatsmann, zu bleiben. Möglicherweise hatte es ihn auch erbittert, daß wir uns in den Kreis Gambettas hatten ziehen lassen. Aber die Majorität der Abgeordneten des Oberrheins, die radikal gesinnt war, hatte dies veranlaßt. Außerdem war unser Führer, Bürgermeister Küß, krank geworden. Einige andere Gleichgesinnte, welche Einfluß hätten ausüben können, so vor allen Boersch, nahmen an unseren Sitzungen nicht teil oder schwiegen, wenn sie kamen.

Dieser Einfluß Gambettas ist höchst verhängnisvoll gewesen; er hat uns mit vollen Segeln in eine reine Gefühls- und Manifestationspolitik hineinsteuern lassen und hat unsere Gedanken von den Pflichten abgewendet, die wir dem Elsaß gegenüber zu erfüllen gehabt hätten. Diese Politik gab sich den Anschein, nur auf die Vergangenheit Rücksicht nehmen und an die Zukunft nicht denken zu wollen. Sie führte zu den Theatercoups, die man kennt; aber diese Theatercoups, welche auf Frankreich und auf das Elsaß die Wirkung eines recht gelungenen Feuerwerks ausübten, haben für unser armes, aufgeopfertes Land kein anderes Ergebnis gehabt, als uns der Vertretung zu berauben, im Momente, wo sie gerade die größten Dienste hätte leisten können, und die Einmischung des Elsasses in die Friedensverhandlungen unmöglich zu machen. Daß Gambetta, der selbst niemals nähere Beziehungen zum Elsaß gehabt hatte, dieses Verfahren für besser hielt als jedes andere, das wird wohl niemanden überraschen; aber wir, die wir gerade an das Elsaß hätten denken sollen, im Moment, wo Frankreich es im Stiche ließ, *wir handelten, indem wir seiner Direktive folgten, nicht als Staatsmänner.*

Ich sah Gambetta zum ersten Male am Tage nach unserer Ankunft in Bordeaux, am 15. Februar. Wir hatten uns auf der Quästur einschreiben lassen; wir hatten der Sitzung der Versammlung beigewohnt; wir waren durch diese Entfaltung von Orleanismus erschreckt worden. „Das sind die Generalräte!" sagte einer von uns. „Das sind die landwirtschaftlichen Vereine," erwiderte ein anderer. „Los diputados de las Españas," fügte Renker hinzu. Man beschäftigte sich mit der Untersuchung der Gültigkeit der Wahlen; ein Abgeordneter erstattete Bericht über Garibaldis Wahl, den er mit Absicht *Herr* Garibaldi nannte; ein anderer hielt es für zeitgemäß, die Wahl Grosjeans zu beanstanden, weil Grosjean Präfekt gewesen war. Wie berechtigt es auch vom allgemeinen Standpunkte ist, die Wahl von Beamten zu verhindern, in diesem speziellen Falle war es doch recht verkehrt, da es sich um ein Departement handelte, welches die Versammlung preisgeben sollte, weil es sich um den Präfekten handelte, der Belfort verteidigt hatte; — *daran* hätte man denken sollen, und es wäre ein Gebot des Patriotismus gewesen, dem Elsaß am Vorabend seiner Trennung von Frankreich die Abgeordneten, welche es sich angesichts des Feindes gegeben hatte, nicht streitig zu machen.

Nach Schluß der Sitzung begab ich mich zu Gambetta. Der Exdiktator bewohnte ein kleines Haus in einer der Straßen, die auf die Allées de Tourny mündeten. Ich wurde im Erdgeschoß durch einen Herrn empfangen, welcher der Sekretär Gambettas zu sein schien, und dem wohl die Weisung erteilt worden war, die Besucher fernzuhalten. Es gelang mir erst nach dringenden

Vorstellungen, Einlaß zu erhalten. Ich wurde in den ersten Stock hinaufgeführt, wo mich Gambetta empfing. Nur mit sehr gemischten Gefühlen trat ich vor meinen Kollegen des Niederrheins. Seine herrschsüchtige Natur hatte mich nie angezogen; ich konnte nicht die Art und Weise vergessen, wie dieser Vertreter der Republik Straßburg einen nicht von der Bürgerschaft gewählten Bürgermeister hatte aufnötigen wollen. Anderseits bewunderte ich aber die Energie, die er in Tours und Bordeaux entfaltet hatte, ohne freilich die Kundgebungen seiner eigenmächtigen Kraftnatur billigen zu können. Ich fürchtete immer, daß er sich plötzlich als Fanatiker, als Diktator entpuppen könnte, dem es nicht darauf ankäme, im Namen der Republik einen Staatsstreich zu machen. Die letzten Ereignisse nach der Einnahme von Paris, der Widerstand Gambettas gegen die Regierung, die Proklamationen, die er in diesem Augenblick erlassen hatte, und welche Frankreich bis an den Rand des Bürgerkrieges gebracht hatten, der Ausbruch jener persönlichen Politik, die sich im äußersten Moment nicht beherrschen konnte und beinahe die Vaterlandsliebe dem Interesse der radikalen Partei und derjenigen seiner Führer geopfert hätte, — alle diese ganz frischen Erinnerungen flößten mir eine Art Mißtrauen diesem Manne gegenüber ein. Ich trat nur mit Reserve an ihn heran, indem ich ihn als Kollegen des Niederrheins begrüßte, der von denselben Wählern in die Versammlung geschickt worden sei als ich. Die Aufnahme, die ich bei ihm fand, war offener, als ich erwartet hatte. Er kam meinen Gedanken zuvor, indem er mir von Küß sprach, vom Straßburger Gemeinderat und von den Verleumdungen, mit denen wir überschüttet worden waren. „In so stürmischen Zeiten wie die jetzigen," sagte er, „müssen gerade die Besten gewärtig sein, verleumdet zu werden." Übrigens ein Wort, das gerade die radikale Partei später nicht genügend beachtete, als ihre Zeitungen sich mit dem annektierten Elsaß beschäftigten. Während ich mich mit Gambetta unterhielt, trat ein neuer Besucher ins Zimmer ein; es war ein noch junger Mann, dessen Aussehen mehr an einen Studenten der Rechte oder einen angehenden Advokaten erinnerte als einen Politiker; er hatte ein sehr freies, zwangloses Auftreten; durch seine Gewohnheit, sich selber nicht ernst zu nehmen, machte er es einem sehr leicht, mit ihm umzugehen; ich sah ihn später in der Versammlung öfters wieder, wo er demselben Bureau angehörte wie ich. Es war Herr Bethmont. Er trat in den Salon Gambettas ein, wie man zu einem Jugendfreund eintritt. Seine ersten Worte fielen mir auf. „Du weißt," sagte er, beinahe bevor er ihn begrüßt hatte, „ich bin nicht deiner Meinung. Jules Favre ist ein großer Bürger; ja, du kannst sagen, was du willst, er ist ein großer Bürger!" Gambetta schüttelte den Kopf. Ich stand auf, um nicht lästig zu fallen, und nahm vom Exdiktator Abschied.

Der Eindruck, den ich von diesem ersten Besuch heimbrachte, war ungefähr derselbe, mit dem ich den Besuch angetreten hatte. Gambetta machte mir den Eindruck eines Tribunen, leidenschaftlich, persönlich, — aber zu gleicher Zeit einer Wandlung zum Staatsmann nicht unfähig, wenn die Elemente der Klugheit und des Nachdenkens, die in ihm offenbar schlummerten, über die anderen den Sieg davonzutragen vermöchten; ein sehr vielseitiger Charakter,

im Grunde geschmeidiger, als es zuerst den Anschein hatte, und der sich sehr wohl eines Tages die Mäßigung ebensogut würde zu nutze machen können wie bisher die Heftigkeit.

Ich sah Gambetta außerhalb der Versammlung, wo er zwischen Hartmann und mir saß, noch zwei- oder dreimal. Eines Abends, als wir aus der Kammer kamen, begleitete ich ihn bis zum Jardin des Plantes. Wir sprachen von Frankreich. Er war wütend, daß das Volk zum Ausharren im Kampfe so weich und so schlaff war. Ich sprach ihm von dem Eindruck, den wir seit den ersten Tagen im Elsaß gehabt hatten; ich fügte hinzu, daß das, was wir in Bordeaux sahen, nicht geeignet sei, uns Vertrauen einzuflößen; ich endete, indem ich hinzufügte, daß gar manche von uns — und ich unter den ersten —, da wir einerseits sähen, daß das Elsaß von unserem Vaterlande losgelöst würde, anderseits Frankreich mit vollen Segeln dem Klerikalismus, der Reaktion und Restauration entgegentreibe, sich gefragt hätten, ob wir nicht nach der Schweiz auswandern sollten. Gambetta unterbrach mich. „Nein, nein!" fuhr er auf, „das werden Sie, das dürfen Sie nicht tun!" — „Ich bin noch nicht ganz entschieden," antwortete ich ihm, „ich werde es vielleicht nicht tun, weil ich Frankreich zu unglücklich sehe, weil ich ihm vielleicht noch einige Dienste werde leisten können und ihm helfen, die Republik zu gründen. Ich will auch denen beweisen, die uns mit so viel mala fides angreifen, daß wir Protestanten und Republikaner von Anfang an ebenso gute Patrioten gewesen sind wie die anderen. Am Tage, wo meine Landsleute mich gegen meinen Willen zum Abgeordneten gewählt haben, habe ich mir gesagt, daß ich diese Mission erfüllen werde, und ich werde sie erfüllen, solange Frankreich es mir erlauben wird." Als ich dies sagte, war ich weit entfernt, zu denken, daß ein Tag kommen könnte, an dem ich, von fortwährenden Beschimpfungen angewidert, unaufhörlich von Klerikalen und Radikalen zugleich als schlechter Franzose verschrieen, mich gezwungen sehen würde, dieses Land zu verlassen; an dem ich in meine Heimat zurückkehren würde, erschöpft und abgemattet, mit der bitteren Überzeugung, daß der Geist der Aufopferung, den ich ihm entgegengebracht hatte, nicht den mindesten Erfolg gehabt habe für die Sache, die ich verteidigen wollte.

Am Tage nach meinem ersten Besuche bei Gambetta konstituierte sich die Gruppe der elsaß-lothringischen Abgeordneten. Herr Louis Chauffour wurde zum Präsidenten ernannt; man erwies mir die Ehre, mich zum Sekretär zu wählen. Es handelte sich nun darum, eine Kommission einzusetzen, die unsere Protestation redigieren sollte. Die Stimmen der siebzehn Wählenden verteilten sich, wie folgt: Gambetta 17, Keller 16, Louis Chauffour 14, Küß 12, Schneegans 11. Diese fünf Abgeordneten bildeten die Kommission. Die Herren Keller und Küß begaben sich sofort zu Gambetta, der unserer Sitzung nicht beigewohnt hatte, und er war es mit Keller, der das bekannte Schriftstück aufsetzte.

Unser Protest zog, wie es nicht anders sein konnte, da er von den Vertretern der radikalen und ultramontanen Partei verfaßt worden war, einzig und allein unsere gegenwärtige Lage in Betracht; er berücksichtigte durchaus

nicht die künftigen Interessen des Elsasses. Wir handelten einzig und allein als französische Abgeordnete, nicht als Vertreter einer Provinz, die schon halb von Frankreich losgelöst war, und für welche wir in diesem entscheidenden Augenblick mit unserer Person, unserer Stimme, unserer Autorität hätten eintreten sollen, um für sie die mildesten Bedingungen zu erlangen, so z. B. die Befreiung vom Militärdienst für einige Jahre, die Verpflichtung Deutschlands, keinen politischen Eid zu fordern, die Beibehaltung der französischen Sprache und unserer Gesetze während einer näher zu bestimmenden Periode. Mancher von uns, ganz besonders Herr Hartmann, der Bürgermeister von Münster, vertraten energisch diese Richtung, die Majorität war aber nicht dafür zu gewinnen, und die, welche solche Gedanken aussprachen, galten bald bei einigen ihrer Kollegen für verkappte Preußen; in diesem Sinne spottete man über Hartmann; man sah ihn schon als Kandidaten einer künftigen höheren in Berlin tagenden Kammer; die, welche später die ligue d'Alsace, jenes verdammungswürdige Pamphlet, ins Leben rufen und die ersten Streiche gegen Hartmann und Tachard führen sollten, begannen damit bereits in Bordeaux und übten sich darin, den Ruf ihrer mit größerer Voraussicht begabten Kollegen zu untergraben. Für die Zukunft sorgen? Hieß denn das nicht ebensoviel, als die Annexion annehmen? Hatten die Elsässer denn nicht alle die Pflicht, auszuwandern und dem Sieger ihre Städte, ihre Häuser, die Gräber ihrer Väter preiszugeben? Wer es in diesem Augenblick wagte, derartige Aussprüche von Patriotismus in Frage zu stellen, wurde sofort verfemt; man suchte ohne ihn zu verhandeln; man floh ihn. Diese Stimmung, die sich bereits in den ersten Tagen kundgab, beunruhigte Küß und einige seiner Freunde, die ganz die entgegengesetzten Ansichten hegten, außerordentlich. Wenn Küß nicht krank geworden, wenn er am Leben geblieben wäre, würden sein Name und das Ansehen, welches er genoß, vielleicht vermocht haben, das Aufwallen des Wahnsinns, welcher sich immer mehr der Geister bemächtigte, zu dämpfen, — oder er wäre das erste und größte Opfer der Liga geworden.

Auch Boersch konnte diese Haltung der Gruppe nicht billigen. Er hatte sich zuerst geweigert, die Protesterklärung zu unterschreiben. In der Vorhalle des Theaters hatte er laut zu Kablé geäußert: „Ich werde nie unterschreiben! Es ist albern!" Als aber Scheurer-Kestner, die Feder in der Hand, auf ihn zukam, unterschrieb er doch ohne Zaudern. So groß war die Macht der Einschüchterung, die von der äußersten Linken der Partei, der „protestation pure et simple", ausging und uns alle beherrschte.

Frankreich und das Elsaß haben diese Protesterklärung mit Enthusiasmus aufgenommen. Die Geschichte hat sie in ihre Annalen eingetragen. Und dann? Von welchem Nutzen ist sie, sei es für Frankreich, sei es für das Elsaß, geworden? Sie ist der beredte Ausdruck unserer Empfindungen gewesen. Aber wie? Nach allem, was das Elsaß gelitten hatte, konnte man denn über seine Empfindungem im Zweifel sein? Und wäre es nicht wichtiger und weiser gewesen, in einem so wichtigen Aktenstücke nicht bloß die Gefühlspolitik zu Worte kommen zu lassen?

Aber die Gefühlspolitik machte sich überall geltend. Jeder ließ sich von seinen Empfindungen fortreißen. Nur Thiers und seine nächsten Freunde handelten als Staatsmänner. Wie seltsam ist aber uns gegenüber selbst die Haltung der gemäßigten Linken gewesen, welche sich im Saale des Jeu de Paume versammelte, und in welche einige von uns, Küß, Kablé, Tachard, Hartmann und ich, eingeführt wurden. Gewiß! ich bin der letzte, der sich beklagen wird über die Sympathiebezeugungen dieser unserer Kollegen, als wir eintraten. Noch mit Rührung denke ich daran. Aber wie wenig politisch war die Haltung dieser Abgeordneten, die uns eben, Tränen in den Augen, begrüßt hatten, einige Momente später. Tachard hatte sich erhoben, um in unserem Namen einige Worte zu sprechen. Er schloß seine Rede mit dem Hinweis darauf, daß wir nur vorübergehende Gäste in dieser Versammlung seien, da wir bald nicht mehr die Kollegen, ja sogar nicht mehr die Landsleute unserer jetzigen Kollegen sein würden. Was war vernünftiger, natürlicher als diese Worte? Aber man protestierte dagegen, alles protestierte. „Nein, nein!" rief man von allen Seiten, „ihr werdet Franzosen bleiben!" — Man hatte also die Hoffnung, daß die Annektierung nicht würde beschlossen werden? Man dachte also vielleicht, daß es möglich sein werde, Bismarck zu bestimmen, sich mit einigen Milliarden zu begnügen? — Nein! man erhoffte nichts Derartiges. Man wußte, daß die Annexion unvermeidlich war; aber man wollte die Folgen nicht auf sich nehmen. Und seltsames Verfahren! Von uns, die wir als Lösegeld dem Feinde überlassen wurden, von uns, die man aufopferte, um das Land zu retten, von uns schickte man sich an noch ein anderes Opfer zu verlangen und sogar Beweise von Patriotismus. Ja, man ging noch weiter. „Wenn ihr die Annexion annehmt, die wir euch auferlegen, so werdet ihr schlechte Patrioten sein," so dachte, so sagte man. „Wenn ihr euch vor unserem Beschluß beugt, so werden wir euch vorwerfen, ihn herbeigewünscht zu haben." Frankreich hätte uns gegenüber eine ganz andere Sprache führen sollen. Seine Worte hätten ungefähr so lauten müssen: „Blutenden Herzens bringen wir dieses Opfer. Ertragt die Trennung mutig, als Männer und Politiker! Versucht, aus eurem Unglück wenigstens für euch Vorteile zu ziehen! Niemals — seid dessen überzeugt —, niemals wird irgend ein Wort des Vorwurfs von unserer Seite euch in eurem Rettungswerke stören. Wir haben keine Rechte, wir haben nur noch Pflichten euch gegenüber. Wenn einer das Recht hat, dem anderen etwas vorzuwerfen, so habt ihr uns gegenüber dieses Recht; denn ihr seid unser Opfer, und euer Land, das wir preisgeben, muß das übrige Frankreich retten. Wir dagegen haben nur noch ein einziges Recht euch gegenüber, wir müssen euch um Verzeihung bitten, daß wir euch preisgeben, — um das Vaterland zu retten."

Unsere Protesterklärung wurde in der Sitzung des 17. Februar 1871 auf der Rednerbühne von Herrn Keller verlesen. Er verlangte die Dringlichkeit. Der Präsident, Herr Grévy, richtete an die Versammlung die Frage, ob nicht zunächst in den einzelnen Bureaus über die Sache verhandelt werden sollte. Die Linke war der Ansicht, daß man es auf den folgenden Tag verschieben könnte. Thiers erhob sich. „Wir müssen uns klar und deutlich aussprechen," sagte

er mit vor Erregung bebender Stimme. „Krieg oder Friede! Hier ist alles feierlich. Es handelt sich um das Los sehr interessanter (sic!) Provinzen und um das Schicksal Frankreichs. Gehen wir also sofort in unsere Bureaus und sprechen wir uns dort klar und deutlich über eine so wichtige Frage aus! Verbergen wir uns nicht hinter einen Aufschub von vierundzwanzig Stunden!" Thiers sprach als Staatsmann. Wir verstanden es freilich damals nicht. Unser Herz bäumte sich auf. Aber konnte der Chef der exekutiven Gewalt Frankreichs eine andere Sprache führen? Wenn das Haus brennt, muß man manchmal mit eigenen Händen die Teile niederreißen, die sowieso verloren sind, um den Brand aufzuhalten und das übrige zu retten.

Die Nationalversammlung hatte sich seit den ersten Tagen in fünfzehn Bureaus geteilt. Ich gehörte mit Grosjean und Titot dem elften an. Unser Bureau befand sich in einem kleinen, niedrigen, weißgetünchten, durch zwei kleine Fenster, die nach dem Cours de Tourny und den Quinconces hinausgingen, erhellten Zimmerchen, direkt unter dem Dach des Theaters. Ein großer Tisch nahm die Mitte ein. Die Abgeordneten saßen oder standen um denselben. Herr Bethmont, welcher zum Sekretär der Versammlung ernannt worden war, die Herren Viktor Hugo, Rochefort, Arnaud, Lucien Brun, Lefranc, Le Royer, Razoua, Dufaure, Vacherot waren auch Mitglieder des Bureaus. Unser Präsident war Herr Dufaure.

Nachdem der Antrag Thiers angenommen worden war, begaben wir uns in unser Bureau. Wir waren alle einig über die Haltung, die wir einnehmen sollten. Da die Politik der Protestation bei uns den Sieg davongetragen, mußten wir die äußersten Anstrengungen machen, um die Kammer dazu zu bringen, die Friedenspräliminarien nicht anzunehmen, welche auf der Möglichkeit einer Gebietsabtretung basierten. In der verzweifelten Lage, in der sich Frankreich befand, wäre es größer und patriotischer von uns gewesen, wenn wir uns gewissermaßen selbst als Opfer angeboten hätten, um das Vaterland zu retten; aber diesen Patriotismus verstehen die Franzosen nicht, sie nennen ihn Verrat und Feigheit. Ritter Curtius, der sich in den Abgrund stürzt, um die Götter zu besänftigen, ist kein französischer Held. Das moderne Frankreich sucht eher seinen Ruhm darin, den Göttern zu trotzen und ganz zu Grunde zu gehen, als die Existenz einer Macht über sich anzuerkennen.

Als die Diskussion im elften Bureau eröffnet worden war, bat ich ums Wort. Im Namen der elsässischen Abgeordneten erinnerte ich unsere Kollegen an den Widerspruch unserer Bevölkerung gegen die Invasion: „Wir haben bis zuletzt ausgeharrt," sagte ich ihnen, „wir haben uns bombardieren, verbrennen, massakrieren lassen; unsere Kinder haben trotz der Besetzung des Landes durch die Feinde ihre Heimat verlassen, um auf dem Boden Frankreichs den Kampf wieder aufzunehmen." Ich fügte hinzu, daß die Abtretung des Elsasses Frankreich verhängnisvoll sein würde, da es das Prinzip der nationalen Einheit und Unteilbarkeit gefährde; die, welche das Elsaß jetzt abtreten würden, könnten die Veranlassung zu noch weiterer Zerstückelung des Vaterlandes bieten. Ich schloß, indem ich sagte, daß wir unsere Pflicht getan hätten; wir erwarteten jetzt, daß Frankreich die seinige erfülle. Herr Rochefort erhob sich nach mir.

Ich hatte ihn einige Tage vorher schon in der Versammlung sprechen hören, als er gegen das seltsame Aufgebot von Truppen in Bordeaux, dessen wir alle Zeugen gewesen waren, protestiert hatte. Seine Art, in kurz abgerissenen Sätzen und ironischen, haßerfüllten Worten zu sprechen, war mir aufgefallen; ich war zugleich überrascht worden durch den seltsamen Geist, der diesen Pamphletisten erfüllte. Was uns Elsässern bei diesem Truppenaufgebot aufgefallen war, das war der Umstand, so viele Soldaten aller Waffengattungen hier in Bordeaux vereinigt zu sehen, während es doch immer zu wenig gab, um dem Feinde an der Loire entgegenzutreten. Rochefort dagegen schien an die Deutschen nicht zu denken, sondern an die Orleanisten. Das Vaterland interessierte ihn weniger als die Parteien. In sarkastischer Art, wie er es in der „Lanterne" getan hätte, fragte er, indem er sich umschaute: „Was geht vor? Die Versammlung ist von einer gewaltigen Anzahl Soldaten umgeben. Wir haben Infanteristen, Zuaven, Marinesoldaten, Kavallerie, ja sogar Kanoniere mit Kanonen gesehen. Sollte vielleicht die Regierung Maßregeln ergriffen haben, um uns gegen eine royalistische Verschwörung zu schützen?" Diese Rede, welche zu anderen Zeiten ein Meisterwerk gewesen wäre, hatte uns damals einen recht traurigen Eindruck gemacht. Man sprach immer von Parteien und so wenig von Frankreich. Man beschäftigte sich immer mit Orleanisten, Bonapartisten, Republikanern; man bekümmerte sich so wenig um die Deutschen. — Im ersten Bureau bezeugte Rochefort auch denselben Mangel an praktisch politischem Blick. „Hören wir," so rief er aus, „was die Abgeordneten des Elsasses uns sagen! Sie erklären uns im Namen ihrer Mitbürger, daß, wenn wir für den Friedensschluß sind und der Abtretung ihres Gebietes unsere Zustimmung geben, die Elsässer und Lothringer den Krieg auf eigene Rechnung fortführen werden, in ihren Schluchten, hinter jeder Scheune, hinter jeder Hecke, den Guerillakrieg bis aufs Messer. Haben wir das Recht, sie preiszugeben, sie allein zu lassen im Kampfe, während wir uns zurückziehen?" Solche Übertreibungen in Sprache und Gedanken durften nicht unbeantwortet bleiben. Ich ergriff wiederum das Wort, um zu sagen, daß Rochefort unser Land und unsere Bevölkerung schlecht kenne, daß wir nicht im Namen unserer Mitbürger uns verbürgen könnten, den Krieg auf eigene Rechnung fortzuführen, daß die Gestalt des Bodens selbst bei uns sich einem Guerillakriege widersetze, und daß wir von einem anderen Gesichtspunkte aus die Versammlung bäten, die Annexion sich nicht vollziehen zu lassen: der heute abgeschlossene Friede würde nicht von kurzer Dauer sein; lange Zeit würde vergehen, bis uns Frankreich befreien könnte. Anderseits seien die Deutschen ein geschicktes Volk, sie würden versuchen, die Bevölkerungen zu gewinnen, indem sie ihnen materielle Vorteile böten, vielleicht, indem sie ihnen mehr Freiheit in Kommunal- und Provinzialangelegenheiten ließen; man kenne die Bauernbevölkerung genügend, um zu wissen, daß sie derartigen Vorteilen gegenüber nicht unempfindlich bleiben würde. Am Tage, an dem Frankreich ins Elsaß zurückkäme, um es wieder an sich zu reißen, würde es riskieren, wenn es heute für eine endgültige Annexion stimmte, keine Franzosen mehr bei uns zu finden. Das seien die Erwägungen, welche die Versammlung bestimmen müßten, einen Friedensschluß zurückzuweisen, der uns dem Feinde preisgäbe.

Auf diese Worte wurde mir eine Antwort zu teil, die ich weit entfernt war zu erwarten, und welche mir bereits damals deutlich die Vorurteile und Hintergedanken gar mancher Kollegen uns gegenüber enthüllte. Der Präsident selbst gab mir in dem Resumé der Diskussion diese Antwort. „Wir wissen in der Tat," sagte er, „daß ein ganz beträchtlicher Bruchteil des Elsasses leider preußische Sympathien hat. Es sind die Protestanten!" Er führte diesen Gedanken in einigen Sätzen aus, die für uns, die protestantischen Vertreter des Landes, äußerst schmerzlich waren, für uns Protestanten, die wir seit Beginn des Krieges nicht aufgehört hatten, mit unseren katholischen Mitbürgern an Patriotismus zu wetteifern, um allen und jedem die Torheit dieser beleidigenden Anklagen zu beweisen. Diese Anklagen hatte uns das Kaiserreich nicht erspart; wir konnten aber nicht darauf gefaßt sein, sie in dieser Versammlung wieder auftauchen zu sehen, sie formulieren zu hören durch einen so angesehenen Mann, durch den Präsidenten unseres Bureaus, und namentlich im Augenblick, wo wir unsere Kollegen anflehten, uns nicht dem Feinde preiszugeben. Ich fühlte, wie mein Herz sich aufbäumte; das Blut schlug mir an die Schläfen, wie wenn ich eine Ohrfeige ins Gesicht erhalten hätte. Ich stand auf und bat abermals ums Wort. Mein Kollege Teutsch, der aus Versehen sich in unser Bureau begeben hatte, bat mich, nicht auf meiner Forderung zu bestehen; der Präsident zögerte, mir das Wort zu erteilen. Er schien meinen Einspruch ignorieren zu wollen. Ich bestand nichtsdestoweniger darauf und protestierte im Namen meiner Religionsgenossen gegen die Erklärung, die man eben gehört hatte. Ich tat es mit Energie, in leidenschaftlich-schmerzlicher Erregung. Ich betonte, daß es im Elsaß seit Beginn des Krieges weder Protestanten noch Katholiken, noch Juden gegeben habe, sondern nur Franzosen, daß jedermann seine Pflicht erfüllt habe, und daß wir nicht erwarten konnten, in dieser Versammlung unseren Feinden gleichgestellt zu werden. Ich verlangte, daß mein Protest ins Protokoll aufgenommen werde und setzte mich.

Es war das erste Mal, daß diese Beleidigung von mir in gewissermaßen offizieller Weise formuliert wurde. Ich empfand sie, wie wenn sie meinem ganzen Lande, dessen Vertreter ich in diesem Augenblicke war, zugefügt würde, und habe sie nicht vergessen. Später noch und bei mancher Gelegenheit begegnete ich derselben Gesinnungsweise, deren beleidigende Wiederholung mich schließlich aus Frankreich verjagte.

Andere meiner Kollegen sind Zeugen ähnlicher Vorkommnisse gewesen. Gar viele haben freilich ihre damaligen Eindrücke vergessen oder wollen sich ihrer nicht erinnern. Der Zorn über die Eroberung läßt diese schmerzlichen Erinnerungen bei ihnen nicht mehr aufkommen. „Ich muß viel an die Preußen denken," sagte mir einer von ihnen noch vor kurzem, „um an das Frankreich von 1871 nicht zu denken." Und ein anderer, Renker: „Ich will nicht zu sehr an Bordeaux denken, damit meine Liebe zu Frankreich nicht darunter leide." Kablé diskutierte eines Tages in der Versammlung mit einem Abgeordneten der Rechten. „Wir sind alle Republikaner im Elsaß," sagte er. „Nun wohl," antwortete der andere, „das wird euch die Trennung erleichtern."

Andere, so versicherte man mir, haben mit Abgeordneten zu tun gehabt, die eine ganz andere Sprache führten. Ich will es wohl glauben. Nicht jedermann kann solche Empfindungen gehegt haben. Was mich aber betrifft, so habe ich eben das Unglück gehabt, solchen Männern nicht begegnet zu sein und nur solche Aussprüche gehört zu haben, wie ich sie erzählt habe.

Victor Hugo gehörte auch zum elften Bureau. Ich habe stets für diesen Dichter eine sehr große Bewunderung gehegt. Ich fühlte mich geehrt, an seiner Seite zu sitzen. Ich sehnte mich danach, ihn reden zu hören. Wie sehr wurde ich enttäuscht! Victor Hugo saß in einer Ecke des Zimmers; er schien sich zu verbergen, damit sein Ruhm seine Kollegen nicht blende. Als über die Friedenspräliminarien geredet wurde, verlangte er das Wort. Er erhob sich langsam; langsam näherte er sich dem Tische; er spielte den Propheten. Bethmont, welcher neben mir saß, neigte sich zu mir hinüber und sagte: „Es wird zwei Stunden dauern. Wollen Sie eine Zigarette rauchen?" — „Verzeihen Sie," antwortete ich ihm, „ich habe Victor Hugo noch nie reden hören." — „Nun gut, bleiben Sie nur! Sie werden bald genug haben. In einer Viertelstunde erwarte ich Sie!" Und er ging hinaus. Er hatte recht. Es war furchtbar. Ich habe nie eine so leere und hochtrabende Phraseologie gehört. Victor Hugo sprach de omnibus rebus et quibusdam aliis. Es saß unter uns ein Admiral. Auf einmal wandte sich der Dichter an ihn. „Admiral," rief er aus, „ich habe gesagt, daß Feigheiten begangen worden sind. Nicht Ihretwegen habe ich aber das gesagt! Admiral, den ich liebe, Admiral, den ich verehre, Admiral, den ich mit Ruhm bedecke!" Und dabei hielt er die Hände über den Kopf des armen Admirals und segnete ihn. In diesem Tone ging es weiter. Nur von Zeit zu Zeit unterbrach er sich, um zu sagen: „Ihr wollt nicht, daß ich weiter rede?" Kein Mensch hatte ihn jedoch unterbrochen, man sagte kein Wort, aber man schaute sich an. „Nein, nein," sagte der Präsident, „niemand will Sie am Sprechen verhindern." Und Victor Hugo setzte seine Litaneien weiter fort. Ich ging hinaus und rauchte die Zigarette Bethmonts. Victor Hugo sprach zwei Stunden lang, und niemand wußte, was er gesagt hatte. Die anderen Bureaus waren schon lange fertig. Die Abgeordneten kamen zu uns, um zu sehen, was uns zurückhielt. Victor Hugo sprach immer noch. Ach, der merkwürdige große Mann! Ich erinnerte mich eines Wortes, das mein Freund Neffzer, der Chefredakteur des „Temps", zu mir sagte. Ich sprach ihm mit Bewunderung von unseren großen Zeitgenossen. Er lächelte dann und sagte mir: „Wenn Sie diese Männer in der Nähe sähen, würden Sie nicht so reden." Ich weiß nicht, ob er für die anderen recht hatte, aber was Victor Hugo betrifft, so hatte er gewiß nicht unrecht.

Nachdem unsere Arbeit in den Bureaus beendigt war, stiegen wir wieder in den Saal hinunter. Der Antrag Keller bezüglich unserer Protesterklärung hatte gelautet: „die Nationalversammlung möge die einstimmige Erklärung der Abgeordneten des Niederrheins, des Oberrheins, der Mosel, der Meurthe und der Vogesen in Erwägung ziehen". An seine Stelle wurde ein folgendermaßen formulierter Antrag gesetzt: „die Nationalversammlung möge bei lebhaftester Sympathie für den Antrag Keller und Genossen der Weisheit und

dem Patriotismus der Friedensunterhändler volles Vertrauen schenken"! Eine ungeheure Mehrheit nahm diesen Antrag an. Das Opfer war vollbracht.

Es mußte vollbracht werden, und die Versammlung konnte nicht anders handeln. Aber es gibt einen Unterschied zwischen einem feierlichen und patriotischen Beschluß und der Empfindung, welche ihm seine besondere Farbe und seinen besonderen Charakter verleiht.

Am Tage nach dieser Sitzung schrieb ich unter dem frischen Eindruck dieser Ereignisse, die auf meine Kollegen ebenso gewirkt hatten wie auf mich, folgendes aus Bordeaux an meine Zeitung, die „Helvétie":

Sie werden mich einen Pessimisten schelten. Ich bin es in der Tat und werde von hier mit großer Entmutigung im Herzen abreisen.

Wenn das französische Volk wollte, würde das nicht geschehen. Aber dieses Volk will nicht, es weiß nicht. Die Versammlung ist gewiß die treue Vertreterin dieses Landes; wir dürfen uns in dieser Hinsicht keinen Illusionen hingeben. Diese Abgeordneten sind die Abgeordneten Frankreichs, und Frankreich ist nicht republikanisch; es ist konservativ, es ist erschöpft, es sehnt sich nach Ruhe und will wieder seine Geschäfte besorgen. Und soll ich es hinzufügen? Es erkennt kaum, wie schwer in der Wage seiner Entschlüsse die Zerstückelung des Vaterlandes, die es durch seine Unterschrift endgültig bestätigen wird, lasten sollte. Es wird das Grab Elsaß-Lothringens mit oratorischen Blumen schmücken; es wird ihm sein Beileid und seine Sympathie bezeugen, — und dann: möge man diese Brüder begraben, und möge ihnen die Erde leicht sein!

Schmerzlich leicht geht diese Loslösung vor sich; man hat sich darein gefunden. Ich will nicht sagen, daß man beim Gedanken, die zwei Provinzen preiszugeben, nicht leide; man seufzt jedenfalls darüber, aber im Grunde genommen fühlt man nicht, welch tiefe Wunde die Zerstückelung in die Idee der Einheit Frankreichs reißt . . .

Die Linke hatte sich während der Lektüre des Manifestes von Gambetta und Keller erhoben; die Majorität saß ihr stumm gegenüber. Dann nahm Thiers das Wort. Wir stiegen in unsere Bureaus. Wir kamen zurück, und das Manifest war begraben. Wir werden es morgen auch sein, und wenn ich meine Gedanken vollständig aussprechen darf: seit dem Tage meiner Ankunft in Bordeaux, seit der ersten Kammersitzung komme ich mir selber ebenso wie meine Kollegen aus dem Elsaß wie Leute vor, die beauftragt wären, einen Sarg zum Friedhof zu geleiten, in dem wir selber liegen. Und ich hege nur den einen Wunsch: Frankreich möge im Augenblick, wo wir uns von ihm trennen, noch so schön, so groß, so edel sein, daß wir, Tränen im Auge und das Herz von Trauer zusammengepreßt, zugleich aber auch von der tiefen Liebe erfüllt, die wir diesem unglücklichen Lande entgegengebracht haben, ihm noch, wie der sterbende Fechter als letztes Wort der Liebe und der Ergebenheit zurufen können: „Salve, Gallia, te salutant morituri!"

Zu unserem Schmerz gesellte sich also ein gut Teil Bitterkeit. Und es war dies nicht bloß meine persönliche Empfindung, sondern die aller Vertreter des Elsasses. Es war dies so sehr die Grundstimmung, die uns beherrschte, daß wir in den Sitzungen unserer Gruppe vielfach die Frage erörterten, ob es nicht angebracht sei, daß wir ein Manifest verfaßten, welches nach der Abstimmung über den Friedensvertrag vorgelesen werden sollte, und welches mit Energie und Entrüstung protestieren sollte gegen die Haltung der Versammlung. Mehrere Tage lang waren wir alle darin einig, daß unsere letzte parlamentarische Handlung diesen Charakter tragen sollte. Dann machten aber einige von uns geltend, daß wir Frankreich im Momente des Abschieds,

und während der Feind noch das Land besetzt hielt, nicht unsere Bitterkeit bezeugen dürften. Von diesem ersten Plan blieb schließlich nur noch ein Wort, das Herr Grosjean in unserem zweiten Manifest, auf welches ich gleich zurückkommen werde, ganz besonders zu betonen beauftragt wurde.

Diese unsere Stimmung fand ihren Widerhall in den Artikeln, die ich der „Helvétie" einsandte. Ich ließ mir gewöhnlich eine große Anzahl Zeitungsnummern nach Bordeaux schicken; ich verteilte sie unter meine Kollegen, welche in der Restauration zum Chapon fin ihre Mahlzeiten einnahmen. Keiner von ihnen hat jemals gegen diese Artikel protestiert. Sie gaben eben unsere damalige Stimmung wieder. Später, als ich in die Schweiz zurückkehrte, wurde mir von seiten einiger unserer Soldaten und Franktireurs in beredter und rührender Weise bezeugt, daß sie mit mir in der Auffassung der Lage durchaus übereinstimmten. In Genf kam ein Offizier der bretonischen Franktireurs, welcher elsässischer Abstammung war, da er erfahren hatte, daß ich neben ihm frühstückte, auf mich zu und sprach mir im Namen seiner Komeraden seine Dankbarkeit aus für die Worte, die ich oben zitiert habe. Er warf sich weinend mir in die Arme, indem er ausrief, das Elsaß sei viel unglücklicher noch, von Frankreich preisgegeben, als vom Feinde erobert worden zu sein. Remember!

Eine Kommission von fünfzehn Mitgliedern war durch die Versammlung gewählt worden, um Herrn Thiers nach Versailles zu begleiten und um ihm in den Friedensverhandlungen mit ihrem Rate beizustehen. Sie verließ Bordeaux am 22. Februar.

In diesen Tagen kam der Gedanke einer Neutralisation des Elsasses merkwürdigerweise wieder auf. Die Agentur Havas machte sich zum Fürsprech desselben und plaidierte dafür. Es war natürlich viel zu spät. Man hätte, solange es Zeit gewesen wäre, darauf kommen sollen. Man hätte nicht diejenigen gleich als verkappte Preußen verdammen sollen, welche — scharfsichtiger als die anderen — lange vorher dieses Mittel als das einzig mögliche, um die Situation zu retten, bezeichnet hatten. In allem und überall ließ sich aber Frankreich in diesem verhängnisvollen Kriege durch die Ereignisse überholen.

Am 20. und 21. Februar machte ich in der „Helvétie" auf die seltsamen Illusionen aufmerksam, die sich damals der Geister bemächtigt hatten. Und es war nicht bloß in außerpolitischen Kreisen, daß man den Ernst der Forderungen Deutschlands bestritt. Auch die Abgeordneten, die mit der Situation doch einigermaßen hätten vertraut sein und die Politik Bismarcks hätten verfolgen können, dachten sich, daß sich schließlich Deutschland damit begnügen würde, Elsaß-Lothringen zu neutralisieren, oder daß man alles mit schweren Milliarden würde loskaufen können. Ein weiterer Gedanke, der damals auch häufig ausgesprochen wurde, war der: „Schließen wir nur Frieden, so schnell als möglich und um jeden Preis. In zwei Jahren werden wir unsere Revanche nehmen und die verlorenen Provinzen wieder zurückerobern."

„Ruunt in servitudinem," sagte Tacitus von den Römern der Dekadenz. „Ruunt in pacem," würde er heute von den Franzosen gesagt haben. Es war

nicht bloß ein Streben, ein Sehnen, ein Bedürfnis nach Ruhe und Frieden, — es war brennende Leidenschaft, glühender Wahnsinn!

Am 26. Februar kündigte ein Telegramm in Bordeaux die Unterzeichnung der Friedenspräliminarien durch die Vertreter Frankreichs und Deutschlands an. Thiers wurde für den Tag darauf erwartet. Elsaß und Lothringen mit Metz sollten deutsch werden. Belfort blieb dagegen französisch. Die Kriegsentschädigung war auf fünf Milliarden bestimmt worden.

Wie in Bordeaux die Dinge sich nun entwickelten, habe ich unter dem Datum des 1. März 1871 in der „Helvétie“ folgendermaßen beschrieben:

Der letzte Kampftag ist angebrochen. Die Nationalversammlung ist in ihre Bureaus berufen worden. Der Chef der exekutiven Gewalt kehrt aus Paris zurück. Der Friedensvertrag wird den Vertretern des Landes unterbreitet werden. Nichts verlautet noch über die Bedingungen Preußens. Einige machen sich noch Hoffnung darauf, daß Bismarck sich mäßig zeigen wird. Eitle Illusionen! Bismarck will Frankreich zerschmettern; Deutschland will es aus der Reihe der großen Nationen streichen. Die härtesten Bedingungen wird Deutschland auferlegen.

Herr Thiers kommt spät. Die in ihren Bureaus versammelten Abgeordneten müssen sich bis drei Uhr nachmittags vertagen, um eine Mitteilung der Regierung entgegenzunehmen. Um drei Uhr erfolgt diese Mitteilung: Abtretung des Elsasses und eines Teils von Lothringen, Bezahlung von fünf Milliarden. Traurig, aber wahr! Mit absolutestem Stillschweigen hat man in den Bureaus und nachher in der Kammer die Nachricht der Abtretung der Departements entgegengenommen, aber lautes Stöhnen empfing die Nachricht der fünf Milliarden zu 5 %. Welch traurige Majorität hatte sich Frankreich gegeben!

Nach der Zusammenkunft in den Bureaus wird die Versammlung zu einer öffentlichen Sitzung einberufen. Eine Truppenkette umgibt das Theater. Die Abgeordneten gehen in den Säulengängen auf und ab. Die Friedensbedingungen werden allmählich im Publikum bekannt. Beredte Demonstrationen finden statt. Ein Bataillon, Musik an der Spitze, zieht an dem Boulevard, vor dem Theater vorbei; sofort leeren sich die Cafés. „Keine Musik,“ ruft man, „die Musik schweige!“ Und die Musik schweigt. Ein Trauerschleier senkt sich über die Stadt. Dieser Friedensvertrag ist der Ruin, ist die Schmach Frankreichs.

Die Sitzung wird eröffnet. Ich schicke Ihnen den genauen Bericht und den Text des Friedensvertrages. Schon bei der ersten Probe zählt man sich. Eine feste und fügsame Majorität erhebt sich, um mit der Regierung zu stimmen. „Das sind die, welche den Friedensvertrag unterschreiben werden!“ ruft eine Stimme auf der Linken. Es erhebt sich eine Diskussion betreffs der Verweisung an die Bureaus. Abgesehen von den Mitgliedern der Regierung tritt die Versammlung einstimmig für die Einberufung der Bureaus für morgen um neun Uhr vormittags ein. Thiers erhebt sich. Vor Erregung bebend besteigt er die Rednerbühne. Er ruft aus, daß, wenn man nicht sofort begönne, die folgenschwersten Ereignisse sich in Paris zutragen würden.

Es wird später den Abgeordneten ein Telegramm aus Paris mitgeteilt, welches verkündigt, daß die Pariser Nationalgarde Kanonen auf die Wälle schleppt und die Preußen am Eintritt in die Stadt verhindern will. Die Majorität verliert den Kopf. Das Bureau bietet die Hand zu einem parlamentarischen Handstreich; die eben vorgenommene Probe, welche doch die Einstimmigkeit ergeben hatte, wird plötzlich für zweifelhaft erklärt, und auf einmal, mitten unter dem Lärm, erfährt man, daß die Bureaus sich um neun Uhr abends versammeln und morgen um zwölf Hauptsitzung stattfinden wird. Die Majorität erhebt sich mitten im Tumult. Die Sitzung wird durch einen geschickten Handstreich der Regierung geschlossen.

In den Bureaus wird abends bereits sehr lebhaft hin und her gestritten. Die Vertreter der Regierung verlangen, daß man ohne Diskussion schweigend abstimme und so schnell als möglich. Die Abgeordneten von Elsaß und von Lothringen protestieren im Namen ihrer Wähler. Aber umsonst. Die Majorität ist fest entschlossen und will die Sache schnell erledigen. Sie werden alle den Friedensvertrag annehmen.

Das war die Stimmung, in welcher wir elsaß-lothringische Abgeordnete damals die Ereignisse betrachteten. Ich habe von diesen letzten Tagen eine ganz besonders schmerzliche Erinnerung. Nichts als Trauriges rings um uns her! Küß rang mit dem Tode. Die Versammlung gab uns schmachvoll leichten Herzens preis. Innerhalb unserer Gruppe machten sich die ersten Anzeichen von Uneinigkeit bereits geltend; man konnte die Liga schon voraussehen. Ich mußte mir Gewalt antun, um unseren Sitzungen noch beizuwohnen. Die Phrase triumphierte auf der ganzen Linie; unser Chef lag im Sterben; die übrigen schwiegen; Hartmann, der allein redete, hatte durch seine Inkonsequenzen das Talent gehabt, seinem Worte das ihm gebührende Ansehen selbst zu nehmen.

Was außerhalb der Versammlung und unserer Bureaux geschah, mußte einen noch mehr anwidern. Bordeaux bekümmerte sich nicht im geringsten um die Agonie des Elsasses. In den Theatern wurde gespielt. An den Cafés hingen Fahnen zum Fenster heraus; die friedliche Freude dieses südlichen Volkes erinnerte mich an die Unterhaltung der Totengräber Hamlets. Wir hatten einen Tag Pause benutzt, um uns die Umgegend von Bordeaux anzusehen; wir hatten uns gewundert, daß in den Dörfern so viele junge Leute zu sehen waren. Als einer von uns fragte, was sie denn hier täten, warum sie nicht mit dem Heere an der Loire seien, lachte man ihm ins Gesicht: „Glauben Sie denn," antwortete eine Frau, „daß wir unsere Kinder wollen totschlagen lassen? Denen, die weg sind, haben wir weiße Taschentücher mitgegeben." — „Weshalb das?" fragte Herr Chauffour. — „Tè," erwiderte die Frau, „um sie an ihre Flinten anzubinden, wenn die Preußen kommen!" Und wir, wir hatten uns bombardieren lassen! Zum Lohne machte man Preußen aus uns. Nein, nein, wer das nicht miterlebt hat, kennt den Schmerz nicht und kennt auch Frankreich nicht, dieses leichtsinnige, vergeßliche, wenn auch durch seine Schönheit und Anmut so bezaubernde Volk! Vergeßlich! ja, so vergeßlich, daß es sich seiner eigenen Vergeßlichkeit nicht mehr erinnert, daß es fähig ist, sich zu wundern, daß die Opfer dieses Leichtsinnes ihm diesen Fehler vorwerfen, daß es bereit ist, gegen sie selbst diesen Vorwurf umzukehren und sie, die Verlassenen, die Preisgegebenen, anzuklagen, es verraten zu haben. O, dieser verhängnisvolle Wahnsinn!

Als die Abgeordneten des Elsasses den Vorabend des letzten Tages heranrücken sahen, versammelten sie sich, um ein neues Manifest zu redigieren. Die zwei Strömungen, welche sie trennten, zeigten sich dabei sehr klar und deutlich. Für die einen handelte es sich darum, auf der Basis der neuen Sachlage, welche den Friedensvertrag ins Leben rufen sollte, Fuß zu fassen und zu reden wie Männer, welche entschlossen waren, eine aktive Politik unter der deutschen Regierung wieder aufzunehmen; die anderen wollten von einer derartigen

Resolution nichts hören; sie nannten sie verbrecherisch, sie erhoben bereits damals die Enthaltung und Protestation zum Prinzip. Koechlin trat als erbittertster Verteidiger dieser Politik auf, welche Gambetta besonders empfahl. Hartmann dagegen erhob sich energisch gegen dieses System, welches, wie er sagte, den Ruin des Elsasses herbeiführen würde. Er legte den Entwurf eines Manifestes vor, welches ausgezeichnet war — es war von Neffzer, dem Chefredakteur des „Temps", redigiert worden —, und in welchem die Abgeordneten des Elsasses Frankreich ein letztes Lebewohl zuriefen, Frankreich, für welches sie glücklich waren sich aufzuopfern; dann, den neuen Verhältnissen mutig ins Gesicht schauend, wiesen sie darauf hin, daß neue Pflichten ihr Eingreifen erheischten, daß, nachdem Frankreich aus dem Leben des Elsasses geschwunden, dieses sich selber schuldig sei, was von seinen Traditionen, seinen Sitten, seiner „Autonomie" übrig blieb, zu verteidigen. Wie anders würde das Schicksal des Elsasses geworden sein, wenn dieser Entwurf angenommen worden wäre! Er wäre es geworden, wenn Küß unter uns geweilt hätte, um mit der ganzen Autorität seiner Persönlichkeit auf unsere Entschlüsse zu wirken. Aber Küß lag im Sterben. Niemals wird das Elsaß wissen, wie verhängnisvoll dieser Tod für das Land gewesen ist.

Ein anderer Entwurf wurde dem von Hartmann entgegengestellt. Er war ganz und gar französisch und nahm auf das Elsaß nicht mehr Rücksicht, als wenn es durch seine Annexion an Deutschland vom Erdboden hätte verschwinden sollen. Nichtsdestoweniger gelang es Hartmann, eine Klausel einzufügen, welche das Lächeln Koechlins und Grosjeans hervorrief, aber sehr politisch gedacht war. „Die Zurückforderung unserer Rechte bleibt auf ewig offen," sagte das Manifest. Hartmann fügte hinzu: „Für alle und jeden, in der Form und in dem Maße, die sie mit ihrem Gewissen vereinbaren können."

Wenige Tage vor der Sitzung des 1. März wurde der Wortlaut des Manifestes endgültig angenommen. Freilich, die Dankbarkeit, die wir in demselben Frankreich im Momente des Abschieds bezeugten, war nicht im Sinne eines jeden. Gar mancher von uns empfand sie nicht, als er Bordeaux betrat, und einige hatten sie verloren, seitdem sie in dieser Stadt weilten. Nichtsdestoweniger mußte sie ausgesprochen werden, denn Gambetta war unser Kollege, und einige unter uns waren seine Mitarbeiter in seiner Agitation für den Krieg bis aufs Äußerste. Was uns aber betrifft, die wir uns um Küß gruppierten, wir erinnerten uns an das Wort unseres Kollegen, welches er sprach an dem Tage, als er sich hinlegte, um nicht wieder aufzustehen: „Wir sind besser als diese Nation; Frankreich war nicht würdig, das Elsaß zu behalten." Gar mancher wird vielleicht diese Worte als hochmütige Überhebung bezeichnen. Diesen Gedanken sprach aber Küß aus, und wir wiederholten ihn, nicht im Tone der Herausforderung oder der törichten Bewunderung für uns selbst. Wir legten einfach auf die eine Wagschale, was das Elsaß alles gelitten hatte: die Beweise der Liebe, die es Frankreich in verschwenderischer Weise gegeben, den Tod, die Verwüstung, den Ruin, die es so freudig für das Vaterland erduldet, jenes tapfere Fieber der Aufopferung, welches es bis zum

letzten Augenblick erfüllt hatte, die Großmut, mit der es sich in den Abgrund stürzte, um das Vaterland zu retten; und auf die andere legten wir jenes Sehnen, uns loszuwerden, jenes vorzeitige Vergessen der Aufgeopferten, jene Freude, befreit zu sein, jene Heuchelei des Patriotismus — und wir wandten uns schaudernd ab und hätten gerne unseren Kollegen jenes Wort entgegengeschleudert, welches Küß einem der Abgeordneten sagte: „Wenn wir an eurem Platze gewesen wären, hätten wir noch Geld und Männer gefunden, um euch zu verteidigen."

Küß wurde auf seinem Sterbebette von Kablé unser letztes Manifest gebracht. Er wandte sein sterbendes Auge zu ihm und fragte ihn: „Ist doch wenigstens diesmal kein Eidschwur des Hannibal darin?" — „Nein," sagte ihm Kablé — und dann erst ergriff Küß die Feder und unterzeichnete. Er sah klar voraus, wohin uns diese Politik führte; er beschwor seine Freunde, an die Zukunft zu denken. „Frankreich," schrieb er in seinem letzten Briefe, „Frankreich ist für uns verloren! Denken wir daran, das Elsaß zu retten!" Ein Glück war es für ihn, zu sterben, bevor er sah, in welches Labyrinth die Elsässer sich hineinstürzten, und wie sie in ihrer Verblendung das Elsaß dem Verderben preisgaben.

Ich wußte, daß man mich beauftragen wollte, das Manifest nach der Annahme des Friedensvertrages vorzulesen. Da ein Abgeordneter des Oberrheins, Herr Keller, unsere erste Erklärung vorgelesen hatte, sollte jetzt diese durch einen Abgeordneten des Niederrheins verlesen werden. Ich wohnte der letzten Sitzung unserer Kommission nicht bei, um dieser Ehre zu entgehen. Grosjean, der frühere Präfekt Belforts, wurde gewählt. Keiner von uns wird jemals vergessen, in welchem Tone Grosjean in dem Satze, in welchem wir vom Vertrauen sprachen, mit dem wir der Zukunft entgegensahen, bis das verjüngte Frankreich den Weg seiner glorreichen Bestimmung wieder einschlage, wie er in diesem Satze das Wort „verjüngtes Frankreich" unterstrich. In diesem Ausdruck hatte sich unsere ganze Bitterkeit dem gegenwärtigen Frankreich gegenüber gewissermaßen konzentriert. Gar mancher der früheren Abgeordneten des Elsasses würde, wenn er diese Zeilen läse, sich wie durch eine lästige Erinnerung, die man nicht gerne auffrischt, betroffen fühlen. Gar mancher von ihnen hat diese im Jahre 1871 so peinlichen Erinnerungen so sehr vergessen, daß er vielleicht behaupten würde, sie niemals empfunden zu haben. Ich habe sie nicht vergessen und habe den Abgeordneten, die uns gegenüber das Werk vollendeten, welches die Marschälle und Generale begonnen hatten, nicht verziehen. Im Jahre 1871 ist das Elsaß von Frankreich preisgegeben und aufgeopfert worden, wie es 1648 durch das Deutsche Reich im Stiche gelassen worden ist.

Ich habe hier den Verlauf der Sitzung, in welcher die Versammlung den Friedensvertrag annahm, nicht zu erzählen. Der einzige bemerkenswerte Vorfall mitten in dieser Überschwemmung von Phrasen war das Auftreten des Herrn Conti auf der Rednerbühne und die Abstimmung über die Absetzung der Dynastie Bonaparte. Eine unbeschreibliche Szene! Der Abgeordnete der Mosel, Herr Bamberger, hatte gerade in einigen Worten den gebrandmarkt,

welcher den Krieg erklärt hatte, als sich der lebhafteste Protest auf den Bänken der Korsen erhob. Der Unterbrecher stürzte nun auf die Rednerbühne. Der frühere Sekretär Napoleons III. nahm den Fehdehandschuh auf, den die verlorenen Provinzen dem Kaiserreich entgegenwarfen. Der ganze Saal erhob sich; eine unerhörte, furchtbare Erregung bemächtigte sich aller. Drei Viertelstunden lang blieb Herr Conti, leichenblaß, mit zusammengeballten Fäusten, auf der Rednerbühne und bot den beleidigenden Beschimpfungen der Kammer Trotz. Er fand Worte, die wie glühendes Blei auf die Majorität herunterfielen. „Ihr, die ihr gegen den Kaiser protestiert," rief er aus, „ich habe euch vor seinen Füßen kriechen sehen!" Der Präsident, der den Tumult nicht bändigen konnte, bedeckte sich. Auf Vorschlag des Herrn Bethmont wurde alsdann ein Antrag formuliert, welcher die Absetzung der Familie Bonaparte auf immer bestätigte. Nach Wiedereröffnung der Sitzung wurde er mit erdrückender Majorität angenommen.

Darauf wurde die Diskussion über den Friedensvertrag fortgesetzt. Victor Hugo redete, darauf Louis Blanc, Edgar Quinet und andere. Der Dichter verlor sich wieder in unendlichen Abschweifungen und Antithesen. Er verkündigte, daß der Tag der Revanche kommen werde, und daß dann Frankreich sich nicht bloß damit begnügen würde, Metz und Straßburg zu nehmen, daß es das ganze linke Rheinufer, Mainz, Koblenz an sich reißen und dann Deutschland die Hand mit den Worten entgegenstrecken würde: „Du hast mich von meinem Kaiser befreit; ich befreie dich von dem deinen." Der Dichter stellte sich nicht einen Augenblick die Frage, ob es denn Deutschland daran gelegen sei, von seinem Kaiser befreit zu werden. Er nahm ganz einfach die alte Politik der ersten Republik wieder auf, welche mit Hilfe von Kanonen den anderen Völkern ihre Einrichtungen aufzwingen wollte. Es scheint wirklich, als ob es für gewisse Geister keine Geschichte gäbe. Herr Tachard antwortete im Namen der Abgeordneten von Elsaß-Lothringen mit einigen Worten auf diese lächerlichen Theorien. „Wir protestieren gegen diese Worte," sagte er sehr vernünftig; „wir wollen nicht, daß man den anderen tue, was wir nicht wollen, daß man uns antue." Diese Erklärung reizte, scheint es, den großen Poeten außerordentlich. Denn als wir die Versammlung verließen und Tachard auf ihn zuging, um ihn zu begrüßen, stieß ihn Victor Hugo mit tragischer Gebärde zurück. „Dich, dich kenne ich," rief er aus, „du bist Tachard, du verstehst nichts von der Solidarität der Völker! Gehe deines Wegs!" Und da Tachard, welcher sich wunderte, daß Victor Hugo ihn ohne weiteres duzte, einige Worte zu erwidern versuchte, drückte Victor Hugo sein Nationalgardistenkäppi, das er immer trug, energisch auf die Stirne, drehte ihm den Rücken zu und wiederholte: „Gehe deines Wegs!" Wir wußten nicht recht, wie wir diesen Fieberanfall des großen Poeten auffassen sollten.

Als es nun zur Abstimmung kam, stimmten 546 Abgeordnete für den Friedensvertrag. 107 dagegen.

Das französische Elsaß hatte aufgehört, zu existieren. Unser Kollege Grosjean betrat alsdann die Rednerbühne und las unsere Erklärung vor.

Als er fertig war, reichte er sein Manuskript dem Präsidenten hin, der es entgegennahm, ohne ein Wort zu sagen.

Wir hatten uns alle erhoben; wir erwarteten ein Wort des Abschieds. Keiner sprach es.

Darauf verließen wir den Saal.

Ein Abgeordneter der Rechten rief aus: „Warum bleiben die elsässischen Abgeordneten nicht unter uns?“ Kablé, der mit mir hinausging, drehte sich wütend um, und mit vor Zorn zitternder Stimme rief er in den Saal hinein: „Weil ihr eben aus uns Preußen gemacht habt!“

Das Opfer war vollbracht.

Der Abschied war ihnen leicht geworden. Als wir auf der Treppe einige Abgeordnete der Rechten antrafen, hörten wir einen, der sich seinem Kollegen gegenüber glücklich schätzte, daß die Sitzung so gut geendet habe. „La chose s'est passée assez proprement“. — sagte er, „et sans trop de grincements de dents.“ „La chose,“ das war die Preisgebung Elsaß-Lothringens! Teutsch, der hinter diesem Abgeordneten herunterging, konnte sich nicht mehr beherrschen. In heftigen Worten fuhr er ihn an und schalt die Vertreter Frankreichs törichte Gecken. Als der andere ihn fordern wollte, sagte er ihm: „Ich habe das Recht, so zu sprechen, denn ich bin Abgeordneter des Elsasses.“

Heute sind es diese Franzosen, welche von jenen Elsässern verlangen, daß sie ihnen Beweise ihres Patriotismus geben.

Als wir auf dem Cours de Tourny angekommen waren, sahen wir einige Häuser beflaggt. Wir fragten verwundert, weshalb die Fahnen heraushingen. Man antwortete uns, daß in Bordeaux die Restaurationen, Cafés, Wirtshäuser seit undenklichen Zeiten die Gewohnheit hätten, zu flaggen.

Uns schien es aber, als ob es Zeiten gäbe, wo es nicht bloß ein Recht, sondern eine Pflicht ist, auch von den ältesten Gewohnheiten einstweilen abzustehen, und wir kehrten nach Hause zurück, indem wir uns seltsame Gedanken machten über die Solidarität des Patriotismus in Frankreich.

Die Witwenverbrennung in Indien.

Von

Richard Garbe.

Volkstümliche Anschauung hat überall dem Verstorbenen ein ganz in den Bahnen irdischen Lebens fortlaufendes Dasein zugeschrieben. Die Folge dieser Anschauung war, daß man dem Toten dasjenige mitgab, was er in diesem Leben nötig und gern gehabt hatte, vor allen Dingen also Speise und Trank, aber auch Kleider, Gerätschaften, Waffen, Geld, Schmucksachen, die Abzeichen der Würde u. s. w. Alle diese Dinge wurden je nach der üblichen Bestattungsart dem Toten entweder in das Grab gelegt oder mit ihm zusammen verbrannt, immer auf Grund der Überzeugung, daß auf diese Weise der Genuß und Gebrauch der Beigaben (oder vielmehr geistiger Abbilder dieser Beigaben, der sogenannten Gegenstandsseelen) dem Abgeschiedenen gesichert werde. Und gewöhnlich wünschten dabei die Hinterbliebenen weniger, dem Verstorbenen Liebes zu erweisen, als ihn durch Befriedigung seiner Bedürfnisse zu beruhigen und von sich fernzuhalten; denn der notleidende Tote ist nach volkstümlichem Glauben ein unheimlicher Gast, der zu seinem Hause zurückkehrt und sich auf allerlei Weise unangenehm bemerkbar macht. Daher denn auch vielfach für die fortlaufende Erquickung der Abgeschiedenen durch regelmäßig zu bestimmten Zeiten wiederholte Totenopfer gesorgt wurde. Mit der Veränderung der Kulturzustände änderten und steigerten sich natürlich auch die Bedürfnisse des Toten; und so hatte z. B. im skandinavischen Norden in der Wikingerzeit der Häuptling auch sein Schiff im Jenseits nötig. Das Schiff wurde deshalb mit ihm zusammen verbrannt oder er in ihm begraben.

Diese Sitten stammen mitsamt der ihr zu Grunde liegenden Vorstellung aus den Urzeiten der Menschheit; denn sie haben in merkwürdiger Übereinstimmung allerorts auf Erden geherrscht und herrschen noch heute bei Völkern auf niedriger Kulturstufe; ja, vereinzelt haben sie sich auch bis in höhere Kulturstufen in die neueste Zeit hinein erhalten. So legt man z. B., wie ich aus Mogks „Germanischer Mythologie" (in Pauls „Grundriß", Bd. III, S. 252) ersehe, noch jetzt in Schweden den Toten Messer, Tabakspfeifen, ja

selbst die gefüllte Branntweinflasche in den Sarg, und im sächsischen Vogtlande gar Regenschirme und Gummischuhe.

Wo die Anschauung herrscht, daß man auf so einfache Weise für die Bedürfnisse und das Behagen des Abgeschiedenen sorgen kann, liegt nichts näher als der Gedanke, ihm auch alle die Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten, die er auf Erden durch die Dienste seiner Frau und seiner Sklaven genossen hat, dadurch weiter zu verschaffen, daß man auch Frau und Diener dem Toten in das Grab oder auf den Scheiterhaufen folgen läßt. Denn wenn jeder nach dem Tode einfach sein im Diesseits geführtes Leben fortsetzt, so müssen auch Frauen und Sklaven im Jenseits fortfahren, ihre Dienste dem Herrn und Gebieter zu widmen. Edward B. Tylor hat in seinem grundlegenden Werke „Primitive Culture" I, p. 413 ff., aus allen Weltteilen eine größere Anzahl von Beispielen für die grausame Sitte des zu Gunsten eines Verstorbenen geübten Frauen- und Sklavenmords gesammelt. Das wichtigste davon sei im folgenden angeführt.

Bis vor kurzem wurden auf den Fidschi-Inseln bei der Bestattung eines Vornehmen seine Frauen, Freunde und Sklaven erdrosselt, in der bestimmten Absicht, dem Verstorbenen ihre Gesellschaft in der Geisterwelt zu sichern. Die Witwe des Fidschianers wurde geradeso wie die des Hindu durch Drohungen und Überredungen der Angehörigen, durch den Zwang der öffentlichen Meinung und durch die Furcht vor einem elenden verachteten Dasein auf Erden in den Tod getrieben. Bei dem nordamerikanischen Indianerstamm der Osagen wurde über dem Grabe eines verstorbenen Angehörigen oder Freundes der Skalp eines Feindes an der Spitze einer Stange befestigt, in der Überzeugung, daß auf diese Weise der Geist des getöteten Feindes dem Geist des begrabenen Kriegers dienstbar gemacht werde. Ähnliche, immer auf der gleichen Vorstellung beruhende Gebräuche sind durch ganz Amerika verbreitet und haben sogar bei den amerikanischen Kulturvölkern in Mexiko, Bogota und Peru in gesteigertem Umfang geherrscht. Auch aus ganz Afrika wissen wir von den Negerstämmen das gleiche: zum Teil wurden dort Frauen und Sklaven bei den Bestattungsfeierlichkeiten erschlagen oder verbrannt, zum Teil Sklaven und Sklavinnen mit dem Toten zusammen lebendig begraben. Das bekannteste Beispiel aus Afrika sind die entsetzlichen Menschenschlächtereien von Dahome. Der König von Dahome mußte bei seinem Eintritt in das Totenreich von einem nach Hunderten zählenden Hofstaat von Geistern begleitet sein, von Frauen, Eunuchen, Soldaten, Trommelschlägern und Sängerinnen; ja, von Zeit zu Zeit bedurfte der Hofstaat des verstorbenen Herrschers im Jenseits der Ergänzung und Erneuerung. So hat in Dahome der aus der Urzeit in die Neuzeit hineinragende Wahn seine gräßlichen Konsequenzen lange über den Tod des Königs hinaus gezeitigt; aber es ist mit Recht darauf hingewiesen worden, daß diese furchtbaren, in regelmäßigen Abständen wiederholten Menschenschlächtereien einem zwar auf grausige Abwege geratenen, aber doch durchaus aufrichtigen und lebhaften Pietätsgefühl entsprungen sind.

Asien bietet, zunächst abgesehen von der ostindischen Halbinsel, die charakteristischsten Beispiele für den hier besprochenen Gebrauch in Borneo, China und Japan.

Bei den wilden Kajans, einem Dâjakstamm auf Borneo, werden die Sklaven, die nach dem Tode eines Vornehmen ihr Leben lassen müssen, vorher noch zu ganz besonders sorgfältiger Ausübung ihrer Dienste angehalten, damit sie an musterhafte Pflichterfüllung gewöhnt in das Jenseits gehen. Bekannt ist, daß bei allen Dâjakstämmen die Kopfjagd der nationale Sport war und zum Teil noch jetzt ist; sie beruht auf der Überzeugung, daß die Abtrennung eines menschlichen Kopfes die Seele des Getöteten nötigt, der Sklave eines Verstorbenen zu werden. Und je mehr Sklaven auf diese Weise einem verstorbenen Angehörigen geliefert werden, um so höher ist dessen Rang im Jenseits.

In China hat nicht nur die Legende die Erinnerung daran bewahrt, daß im Altertum bei der Bestattung Menschenopfer üblich gewesen sind, sondern auch in der Neuzeit ist der Selbstmord der Witwen, die den gestorbenen Gatten begleiten wollen, nicht ungewöhnlich und wird zum Teil in der Öffentlichkeit vollzogen. In dem Japan des 17. Jahrhunderts herrschte noch die Sitte, daß beim Tode eines Adligen sich 10—30 Diener durch das bekannte Harakiri oder Bauchaufschlitzen das Leben nahmen, nachdem sie sich schon bei Lebzeiten ihres Herrn durch eine feierliche Handlung dazu verpflichtet hatten.

Wie aus allen anderen Weltteilen, so ist die Sitte der Frauen- und Sklavenermordung nach dem Tode des Gatten und Herren auch aus Alt-Europa vielfach belegt; insonderheit bei den indogermanischen Völkern, wie wir später sehen werden. — Auf die Ersetzung des eigentlichen Menschenopfers durch symbolische Handlungen, die wie bei anderen Gelegenheiten auch beim Bestattungsritus uns vielfach auf Erden als Zeichen einer milder gewordenen Gesittung entgegentreten, hier näher einzugehen, ist kein Anlaß.

Das klassische Land der Witwenverbrennung — wenn ich so sagen darf — ist Indien. Hier hat bekanntlich der furchtbare Brauch trotz höherer allgemeiner Kulturverhältnisse bis in das vorige Jahrhundert hinein geherrscht. Wenn ihm auch in Indien ein idealerer Inhalt gegeben worden ist, so haben wir doch auch dort seinen *Ursprung* in dem eben behandelten Vorstellungskreis zu suchen, den die ethnologischen Forschungen überall sonst festgestellt haben. Die richtige Beurteilung der indischen Witwenverbrennung, die nur im Lichte der allgemeinen Volkskunde möglich ist, wurde allerdings durch den folgenden Umstand erschwert. Das indische Altertum nämlich, das uns ja in so mancher Hinsicht sympathischer anmutet als die spätere Zeit, bietet uns keine Belege für die grauenhafte Sitte der Witwenverbrennung. In den vier Veden ist kein Wort von ihr erwähnt. Eine Stelle des Atharvaveda (18, 3, 1), die auf sie hinzuweisen schien, ist von Prof. Hillebrandt in überzeugender Weise anders erklärt worden; und der berühmte Vers des Rigveda (10, 18, 7), auf den die Brahmanen sich später bei der Verteidigung der Witwenverbrennung stützten, den sie als Beweis dafür anführten, daß die Sitte schon in ihrem ältesten und heiligsten Buche angeordnet sei, — dieser Vers hat, wie allen Indologen wohlbekannt ist, eine Fälschung erfahren, indem sein ursprünglicher Sinn durch Abänderung einer einzigen Silbe so verdreht worden ist, daß er in dem den Brahmanen erwünschten Sinne aufzufassen war. In seinem

richtigen, über allen Zweifel beglaubigten Wortlaut aber bedeutet dieser Vers etwas ganz anderes, und außerdem wird mit dem Beginn des folgenden Verses die Witwe, die den gestorbenen Gatten bis zum Bestattungsplatz begleitet hatte, ausdrücklich aufgefordert, nun zur Welt der Lebenden zurückzukehren. Auch die auf die alten vedischen Sammlungen zunächst folgenden Literaturperioden enthalten keine Erwähnung der Witwenverbrennung, und das gleiche gilt selbst noch von den ältesten und berühmtesten indischen Rechtsbüchern. Erst jüngere Rechtslehrer *empfehlen* den Brauch, aber nie hat die indische Gesetzgebung ihn *gefordert*[1]); nach den Textstellen der Rechtsbücher, die über die Frage handeln, bleibt den Witwen stets die Wahl zwischen dem Feuertode und dem trostlosen Leben, das noch heute der indischen Witwe zur Pflicht gemacht wird. Auch in den beiden großen Epen, dem Râmâyana und Mahâbhârata, die eine Art Mittelstellung zwischen der vedischen und klassischen Sanskritliteratur einnehmen, spielt die Witwenverbrennung keine erhebliche Rolle; alle im Râmâyana auftretenden Witwen bleiben am Leben, und im Mahâbhârata die meisten. Erst im indischen Mittelalter gewinnt der grausame Brauch an Ausdehnung, und im Laufe der Zeit wird er dann bei den arischen Kasten zur Regel.

Bei dieser Sachlage ist es begreiflich, daß manche die Witwenverbrennung in Indien für eine verhältnismäßig späte Erfindung der Brahmanen angesehen oder gar die Textverderbnis in dem vorher besprochenen Vers des Rigveda für das ganze Unheil verantwortlich gemacht haben. Gegen solche Auffassungen hat sich Zimmer, „Altindisches Leben" (1879), S. 328 ff., unter Berufung auf die Tatsache gewendet, daß die indische Sitte bei vielen indogermanischen Völkern im Altertum ihre Analoga habe. Er führt Belege an für die Thracier, Geten, Skythen, Hellenen, Germanen und Slaven; bei den letzten ist die Sitte, die Frau dem Manne in den Tod nachfolgen zu lassen, ganz besonders weit verbreitet gewesen, wie aus den Quellen über die meisten slavischen Völker hervorgeht. Aus diesen Übereinstimmungen folgt, daß der in Rede stehende Brauch schon bei dem indogermanischen Urvolk, zur Zeit vor der Völkertrennung, geherrscht hat, ebenso wie allerorts sonst in den Zeiten primitiver Kultur. Zimmer argumentiert nun auf Grund dessen folgendermaßen: Aus dem Schweigen der vedischen Texte über die Witwenverbrennung sei nicht zu schließen, daß diese in jenen alten Zeiten *nirgends* bei den arischen Indern vorgekommen sei. Wir dürfen annehmen, daß die uralte Sitte mit dem Fortschritt der Kultur bei den vedischen Indern im großen und ganzen abgestellt gewesen sei — so bei den Stämmen derjenigen Dichter, die von dem Fortleben der Frau nach dem Tode des Mannes oder von der Wiederverheiratung der Witwe gesprochen haben —; daß sich aber daneben die

[1]) Siehe das Nähere bei J. Jolly, „Über die rechtliche Stellung der Frau bei den alten Indern". Sitzungsberichte der philosophisch-philologischen und historischen Klasse der Münchner Akademie. Jahrgang 1876, S. 447 ff. und „Recht und Sitte". Grundriß der indo-arischen Philologie und Altertumskunde. Bd. II, Heft 8. Bemerkenswert ist, daß alle indischen Rechtsquellen das Erbrecht der Witwe behandeln, also ihr Fortleben wenigstens als möglich voraussetzen.

Witwenverbrennung bei anderen Stämmen vereinzelt[1]) erhalten habe. Von den Brahmanen des indischen Mittelalters sei dann der lokal geübte Brauch als altheilige Sitte betrachtet, empfohlen und mit verhängnisvoller Konsequenz so weit wie möglich ausgedehnt worden. Diese Auffassung Zimmers hat Anklang gefunden, und zweifellos mit Recht; aber es muß erwähnt werden, daß schon vor Zimmer E. B. Tylor („Primitive Culture", 1871, I., p. 421) denselben Gedanken ausgesprochen hat mit den Worten: „Wir haben allen Grund, die Sitte nicht als eine neue Erfindung der späteren Hindupriester zu betrachten, sondern als einen alten arischen Ritus, der ursprünglich einer noch früheren Periode als der Veda angehörte und dann unter günstigen Einflüssen (under congenial influences) wieder ins Leben getreten ist." Und über diese Wiederbelebung des uralten grausigen Brauches, der in dem Ritual des Veda keine Stelle mehr hatte, sagt Tylor weiter unten: „Die Religionsgeschichte lehrt uns zu deutlich, wie sehr der Mensch geneigt ist, trotz der Änderung zum Besseren, in den niedrigeren und dunkleren Zustand der Vergangenheit zurückzufallen. Zäher und hartnäckiger als selbst die Autorität des Veda hat die entsetzliche Sitte einen Versuch, sie in früher brahmanischer Zeit zu unterdrücken, überdauert; und die englischen Beherrscher Indiens haben wohl mit ihrer Abschaffung nicht bloß einen Überrest des entarteten Hinduismus, sondern der viel ferneren ehemaligen Wildheit beseitigt, aus der sich die arische Zivilisation herausgebildet hatte."

Aus dieser Anschauung, die heute wohl allgemein geteilt wird, folgt, daß auch in der indischen Vorzeit die Witwen aus demselben Grunde verbrannt worden sind, aus dem sie bei so vielen anderen Völkern nach dem Tode des Gatten sterben mußten; damit nämlich der Verstorbene im Jenseits nichts von dem zu entbehren habe, woran er auf Erden durch den Besitz seiner Frau gewöhnt war. Und wie eine solche grausame Rücksicht überall vorzugsweise auf Häuptlinge und Vornehme genommen wurde, so ist auch in Indien die Sitte der Witwenverbrennung — wie wir aus vielfachen Anzeichen entnehmen können und wie schon Dubois richtig erkannt hatte — von den königlichen Familien ausgegangen, in denen sie auch später, im Mittelalter und in der neueren Zeit, konsequenter durchgeführt wurde als in den anderen Ständen, so daß tatsächlich die Witwen der Könige die einzigen indischen Witwen waren, die sich im Widerspruch zu den Gesetzbüchern dem Feuertode nicht entziehen durften.

Zu der Zeit, als die uralte Sitte in Indien wieder belebt und verbreitet wurde, war der rohe animistische Gedanke, der nur für die sinnliche Befriedigung des Dahingeschiedenen sorgen wollte, nicht mehr der *leitende* Gesichtspunkt. Wenn er auch gewiß nie ganz dem Bewußtsein des indischen Volkes entschwunden ist, so wissen wir doch, daß die allgemeine Auffassung von Zweck und Sinn der Witwenverbrennung eine andere, weit idealere geworden war. Die Witwe, die den Scheiterhaufen bestieg, tat das nunmehr in der Überzeugung, dadurch nicht nur sich selbst, sondern auch den Gatten

[1]) Vgl. unten S. 424 den Bericht des Aristobul.

von aller Schuld zu entsühnen und sich ein seliges Beisammensein mit ihm im Himmel zu sichern. Diese Wahnvorstellung war die Macht, die zahllose Witwen in den freiwilligen Flammentod getrieben und so oft gegen dessen Qualen unempfindlich gemacht hat. Auf diesem verhängnisvollen Wahn beruhen in der Hauptsache auch die anderen Faktoren, die das ihrige zur Verbreitung der schrecklichen Sitte beigetragen haben.

In ganz anderer, aber sicher unrichtiger Weise hat der griechische Geschichtsschreiber Diodor (XIX, 33) den Ursprung der Sitte erklärt, indem er sie in einer Zeit der Sittenverderbnis aus Rücksicht auf die Sicherheit der Männer entstanden sein läßt. „In jener Zeit," erzählt er, „ließen sich viele Frauen verführen und gewannen, ungenügsam wie sie waren, andere Männer lieb. Weil sie aber die einmal gewählten Gatten nicht mehr mit Ehren verlassen konnten, so räumten sie diese am Ende mit Gift aus dem Wege. Und dazu bot ihnen das Land selbst Gelegenheit genug dar, da es vielerlei verderblich wirkende Gewächse hervorbringt . . . Als nun die Leichtfertigkeit überhand nahm und viele Männer auf diese Art getötet wurden, und da auch durch die Bestrafung der Schuldigen die übrigen sich nicht von dem Verbrechen abschrecken ließen, so machte man es zum Gesetz, daß mit den verstorbenen Männern ihre Frauen zugleich verbrannt werden sollten, ausgenommen, wenn sie schwanger wären oder kleine Kinder hätten. (Diese Ausnahme entspricht in der Tat einem in den indischen Gesetzbüchern enthaltenen Verbot) . . . Dieses Gesetz hatte die Folge, daß sich die Ruchlosigkeit der Weiber in das Gegenteil verwandelte . . . Sie waren nunmehr für das Leben ihrer Ehegatten wie für ihr eigenes besorgt."

Das ist eine Erklärung, die sich Diodor, oder vielmehr sein Gewährsmann, ein ungenannter Alexanderhistoriker[1]), in rationalistischer Art vom Standpunkt griechischer Anschauungsweise zurecht gemacht hat; sie wird durch das reiche, in der indischen Literatur über den Gegenstand vorliegende Material vollkommen widerlegt, und sie stimmt nicht einmal, wie die allgemeine Völkerkunde lehrt, zu den Motiven, die in der Urzeit zur Einführung der Witwentötung geführt hatten. Im indischen Mittelalter nimmt, wie unsere Quellen deutlich erkennen lassen, in Wahrheit der eben besprochene religiöse Wahn die Stelle ein, die bei Diodor den angeblichen Vergiftungsgelüsten der Frauen zugeschrieben wird. Ein solcher religiöser Wahn entsteht aber nicht plötzlich und unvermittelt, sondern er wächst aus einer allgemeinen Stimmung des Denkens und Fühlens heraus. Und diese Stimmung war gegeben in dem schwärmerischen Sinn des indischen Mittelalters, der von der Frau die vollkommenste Hingebung und die aufs äußerste gesteigerte Treue selbst nach dem Tode des Gatten forderte; sie war ferner gegeben in dem asketischen Zuge der damaligen Zeit, dem Entsagung, Weltflucht und Selbstpeinigung als Mittel zur Gewinnung des Heils galten. In dieser Entwicklung des Gefühlslebens

[1]) Auch Strabo (XV, p. 699, 700) berichtet, natürlich nach derselben Quelle, das gleiche, indem er mit den Worten schließt: „Glaublich ist weder das Gesetz (der Witwenverbrennung) noch die Ursache." Wenn nun auch Strabos Zweifel an der Sitte selbst unberechtigt sind, so hat er doch die Unwahrscheinlichkeit der Begründung richtig erkannt.

haben wir — um mit Tylor zu reden — die „congenial influences“ zu sehen, unter denen die fast erstorbene Sitte der Witwenverbrennung in Indien zu neuem Leben erwachte. Und das geschah ungefähr um die Mitte des ersten Jahrtausends v. Chr.

Unter den Fällen, die das Mahâbhârata berichtet (dessen allmähliche Entstehung in der zweiten Hälfte jenes Jahrtausends begann) ist der folgende besonders merkwürdig und lehrreich. König Pându hatte zwei treffliche, ihm in gleicher Weise ergebene Frauen, Kuntî und Mâdrî. Kuntî hatte ihm drei, Mâdrî zwei Söhne geboren, auf übernatürliche Weise; denn die Keime waren von verschiedenen Göttern, die die Frauen zu dem Zwecke angerufen hatten, in ihren Schoß gelegt worden. Auf Pându haftete nämlich ein Fluch, den er sich bei einem phantastischen Ereignis zugezogen hatte, der Fluch, daß er eines sofortigen Todes sterben werde, wenn er eine seiner beiden Frauen berührte. Infolgedessen war Pândus Gemüt durch schweren Trübsinn verdüstert. An einem Frühlingstage nun erging sich König Pându mit seiner jüngeren Gattin Mâdrî im Walde. Es war die Zeit, die durch ihren Zauber jede Kreatur gefangen nimmt: alle Bäume und Pflanzen waren mit Blüten bedeckt, die Bienen summten, die Vögel sangen und auf den Teichen wiegten sich die Lotusblumen. In dieser blühenden, duftenden und melodischen Frühlingspracht regte sich in Pândus bekümmertem Herzen ein sehnsüchtiges Verlangen; und als er seine liebreizende, jugendliche Gattin erblickte, die in ihrer anmutigen, leichten Kleidung in der Waldeinsamkeit neben ihm wandelte, da flammte seine Leidenschaft auf „wie ein Waldbrand“. Des Fluches, der auf ihm lastete, vergessend, ergriff er seine Gattin, die sich aus Angst um sein Leben nach Kräften, aber vergeblich, gegen seine Umarmung zu wehren versuchte. Da erfüllte sich Pândus Verhängnis. Wie er leblos dalag, umschlang Mâdrî seinen Leib und weinte laut. Dieses Wehklagen rief Pândus ältere Gattin, Kuntî, herbei, die, sobald sie das hier angerichtete Unheil erkannt hatte, im Übermaß des Schmerzes der Mâdrî bittere Vorwürfe machte[1]): „Immer habe ich mit Sorgfalt unseren Gatten gehütet; das hättest auch du tun sollen! Wie konnte in ihm, der immerdar des auf ihm ruhenden Fluches eingedenk und stets bekümmert war, das Gefühl der Lust entstehen? Du trägst die Schuld an dem Unheil; denn du hast ihn in der Einsamkeit des Waldes angelockt, du Unselige! Und doch bist du beneidenswert und glücklicher als ich; denn du hast das Angesicht unseres Herrn in Freude strahlen gesehen.“ Mâdrî erwiderte: „Ich habe, o Königin, mich jammernd gesträubt, aber er konnte sich nicht beherrschen; es war, als ob er darauf ausging, daß der Fluch sich erfülle.“ Und nun beginnt der Wettstreit der beiden Frauen um das Besteigen des Scheiterhaufens. Kuntî spricht: „Ich bin die ältere Gattin; meine Pflicht ist es, ihm in das Reich des Todes nachzufolgen. Halte mich, o Mâdrî, nicht zurück von dem, was geschehen muß. Erhebe dich, laß ihn los und behüte unsere Kinder.“ Aber Mâdrî klammert sich an den Leib des Toten und macht zu ihren Gunsten geltend, daß Pându aus Liebe zu ihr gestorben

[1]) Die folgende Rede ist etwas frei wiedergegeben.

sei: „Ich werde dem Gatten nachfolgen; denn mir ist er genaht, und aus Verlangen nach mir ist er zu Grunde gegangen. Wie könnte ich dieses sein Verlangen in Yamas (des Todesgottes) Reich ungestillt lassen?“ Es springt in die Augen, in wie bemerkenswerter Weise hier, in einem der ältesten indischen Berichte über die Witwenverbrennung, dieser Brauch in genau derselben Weise begründet wird, wie die Naturvölker es überall auf Erden getan haben; ich war sehr überrascht, in diesem Verse des Mahâbhârata (I, V. 4891 der Kalkuttaer Ausgabe) noch jene primitive Motivierung in ganz unverhüllter Weise ausgesprochen zu finden. Nachdem Mâdrî noch in rührenden Worten gebeten, daß Kuntî ihr den Platz neben dem Gatten lassen und auch ihren Kindern eine sorgsame und gütige Mutter sein möge, wurde ihr der Wunsch gewährt, und ruhmvoll durfte sie den Holzstoß besteigen.

Man könnte meinen, ein solcher Wettstreit zweier Frauen um die Ehre und das Glück des Feuertodes sei ein Gebilde dichterischer Phantasie; aber das ist nicht richtig. Daß es sich hier um einen echten und wahren Zug des indischen Volkslebens handelt, geht aus einem griechischen Zeugnis hervor. Zunächst sei bemerkt, daß die älteste griechische Nachricht über die Witwenverbrennung von Aristobul von Cassandria herrührt, einem der trefflichsten und glaubwürdigsten Berichterstatter über Indien aus der Zeit Alexanders des Großen, den Aristobul auf seinen Feldzügen begleitete. Aristobul erzählt (in dem inhaltreichen Fragment bei Strabo XV, p. 714 neben mancherlei anderem, kulturhistorisch Merkwürdigem), er habe gehört, daß bei einigen indischen Stämmen die Frauen sich freiwillig mit ihren Männern verbrennen ließen, und daß die, welche sich nicht dazu verständen, verachtet würden. Diejenige Nachricht aber, die ich eben im Auge hatte, als ich von dem Wettstreit zweier Frauen um die Zulassung zum Feuertode sprach, steht bei Diodor XIX, 33, 34. An dem Kampf der beiden Diadochen Antigonus und Eumenes nahm ein indisches Truppenkontingent auf seiten des letzteren Teil. Der indische Feldherr, Keteus bei Diodor — woraus wir den auch sonst in Indien vorkommenden Namen Ketu oder einen volleren mit dem Worte ketu gebildeten Namen erschließen können — fiel in der Schlacht bei Parätacene 316 v. Chr. Und nun erzählt Diodor nach einem Gewährsmann, der offenbar Augenzeuge der Vorgänge gewesen ist, folgendes: „Keteus hinterließ zwei Frauen, die ihn ins Feld begleitet hatten. Mit der einen war er erst kurze Zeit, mit der anderen seit einigen Jahren vermählt, und beide liebten ihn zärtlich . . . Während das Gesetz nur befahl, daß eine mitverbrannt werden sollte, erschienen bei der Bestattung des Keteus beide Gattinnen und stritten darum, welche mit ihm sterben dürfte, als wie um einen Ehrenpreis. Vor den Heerführern, die die Entscheidung treffen sollten, erklärte die Jüngere, die andere sei schwanger, und deswegen leide auf sie das Gesetz keine Anwendung Die ältere aber behauptete, es sei billig, daß diejenige, die an Jahren vorgehe, auch hinsichtlich der Ehre den Vorzug habe . . . Die Heerführer entschieden für die Jüngere, nachdem sie durch kundige Personen festgestellt hatten, daß die Ältere schwanger sei. Diese lief, als das ungünstige Urteil ausgesprochen wurde, unter Weinen

weg, zerriß die Binde, welche sie um das Haupt gewunden hatte, und zerraufte sich das Haar, als wäre ihr ein großes Unglück angekündigt worden. Die andere aber ging, über den Sieg hocherfreut, dem Scheiterhaufen zu. Mit Haarbändern von ihren weiblichen Angehörigen bekränzt und prächtig wie zu einer Hochzeit geschmückt, wurde sie von ihren Verwandten begleitet, die auf ihren Mut ein Loblied sangen. Als sie dem Scheiterhaufen nahe kam, nahm sie ihren Schmuck ab und verteilte ihn unter ihre Angehörigen und Freunde, um ein Andenken, wie man es nennen könnte, denen zu hinterlassen, welche sie liebten . . . Endlich nahm sie Abschied von ihren Angehörigen, ihr Bruder geleitete sie auf den Scheiterhaufen, und bewundert von der zu dem Schauspiel versammelten Volksmenge, endete sie heldenmütig ihr Leben. Das ganze Heer unter den Waffen war dreimal um den Scheiterhaufen gezogen, ehe er angezündet wurde. Als die Frau, an die Seite des Mannes gelehnt, bei dem Andrang der Flammen keinen Laut des Schmerzes hören ließ, forderte sie den einen Teil der Zuschauer zu Äußerungen des Mitleids, den anderen zu übermäßigen Lobsprüchen heraus. Manche indessen von den Griechen schalten das Gesetz als eine grausame, unmenschliche Sitte."

Dieser Bericht bei Diodor bietet uns nicht nur die älteste eingehendere Beschreibung des Vorgangs, sondern auch den *ältesten historisch beglaubigten Fall* einer indischen Witwenverbrennung überhaupt, wennschon seine Darstellung deutlich erkennen läßt, daß der Brauch im vierten Jahrhundert v. Chr. bei den Indern ganz gäng und gebe gewesen ist. Ich will diesem ältesten historischen Bericht einen anderen zur Seite stellen, der einen Fall aus der letzten Zeit, in der der Brauch noch gestattet war, d. h. aus dem ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts, behandelt. Auf diese Weise wird sich am deutlichsten ergeben, daß noch vor 70—80 Jahren ein starker religiöser Wahn in der indischen Frau die natürliche Angst vor dem Flammentode ebenso ersticken konnte wie vor mehr als zwei Jahrtausenden.

Im Jahre 1881 hat ein vortrefflicher Bengale, Namens Shib Chunder Bose, ein bejahrter und gereifter Mann, der mit allen Vorurteilen des Hindutums gebrochen hatte, ein ausgezeichnetes Buch über die Sitten und Gebräuche seiner Landsleute geschrieben unter dem Titel „The Hindoos as they are." Hier berichtet er (S. 272 ff.) aus den Erinnerungen seiner Kindheit, wie vor fünfzig Jahren seine Tante mit dem toten Oheim lebendig verbrannt wurde; und man merkt es der Darstellung an, welch einen gewaltigen Eindruck der Vorgang auf das empfängliche Gemüt des Knaben gemacht hatte. Er erzählt, wie eines Morgens ihm seine Mutter mit Tränen in den Augen gesagt, daß heute seine Tante den Flammentod erleiden werde, und wie er, der das Entsetzliche nur unvollkommen begreifen konnte, der überhaupt noch keine klare Vorstellung von dem Tode hatte, mehr durch Neugierde als durch Teilnahme in das Nachbarhaus getrieben wurde, in dem seine Tante wohnte. Dort findet er sie, in rote Seide gekleidet, mit allen ihren Schmucksachen geziert, mit rot bemalter Stirn und ebenso gefärbten Füßen, und Betel kauend. Dem Knaben, der alle diese Einzelheiten mit solchem Interesse beobachtet, daß er noch nach fünfzig Jahren eine lebendige Erinnerung an sie

hatte, fällt auf, wie seine Tante sich in offenbarer Verzückung befindet, aber ruhig und gemessen in allen ihren Bewegungen ist. Eine Anzahl ernst dreinschauender Frauen umgibt sie mit dem Ausdruck der höchsten Bewunderung und Verehrung, zum Teil auf den Knieen vor ihr liegend. Da tritt eine alte Brahmanenfrau an sie mit einem Licht heran und fordert sie auf, zur Prüfung ihrer Standhaftigkeit einen Finger in die Flamme zu halten. Die Witwe tut dies mit vollständiger Ruhe und hält ihren Finger, ohne eine Miene zu verziehen, ins Feuer, bis er geröstet ist. Gegen 11 Uhr Vormittags wird sie hinter dem Leichnam des Gatten auf einem offenen Palankin zu der verhängnisvollen Stätte getragen, und sie bleibt unverschleiert dabei. In ihrem ganzen früheren Leben würde sie tödliche Scham empfunden haben, ihr Angesicht unverhüllt vor Männern zu zeigen; aber sie lebte eben nicht mehr in dieser Welt, sondern nur in dem Gedanken, mit ihrem Gatten bald für ewige Zeiten selig vereinigt zu sein. Als sie an der Verbrennungsstätte angelangt ist, tritt ein Polizeibeamter, ein Hindu, an sie heran und versucht — seiner Pflicht entsprechend — sie von dem furchtbaren Entschluß abzubringen. Aber sie bleibt unerschüttert, gibt eine entschieden abweisende Antwort und schaut zu, wie der Scheiterhaufen zubereitet wird, zum größten Teil aus leicht brennbaren Stoffen. Als der Leichnam auf den Scheiterhaufen gelegt ist, wird die Witwe aufgefordert, siebenmal um den Holzstoß herumzugehen. Sie tut es, und da scheint es, als ob ihre Kraft und Geistesgegenwart sie verlasse. Der Polizeibeamte benutzt diese Gelegenheit, um noch einmal an sie heranzutreten und durch eindringliche Vorstellungen sie — selbst im letzten Augenblick — vor ihrem schrecklichen Geschick zu retten. Die Witwe aber gibt keine Antwort, sondern besteigt ruhig den Scheiterhaufen und legt sich zur Seite ihres Gatten nieder. Eine Hand legt sie auf die Brust und die andere unter das Haupt des Leichnams, ruft mit halb unterdrückter Stimme: Hari! Hari! (der gewöhnliche Name des Gottes Vischnu), und in demselben Augenblick werden die beiden Körper mit Bündeln von getrocknetem Reisig vollständig bedeckt. In einem Nu lodern die Flammen auf, ein Geschrei der Bewunderung und Begeisterung aus dem Munde aller Zuschauer erfüllt die Luft, bis die beiden Körper zu Asche verbrannt sind.

Durch die Einzelheiten, die ich im folgenden nach den Beobachtungen anderer Augenzeugen anführe, sollen die realen Verhältnisse veranschaulicht werden. Die Theorie, die sich in Indien in rechtlicher und religiöser Hinsicht über die Witwenverbrennung entwickelt hat, ist bekannt genug; weniger bekannt ist die Praxis, auf die ich noch näher eingehen will. Schon Colebrooke hat in seinem bekannten Aufsatz „On the duties of a faithful Hindu widow“ (Miscell. Essays, neue Auflage von Cowell, I. S. 140)[1]) darauf hingewiesen, daß manche Gebräuche bei der Witwenverbrennung üblich geworden, die durch

[1]) Vgl. auch die Reisebeschreibung Thevenots (der von 1665 bis 1667 Indien bereist hatte), deutsche Übersetzung, Frankfurt a. M. 1693, III, S. 168, 169. — Das Werk von Yule und Burnell, „A glossary of anglo-indian colloquial words and phrases“ (London 1886), enthält unter dem Worte Suttee eine Menge von Zitaten über den Gegenstand aus Schriftstellern von Diodor an bis auf die neueste Zeit.

keinen Ritualtext sanktioniert sind. Auch hat sich der Vorgang in den einzelnen indischen Ländern in manchen Punkten verschieden gestaltet, wie z. B. auf der Ostseite Indiens, in Orissa und auf der Koromandelküste, in der Regel nicht ein Scheiterhaufen errichtet, sondern eine Grube gegraben wurde, die man mit getrocknetem Reisig und Holz anfüllte. Wenn der Leichnam darauf gelegt und die Grube in Brand gesteckt war, so schritt die Witwe dreimal um sie herum und stürzte sich dann in die Flammen oder wurde von den Brahmanen hineingestoßen[1]).

Der Regel nach vollzog sich die Handlung, bei der natürlich allerlei Sprüche und Formeln von den leitenden Brahmanen und den Nächstbeteiligten rezitiert wurden, in folgender Weise (vgl. besonders W. Ward, II. 547 ff.). Im allgemeinen ist es nicht üblich gewesen, daß eine Frau bei voller Gesundheit des Mannes die Absicht aussprach, falls er eher sterben sollte, zur Satî zu werden. Das Wort Satî „die gute, treue Frau" ist technische und allgemein gebrauchte Bezeichnung für die Witwe, die sich mit der Leiche des Gatten verbrennen läßt. Durch Mißverständnis haben die Engländer das Wort, das sie gewöhnlich Suttee, seltener Sutti schreiben, zur Bezeichnung des Aktes der Witwenverbrennung gebraucht, und diese irrtümliche Verwendung des Ausdrucks ist auch bei uns sehr üblich geworden. Der richtige Zeitpunkt zur Ankündigung des Entschlusses war für die Frau gekommen, wenn der erkrankte Mann vom Arzte aufgegeben oder sein Ableben erfolgt war. Was für eine Macht da die Vorstellung des im Jenseits wirkenden unendlichen Glückes ausgeübt hat, ist schon oben betont worden; aber manch einer zaudernden Frau haben die Wünsche und Ermahnungen ihrer nächsten Angehörigen die Zustimmung abgenötigt; denn der Ruhm, den die Selbstaufopferung der Witwe nicht nur ihr selbst, sondern auch der ganzen Familie brachte, war groß. Und alle Inder sind sehr eitel. Eine Änderung des einmal gefaßten Entschlusses war zwar rechtlich erlaubt, galt aber als große Sünde und als eine Schande für die Familie; daher waren selbst die Verwandten bestrebt, mit allen Mitteln und in einer uns unmenschlich erscheinenden Weise eine solche Sinnesänderung zu verhindern. Natürlich ist es trotzdem vorgekommen, daß Witwen ihren Entschluß bereut haben und selbst noch im letzten Augenblick vor der Ausführung zurückgeschreckt sind; aber solche Fälle sind sehr selten gewesen. Die Berichterstatter aus der neueren Zeit erklären übereinstimmend, daß eine Rückkehr der Witwe von dem Wege zum Scheiterhaufen, wenn auch durch die Gesetzbücher gestattet, in Wirklichkeit doch nur ganz vereinzelt zugelassen wurde[2]). Die Brahmanen, über deren gefühllose Selbstsucht wir aus dem ganzen Verlauf der Geschichte genugsam unterrichtet sind, werden zudem noch oft einen guten Grund dafür gehabt haben, eine

[1]) S. Taverniers „Orientalische Reisebeschreibung" (aus der Mitte des 17. Jahrhunderts). Deutsch von Widerhold. Genf 1681. Drittes Buch. S. 166. — W. Ward, „Account of the writings, religion and manners of the Hindoos". Vol. II, p. 561. — J. A. Dubois, „Hindu manners, customs and ceremonies". (Zweite Ausgabe von Beauchamp. Oxford 1899.) p. 367.

[2]) S. z. B. Ward, Bd. II, S. 563. — Dubois, S. 363.

Änderung des Entschlusses von seiten der Witwe nicht zu dulden. Nach der Darstellung der Einen zwar war es Sitte, daß die Witwe ihre Schmucksachen, die sie zu dem letzten Gange anlegte, vor dem Besteigen des Scheiterhaufens an ihre Angehörigen und Freunde verteilte; das erzählt schon Diodor, wie wir vorher sahen, von der Witwe des Keteus, und unter den Neueren berichtet das gleiche z. B. Ward (II, 548). Dem steht aber die Angabe gegenüber (Colebrooke, S. 140), daß die Brahmanen, die den schauerlichen Akt zu leiten hatten, dafür zur Belohnung die Schmucksachen der Witwe erhielten. Und wer die Brahmanen kennt, der wird nicht bezweifeln, daß sie es verstanden haben, diesen Anspruch, wenn er nur einmal mit Erfolg erhoben worden war, im weitesten Umfange geltend zu machen. Tavernier (III, 165) und Thevenot (III, 169) berichten, daß die Witwen mit ihren Schmucksachen verbrannt wurden und daß die Brahmanen nachher alles aus der Asche herausgesucht haben.

Wenn eine Frau beschlossen hatte, als Satî zu sterben, so brach sie einen Zweig von einem Mangobaum und setzte sich neben der Leiche ihres Mannes nieder. Dann badete sie, legte neue Kleider an und ließ sich die Füße rot färben. Während dieser Vorbereitungen wurde eine Trommel in einer eigentümlichen Weise geschlagen, wodurch die Einwohner des Ortes auf das bevorstehende bedeutsame Ereignis aufmerksam gemacht und zusammengerufen wurden. Eine besondere Rolle in den Vorbereitungen spielte die Feuerprobe. Wie wir schon bei dem von Bose erzählten Fall erfahren haben, wurde der Witwe geheißen, einen Finger in die Flamme eines Lichtes zu halten oder nach anderen Berichten die Hand auf brennende Kohlen zu legen oder ein glühendes Stück Eisen zu fassen (Ward II, 550, 559, 566); tat sie das, ohne ein Zeichen des Schmerzes von sich zu geben, so nahm man an, daß sie auch vor den Flammen des Holzstoßes nicht erzittern werde. Bei Tavernier (III, 167) lesen wir von einer Frau, die sich, ohne zu zucken, in einer Fackel den ganzen Arm bis an den Ellenbogen verbrannte. Es ist oft die Behauptung oder Vermutung geäußert worden, daß den Witwen vor dem entscheidenden Augenblick ein sinnverwirrender oder betäubender Trank gereicht worden sei[1]). Möglicherweise ist das wirklich in einzelnen Fällen geschehen; aber beweisen läßt es sich nicht. Wenn wir sehen, was für ein Wert auf die eben erwähnte Feuerprobe gelegt worden ist, wenn wir die zahlreichen Berichte über die bis zum letzten Augenblick bewahrte kaltblütige Entschlossenheit und Sicherheit der dem Tode geweihten Opfer in Betracht ziehen, und wenn wir schließlich auch an diejenigen Fälle denken, in denen die Kraft der Witwe im Anblick des Holzstoßes versagt hat, so können wir mit Sicherheit behaupten, daß eine künstliche Betäubung der Witwen in Indien keinesfalls die Regel gewesen ist.

[1]) S. z. B. die Anmerkung bei Dubois, S. 366: „Several travellers have said, and I am inclined to believe it, that they force upon these wretched victims of superstition a kind of drink, which confuses the mind and prevents them from forming a correct notion of the dreadful torture to which they are being led. This beverage, they say, consists of a decoction of saffron. It is known, that dried saffron pistils (Crocus sativus), taken in large quantities, cause violent and convulsive laughter, sometimes terminating in death."

Der letzte Gang der Witwe hat sich natürlich je nach ihrer sozialen Stellung und ihren Vermögensverhältnissen verschieden gestaltet. Es wird von jammervollen Wanderungen erzählt, die einzelne Witwen in Bengalen fünfzehn bis sechzehn Tage lang unternommen haben, hinter dem auf einem Karren liegenden verwesenden und die Luft verpestenden Leichnam des Mannes, lediglich zu dem Zwecke, um sich mit dem Toten an dem Ufer des Ganges, des heiligen Stromes, zu verbrennen, und so die Verdienstlichkeit der Selbstopferung und die Seligkeit des Mannes im Jenseits zu erhöhen. Im allgemeinen aber glich der Zug zur Verbrennungsstätte einem Triumphzuge. Von einer bewundernden Volksmenge umringt, begab sich die Witwe zu Fuß oder in einer Sänfte zu der Verbrennungsstätte, nicht selten unter Musikbegleitung. Manche haben den Weg tanzend zurückgelegt und sind ohne Verzug und Bedenken auf den schon in Flammen stehenden Scheiterhaufen gesprungen. Gewöhnlich aber ist doch eine dem Ernst der Handlung angemessene Würde beobachtet worden. Die Witwe umschritt in feierlicher Weise den Scheiterhaufen, auf dem bereits der gebadete und gesalbte Tote lag, dreimal — in Bengalen siebenmal (s. oben Boses Darstellung und W. Ward II, 548) — wobei sie aus ihrem Kleide geröstete Reiskörner und Kaurimuscheln zur Erde fallen ließ, die von den Anwesenden eifrig aufgelesen wurden, da man sie für ein Schutz- und Heilmittel gegen Krankheiten hielt. Auch herrschte der Glaube an ein Hellsehen der Witwe in den letzten Augenblicken; und die Brahmanen haben natürlich bei den Witwen die Erwartung genährt, daß ihnen in dem verhängnisvollen Zeitpunkt wunderbare Dinge offenbart werden würden. Daß wirklich eine derartige Einbildung manchen Frauen mit Erfolg suggeriert worden ist, geht unter anderem aus einem Bericht bei Dubois (S. 365) hervor, demzufolge eine Witwe, die übrigens bei der Ankunft an dem Holzstoß vor Entsetzen gelähmt war und ohnmächtig auf den Leichnam ihres Mannes geworfen werden mußte, auf dem Wege vorher den sie begleitenden Frauen mit freundlicher und herablassender Miene die angenehmsten Dinge für die Zukunft prophezeite und dazu Betelblätter verteilte, die als kostbare Reliquien mit außerordentlicher Begierde in Empfang genommen wurden. Bei Ward (II, 560) erinnert sich eine Witwe auf dem Scheiterhaufen einer früheren Existenz und spricht außerdem eine Prophezeiung aus, die nach der Versicherung des einheimischen Gewährsmannes natürlich in Erfüllung gegangen ist.

Hatte die Witwe den Scheiterhaufen bestiegen, so beugte sie sich entweder über die Leiche des Mannes oder legte sich neben ihr nieder oder wurde auch der Sicherheit halber mit ihr zusammen festgebunden; in einzelnen Gegenden erwartete sie, auf einem Sessel sitzend, den Tod, in anderen wurde sie an eine auf dem Holzstoß errichtete Säule gefesselt. War ihr Mann auf einer Reise gestorben und in der Ferne verbrannt, so durfte die Witwe auch allein den Flammentod sterben, indem sie ein Paar Schuhe von ihm an ihre Brust drückte (Jolly, „Recht und Sitte", S. 68) oder auch den Spazierstock oder irgend ein Kleidungsstück des Verstorbenen[1]). Tavernier (III, 165) und

[1]) Das letztere (in Abweichung von der Vorschrift der Gesetzbücher, die nur von den Schuhen

Thevenot (III, 169) erzählen von Witwen, die von dem Scheiterhaufen herab den Befehl zum Anzünden gaben; aber das scheint doch nur ausnahmsweise vorgekommen zu sein. Der Regel nach wurde, sobald die Witwe sich auf dem Holzstoß befand, mit der äußersten Schnelligkeit verfahren. Ein Sohn des Verstorbenen hatte das Amt, den Scheiterhaufen anzuzünden, wie auch schon vorher alle nötigen Vorbereitungen zu treffen; wo ein Sohn fehlte, trat der nächste männliche Verwandte an seine Stelle, und wenn auch ein solcher nicht vorhanden war, der Ortsvorsteher. Kaum hatte der Sohn oder dessen Stellvertreter unter dem Haupte des Toten das Feuer angelegt, so wurde der Holzstoß, den man vorher mit Öl und zerlassener Butter getränkt und mit dürrem Reisig, Hanf, Pech u. s. w. angefüllt hatte, von anderen Personen an allen Seiten angezündet. In dem Augenblick begannen alle Anwesenden zu schreien oder auch lärmende Musik erschallen zu lassen. Vielleicht war das nicht nur ein Ausdruck des Enthusiasmus, sondern eine zweckmäßige Maßregel. Wenigstens ist dies die Ansicht einiger Reisenden, die Augenzeugen des Vorganges gewesen sind, z. B. Sonnerats, der in seiner „Reise nach Ostindien und China“ (vom Jahre 1774—1781. Deutsche Übersetzung. Zürich 1783. Bd. I, S. 81) sagt: „Sogleich macht man mit einer Menge von Instrumenten das betäubendste Getöse, damit niemand das schmerzliche Jammergeheul des unglücklichen Schlachtopfers höre.“ Beim Emporlodern der Flammen wurden in großer Eile Reisigbündel auf den Holzstoß geworfen und über ihn zwei lange Bambusstäbe geschoben, die auf jeder Seite von mehreren Brahmanen heruntergezogen wurden, um die brennenden Massen und die beiden Körper zusammenzuhalten. Diese Brahmanen ließen sich von anderen Personen eifrig mit Wasser begießen, um nicht unter der Hitze des nahen Feuers zu leiden — ein recht bezeichnender echt brahmanischer Zug! Absolute Gefühllosigkeit gegen die entsetzlichen Qualen der verbrennenden Frau, aber sorgsamste Rücksicht auf die eigene Bequemlichkeit! Es konnte zwei Stunden lang währen, bis der Holzstoß völlig heruntergebrannt war, und in der ganzen Zeit wurde zerlassene Butter und Pech in das Feuer gegossen. Zum Schluß warf jeder der bei dem Akt beschäftigten Männer ein brennendes Holzstück auf das erlöschende Feuer, und goß später, nachdem der ganze Platz sauber gereinigt war, dreimal Wasser auf ihn nieder — eine Sitte, die in merkwürdiger Übereinstimmung mit unserem Brauch steht, beim Verlassen eines frischen Grabes eine Handvoll Erde oder einen Baumzweig in dasselbe zu werfen.

Die Knochenreste wurden, wenn der Verbrennungsakt am Gangesufer stattfand, in den Fluß geworfen und auch aus einiger Entfernung zu dem Zwecke in einem Topf dorthin geschafft[1]). An der Stelle aber, wo eine Witwe

sprechen) finde ich angegeben bei Reginald Heber, „Narrative of a journey through the upper provinces of India“. London 1828. I, p. 351.

[1]) In besonderen Fällen sogar aus der weitesten Entfernung. Als im Jahre 1801 ein König von Tanjore in Südindien gestorben und mit zwei seiner Frauen verbrannt war, wurden, wie Dubois (S. 369) berichtet, die in der Asche gefundenen Knochenreste in Kupferurnen gelegt, die man sorgfältig mit dem Siegel des neuen Königs verschlossen hatte. Dreißig Brahmanen wurden beauftragt, diese Urnen nach Benares zu schaffen und dort in den Ganges zu werfen.

als Satî ihr Leben gelassen hatte, wurde ihr zu Ehren ein Denkmal errichtet — eine in Indien doppelt hohe Auszeichnung, weil bei den Hindus Grabmäler sonst sehr selten sind. Die Witwe selbst wurde nahezu vergöttlicht, und Scharen von Gläubigen zogen zu ihrem Denkmal, um ihr Opfer darzubringen und ihren Beistand zu erflehen (Dubois, S. 362).

Wenn auch nach den Berichten der Augenzeugen die meisten indischen Witwen den Flammentod mit einer uns nahezu unbegreiflichen Standhaftigkeit erduldet haben, so ist daneben doch auch fürchterliches Schmerzensgeschrei beglaubigt (Ward II, 558); und wir erfahren von mehreren Fällen, in denen die unglücklichen Witwen von ihren eigenen Söhnen trotz verzweifelter Gegenwehr gebunden und in die Flammen geworfen worden sind. Ein solcher Akt brutalster Roheit und Grausamkeit findet seine Erklärung nur in den indischen Verhältnissen, in denen die Furcht vor unauslöschlicher Schande und vor dem Verlust der Kaste alle menschlichen Gefühle zu ersticken imstande ist. Der eben erwähnten Unmenschlichkeit möchte ich das Verbrennen verwitweter Kinder zur Seite stellen, bei denen von einem selbständigen Entschluß auf Grund einer ernsten religiösen Überzeugung noch keine Rede sein konnte. Nicht selten sind Mädchen von zwölf, zehn, ja acht Jahren mit den Knaben zusammen verbrannt worden, mit denen sie in frühester Kindheit verheiratet waren und deren vorzeitiger Tod ihre „Witwen" von dem Spielplatz fort auf den Scheiterhaufen rief (Ward II, 558).

Man hat es öfter als ein psychologisches Rätsel bezeichnet, daß eben dieselben Brahmanen, die so ängstlich in der Schonung alles Tierlebens sind, mit einer Gefühllosigkeit sondergleichen eine Frau dem Feuertode überantworten und bei dem furchtbaren Akt mit der kühlsten Geschäftsmäßigkeit fungieren konnten. Ich glaube, man muß bei der Betrachtung dieses Problems das Gefühl des Mitleids beiseite lassen, das gewiß immer eine geringe Rolle bei der Abneigung der Brahmanen gegen die Tötung eines Tieres gespielt hat. Mag auch nach den erhabenen Lehren in den besten Literaturwerken des Brahmanentums das Gebot der Schonung alles Lebenden durch die innere Wesensgleichheit motiviert sein — ein Gebot, das im Buddhismus zu dem Gebot der Liebe zu allen Wesen erhöht worden ist — so ließ und läßt die große ungebildete Masse der Brahmanen und vieler anderer Hindus sich doch wohl durch einen älteren animistischen Gedanken beherrschen, wenn sie vor der Tötung eines Tieres zurückschreckt. Ich meine die Furcht, daß der Geist des getöteten Tieres sich rächen werde. Bei Völkern auf niedriger Kulturstufe ist bekanntlich die Sitte außerordentlich weit ver-

---

Wie wenig Vertrauen ihnen aber dabei geschenkt wurde, geht daraus hervor, daß sie aus Benares beglaubigte Zeugnisse über die Ausführung ihres Auftrages mitbringen mußten. Ein Teil der Knochenreste fand jedoch eine andere Verwendung, indem er nämlich pulverisiert und in gekochten Reis gemischt von zwölf Brahmanen gegessen wurde, die sich dazu bestimmen ließen, weil jedem von ihnen ein neuerbautes Haus zur Belohnung geschenkt wurde. Diese Handlung hatte den Zweck, die Sünden des Verstorbenen auf die Personen zu übertragen, die von seiner Asche genossen — eine Vorstellung, in der wir ein Überlebsel aus den Zeiten der Wildheit zu sehen haben.

breitet, den Geist eines erjagten und getöteten Tieres um Entschuldigung zu bitten und auf allerlei Art zu versöhnen, damit er an dem Mörder keine Rache nehme. Diese animistische Furcht mußte in Indien durch die Ausbildung der Lehre von der Seelenwanderung wirksam unterstützt werden. Hatte man in diesem Vorstellungskreis allen Grund, die Rache eines getöteten Tieres zu fürchten, so brauchte man vor dem Geist einer verbrannten Witwe nicht in Angst zu sein; denn die Witwe hatte man ja zu der größten himmlischen Seligkeit befördert und sich damit zu Dank verpflichtet. Meines Wissens ist dieser Versuch einer Lösung des psychologischen Problems von anderer Seite noch nicht gemacht worden.

Da im indischen Volksleben von Alters her Monogamie die Regel gewesen ist, so ist mit den meisten Männern nur *eine* Frau verbrannt worden. Im Altertum scheint diese Beschränkung nach den oben angeführten Quellen Gesetz gewesen zu sein; aber im Laufe der Zeit wurde sie nicht mehr aufrecht erhalten, und besonders nicht bei den Radschas, deren Witwen ja auch, wie schon gesagt, seit den Zeiten des späteren Mittelalters die den anderen Witwen gelassene Wahl nicht hatten, sondern unweigerlich dem Flammentode verfallen waren[1]). Mit den Radschas hat man oft nicht nur mehrere Frauen, sondern auch zahlreiche Konkubinen verbrannt. In Orissa wurden, wie Ward (II, 561) berichtet, wenn nach dem Tode eines Radscha dessen erste Gemahlin den Scheiterhaufen bestiegen hatte, die Konkubinen ergriffen und durch Schlagen, Fesseln und andere gewaltsame Mittel in das Flammenmeer befördert. Eine ähnliche, wenn auch freiwillige Massenverbrennung von Frauen folgte manchmal in Bengalen auf den Tod eines kulina-Brahmanen, d. h. eines Brahmanen von besonders vornehmer Abkunft. Das Wort kulina — oder, wie man jetzt sagt, kulin — hat einen recht üblen Beigeschmack; denn es haftet an ihm die Vorstellung der größten Schande, die das Brahmanentum in der neueren Zeit auf sich geladen hat. Die kulin-Brahmanen Bengalens nämlich betreiben das Heiraten gewerbsmäßig. Sie gehen die Ehe mit vierzig, fünfzig oder mehr Mädchen ein, namentlich mit Mädchen aus niederen Kasten, und lassen sich dafür anständig bezahlen. Ihre Leistung besteht darin, daß sie den Mädchen durch die Heirat den Rang einer vornehmen Frau verleihen und sie von Zeit zu Zeit in ihrem Elternhause, in dem sie wohnen bleiben, besuchen oder auch nicht besuchen. Für den Unterhalt seiner Frauen und deren etwaiger Kinder sorgt der kulin-Brahmane nicht. Bose (S. 230) hat ein lebendiges Bild von diesem Abschaum seiner Landsleute entworfen. Der kulin-Brahmane

[1]) Eine bemerkenswerte, ganz vereinzelte Ausnahme berichtet Dubois (S. 361) von der Witwe eines Fürsten von Gangoondy in Karnatal. Obwohl man keine Bemühungen sparte, es weder an Bitten noch an Drohungen fehlen ließ, war die Fürstin nicht zu bestimmen, sich dem altheiligen Brauche entsprechend zu opfern. Von Tag zu Tage wurden die Bestattungszeremonien verschoben, in der Hoffnung, daß die Witwe anderen Sinnes werden würde; aber vergeblich: sie blieb allen Vorstellungen gegenüber taub. Ein solcher Fall konnte sich auch wohl nur in Südindien ereignen, wo die Sitte nie eine annähernd so große Verbreitung gewonnen hat wie im Norden des Landes. Weitaus die meisten Witwen sind in den Gegenden am Ganges verbrannt worden.

ist der Typus eines unwissenden, verweichlichten Schlemmers, eines ehrlosen und geldgierigen Nichtstuers. Er kümmert sich weder um die Lebensweise seiner Frauen, die ungestraft sich dem Laster ergeben dürfen, noch um die Erziehung seiner zahlreichen Kinder. Er mag ein Verzeichnis seiner Frauen anlegen, auf seine Nachkommenschaft aber wird es nicht ausgedehnt. So weiß der kulin-Brahmane nicht, wie viele Söhne oder Töchter er hat; er erkennt sie nicht auf der Straße, weil er sie nur selten oder nie gesehen hat. Wenn er eins seiner Weiber in seinem eigenen Hause hält, so tut er das, um die Dienste einer Magd nicht zu entbehren. Braucht er Geld, so wendet er sich an denjenigen seiner Schwiegerväter, den er gerade glaubt schröpfen zu können. Wenn nun zu der Zeit als die Witwenverbrennung noch gestattet war, ein solcher Lump aus dem Leben schied, so pflegte ihm eine Anzahl seiner Frauen in das Jenseits zu folgen — man kann nur annehmen: um sich vor dem jammervollen Los der indischen Witwe im Diesseits zu retten, von dem ich in meinen „Indischen Reiseskizzen" (Berlin 1889, S. 120 ff.) gehandelt habe. Im Jahre 1799 starb in Bagnapura bei Nadiyâ in Bengalen ein kulin-Brahmane, namens Anantârâma, der mehr als hundert Frauen hatte. Zunächst wurden nur drei Frauen mit ihm zusammen verbrannt; aber man mußte das Feuer drei volle Tage in Brand erhalten, denn am zweiten und dritten Tage kamen nicht weniger als neunzehn weitere Frauen, um sich in die Flammen zu stürzen. Von diesen zweiundzwanzig Witwen, deren Lebensalter von sechzehn bis vierzig Jahren schwankte, hatten nur die drei ersten mit dem verstorbenen Brahmanen zusammengelebt, die anderen hatten ihren „Gatten" nur selten gesehen. Aus einer Familie hatte er vier Schwestern geheiratet, von denen zwei sich mit ihm verbrennen ließen (Ward, II S. 555).

Nur der Vollständigkeit halber will ich hier mitteilen, daß sich auch die zweite Art der Witwentötung, nämlich das Lebendigbegraben, in Indien aus den Zeiten der Wildheit bis in das 19. Jahrhundert hinein erhalten hat, wenn auch in sehr viel geringerem Umfang als die Witwenverbrennung. Dieser Gebrauch, der durch die Sitte, die Toten zu begraben, bedingt war, wurde nämlich von den sogenannten Yogîs geübt, einer Unterabteilung der Weberkaste[1]), die nicht mit den gleichnamigen Anhängern des Yoga-Systems zu verwechseln ist. Wenn die Yogî-Witwen mit ihren verstorbenen Männern zusammen begraben wurden, so vollzog sich nach Ward der gräßliche Akt auf folgende Weise. In die Grube, die womöglich am Gangesufer gegraben wurde, breitete man zuerst ein ungebrauchtes Tuch und legte den toten Körper darauf. Dann stieg die Witwe, die sich vorher gebadet, neue Kleider angezogen und die Füße hatte färben lassen, nach Vollziehung einiger Zeremonien hinein, setzte sich nieder und legte das Haupt des Toten auf ihren Schoß. Eine brennende Lampe wurde neben sie gestellt. Der leitende Priester, der in diesem Falle kein Brahmane war, saß am Rande des Grabes und nahm gewisse rituelle Handlungen vor, während die Freunde des Verstorbenen mehrere Male

[1]) Vgl. Ward, II, 561, 562, und J. Shakespear, „Dictionary Hindūstānī and English", 4th edition, unter dem Worte jogi 2).

um das offene Grab herumgingen und dazu sprachen: „Hari bol, Hari bol“, d. h. „rufe Hari (= Vischnu) an!“ Darauf warfen die Freunde Kleidungsstücke, Süßigkeiten, Sandelholz, Silbermünzen, Milch, Quark, zerlassene Butter und dergleichen in das Grab, — also die seit Urzeiten her üblichen Beigaben zur Befriedigung der Bedürfnisse des Toten. Auch hier war es der Sohn des Verstorbenen, dem es oblag, die entscheidende Handlung vorzunehmen oder einzuleiten, und zwar in diesem Falle dadurch, daß er nach den Gaben der Freunde ein neues Gewand nebst Blumen, Sandelholz u. s. w. in die Grube warf. Darauf wurde die Erde mit großer Sorgfalt hineingeschüttet, in der Weise, daß sie die Witwe nicht berührte. Sobald die Anhäufung aber ihre Schulterhöhe erreicht hatte, wurden mit einem Mal so schnell wie möglich die Erdmassen hineingestürzt und ein Hügel über dem Grabe gebildet, den man mit den Füßen festtrat, so daß der Tod der unglücklichen Witwe rasch erfolgen mußte. Darauf stellten die Anwesenden eine Lampe, Sandelholz, Reis, geronnene Milch u. s. w. auf das Grab und verließen es, nachdem sie dreimal um dasselbe herumgegangen waren.

Bei Thevenot (III, 169) und Sonnerat (I, 82) finde ich eine Abweichung von der Wardschen Darstellung. Nach Sonnerat wird nämlich der in der Grube sitzenden Witwe im entscheidenden Augenblick in einer Schale etwas gereicht, „das ohne Zweifel Gift ist; endlich dreht man ihr vollends den Hals um, und zwar mit einer bewunderungswürdigen Geschicklichkeit.“ Weshalb unter solchen Umständen noch Gift angewendet worden sein soll, ist unverständlich; eher könnte man an einen betäubenden Trank denken. Thevenot berichtet nur, daß die Brahmanen die Frauen strangulierten, sobald ihnen die Erde bis an den Hals kam. Es ist das gewiß ein lokaler Gebrauch gewesen, wie sich ja auch bei der Witwen*verbrennung* lokale Abweichungen von der herkömmlichen Praxis genug herausgebildet hatten. Wenn aber Tavernier (III, 166) berichtet, daß auf der Koromandelküste sich die Frau *gewöhnlich* mit ihrem Manne zusammen lebendig *begraben* ließ, so ist das gewiß ein Irrtum, eine Generalisierung des Brauchs, der bei den Yogîs geherrscht hat.

Doch ich will auf die Witwen*verbrennung* zurückkommen. Colebrooke sagt in seinem schon oben zitierten Aufsatz, der zuerst in den „Asiatic Researches“ vom Jahre 1795 veröffentlicht wurde, daß Beispiele der Witwenverbrennung zu jener Zeit nur noch selten gewesen seien, und appelliert an die Erinnerung aller, die damals in Indien gelebt haben. Mir will es scheinen, als ob diese Ansicht des hohen britischen Beamten etwas optimistisch gefärbt war; und in Kalkutta selbst, wo Colebrooke lebte, sind gewiß Fälle von Witwenverbrennung damals nicht mehr häufig vorgekommen. Wenn wir aber die Statistik bei Ward (II, 563) vergleichen, nach der im Jahre 1803 innerhalb dreißig (englischer) Meilen von Kalkutta nicht weniger als 438 und im folgenden Jahre in demselben Umkreis zwischen 200 und 300 Witwen lebendig verbrannt worden sind, wenn wir ferner bei Dubois (S. 360 Anm.) lesen, daß im Jahre 1817 in der Präsidentschaft Bengalen 706 Witwenverbrennungen konstatiert worden sind, so gewinnen wir doch eine andere Anschauung. Man sträubt sich, auf Grund dieser Mitteilungen die Zahl der Opfer abzuschätzen,

die noch im Anfange des 19. Jahrhunderts in dem ganzen großen Indien von der furchtbarsten aller Sitten gefordert wurden.

Schon den mohammedanischen Beherrschern des Landes war die Witwenverbrennung ein Greuel, und der Kaiser Dschahângîr (1605—27) hatte sie, wenn auch ohne nachhaltigen Erfolg, verboten. Aber in der Folgezeit ist sie doch dadurch etwas erschwert worden, daß die Erlaubnis für jeden einzelnen Fall von dem mohammedanischen Befehlshaber des betreffenden Ortes eingeholt werden mußte. Unter der englischen Herrschaft ist dann zu Anfang des 19. Jahrhunderts, als wunderbarerweise (von 1810 bis in die zwanziger Jahre hinein) eine beständige Zunahme der Witwenverbrennungen beobachtet wurde[1]), den Verwaltungsbeamten die Pflicht auferlegt worden, durch alle Mittel der Ermahnung und Überredung die unglücklichen Witwen von dem verhängnisvollen Schritt abzuhalten und ihn nur dann zu gestatten, wenn sie die Überzeugung von der völligen Freiwilligkeit des Entschlusses der Witwe gewonnen hatten. Aber auch dann wurde noch ein letzter Versuch gemacht, sie vor dem Betreten des Scheiterhaufens durch die Abmahnungen eines Polizeibeamten zur Umkehr zu bewegen, wie wir schon oben aus dem Bericht Boses erfahren haben.

Man wird bei uns geneigt sein, diese ersten Versuche der englischen Regierung zur Einschränkung des Übels für ganz ungenügend zu halten. Aber die Engländer befanden sich in einer mißlichen Lage, denn sie waren bei der Begründung ihrer Herrschaft in Indien die Verpflichtung eingegangen, Religion und Gebräuche ihrer neuen Untertanen unangetastet zu lassen; und dadurch waren ihnen auch mit Rücksicht auf die Sitte der Witwenverbrennung die Hände gebunden. Große Vorsicht bei Behandlung dieser Angelegenheit war also jedenfalls geboten. Da kam der englischen Regierung zu statten[2]), daß die Sache von einem Eingeborenen in die Hand genommen wurde. Der berühmteste Bengale, Râm Mohan Roy, der Begründer der unter dem Namen Brahmasamâdsch bekannten philanthropischen Sekte, veröffentlichte eine Broschüre, in der er die Witwenverbrennung als einen barbarischen Gebrauch hinstellte und ihre Abschaffung empfahl. Zwar fand Râm Mohan Roy zunächst sehr geringen Anklang bei seinen Landsleuten, fast alle einflußreichen Hindus bekämpften ihn leidenschaftlich unter den ärgsten Beschimpfungen und Drohungen; aber er ließ sich nicht einschüchtern und wirkte mit Geduld und Ausdauer für seine gute Sache weiter, bis er in dem Generalgouverneur Lord William Bentinck einen gleichgestimmten Mann fand, der nicht nur helfen wollte, sondern auch helfen konnte. In staatsmännischer Weisheit verhandelte Lord William Bentinck nicht nur lange mit Râm Mohan Roy, sondern auch mit der mächtigen Gegenpartei, zog Gutachten von Gelehrten ein über die Frage, wie der Brauch in den heiligen Schriften der Hindus begründet sei, und ließ so der öffentlichen Meinung Zeit, sich mit dem Gedanken der Abschaffung der Witwenverbrennung vertraut zu machen. Selbst Râm

[1]) Vgl. Dubois, S. 360, Anm. — R. Heber, „Narrative“ I, p. 71.

[2]) Vgl. zu dem folgenden S. C. Bose, „The Hindoos as they are“, p. 277 ff.

Mohan Roy hielt nur für zulässig, daß der Brauch in aller Stille durch Vergrößerung der Schwierigkeiten und durch indirekte Tätigkeit der Polizeigewalt unterdrückt werde; ein direktes Verbot mußte nach seiner Meinung ein tiefes Mißtrauen der eingeborenen Bevölkerung gegen die späteren Absichten der englischen Regierung erzeugen und die Befürchtung hervorrufen, daß damit vielleicht der erste Schritt zu gewaltsamer Einführung des Christentums gemacht werde. Aber Lord William Bentinck, dieser warmherzige und großdenkende Mann, erkannte, daß mit halben Maßregeln das Übel nicht zu heilen wäre. Nachdem er den entscheidenden Schritt genügend vorbereitet hatte, setzte er am 4. Dezember 1829 in dem gesetzgebenden Rat das Verbot der Witwenverbrennung für alle unter englischer Herrschaft stehenden Länder Indiens durch. Die Befürchtungen, die man im Hinblick auf ein solches Verbot vielfach gehegt hatte, gingen nicht in Erfüllung; die Ruhe des Landes wurde nicht gestört. In den vereinzelten Fällen, in denen Hindus das Verbot zu übertreten wagten, wurden die Beteiligten unter der Anklage des Mordes vor Gericht gestellt und abgeurteilt. Infolge dessen beschränkte sich das Vorkommen der Witwenverbrennung sehr bald auf die selbständigen Staaten Indiens. Da der größte Teil dieser damals noch unabhängigen Staaten dann allmählich britisches Territorium wurde, und da auch in den sogenannten selbständigen Staaten Indiens der englische Einfluß immer verstärkt wurde, so ist die Sitte der Witwenverbrennung schon seit längerer Zeit in Indien als ausgestorben zu betrachten. Es handelte sich um einen der letzten Fälle, als die Zeitungen im Jahre 1877 berichteten, daß sich drei Frauen mit der Leiche des Mahârâdscha Dschang Bahâdur in Nepal hatten verbrennen lassen.

Ein jeder, der über indische Verhältnisse ein Urteil hat, weiß, nach wie vielen Richtungen hin die englische Regierung dem Lande zum Segen gereicht hat. Hätte sie dort kein anderes Verdienst erworben als nur das eine, den furchtbaren Brauch der Witwenverbrennung abgestellt und damit Hunderttausenden von Witwen das Leben gerettet zu haben, so würde sie schon damit mehr zum Wohle des schwergeprüften Landes getan haben als irgend eine der früheren Regierungen.

Über die Bedeutung nationaler Seekabel.

Von
Dr. **Richard Hennig.**

Von Jahr zu Jahr wächst die Zahl der Publikationen, welche sich mit der Frage der „deutschen Seekabel" befassen, und in immer weitere Kreise dringt die Erkenntnis von der eminenten Wichtigkeit solcher nationaler Überseekabel in Krieg und Frieden, dringt das Bewußtsein unserer fast absoluten Abhängigkeit von England im Weltkabelverkehr. Da nun aber nahezu alle Veröffentlichungen dieser Art in Form von räumlich sehr beschränkten Aufsätzen erfolgen und in den verschiedensten Zeitungen und Zeitschriften zerstreut sind, so dürfte es nicht unangebracht sein, den Gegenstand wieder einmal in größerem Maßstabe zu behandeln, die sich rasch häufenden, einschlägigen Tatsachen und Vorschläge kritisch zu sichten, um so mehr, als die letzte eingehendere Untersuchung über unser Thema schon mehr als zwei Jahre zurückliegt[1]), und zwei Jahre viel zu bedeuten haben für eine Frage, die so häufig ihr Gesicht wechselt und so innig verquickt ist mit den beständig sich wandelnden politischen und wirtschaftlichen Beziehungen der Völker[2]).

I.

Seit dem Beginn des Burenkrieges kann eine neue Epoche für die richtige Schätzung nationaler Seekabel gerechnet werden. Was bis dahin in Deutschland nur wenige Eingeweihte wahrgenommen hatten, die Tatsache der nahezu völlig schrankenlosen, unbedingten Herrschaft Englands über den Hauptkabelverkehr der ganzen Erde, zeigte sich plötzlich in erschreckender Deutlichkeit den

---

[1]) Dr. Thomas Lenschau, Deutsche Kabellinien. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Königl. Hofbuchhandlung. 1900.

[2]) Während diese Arbeit sich schon im Druck befindet, ist ein neues Werk von Dr. Th. Lenschau über den Gegenstand erschienen: „Das Weltkabelnetz" nebst einer „Karte des Weltkabelnetzes" (Gebauer-Schwetschke Druckerei und Verlag m. b. H., Halle a. S.), das wir der Aufmerksamkeit unserer Leser als ein höchst instruktives zu empfehlen nicht unterlassen wollen.

weitesten Kreisen des Volkes, als das durch seine ersten kriegerischen Mißerfolge und durch die Burensympathien des ganzen Kontinents mißtrauisch gewordene England am 18. November 1899 plötzlich die Zensur über alle via Aden nach Süd- und Ostafrika gehenden Telegramme verhängte. Fortan durften nur noch solche Telegramme in Aden passieren, welche der englischen Regierung genehm waren; kodierte Depeschen wurden für überhaupt unzulässig erklärt, und selbst ganz indifferente Telegramme, die in fern vom Kriegsschauplatz gelegene Länder, z. B. nach Deutsch-Ostafrika oder Mozambique, gerichtet waren, wurden infolge der Zensur oft tagelang in Aden zurückgehalten, ehe man sie an ihren Bestimmungsort weiter beförderte. Dauerte auch dieser Zustand nicht allzu lange an, und ging man auch im weiteren Verlaufe des Krieges bald wieder zu weniger rigorosen Maßnahmen gegen neutrale Nationen über, so hatte doch der kurze Zeitraum genügt, um den anderen Völkern Europas ihre absolute Ohnmacht im Weltkabelverkehr vor Augen zu führen und sie ahnen zu lassen, daß sie in ihren überseeischen Telegraphenverbindungen fast überall auf Gnade und Ungnade dem Machtspruche der britischen Regierung preisgegeben waren.

Jetzt erst erkannte man die dominierende Stellung Englands im Weltverkehr, sein erdrückendes Übergewicht jenseits der Ozeane. Still und geräuschlos hatte sich das britische Volk mit genialem Scharfblick durch das immer engere Umspannen des Erdballs mit britischen Kabeln im Laufe von knapp vierthalb Jahrzehnten eine Position unter den Völkern der Erde geschaffen, die wir heute ganz offen als fast unangreifbar bezeichnen können. Man hatte bis dahin meist geglaubt, es seien lediglich pekuniäre Interessen im Spiel gewesen, als eine englische Kabelgesellschaft nach der anderen entstand und ein dichtes Spinnennetz von Kabeln an allen wichtigeren Teilen der Erde geschaffen wurde; dankbar hatte man jedes neue englische Kabel als einen Fortschritt des Verkehrs, als eine willkommene Erleichterung der überseeischen Handelsbeziehungen begrüßt, und nun erkannte man, daß die englische Weltherrschaft sich mit diesen nationalen Kabeln eine Waffe geschmiedet hatte, der kein anderes Volk Europas gewachsen war. Was diese Waffe im Falle eines europäischen *Krieges* für England zu bedeuten hat, das haben wir glücklicherweise noch nicht zu erproben Gelegenheit gehabt und können es nur ahnen; daß sie aber auch im *Frieden* bereits dem englischen Handel wie der englischen Politik einen kaum einzuholenden Vorsprung einräumt, das erkennt unter anderem mit besonderer Deutlichkeit ein Passus in dem Gesetzentwurf zur Schaffung eigener, nationaler Kabel an, welcher im November 1900 der französischen Deputiertenkammer zuging; da heißt es in der Begründung resigniert:

„England verdankt seinen Einfluß in der Welt vielleicht mehr seinen Kabelverbindungen als seiner Marine. Es beherrscht die Nachrichten und macht sie seiner Politik und seinen Geschäften in wunderbarer Weise dienstbar. Von allen Punkten der Erde kommen die Depeschen in London an, und sie reden nur von dem englischen Handel, der englischen Industrie und der englischen Politik ... Die Kabel haben kräftig dazu beigetragen, die Handelsgeschäfte Englands zu entwickeln, der Geschäftsmann in fremden Landen kennt nur den Kurs von London; Paris, Rouen, Roubaix, Lyon, Marseille, Antwerpen, Amsterdam, Hamburg sind ihm unbekannt."

Bedarf es noch des Hinweises, daß wir Bewohner des europäischen Kontinents auch alle sonstigen, wichtigen Ereignisse jenseits der Meere zunächst fast immer nur in englischer Beleuchtung erfahren und daß ebenso die Völker da draußen alle Vorgänge in der alten und neuen Welt zunächst nur so zu sehen bekommen, wie die Engländer sie ihnen zeigen? Frankreich kann davon erzählen, wie 1885 gelegentlich der Expedition in Tonkin und 1893 zur Zeit des Konfliktes in Siam seine wichtigsten und dringendsten Regierungsdepeschen in London schon publiziert waren, bevor sie auch nur ihren Bestimmungsort erreicht hatten; es kann erzählen, wie nach dem plötzlichen Tode des letzten Kaisers von Marokko, Mulei Hassan, (6. Juni 1894), die Nachricht von diesem Ereignis einen ganzen Tag lang in den englischen Telegraphenämtern liegen blieb, so daß die englische Regierung ihre Maßnahmen treffen konnte, bevor irgend eine andere Macht, vor allem das zumeist interessierte Frankreich, etwas von dem Geschehenen erfuhr! Was für Perspektiven eröffnen sich da den europäischen Kontinentalstaaten erst im Falle eines ernsteren Konfliktes mit England!

Mit verhältnismäßig minimalen Mühen und Kosten hat sich die englische Regierung diese ihre weltbeherrschende Stellung im Kabelverkehr gesichert. Wie schon gesagt, sind die englischen Kabellinien, von einem geringen Bruchteil abgesehen, fast durchweg in privaten Händen und nicht in staatlichem Besitz. Aber durch weitherzige Konzessionen und genial erdachte Kontrakte hat sich die englische Regierung aus diesen Privatunternehmungen Vorteile gesichert, welche in allen wichtigen Fällen einem vollen Verfügungsrecht gleichkommen, ohne daß dadurch die pekuniären Interessen der Kabelgesellschaften nennenswert beeinträchtigt würden. Die Mühen und Kosten der Verlegung und des Betriebes haben private Unternehmer gehabt — sie genießen dafür die fast überall recht lohnenden Einkünfte aus dem Telegraphenbetrieb und erfreuen sich in den wenigen Fällen, wo es not tut, hinreichender Geldzuschüsse seitens der britischen Regierung. Diese hingegen erhält dafür in jedem Einzelfall auf Verlangen das Recht, daß ihre Depeschen mit Vorrang vor allen anderen befördert werden, sie hat ferner durchweg nur die Hälfte der sonst üblichen Telegrammgebühren zu zahlen, und im Kriegsfalle hat sie auf Verlangen gar das Recht, die Kabel durch ihre eigenen Angestellten bedienen zu lassen, nach Gutdünken auf unbestimmte Zeit lediglich für ihre eigenen Depeschen zu benutzen und für jeden anderen Verkehr zu sperren — sie hat von diesem Recht im Januar 1896, nach der Krügersdorper Schlacht, eine volle Woche lang für alle nach Südafrika führenden Kabel Gebrauch gemacht.

Zu diesen Abmachungen, bei denen Privatunternehmer und Regierung gleich gut fahren, gesellen sich in neuerer Zeit noch andere, welche das englische Kabelprivileg für die britische Regierung noch wertvoller und für andere Völker noch fühlbarer machen. Seit einer längeren Reihe von Jahren darf nämlich die Anlage von Kabelzwischenstationen, welche für jede längere Kabelstrecke erforderlich sind, um die Depeschen von der vorhergehenden Station zu empfangen und an die nächstfolgende weiter zu geben, ausschließlich *nur noch auf englischem Gebiete* stattfinden, damit keine andere Macht die

Möglichkeit besitzt, den englischen Depeschenverkehr irgendwie zu kontrollieren, zu stören oder gar zu hindern. Diese Vorsichtsmaßregel ist auch bei der eben vollendeten Auslegung des großen transpacifischen Kabels, von dem weiter unten noch die Rede sein wird, beobachtet worden. Ebenso ließ man z. B. auch ein 11 093 km langes, neues, englisches Kabel, das den Indischen Ozean in seiner ganzen Ausdehnung durchquert, nur britischen Besitz berühren, indem man es von Durban in Natal über Mauritius zu den Kokos- (Keelings-)Inseln führte, von wo ein Zweig nach dem südlichen Australien (Perth und Adelaide) läuft, während ein anderer, der bisher noch nicht zur Verlegung gelangt ist, Point de Galle auf Ceylon und somit Indien erreichen wird. Auch die Beamten, welche von den Kabelgesellschaften zur Bedienung der Kabel und zur Beförderung der Depeschen angestellt werden, müssen seit längerer Zeit ausschließlich Engländer sein. Für Erfüllung all dieser Bedingungen, welche im Ernstfall einem unumschränkten Verfügungsrecht über die Kabel in ihrer ganzen Ausdehnung gleichkommen, zahlt die britische Regierung an die verschiedenen Kabelgesellschaften alljährlich eine Subvention von insgesamt circa 250 000 Pfund Sterling, eine Summe, welche im Verhältnis zu dem unschätzbaren Vorteil und Wert der genannten Bedingungen geradezu verschwindend klein genannt werden darf.

Man muß mit Bewunderung jetzt anerkennen, daß die Kabelpolitik Englands der großartigste Erfolg ist, den englischer Unternehmungsgeist und englische Intelligenz je errungen haben. Man könnte nun meinen, was wir Deutschen und die anderen Völker Europas bisher verabsäumt haben, die Schaffung eines großen Netzes von nationalen Kabeln, müßten wir doch in wenigen Jahrzehnten nachholen können, und man wird vielleicht hier und da sogar glauben, daß die in den letzten Jahren bereits verlegten, großen deutschen Seekabel die ersten Schritte darstellen, um den Vorsprung Englands einzuholen. Wie trügerisch aber eine derartige Hoffnung ist, für Deutschland sowohl wie auch für Frankreich und alle anderen europäischen Staaten, das wird aus den weiteren Ausführungen mit nur allzu großer Deutlichkeit hervorgehen.

II.

Die einzige Großmacht, welche in ihren überseeischen Kabelverbindungen einigermaßen von England unabhängig ist und hoffen darf, seiner Vorherrschaft in absehbarer Zeit die Spitze bieten zu können, sind die Vereinigten Staaten von Amerika, deren Kabel freilich ohne Ausnahme privaten Unternehmern gehören. Kürzere Kabel, welche im Besitz von amerikanischen Gesellschaften sind, erstrecken sich in großer Anzahl um fast ganz Amerika herum. Im Kabelverkehr mit allen amerikanischen Ländern sind die Vereinigten Staaten daher völlig selbständig. Auch der Verkehr mit der alten Welt kann unabhängig bleiben, selbst wenn die Vereinigten Staaten in Krieg mit England geraten. Zwar die transatlantischen Kabel, so weit sie den Vereinigten Staaten (bezw. den betreffenden Gesellschaften) gehören, enden ausnahmslos in England oder berühren doch, wie das Kabel New York-Havre, in Valentia (Irland) britischen Boden, so daß ihre Benutzung der englischen

Kontrolle unterliegen kann; aber neben den amerikanischen und englischen Kabeln durchqueren den Atlantischen Ozean noch zwei französische and ein deutsches, bald sogar zwei deutsche Kabel, welche nirgends britischen Besitz anlaufen und somit der englischen Kontrolle entzogen sind. In Kriegszeiten freilich würde die Existenz der bisher verlegten unabhängigen Kabel den Vereinigten Staaten voraussichtlich nicht viel nützen, da England die Lage jener Kabel genau kennt und daher weiß, wo es sie finden kann, um sie, wenn es seine Politik erfordert, zu zerstören. Aber die Union kann diesen Eventualitäten mit Ruhe entgegensehen, denn wenn auch gegenwärtig für sie eine telegraphische Verbindung mit Europa nur auf dem direkten Wege über New York zu erzielen ist, so wird sie doch in absehbarer Zeit auch noch auf eine andere, freilich etwas umständlichere Weise mit Europa in telegraphischen Konnex treten können. Es ist nämlich beschlossene Sache, den Stillen Ozean mit einem national-amerikanischen Kabel zu durchqueren, das, nach englischem Muster, ausschließlich amerikanischen Boden berühren soll. Schon 1894 entstand die Idee zu diesem Plan auf der Konferenz zu Ottawa, aber erst seitdem die Vereinigten Staaten unter die Kolonialmächte gegangen sind und den Spaniern die Philippinen abgenommen haben, machte sich das Bedürfnis nach einer unabhängigen Kabelverbindung mit diesem neuerworbenen Gebiete, das bisher nur auf dem großen Umwege New York-London-Hongkong-Manila telegraphisch zu erreichen ist, allenthalben aufs dringendste fühlbar. Präsident Mac Kinley bezeichnete noch am 5. September 1901, am Tage, bevor er der Pistole des Anarchisten Czolgosz zum Opfer fiel, auf der panamerikanischen Ausstellung in Buffalo in seiner gewaltigen Rede über die künftigen Aufgaben der Union die Verlegung des amerikanischen pacifischen Kabels als eine unaufschiebbare nationale Ehrensache. Inzwischen sind auch die Vorarbeiten zu dem großen Werke schon beendet worden, und das geplante Kabel San Franzisko-Manila wird voraussichtlich bis zum 1. Juni 1903 fertig verlegt sein.

Die Engländer sind aber den Amerikanern mit der Kabeldurchquerung des Stillen Ozeans seither wieder zuvorgekommen und haben bereits im Sommer 1902 mit einem Kostenaufwand von rund 2 Millionen Pfund Sterling ein 14 516 km langes, national-englisches Kabel von Vancouvers-Island (Kanada) über Fanning-Island und die englische Fidschiinsel Suwa nach der englischen Norfolkinsel (südöstlich von Neucaledonien) verlegt, von wo eine Gabelung einerseits die Verbindung mit Southport in Queensland, andererseits mit der Doubtleß-Bai in Neuseeland herbeiführt. Am 31. Oktober 1902 ist das große Werk zum glücklichen Ende geführt worden; seit diesem Tage ist somit der ganze Erdball von Telegraphenlinien umgürtet, so daß man jetzt von London bis London rund um die Erde telegraphieren kann — und zwar ausschließlich auf englischen Linien. — Der Wert des geplanten amerikanischen transpacifischen Kabels ist jedoch dadurch nicht beeinträchtigt worden, gerade weil der streng nationale Zug dieses Unternehmens gewahrt bleibt.

Somit wird denn der bisher in Bezug auf Kabelverbindungen jungfräuliche Boden des größten Meeres der Erde in kurzem gleich zwei Telegraphenlinien zwischen den begrenzenden Kontinenten aufzuweisen haben, und der schon

vor mehr als dreißig Jahren geäußerte Plan des Cyrus W. Field, im Stillen Ozean ein Seitenstück zu schaffen zu dem durch seine Bemühungen entstandenen ersten transatlantischen Kabel, wird alsdann gleich eine doppelte Verwirklichung finden.

Das Pacific-Kabel der nordamerikanischen Union wird in vier Sektionen verlegt werden. Bei derartig langen Strecken ist nämlich eine Teilung des Kabels und die Anlegung von Zwischenstationen eine unbedingte Notwendigkeit, weil bei allzu langen Kabeln die Größe der Ladungskapazität eine zu beträchtliche wird, worunter die Schnelligkeit und Deutlichkeit der telegraphischen Zeichengebung erheblich leiden würden, unter Umständen bis zur Unverständlichkeit. Von San Franzisko hat man daher das Kabel bereits bis nach Honolulu (2089 Seemeilen) geführt, von wo es später über die amerikanischen Besitzungen Wake-Island (2040 Seemeilen) und Guam (1290 Seemeilen) nach der Dingalabai auf Luzon (1520 Seemeilen) verlaufen wird. Das Kabel wird — dem Vorgehen der Engländer entsprechend — in den Vereinigten Staaten angefertigt, von eigens hierzu erbauten Schiffen der Union verlegt, von Amerikanern bedient werden; sein Betrieb ist also der englischen Machtsphäre vollkommen entzogen, und seine Lage bleibt der britischen Regierung absolut unbekannt und unzugänglich, um so mehr, als die Tiefen des Stillen Ozeans ganz besonders große sind[1]). Eine durchaus unabhängige Kabelverbindung mit dem Kolonialbesitz der Philippinen ist also den Vereinigten Staaten damit gewährleistet. Die Fortführung des Kabels durch Luftleitung nach Manila und von dort bis an den asiatischen Kontinent ist dann eine Kleinigkeit und würde unter gewöhnlichen Umständen schon durch die bereits bestehende, englische Kabelverbindung Hongkong-Manila in befriedigender Weise erzielt sein. Da aber die Union Wert darauf legt, daß sie auch mit dem asiatischen Kontinent und in weiterer Folge mit Europa auf diesem Wege eine von englischer Kontrolle völlig freie telegraphische Verbindung erhält, so hat sie gleichzeitig die Verlegung eines weiteren amerikanischen Kabels auf der relativ kurzen Strecke (630 Seemeilen) zwischen Manila und der Formosa gegenüber gelegenen chinesischen Hafenstadt Amoy geplant. Bis Amoy herab erstrecken sich nämlich die der russischen Sphäre angehörenden Kabel der Großen Nordischen Telegraphengesellschaft („Store Nordiske Telegraf Selskab"), welche Wladiwostok mit den wichtigsten Orten Chinas und Japans verbinden. Durch diese vorwiegend unter russischem und dänischem Einfluß stehenden Kabel eröffnet sich den Vereinigten Staaten die Möglichkeit, im Notfall auch auf anderem Wege als durch den Atlantischen Ozean eine von britischer Kontrolle freie telegraphische Verbindung mit Europa aufrecht zu erhalten, nämlich auf

[1]) Es ist vorgeschrieben, das Kabel möglichst nicht in größeren Tiefen als 18 000 Fuß, jedenfalls aber nicht in größeren als 20 000 Fuß zu verlegen. — Es sei bemerkt, daß man bei den Auslotungen des amerikanischen Kabelweges zwischen Midway Island und Guam die größte bisher bekannte Meerestiefe aufgefunden hat, die 31 614 Fuß (9636 m) betragende „Nero-Tiefe", die vom Kabel natürlich umgangen werden wird. — Zur Auslotung des Weges für das britische Kabel hat man nicht weniger als 699 Messungen der Meerestiefe vornehmen müssen, für das amerikanische allein auf der schwierigen Strecke Honolulu-Guam 853 Lotungen.

dem Umweg San Franzisko-Manila-Amoy-Wladiwostok-Europa, denn von Wladiwostok aus geht die große transsibirische Landlinie der Nordischen Telegraphengesellschaft, welche den Verkehr Ostasiens mit Europa unter Umgehung der englischen Seekabel und chinesischen Landlinien zu vermitteln vermag.

Nach Verlegung ihres transpacifischen Kabels, das einen Kostenaufwand von etwa 34 Millionen Mark erfordern wird, werden also die Vereinigten Staaten sich von dem englischen Kabelmonopol völlig befreit haben, das sich für sie schon jetzt erheblich weniger schmerzlich fühlbar macht als für die Kulturvölker des alten Kontinents. Unter diesen kommen Frankreich und Deutschland hier weitaus in erster Linie in Betracht.

III.

Frankreich ist nächst England und den Vereinigten Staaten dasjenige Land, das die meisten Seekabel besitzt.

So ist es zunächst mit seinen algerischen Besitzungen (mit Oran, Algier und Bizerta), sowie mit Korsika durch eine Reihe eigener kürzerer Kabel verbunden, ebenso mit seinen Kolonien in Mittel- und Südamerika (via New York-Haiti), sowie mit seinen bei Neufundland gelegenen Inseln St. Pierre und Miquelon. Ferner besaß es schon vor dem Burenkrieg eigene Kabel von Mozambique nach Majunga (auf Madagaskar), von St. Louis (Frz.-Sudan) nach Teneriffa, in Annam zwischen den Städten Haiphong-Hué-Saigon und endlich von Ouaco in Neu-Caledonien nach Bunderberg bei Brisbane in Queensland.

Die ganzen letztgenannten Kabel haben natürlich bisher nur in Verbindung mit den jeweiligen, großen englischen Kabeln, welche ihren Anschluß ans Mutterland vermitteln, irgend welche Bedeutung. Für Telegramme, die mit den Interessen der britischen Regierung kollidieren oder dessen verdächtig erscheinen, kommen sie daher nicht in Betracht. Aber auch die sämtlichen anderen genannten Kabel, welche vom französischen Mutterlande direkt ausgehen und dem britischen Einfluß völlig entrückt scheinen könnten, würden im Fall eines Kriegs mit England nur so lange funktionieren, wie es der englischen Regierung gefällt. Denn da Frankreich bisher, ebenso wie Deutschland, keine eigenen Kabeldampfer besitzt, welche so große Kabel aufnehmen und verlegen könnten, sind die sämtlichen französischen Kabel, im Atlantischen Ozean wie im Mittelmeer, seinerzeit von englischen Kabeldampfern verlegt, zum Teil auch von englischen Kabelfirmen, nicht von französischen, fabriziert worden. Das mag im ersten Augenblick bedeutungslos erscheinen; man muß aber bedenken, daß derjenige, der ein Kabel verlegt, auch die genauesten Aufzeichnungen über seine Lage besitzen wird: somit ist es wahrscheinlich, daß man in England über die Lage der französischen Kabel genauer orientiert ist als in Frankreich selbst. Unter solchen Umständen aber würde es für die englischen Kriegsschiffe keine allzu schwere Aufgabe sein, die französischen Kabel auf dem Meeresgrunde aufzufischen, zu heben und zu zerschneiden. Nach dem internationalen Pariser Vertrage vom 14. März 1884 sind nämlich im Kriege die Kabel nicht neutral, die Zerstörung der dem Feinde nützlichen Kabel ist ausdrücklich gestattet, und die Vereinigten Staaten haben auch 1898 im spanischen

Kriege für die nach Kuba führenden Kabel von dieser Erlaubnis teilweisen Gebrauch gemacht. Frankreich wäre somit, wenn es die englische Regierung will, trotz seiner ziemlich zahlreichen Seekabel bald nach dem Ausbruch eines Krieges mit England aller seiner telegraphischen Verbindungen nach überseeischen Ländern beraubt, ohne irgendwie im stande zu sein, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, da die Lage der englischen Kabel ihm ein Geheimnis ist — und selbst wenn es ihm gelingen sollte, hier oder da ein englisches Kabel zu finden und zu zerstören, so würde es mit großer Mühe nichts erreichen, denn der englischen Kabel sind zu viele, und jede etwa unterbrochene Verbindung kann von England auf anderem Wege sofort wieder angeknüpft werden.

Als man sich in Frankreich durch die während des Burenkrieges gemachten Erfahrungen dieser großen Gefahr in weiteren Kreisen bewußt wurde, sann man sofort auf energische Abhilfe. Mit echt französischem Ungestüm schlug man nun aber sogleich ins andere Extrem über und wollte sämtliche wichtigen, französischen Kolonien durch eigene, national-französische Kabel mit dem Mutterlande verbinden, ohne Rücksicht darauf, ob für derartige Linien auch im Frieden ein Bedürfnis vorliege und ob man mit einer Rentierung so großer Anlagen rechnen könnte. Man wollte mit einem Kostenaufwand von insgesamt rund 130 Millionen Frank zunächst eine unabhängige Verbindung mit St. Louis im französischen Sudan, weiter von dort nach Libreville im französischen Kongogebiet herstellen, um alsdann von dort in weitem Bogen ein Kabel ums Kap der guten Hoffnung herum bis zum Fort Dauphin auf Madagaskar zu führen, das in Tamatave eine Fortsetzung über die Insel La Réunion bis an die indochinesische Küste finden sollte! Der von der französischen Deputiertenkammer gegen Ende 1900 schließlich angenommene Gesetzentwurf begnügte sich mit weniger großartigen Plänen und beantragte nur die Herstellung folgender Seekabellinien:

1. Oran-Tanger-Teneriffa-St. Louis,
2. zwischen dem Golf von Benin und Frz.-Kongo,
3. Tamatave-La Réunion,
4. zwischen Hué und einem zunächst noch unbestimmt gelassenen Punkte Chinas.

Mit dem ersten Kabel, von dem die Strecke Oran-Tanger inzwischen verlegt worden ist, würde der französische Depeschenverkehr mit dem Sudan von den spanischen Kabeln unabhängig werden; das zweite und dritte Kabel könnte jedoch von Frankreich aus zunächst wieder nur über englische Linien benutzt werden und hätte daher vorerst noch keine politisch-militärische Bedeutung haben können; das vierte Kabel endlich sollte den Anschluß an die oben erwähnten Kabel der Nordischen Telegraphengesellschaft herstellen und ist gleichfalls seither verlegt worden. Da als Landungspunkt dieses Kabels das im englischen Besitz befindliche Hongkong, das am bequemsten zu erreichen war, natürlich nicht in Betracht kommen durfte, weil man ja gerade von England loskommen wollte, so schaffte man dem Mutterlande mit der Fortführung des Kabels bis nach Amoy, dem Ausgangspunkt der Kabel der „Großen Nordischen Telegraphengesellschaft", eine zwar nicht national-französische, aber doch

von England unabhängige telegraphische Verbindung mit Indo-China (Paris-Wladiwostok-Amoy-Hué).

Nachdem der Gesetzentwurf angenommen war, folgte auf die große Erregung des impulsiven französischen Nationalcharakters die übliche Ernüchterung. Die kleinen Kabelstrecken Tanger-Oran und Hué-Amoy sind zwar, wie gesagt, verlegt worden, aber lange Zeit schien es so, als ob von den ganzen großen Plänen des national-französischen, von England unabhängigen Welt-Kabelnetzes nichts weiter übrig bleiben sollte als dieses doch immerhin etwas kümmerliche Resultat, und die „Times" spotteten:

„Von Zeit zu Zeit erscheinen in den französischen Zeitungen lange und interessante, zuweilen sensationelle Artikel über unterseeische Kabel. Etwa zehn Tage lang weist dann die ganze Pariser Presse auf die Notwendigkeit hin, ein überseeisches Kabelnetz zu schaffen, das keiner ausländischen Kontrolle untersteht. Dann verschwindet die Erregung ebenso schnell wie sie gekommen ist, und die Aufmerksamkeit wird wieder durch irgend eine pikantere und pariserische Neuigkeit in Anspruch genommen."

Wenn aber auch das große Publikum in Paris und die Pariser Presse die so eminent wichtige Frage der nationalen Kabel sehr bald wieder aus den Augen verloren, so hat sich die französische Regierung doch weiterhin mit den angeregten Plänen befaßt und sie auf ihre Durchführbarkeit und Güte eingehend geprüft. Nach reiflicher Überlegung hat man neuerdings den von der Deputiertenkammer bereits angenommenen, oben erwähnten Beschluß teilweise wieder fallen lassen und ist zu einem noch anderen übergegangen. Im September 1902 veröffentlichte dann die französische Regierung den definitiven Plan und schrieb eine Submission aus auf folgende drei Kabellinien:

Brest-Dakar (Senegambien), 2415 Seemeilen lang,
Saigon (Annam) -Pontianak (Borneo), 800 Seemeilen lang,
Tamatave-Réunion-St. Maurice, 610 Seemeilen lang.

Die letztere Linie wird zunächst noch nicht zur Ausführung gelangen, die zweite soll hauptsächlich in späterer Zeit einen Anschluß an geplante deutsch-holländische Kabel in Hinterindien vermitteln und durch diese sich an das amerikanische Pacific-Kabel anschließen, ohne dabei englische Linien zu berühren. Weitaus die wichtigste von den genannten drei Kabellinien ist jedoch die erste, die direkte Verbindung des Mutterlandes mit Senegambien. Wenngleich die Kosten des Kabels Brest-Dakar erheblich größer sein werden, als sie der ursprüngliche Plan des Kabels Marseille-Oran-Tanger-Teneriffa-St. Louis verursacht haben würde, so ist doch dieser Entschluß der französischen Regierung als ganz besonders wertvoll zu begrüßen, denn das Kabel Brest-Dakar kann mit in allererster Linie berufen sein, Frankreich und vielleicht auch bis zu einem gewissen Grade Deutschland von der englischen Kabelherrschaft zu einem großen Teil zu befreien.

Dieses Kabel, dessen Vergebung an eine französische Gesellschaft, die „Société Industrielle des Téléphones", am 10. November 1902 erfolgt ist und dessen Herstellung circa 16½ Mill. Frank kostet, würde fast überall in sehr große Meerestiefen kommen, so daß seine Auffindung und Zerstörung durch feindliche Kriegsschiffe, die seine Lage nicht kennen, äußerst schwierig, ja nahezu unmöglich sein wird. Der ursprüngliche Plan, St. Louis über Teneriffa, Tanger

und Oran mit Marseille zu verbinden, würde zwar nur einen Kostenaufwand von 5—6 Mill. Frank verursacht haben, wäre aber strategisch völlig wertlos gewesen, da das Kabel notwendigerweise in unmittelbarer Nähe des britischen Gibraltar auf sehr wenig tiefem Meeresboden hätte vorbeiführen müssen, wo seine Auffischung durch englische Kriegsschiffe ein leichtes gewesen wäre. Wenn nun vielleicht noch später ein national-französisches Kabel von Dakar einerseits nach Französisch-Kongo, andererseits nach den südamerikanischen Kolonien oder nach einem Ort, der mit diesen schon durch französische Kabel verbunden ist, verlegt wird und damit der Ring französischer Kabel Brest-New York-Cayenne-Dakar geschlossen ist, so dürfte Frankreich selbst im Fall eines Krieges mit England, zumal da ja auch die Verbindung mit Indochina durch die transsibirische Landlinie und die ostasiatischen Kabel als gesichert gelten darf, einen telegraphischen Konnex mit den für Frankreich wichtigsten Teilen des nichteuropäischen Auslandes aufrecht erhalten können.

IV.

Und wie sieht es nun mit den nationalen Kabeln bei uns in Deutschland aus? Was ist geschehen und geschieht noch, um unsere nationalen Interessen, deren Schwerpunkt sich von Jahr zu Jahr mehr aufs Meer und über die Meere hinaus verlegt, gegen alle Eventualitäten zu sichern?

— Das erste deutsche (preußische) Seekabel hatte eine Länge von nur 280 m und diente zur Verbindung von Stralsund mit dem Dänholm; es wurde als dreiadriges Kabel im Jahre 1854 verlegt, nur drei Jahre nach dem überhaupt ersten, bis heut dauernd tätig gebliebenen Seekabel Dover-Calais, das am 28. September 1851 verlegt und seit dem 13. November 1851 in öffentlichem Betrieb ist. Erst 1864 wurde das erste deutsche Kabel bis nach Drigge auf Rügen verlängert. Auch so wies es noch eine außerordentlich bescheidene Länge auf (1,45 km); aber 1865 erhielt es von Arcona aus, das mit Drigge durch Telegraphenlandlinien verbunden war, eine weitere, ansehnlichere Fortsetzung bis nach Trelleborg in Schweden. Dies Seekabel Arcona-Trelleborg hatte eine Länge von 82,86 km, die ganze Linie von Stralsund bis Trelleborg eine Länge von 121 km. Bis 1896 aber blieb doch noch die Verlegung deutscher Seekabel in sehr bescheidenen Grenzen und beschränkte sich auf eine größere Anzahl von telegraphischen Verbindungen in der Ost- und Nordsee (seit 1858) und den angrenzenden Meeresengen sowie im Bodensee (bayrisch-schweizerisches Kabel zwischen Romanshorn und Nonnenhorn schon 1863 verlegt). Im Jahre 1871 wurde von einer Privatgesellschaft, der „Vereinigten deutschen Telegraphen-Gesellschaft", die erste deutsche Kabelverbindung mit England hergestellt (Emden-Borkum-Lowestoft, 420,82 km lang), 1882 eine weitere mit Irland (Emden-Valentia), um einen direkten Anschluß an die transatlantischen Kabel zu gewinnen, deren Ausgangspunkt Valentia ist. Dieses letztere Kabel, das seit dem 31. August 1900 nicht mehr in Betrieb ist, und das, wie alle Kabel zwischen England und Deutschland, beiden Nationen zur Hälfte gehörte, blieb lange Zeit, bis 1896, das längste deutsche Kabel (1584,63 km). In diesem Jahre wurde als erster Teil eines schon seit dem Ende der achtziger

Jahre geplanten, transatlantischen, deutschen Kabels von der „Deutschen See-telegraphen-Gesellschaft“ ein 2060,27 km langes Kabel zwischen Emden und Vigo an der spanisch-portugiesischen Grenze verlegt, das am 1. Januar 1897 dem Verkehr übergeben wurde. Damit wurde ein direkter Anschluß an die von Vigo und Lissabon auslaufenden großen englischen Kabellinien nach Afrika, Südamerika, Australien und Ostasien erreicht und das bis dahin notwendige, sehr lästige und viele Fehler verursachende Umtelegraphieren in Spanien und Frankreich vermieden.

Die Durchführung des Projektes, ein deutsches Kabel nach New York zu verlegen, war mit mannigfachen, sehr großen Schwierigkeiten verknüpft. An eine direkte, ununterbrochene Verbindung zwischen Emden und New York konnte man wegen der allzu großen Entfernung nicht denken, weil, wie oben erwähnt, bei dem jetzt üblichen Betrieb die Länge der Kabel aus technischen Rücksichten eine gewisse Grenze nicht überschreiten darf. Da für die bisher üblichen Kabeldimensionen das 1902 verlegte, längste, in einer Strecke vorhandene (englische) Kabel Vancouvers—Island-Fanning—Island mit einer ununterbrochenen Länge von 3561 engl. Meilen (6595 km) bereits nahezu die äußerste Grenze darstellt, so war es ohne weiteres klar, daß man für die noch erheblich längere Strecke Emden-New York eine Zwischenstation unbedingt vorsehen mußte. Auf englischem Boden aber durfte diese Station nicht angelegt werden, da sonst der Wert der eigenen Kabelverbindung mit Nordamerika von vornherein illusorisch wurde. So mußte man denn die Azoren für die Zwischenstation ins Auge fassen. Die Azoren sind ja nun zwar portugiesisches, also für deutsche Interessen indifferentes Gebiet, aber trotzdem waren die Schwierigkeiten mit der Wahl dieser Inselgruppe noch nicht beseitigt, denn das ausschließliche Landungsrecht für Seekabel hatten sich hier, wie an fast allen wichtigsten Kabelstützpunkten der Erde, englische Unternehmer seit langem durch Vertrag gesichert, schon zu einer Zeit, als noch kein anderes Volk die Bedeutung derartiger Konzessionen zu würdigen vermochte. Somit schien durch englische Klugheit allen Konkurrenzbestrebungen von vornherein ein unlösbarer Riegel vorgeschoben. Es kam weiter hinzu, daß der Anschluß an die Landtelegraphenkabel der Vereinigten Staaten, ohne den die Benutzung des deutsch-amerikanischen Kabels ein Nonsens gewesen wäre, versagt werden sollte; außerdem ließ ein mit der britischen „Anglo-American Telegraph Company“ bestehender Vertrag, wonach bis zum Jahre 1900 sämtliche aus Deutschland kommenden Depeschen ausschließlich auf den transatlantischen Kabeln dieser Gesellschaft befördert werden durften, alle Bestrebungen Deutschlands, im Kabelverkehr mit Amerika unabhängig von England zu werden, lange Zeit hindurch ohnehin als verfrüht erscheinen.

Daß unsere deutsche Regierung, einer so verzweifelten Lage der Dinge gegenüber, es schließlich, allen Treibereien der „Anglo-American Telegraph Company“ zum Trotz, doch noch verstanden hat, ein deutsches transatlantisches Kabel zu verlegen, das Englands Kontrolle entzogen ist, macht ihrem diplomatischen Geschick, ihrer Energie und Umsicht alle Ehre. Freilich waren die Bedingungen, unter denen schließlich die erforderlichen Konzessionen erreicht wurden, zum Teil

noch beschämend genug. Das Landungsrecht des Kabels auf den Azoren wurde von der Besitzerin, der „Telegraph Construction and Maintenance Company“ nur unter der Bedingung abgetreten, daß das zu verlegende deutsche Kabel von ihr, der britischen Firma, in ihrer Fabrik zu Glasgow angefertigt und ausgelegt würde. Was aber die Kenntnis der Lage eines Kabels im Falle eines Krieges für den feindlichen Staat bedeutet, wurde schon weiter oben erläutert — und praktisch läuft es auf dasselbe hinaus, ob eine englische Privatgesellschaft oder die englische Regierung in den Besitz so wertvoller Kenntnisse gesetzt worden ist. Das deutsche transatlantische Kabel, das auf portugiesischem Boden die erforderliche Zwischenstation gefunden hat, erfüllt somit seinen Zweck, uns von der englischen Bevormundung zu befreien, nur in Friedenszeiten; für den Fall kriegerischer Verwicklungen mit England wird sein Wert illusorisch.

Die schließliche Ausführung des atlantischen Kabelprojektes ist übrigens von dem ursprünglichen Entwurf abgewichen. Wie gesagt, sollte das Kabel Emden-Vigo ursprünglich den ersten Teil des Kabels Emden-New York darstellen, welches dann zwei Zwischenstationen gehabt hätte, auf den Azoren und in Vigo. Als aber der mit der „Anglo-American Telegraph Company“ bestehende Vertrag zu Ende ging und man für das Jahr 1900 die Verlegung des deutsch-amerikanischen Kabels endlich ins Auge fassen konnte, zeigte es sich, daß die seit 1896 bestehende Kabelstrecke Emden-Vigo für den Durchgangsverkehr bereits derart wichtig geworden und derart belastet war, daß sie den deutschen Depeschenverkehr nach Amerika nicht auch noch aufnehmen konnte. So entschloß man sich denn zur Verlegung eines völlig neuen Kabels von Borkum aus.

Nach englischem Muster wollte die deutsche Regierung den ganzen Betrieb des Kabels und auch den Hauptverdienst daran dem Privatkapital überlassen, und so wurde denn auf Anregung des Reichspostamts am 21. Februar 1899 die „Deutsch-Atlantische Telegraphen-Gesellschaft“ mit einem Grundkapital von 21 Mill. Mark gegründet, welche auch tatsächlich das neue, 8086 km (4366 Knoten) lange Kabel Borkum-Kap Cod (bei Boston) im Laufe des Sommers 1900 mit Hilfe der britischen Kabeldampfer „Anglia“ und „Britannia“ und unter Leitung des in solchen Fragen ausgezeichnet bewährten englischen Ingenieurs Peake glücklich verlegte und am 1. September 1900 dem Verkehr übergab. Die Zwischenstation war in Horta auf der Azoreninsel Fayal errichtet worden. Die größte Tiefe, in welche das Kabel zu liegen kam, betrug 3318 Faden.

Die Leistungen des Kabels, welches bei der feierlichen Taufe den Namen „Adler-Linie“ erhielt, waren ganz hervorragende: die garantierte Vermittlungsgeschwindigkeit von 25 Worten zu je 5 Buchstaben = 125 Buchstaben in der Minute wurde noch bedeutend übertroffen, und man konnte volle 170 Buchstaben in der Minute depeschieren. Auch die finanziellen Ergebnisse übertrafen alle Erwartungen. Ein Risiko für das 21 Millionen betragende Anfangskapital der Gesellschaft war zwar von vornherein nicht vorhanden, angesichts des weitgehenden Entgegenkommens der Reichspost, welche hinreichende

Garantieen für alle Eventualitäten übernommen hatte. Der Vertrag zwischen der deutschen Regierung und der „Deutsch-Atlantischen Telegraphen-Gesellschaft" vom 28. Mai 1899 ist nach englischen Vorbildern entworfen und geradezu musterhaft durchdacht, so daß er die Interessen des Reiches wie die der Gesellschaft in gleich umsichtiger, trefflicher Weise wahrt. Die Postverwaltung, welche den Betrieb am europäischen Ende vollständig übernommen hat, garantiert eine jährliche Einnahme von 1 400 000 Mark, dafür erhält sie bei hinreichend großen jährlichen Erträgen die Summe von 1 700 000 Mark und von den Einnahmen, welche über diesen Betrag hinausgehen, 20 Pfennig für jedes Wort. Die Worttaxe für Telegramme beträgt 1,04 Mark und entspricht ungefähr dem Gebührensatz der englischen Gesellschaften für Telegramme nach New York. Die englischen Kabelgesellschaften, denen der neue, deutsche Konkurrent äußerst unbequem war, mußten sich in ihr Schicksal fügen; sie haben sich auch nicht erst in einen Gebührenkrieg eingelassen, d. h. in ein zeitweiliges Herabdrücken ihrer Worttaxe auf ein Minimum, damit der Nebenbuhler sich notgedrungen ihrem Vorgehen anschließen und sein Betrieb von vornherein unrentabel werden mußte. Denn die Tatsache, daß die deutsche Regierung dem Unternehmen den Rücken deckte, und die vorangegangenen, vergeblichen Bemühungen der englischen Kabelgesellschaften, das deutsche Emden—Vigo-Kabel durch einen Gebührenkrieg lahm zu legen, ließen die Anwendung einer so zweischneidigen Waffe sehr wenig ratsam erscheinen.

Die Benutzung des Kabels und sein pekuniärer Erfolg stiegen in überraschender Progression. Im Jahre 1898 betrug der deutsche Telegrammverkehr nach Amerika auf den sämtlichen vorhandenen englischen und amerikanischen Kabeln in beiden Richtungen 2 800 000, bezw. 2 700 000 Worte. Diese Zahlen wurden schon im ersten Betriebsjahre auf dem neuen deutschen Kabel, 1901, überschritten, trotz wiederholter Störungen und Unterbrechungen des Betriebes. Der Reingewinn ergab 1 080 000 Mark, und auf das vorhandene Aktienkapital konnten 4½ Prozent Dividende verteilt werden. Allein die „Anglo-American Telegraph Company" berechnete den Einnahmenausfall, den die deutsche Konkurrenz ihr verursachte, auf nicht weniger als 3000 Mark pro Tag.

Seit Dezember 1901 wurden von der „Deutsch-Atlantischen Telegraphen-Gesellschaft" mit Hilfe besonderer Apparate Versuche gemacht, trotz der bedeutenden Länge des Kabels zwischen Emden und New York direkt zu telegraphieren, um das lästige Umtelegraphieren in Horta zu vermeiden, das nicht nur notwendigerweise zeitraubend, sondern auch die Ursache mancher Telegrammfehler und -verstümmelungen und eine Quelle stark erhöhter Betriebskosten ist. Die Versuche scheinen zu einem günstigen Resultat führen zu wollen: schon wiederholt sind direkte Depeschen zwischen New York und Emden gewechselt worden, und es besteht tatsächlich doch noch Aussicht auf einen dauernden, direkten Betrieb.

Die starke Inanspruchnahme des Kabels, welche unter anderem im Jahre 1901 auch zur Errichtung von Agenturen der Gesellschaft in Hamburg, in Dänemark und in Schweden führte, ließ früher, als man ursprünglich geglaubt hatte, das Bedürfnis nach einer zweiten deutschen Kabelverbindung mit New York

entstehen. Der zwischen dem Reichspostamt und der Gesellschaft geschlossene Vertrag vom 28. Mai 1899, der übrigens bis zum 31. Dezember 1944 läuft, ist daher am 25./26. April 1902 durch einen Nachtrag erweitert und modifiziert worden, wonach bis zum 31. Dezember 1904 von der Gesellschaft ein zweites Kabel zwischen Borkum und Kap Cod via Horta verlegt werden muß. Ein solches würde nicht nur den Interessen eines schnelleren und umfangreicheren Depeschenverkehrs dienen, sondern es würden dann auch die unvermeidlichen, zeitweiligen Störungen in dem einen Kabel jederzeit durch den Betrieb des zweiten unschädlich und unfühlbar gemacht werden können, so daß durch die gelegentlichen Unterbrechungen ein finanzieller Ausfall nicht mehr entstehen kann. Die Gesamtkosten des zweiten Kabels werden auf 20 084 000 Mark beziffert und werden durch Aufnahme einer vierprozentigen Obligationsanleihe von 20 Mill. Mark gedeckt. Die ausgegebenen Obligationen sind fünfzehnmal überzeichnet worden — ein Vertrauensvotum für das Unternehmen, wie es glänzender nicht gedacht werden kann!

Viel wichtiger als durch seine Rolle in Deutschlands Handelsverkehr aber wird dies zweite Kabel noch durch seine strategische Bedeutung werden und durch die Tatsache, daß es das erste große deutsche Kabel, ja sogar das überhaupt erste große nichtenglische Kabel eines europäischen Staates sein wird, das von nichtenglischen Fabrikanten geliefert und von einem nichtenglischen Schiff verlegt werden wird. Da die deutsche Regierung das Landungsrecht auf Fayal nun einmal erworben hat, steht natürlich jetzt dem Plane, ein in jeder Beziehung national-deutsches Kabel zu schaffen, nichts mehr im Wege, gleichviel, ob die angestellten Versuche noch die Möglichkeit gewähren werden, ein ununterbrochenes, direktes Kabel Borkum-Kap Cod zu verlegen oder ob wir wieder zum Anlaufen der Zwischenstation Horta gezwungen sein werden. Das neue Kabel wird daher in Deutschland fabriziert und von einem in Deutschland eigens hierfür erbauten, großen, deutschen Kabeldampfer verlegt werden.

Bisher waren wir dazu nicht imstande, wiewohl es ein Deutscher, unser Werner Siemens, gewesen ist, der die ganze, heut übliche Konstruktion der Seekabel und die Methode ihrer Verlegung erdacht hat[1]).

Zur Anfertigung von Seekabeln gehören nämlich besondere Vorbedingungen, welche bei keiner der großen deutschen Firmen — Siemens & Halske, Felten & Guilleaume, Schuckert & Co., Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft, um nur die größten zu nennen — bisher erfüllt waren. Denn da die Seekabel sofort von der Fabrik in die unter Wasser befindlichen Schiffstanks legefertig verladen werden müssen, kann ein Kabelwerk, das sich auf Fabrikation von Seekabeln in großem Maßstabe einlassen will, nur unmittelbar am Meer oder an den Mündungen der größeren Flüsse liegen. Die genannten deutschen Firmen aber haben ihre Fabriken sämtlich tief im Binnenland, und an Errichtung besonderer,

[1]) Zur Verlegung von Kabeln sind besondere, eigenartig konstruierte Dampfer erforderlich. Es war wieder ein Deutscher, ein Bruder von Werner Siemens, der kaum minder geniale Sir William Siemens, der 1874 die seither mustergültige Konstruktion der Kabeldampfer entwarf und hiernach den ersten seiner Art erbauen ließ, den „Faraday", der noch heute im Besitze des Londoner Hauses „Siemens Brothers & Co. Ltd." ist

kostspieliger Werke für Seekabel konnten sie früher nicht denken, da eben in Deutschland niemals ein nennenswertes Bedürfnis nach Seekabeln vorgelegen hatte, und England, das solche Kabel gebrauchte, seinen Bedarf natürlich nur von englischen Firmen bezog. Erst als man erkannt hatte, daß England die zahlreichen Überseekabel, die uns einen so bequemen telegraphischen Verkehr mit allen Weltteilen ermöglichen, ohne daß wir dabei einen Finger zu rühren brauchten, nicht bloß deshalb selber geschaffen hatte, um uns und den anderen europäischen Völkern einen Gefallen zu erweisen, daß sich dahinter vielmehr eine eminent weise, zielbewußte und weitblickende Politik verbarg, da regte sich das Bedürfnis, es England gleichzutun, da war der Boden geschaffen, auf dem die Fabrikation deutscher Seekabel gedeihen, aus dem deutscher Unternehmungsgeist Kapital zu schlagen vermochte. Und jetzt sind wir so weit!

Das Jahr 1899 bezeichnet den großen Wendepunkt. Angesichts des baldigen Ablaufs des Vertrages mit der „Anglo-American-Telegraph-Company“ wurde 1899, wie erwähnt, die „Deutsch-Atlantische Telegraphen-Gesellschaft“ gegründet; 1899 brachte die Erfahrungen des Burenkrieges, 1899 wurden die „Norddeutschen Seekabelwerke“ gegründet, das erste deutsche Unternehmen zur Fabrikation von Seekabeln, und 1899 endlich sah auch am 8. November den ersten deutschen Kabeldampfer — allerdings wieder in Glasgow — vom Stapel laufen, den „von Podbielski“.

Die Anfänge sind freilich bisher nur bescheiden. Die „Norddeutschen Seekabelwerke“, deren Fabrik sich in Nordenham an der Wesermündung befindet, haben sich zunächst nur mit kleineren Aufgaben befaßt, um erst eine gewisse Erfahrung zu sammeln, und auch unser erster deutscher Kabeldampfer war von zu bescheidenen Dimensionen, als daß er größeren Anforderungen hätte gewachsen sein können. Die Seekabelwerke wie der „von Podbielski“ lösten jedoch schon 1900 ihre erste Aufgabe in befriedigender Weise, die Fabrikation und Verlegung zweier 456 bezw. 700 km langer Seekabel von Tsintau nach Tschifu und von Tsintau nach Woosung (Shanghai).

Schon ist aber auch im Hinblick auf das geplante, zweite deutsch-amerikanische Kabel ein größerer Kabeldampfer von 5000 Tons auf einer deutschen Werft, der Bredower Werft des Stettiner „Vulkan“, am 29. Dezember 1902 vom Stapel gelaufen, welcher, von den „Norddeutschen Seekabelwerken“ in Bestellung gegeben, bei der Taufe den Namen „Stephan“ erhalten hat, den würdigsten und glückverheißendsten, den er erhalten konnte. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß größere Aufgaben auch größere Erfolge zeitigen werden. Der Auftrag auf Herstellung des zweiten deutsch-amerikanischen Kabels wird den „Norddeutschen Seekabelwerken“ auf lange Zeit volle und lohnende Beschäftigung sichern, und das für den Bau des zweiten, größeren deutschen Kabeldampfers aufgewendete Kapital wird gleichfalls gut aufgehoben sein, denn daß der Dampfer auch außer der Verlegung des neuen transatlantischen Kabels noch weitere große und bedeutungsvolle Aufgaben genug zu erfüllen finden wird, kann schon heut als sicher gelten.

Bis Ende 1904 wird die „Deutsch-Atlantische Telegraphen-Gesellschaft“ auch das Kabel Emden-Vigo übernehmen und die ältere „Deutsche See-

telegraphen Gesellschaft", welche dies Kabel verlegt und betrieben hat, ablösen; nachdem verschiedene, ältere Unternehmungen in der zuletzt genannten bereits früher aufgegangen waren, wird demnach von 1905 an die „Deutsch-Atlantische Telegraphen-Gesellschaft" bis auf weiteres das einzige, große, deutsche Kabelbetriebsunternehmen privater Art sein, wie die „Norddeutschen Seekabelwerke" einstweilen die einzige deutsche Fabrik für Fabrikation von Seekabeln sein werden.

Ein Überblick über sämtliche zurzeit bestehende deutsche Seekabellinien und ein Vergleich mit den Seekabeln anderer Völker ergibt jedoch, ungeachtet all jener energischen Versuche, sich aufzuraffen und sich auf eigene Füße zu stellen, noch immer kein sehr erfreuliches Bild. Im Jahre 1902 besaß Deutschland insgesamt 74 Kabellinien von zusammen 14861 km Länge; davon waren 71 mit 5130 km Gesamtlänge im staatlichen, 3 mit 9731 km Gesamtlänge (Emden-Vigo, Emden-Horta und Horta-New York) in privatem Besitz. Dabei sind diejenigen 2957 km Kabel, welche Deutschland mit andern Staaten (Großbritannien, Schweiz, Dänemark oder Schweden) gemeinsam besitzt, wie üblich, derart verrechnet, daß jedem Staat die Hälfte zuerteilt ist. 49 kurze Kabellinien vermitteln den Verkehr zwischen Gebietsteilen des eignen Landes, 6 zwischen Kolonien und 19 zwischen deutschem und fremdem Besitz.

Demgegenüber sei erwähnt, daß Frankreich allein 16252 km *staatliche* Kabel, Großbritannien 24095 km *staatliche* Kabel besitzt. Rechnet man jedoch die in *privatem* Besitz befindlichen Kabel hinzu, so besaß zu Ende 1902 England 248147 km Kabel, Nordamerika 57611, Frankreich 38665, Dänemark (hierzu zählt die „Große Nordische Telegraphengesellschaft", eine dänisch-skandinavisch-russische Finanzgruppe mit dem Hauptsitz in Kopenhagen) 15279, Japan 3745, Spanien 3229, Holland 2603, Italien 1964, Norwegen 1007 km u. s. w., während Deutschland mit seinen 14861 km sogar hinter dem kleinen Dänemark noch etwas zurückblieb. — Vom Anteil am gesamten Weltkabelnetz von 389881 km kommen auf England fast $^2/_3$, auf Deutschland nur etwa $^1/_{26}$ der Gesamtmenge!

(Schluß des Artikels im nächsten Hefte.)

Der Pelz.

Von

Hans Hoffmann.

Ein Jahr war seit Tante Fritzchens Tode vergangen. Der alte Pastor Rathke machte an dem Erinnerungstage einen Gang nach ihrem Grabe, um einen Kranz darauf niederzulegen. Er freute sich, zu bemerken, daß auch andere den gleichen Gedanken gehabt hatten: einige frische Kränze und Blumentöpfe zierten den Hügel. Dazwischen fiel ihm ein umfangreicher Strauß etwas sonderbar auf: der war aus lauter grellfarbigen und lustigen Blumen gebunden und würde weit besser auf den Geburtstagstisch einer lebenslustigen Weltdame, etwa einer Schauspielerin, als auf den Kirchhof gepaßt haben. Dem Pastor ging flüchtig der Gedanke an die wandernde „Schmiere" durch den Kopf, die seit einigen Tagen in einem scheunenähnlichen Saale Stücke aufführte mit Titeln wie „Der blutige Knochen um Mitternacht" und ähnliche Lockrufe; er wunderte sich selbst über die Gedankenverbindung und verfolgte sie nicht weiter. Doch behielt der Strauß etwas Unangenehmes für ihn; ihn zu entfernen zwar fühlte er sich nicht berechtigt, aber er verdeckte ihn nach Möglichkeit durch andere, bescheidenere, feinere Kränze und durch Tannenzweige.

Als er in seine Wohnung zurückkehrte, meldete das Mädchen, daß ein Herr auf ihn warte. Was für ein Herr? Ein unbekannter, feiner Herr mit einem sehr schönen Pelzmantel.

Rathke begab sich in sein Zimmer, wo der Gast ihm mit einer auffallenden Gebärde, die etwas zugleich Feierliches und Demütiges hatte, langsam entgegenschritt. Eine etwas absonderliche Erscheinung: unter dem in der Tat kostbaren Zobelpelz, den er breit auseinandergeschlagen hatte, so daß dessen ganze Pracht recht zur Geltung kam, trug er einen ziemlich schäbigen Rock, und Hosen, die etwas zu kurz und etwas geflickt waren. Das bartlose, noch nicht alte, aber stark verwitterte Gesicht wurde von einer sorglich frisierten und reich pomadisierten Mähne umrahmt, der man auf den ersten Blick ansah, daß sie künstlich gefärbt war. Der Pastor, ob er zwar sonst nicht eben sehr weltläufig war, bestimmte ihn in sich sofort: das ist einer von der Schmiere.

Angenehm war ihm das nicht; denn erstens fürchtete er einer Anleihe zum Opfer zu fallen — er kannte seine Wehrlosigkeit — und zweitens galten ihm Komödianten als halb anrüchiges Volk, das sich in einem christlichen Pfarrhause nicht gut ausnahm. Doch ein schroffes oder kalt abweisendes Benehmen war ihm von der kargen Natur nicht verliehen worden; das einzige, was er tun konnte, war, daß er ein ängstlich fragendes Gesicht aufsetzte, wobei er nach seiner Gewohnheit etwas schief durch die Brillengläser sah.

„Hochehrwürden," begann der Fremde, dieses Wort mit dreifacher Stoßbetonung in unendliche Längen dehnend, „Sie sehen in mir den Direktor der zurzeit hier gastierenden Künstlergesellschaft und zugleich, was Sie vielleicht nicht erwarten werden, ein Beichtkind, einen reumütigen Sünder. Nach dem gegen meinen Stand herrschenden Vorurteil wird Sie die Sünde nicht verwundern, wohl aber die Reue. Und doch ist es so: ich fühle nagende Reue und habe das Seelenbedürfnis, ausführlich zu beichten. Warum grade Ihnen, ehrwürdiger Mann? O, das will ich Ihnen erklären. Man hat mir hierorts berichtet, Sie seien ein Freund gewesen der verwaisten Frau Schiffskapitän Dühring, die in der Stadt Tante Fritzchen hieß. Auch daß diese vor einem Jahre zu einem besseren Leben hinübergeschlummert ist, gelangte erst jetzt und hier zu meiner Kenntnis. O daß ich sie noch lebend getroffen hätte und könnte an ihr gut machen, was ich einst an ihr gefrevelt! Wollen Sie meine offenherzige Beichte entgegennehmen, Hoch — ehr — würden?"

„Ich bitte, o, ich bitte," versetzte der Pastor etwas verwirrt und verlegen; „es ist meine geistliche Pflicht, einem reumütigen Menschenkinde das Ohr zu leihen und ihm göttlichen Trost zu spenden, soweit es in meiner Macht steht. Ihn zu absolvieren freilich steht nicht in meiner Macht — das ist katholische Lehre — wir Evangelischen stellen das in Gottes Hand allein. Doch es steht nicht umsonst geschrieben: Es wird Freude sein im Himmel über einen Sünder, der Buße tut. Bitte, wollen Sie Platz nehmen."

„Mehr denn über neunundneunzig Gerechte," ergänzte der Schauspieler, indem er der Aufforderung folgte, während seiner Erzählung aber häufig wieder aufsprang und mit großen, feierlichen Schritten und pathetischen Gebärden im Zimmer auf und ab ging.

„Und darf ich darauf rechnen, daß Sie das Beichtgeheimnis unverbrüchlich bewahren?" fragte er etwas lauernd und ängstlich.

Rathke überlegte eine Weile.

„Auch das bedingungslose Beichtgeheimnis ist wohl katholische Lehre. Es sind Fälle denkbar, wo eine höhere Rücksicht mich zwänge, es zu brechen. Setzen wir etwa den Fall: ein Mörder beichtete mir seine Schuld, und ich sollte schweigend dulden, daß ein anderer an seiner Statt die Todesstrafe erlitte: da würde ich selbst ein festgegebenes Versprechen nicht halten dürfen. Auch würde ja freilich der Sünder seine Unbußfertigkeit dadurch beweisen, statt selbst nach der Gerechtigkeit die Sühne auf sich zu nehmen. Und Sie sind doch bußfertig. Ich sagte das nur als ein Beispiel."

„Sie haben recht, edler Mann," antwortete der Künstler, „nach göttlichem und menschlichem Gesetze recht. Aber der Fall liegt hier anders, ganz anders.

Ich bin bußfertig und glühender Sehnsucht voll, mein Vergehen zu sühnen. Aber sagen Sie, Hochehrwürden, kann solche Sühne einzig dadurch geschehen, daß ich mich dem Gerichte ausliefere und mich der Gefängnishaft unterziehe? Daß ich zu der quälenden Schuld noch Schande und Unglück über mein krankes, unschuldiges Weib bringe? Wie ist Ihre Meinung?"

„Wenn ich Jurist wäre," meinte der Pastor, „möchte ich wohl dieser Ansicht sein, daß eine Übeltat, die nicht nur den einzelnen schädigt, sondern auch wider die Staatsgesetze frevelt, auch vor diesem Staate als dem Bewahrer des öffentlichen Rechtsbewußtseins durch die gesetzliche Strafe gesühnt werden müsse. So aber, da ich nur dem geistlichen Amte verpflichtet bin, kann ich mir Fälle denken, da eine Sünde auch ohne äußere Strafe, allein durch Reue und Buße des Herzens gesühnt werden könne. Als Diener am Worte kann ich geneigt sein, die Bestrafung Gott dem Allerhöchsten anheimzustellen."

„Ihnen kann ich vertrauen, edler Mann," rief der Schauspieler, auf seine Brust schlagend, „Sie mögen entscheiden und mich beraten. Sie sehen, der große Schiller spricht zu dem himmlischen Richter:

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden:

womit er natürlich den richtigen lieben Gott nicht meinen kann, denn der ist doch gar nicht so. Aber wozu sage ich das Ihnen? Sie wissen das ja am besten, denn der liebe Gott ist Ihr Chef. Sehen Sie, so bin auch ich einst schuldig geworden. Vernehmen Sie meinen Lebenswandel. Ich war ein ehrbarer, angesehener Mann, Haarkünstler meines Zeichens, in meiner Kunst wohlerfahren. Ich nahm ein Weib; dieses sollte mein Unglück werden. O Weiber, Weiber, was machen sie aus uns! Ich gedenke mein Weib nicht anzuklagen. Sie war ein tugendhaftes Weib. Sagen Sie, Herr Pastor, ich habe einmal in der Kirche einen schönen Spruch hierüber gehört; wissen Sie den vielleicht?"

Rathke besann sich ein Weilchen. „Nun, es mag dieser sein," sagte er dann lächelnd. „Wohl dem, der ein tugendsam Weib hat, des lebt er noch eins so lange. So steht im Jesus Sirach und manches dem Ähnliche."

„Ja, ja, den meint ich," rief der Schauspieler eifrig, „oder so ähnlich. Aber sagen Sie, Herr Pastor, glauben Sie nicht, daß ein Weib auch allzu tugendsam sein kann?"

Rathke lächelte. „Das doch wohl nicht. Aber sie kann sich etwa ihrer Tugenden erheben."

„O nein, nein," rief der Künstler pathetisch, „das tat meine Hanne — meine Johanna nie. Nur vergaß sie leider, daß sie einen Künstler zum Gemahl hat. Sie lächeln, Hochehrwürden? Sie meinen, weil ich nur Friseur war? Aber bedenken Sie wohl, Benno Straube war Theaterfriseur! Sie ahnen wohl kaum, was dessen schaffende Hand für das Drama bedeutet; sie ist die Brücke zwischen dem Dichter und dem Mimen. Zudem aber begann schon damals der höhere Trieb in mir zu erwachen; der ungeborne Künstler sehnte sich schon zum Lichte. Ich bedurfte der Anregung; den ganzen Tag lang ertrug ich sie nicht, die dumpfe Luft der häuslichen Enge.

„Ich suchte den Verkehr mit den künftigen Berufsgenossen und Genossinnen; ich suchte und fand ihn, war wohlgelitten in ihrem Kreise. Sie lachten über meine Scherze so sehr, daß sie noch nicht aufhören konnten, wenn ich längst wieder in tiefem Ernste sprach. Sie lächeln wieder, Herr Pastor? Ich versichere Sie, es war so; sie lachten den ganzen Abend, meist ohne ersichtliche Ursache; aber mir tat das wohl, denn ich bedurfte der Aufheiterung, ich bin von Hause aus eine ernste, schwerblütige Natur. Das Herz ging mir auf unter ihnen; ihre Art, ihre Sitten waren frei, kühn und schön; sie verachteten die Gebundenheit, die Armseligkeit des Lebens der Philister, der geistesträgen Sklaven der stumpfen Arbeit. Wie anders die Arbeit des Künstlers! Geist in Geist! Auch in der Ruhe schafft er und wirkt, auch im Scherz und Spiel fördert er seine hohe Kunst!

„Und nun denken Sie mein Weib: es verstand nichts von der Weite meines Strebens, es wollte mir kleinbürgerliche Tugenden aufzwingen, die der Künstler nicht haben darf, will er seine höheren Ziele verfolgen, die Tugenden der platten Nüchternheit, des engherzigen Sparens, des ängstlichen Klebens am Hause, an der Kinderwiege, am Perückenkopf.

„Mein Weib konnte mich nicht verstehen, weil sie es nicht wollte. Sie schalt mich und höhnte, sie schmollte und trotzte, sie verleidete mir den Tag; und die Unselige merkte es nicht, daß sie mich nur immer mehr aus der Stickluft ihrer Nähe hinaustrieb ins Freie, in den frischen Himmelshauch der Kunst. Zu Hause war ich Pegasus im Joche —

„in lächerlichem Zuge
Erblickt man Ochs und Flügelpferd am Pfluge —

„Kuh und Flügelpferd sollte ich wohl sagen — draußen entfaltete ich die Schwingen im goldenen Sphärenlicht und wiegte mich in ahnender Schaffenswonne.

„Zuletzt ertrug ich die Mißhandlung des Edelsten in mir nicht länger. Ich verließ das Haus, die Sklavenketten, die armselige Stadt, die meine Gaben nicht zu entdecken wußte. Ich wurde, was ich war, ein ausübender Künstler. Mochte die verblendete Frau, die mich hinaustrieb, sehen, wie sie fertig ward; das Geschäft blieb ihr.

„Was schert mich Weib, was schert mich Kind,
Ich trage weit beff're Verlangen —

„Wohl gedachte ich sie aus der Ferne zu unterstützen, wie es mir zukam als liebendem Gatten; aber ach, des Künstlers Weg geht über scharfe Dornen. O Hochehrwürden, wie stumpf, wie blöde, wie boshaft, wie ungerecht die Schar von Affen und Wölfen ist, die man das Publikum nennt!

„Mein reines Streben ward nirgends erkannt. Man lachte, man zischte, man warf nach mir mit unreinlichen Dingen. Des Künstlers Lorbeer verkleidete sich als faulendes Obst und verdorbene Eier. Ich verlor meine Stellung durch die Feigheit des Direktors. Dieser Elende wich kläglich zurück vor der Mißgunst der Verständnislosen. Der echte Künstler verachtet das Urteil der Massen; er greift in den eigenen Busen und holt seine eigenen

Gesetze heraus. Er mag verkommen und im Elend sterben, er bleibt dennoch der Sieger. Stolz hüllte ich mich in meine Toga und ging.

„Bald aber senkte die Not ihre aschgrauen Fittiche über mich.

„Wer nie sein Brot mit Tränen aß —

„Ich aß es mit Tränen, manchmal auch Tränen allein ohne Brot. Ich hungerte und fror. Hat nicht auch der große Schiller gehungert? Meine Kleider waren verunreinigt, zerrissen, statt von Flügeln getragen, schleppte ich mich dahin auf durchlöcherten Sohlen.

„Mein edler Stolz war nicht gebrochen, aber gebeugt. Zurück zu meinem Weibe? In das erbärmliche Handwerk? Nimmermehr. Nein, mein Stolz war nicht gebrochen. Meiner Kunst blieb ich treu, auch da sie meine Liebe mit Leiden lohnte.

„Aber gebeugt war mein Stolz. Ich mußte mich demütigen, das Mitleid der Menschen anflehen, dieser Feinde der Kunst. Ich habe gebettelt, ja, gebettelt! Ich will nichts beschönigen, ich will nicht sagen: gefochten. Gebettelt hab ich meiner Kunst zuliebe. Ich zog von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt und empfing milde Gaben, wenig, o, sehr wenig, aber es fristete mein Leben.

„Und doch, welch ein Leben! Durch Ströme des Jammers wateten meine Füße. Es war nicht mehr zu ertragen. Da geschah es, daß ich auf der trostlosen Wanderschaft in hiesige Stadt kam. In der Herberge hörte ich reden von einer mildtätigen Dame, Frau Schiffskapitän Dühring. Man brauche ihr nur von ihrem seligen Gatten zu reden, als habe man ihn gekannt, so erweiche sich ihr Herz unfehlbar.

„Ich tat das. Ich log, Hochehrwürden! Entsetzlich! Ich log, ich betrog. Ich gab mich für einen schiffbrüchigen Matrosen aus. Ich könnte mich entschuldigen und sagen: war ich nicht schiffbrüchig auf dem Meere des Lebens? Doch ich will nichts beschönigen, ich will meine Sünde durch Wahrheit büßen. Denn der Tod ist der Sünde Sold, ich aber muß noch leben für meine Kunst. Meiner Sünde Sold sah freilich dort lieblicher aus: es war eine Erbssuppe mit Speck. Eine köstliche Suppe, dick, daß der Löffel darin stand. Mein Leib ward gesättigt; doch meine Seele dürstete nach Ruhe. Man wies mir einen Raum an zum Schlafen; es war eine Statt für Pferde. Ein Stall für unvernünftige Tiere; das mir, dem denkenden Künstler! Doch ich duldete und schwieg.

„In der Rückwand war ein Fenster; durch das Fenster sah ich in eine Kammer; in der Kammer hing kostbares Pelzwerk.

„Ich sah es, und der Versucher gewann Macht über mich. Mich fror. Ein Pelz! Ein Pelz! Mein Königreich fürn Pelz. Und dort hingen ihrer mehrere; meist unbrauchbar für die Besitzerin, Pelzsachen für Männer. Was konnte ihr groß daran liegen? In ihrer Hand ein totes Kapital — wie schöne Zinsen konnte es in der meinen mir und der Kunst bringen! Und wenn ich die Zinsen gewonnen hatte, wollte ich das Kapital ehrlich zurückerstatten. Ganz gewiß, das wollte ich, das war mein fester, gewaltiger Wille. Und siehe da, heute würde ich den Anfang der Rückzahlung machen, wäre nicht unseligerweise die Darleiherin inzwischen in jenes unentdeckte Land

entwichen, von des Bezirk kein Wandrer wiederkehrt. Welch ein Schmerz für mich! Sie wird niemals erfahren, daß sie keinen Unwürdigen mit Erbssuppe gespeist hat. Und auf meinem Gewissen wird die Sünde nun weiter brennen, auch da ich sie gebeichtet habe; ein Rest wird bleiben.

„Doch hören Sie, Hochwürden, welch ein Schatz dieses Pelzwerk in meinen Händen geworden ist, wie ich gewuchert habe mit meinem Pfunde. Entschuldigen soll mich das nicht. Ich habe gestohlen. Gelogen, betrogen, gestohlen. Zwar aus bitterster Not und zu meiner Rettung — aber dennoch gestohlen.

„Ich entfloh mit dem Pelzwerk aus einer Hintertür, rettete mich auf einsamen Wiesenpfaden ins Weite und verließ diese Gegend. Ein Dornenweg war es in der Furcht vor den Häschern, doch des Künstlers Bahn ist immer ein Dornenweg. Mein Stern oder der Genius der Kunst hat mich gerettet. In der nächsten Großstadt konnte ich die Sachen veräußern -- bis auf diesen einen Zobelpelz, den ich noch an mir trage, meinen Helfer und Retter, ihn, der mich wieder zum Menschen gemacht hat und wieder zum Künstler. Sobald ich mich einmal mit ihm geschmückt im Spiegel erblickt hatte, fühlte ich es im Herzen: ich konnte nicht mehr von ihm lassen. In diesem erhabenen Augenblicke erkannte ich, daß ich noch Mensch, daß ich noch Künstler sei.

„Vernehmen Sie, Hochwürden, was der Pelz aus mir gemacht hat. Zum ersten bemerkte ich, daß meine anderen Kleider seiner nicht würdig seien; ich durfte nicht ihn zugleich tragen und das Bettlergewand. Von dem Erlös des übrigen kaufte ich mir einen Anzug und Stiefel, wie der Pelz sie verlangen konnte.

„Seit diesem Tage war ich ein anderer Mensch. Ich trank fortan keinen Schnaps mehr, wie ich sonst aus Not das gewohnt gewesen. Ich schämte mich vor dem Pelze des gemeinen Getränkes. Und das war ein Gottessegen, denn Schnaps, Herr Pastor, ist kein Getränk für einen denkenden Künstler, wie er nun alsbald in Benno Straube voll wieder aufwuchs.

„Und eines Tages widerfuhr Benno Straube ein anderes wundervolles Heil. In der trefflichen Stadt Anklam erfuhr ich, es gastiere dort eine Truppe, die keinen üblen Erfolg habe. Ich eilte dorthin, mir die Leute anzusehen und, wenn es anginge, mich engagieren zu lassen. Es konnten doch nicht alle Kollegen vom Dämon des Neides und der Feigheit besessen sein.

„Als ich hinkam, fand ich die Gesellschaft in Jammer und Tränen: ihr Direktor war vor dem Zahltag mit der Kasse auf und davon gegangen. So saßen sie in Not und Schulden und konnten obendrein ihre besten Stücke nicht einmal spielen, denn der Direktor war ihr erster Komiker gewesen. Keiner konnte ihn ersetzen.

„Da ich das vernommen, stieg ein großer Gedanke in mir herauf: ich wollte mich dieser armen Schar, der verwaisten, erbarmen, meine Vaterhand über sie halten: ich wollte ihr Direktor sein. Auch im Rollenfach hoffte ich jenen schändlichen Flüchtling ersetzen zu können; zwar war ich eigentlich Heldenvater von Fach, und ich darf wohl sagen: ein Held und ein Vater von Größe und Wucht. Den tragischen Liebhaber hatte ich auch nebenher gespielt — den Komiker noch nie. Doch ich mußte es versuchen. Und siehe da, ich fühlte, wie eine neue Kraft in mir aufwuchs. Ich fühlte, ich würde siegen.

„Mit meinem Pelze angetan trat ich unter sie hin und tat ihnen meinen Vorschlag. Der Pelz siegte; er brachte mich im Augenblick zu Ehre und Ansehen; die Verlassenen jauchzten in freudiger Hoffnung. So ward Benno Straube ihr Direktor, ihr geistiger Feldherr, und von diesem Tage leitet ihr Glück und meines seinen Ursprung her.

„Unsere Erfolge mehrten sich; die Bosheit zischte, das komme daher, daß die Gläubiger der Unglücklichen für sie Stimmung machten und die Trommel rührten. Ich aber sage: neben unseren künstlerischen Verdiensten trug mein Pelz ein Wesentliches zu unsern Siegen bei. Ich zeigte mich häufig, von seinen Falten umwallt, in der Stadt dem Volke; und wer ihn sah, zweifelte nicht an der Gediegenheit unseres Unternehmens. Auch auf der Bühne trug ich ihn stets, wo irgend der Geist des Stückes es gestattete; und ich wählte die Stücke mit Vorliebe aus diesem Gesichtspunkt.

„Auch ich selbst ward endlich verstanden und gewürdigt. Hatte man früher gelacht, wo ich sie weinen machen wollte, jetzt spielte ich mit ihren Seelen, jetzt zwang ich sie zum Lachen mit Wollen und Wissen, — nein, nicht zum Lachen, zum rohen Wiehern, sondern zu jenem zarten Lächeln, das der feinere Künstler hervorzaubert, und das nicht auf die Lippen tritt, sondern in den Seelen wohnt. An Neidern und stumpfen Geistern zwar fehlte es auch nicht, denn Mensch bleibt Mensch und Publikum Publikum; mit Zischen, Murren und Gähnen entluden sich die giftigen Dünste ihres Innern; allein das Gute siegte fast immer; unreinliche Stoffe sah man fast niemals mehr die Luft durchfliegen. Unsere Einnahmen waren gut, unser Ruhm war größer; so zogen wir weiter von Ort zu Ort, von Triumph zu Triumph.

„Und eines Tages, da ich wieder einmal vor dem Spiegel stand, nicht mich bewundernd, o wahrlich nicht, wohl aber den Pelz, da stieg mir eine heilige Sehnsucht ins Herz, mich meinem verlassenen Weibe in diesem Schmucke und in meinem Künstlerglanze zu zeigen: und ich war des sicher, ihre Seele mir zurückzuerobern.

„Der Gedanke ließ mich nicht wieder los. So bald als tunlich zog ich mit meiner Truppe in unsere Heimatstadt und kündigte dort eine Vorstellung an. Meinen dürren Namen Straube hatte ich längst in Strubani verwandelt: so konnte ich als Direktor ihr ein Freibillett schicken, ohne daß sie ahnte, von wem es kam, und wen sie zu bewundern ging; ich konnte sie ganz überraschen. Sie kam, sah, ich siegte.

„Nach der Vorstellung begab ich mich pelzgeschmückt in unsere alte Wohnung und bot ihr die Hand zur Versöhnung. Sie sank mir in den geöffneten Arm; wir waren versöhnt.

„Fortan blieb sie bei mir, wir verkauften unser Geschäft, und sie zog mit der Truppe weiter von Ort zu Ort; sie diente uns als Frisierdame und freute sich meiner Triumphe. Und der Pelz, der Pelz, er hat es ihr angetan. Er schützt mich wie ein Panzer vor allem Nörgeln und mürrischen Schelten, womit sie sonst mich bekümmerte: angesichts dieses Pelzes wagte sie keinen Tadel mehr. — Freilich, das durfte ich ihr niemals sagen, auf welche Art ich ihn leider gewonnen habe: mein Ansehen bei ihr wäre unwiederbringlich ver-

loren. Ihre hochtrabende Tugend würde wieder an den Tag treten und unser Glück verwüsten.

„Aber nun sehen Sie, Hochehrwürden: dieses düstere Geheimnis lastet auf meiner Seele; ich ertrug es nicht mehr, daß kein Mensch darum wußte. Ich erstickte in der Einöde meines nagenden Gewissens. Darum mußte ich mein Herz vor Ihnen erleichtern, — mag kommen, was will, und wär es das Zuchthaus. Könnte ich es meinem Weibe gestehen, längst wäre alles gut gewesen. Aber sie mit ihrer Tugend! Sie würde mich verstoßen, wie ich sie einst verließ; und das könnte ich nicht mehr ertragen. Ich bin gewohnt, mich von ihr bewundert zu sehen als Künstler und als Mensch; ihre Verachtung würde mich in den Abgrund stoßen. In den Abgrund der Reue, der Qual und des Schnapses.

„Darum flehe ich Sie an, ehrwürdiger Mann, sagen Sie meinem Weibe nichts von dieser Beichte. Denn Sie müssen wissen, Sie sollen sie sehen, sie begehrt nach einem geistlichen Tröster und wünscht das heilige Abendmahl zu empfangen. Und mein Wunsch ist, daß sie es von Ihnen empfange. Sie redet sich ein, bald sterben zu müssen. Schwachheit, dein Name ist Weib! Sie wird nicht sterben. Ich liebe sie, und ich kann sie nicht entbehren; wie sie versteht kein staubgeborenes Weib meinen Pelz zu behandeln noch mich zu frisieren. Sie darf nicht sterben, sie wird genesen um meinetwillen. Aber das Abendmahl und den geistlichen Zuspruch gönne ich ihr und flehe Sie an, Hochehrwürden, ihrer Bitte zu willfahren. Sie verdient es so sehr, sie ist immer ein tugendsam Weib gewesen.

„Und nicht wahr, edler Greis, mich werden Sie der grimmen Strenge des Gerichtes nicht überantworten, sondern mich schonen um meiner aufrichtigen Beichte willen und meinem unglückseligen Weibe zuliebe?“

Der Redner schwieg und machte eine Gebärde wie der antike betende Knabe. Dabei rannen die hellen Tränen ihm aus den Augen.

Der gute alte Pastor hatte schweigend, kopfschüttelnd, zuweilen lächelnd, im ganzen etwas verlegen dem seltsamen Menschen und seiner langen Rede zugehört; die ganze Art dieses pathetisch tuenden Gesellen war seinem einfachen Wesen nicht recht verständlich, stieß ihn heimlich ab. Und doch zwang wieder manches in dem abenteuerlichen Bericht ihm Teilnahme ab und selbst eine gewisse Rührung. Jetzt begann er mit einem Anflug von Schüchternheit vor dem pelzgeschmückten, redefertigen Manne:

„Mag der Herr richten nach seiner Langmut oder seinem Zorne. Ich fühle keine Pflicht, dem weltlichen Richter über ein halb verjährtes Vergehen Meldung zu tun. Vor Gottes Altar kann die Reue genügen, selbst ein Verbrechen zu sühnen. Lebte meine alte Freundin, sie würde selbst nicht anders entscheiden: sie würde Ihnen vergeben. Ja, sie würde sich freuen, daß sie auch ohne ihr Zutun und zu ihrem Schaden einen Menschen aus dem Sumpfe gerettet und seinem Weibe wieder zugeführt hat. — So aber freilich, da sie dahin ist, bleibt für mich doch ein Bedenken: darf ich eine Reue für vollwertig halten, die sich noch des Besitzes der geraubten Güter erfreut? Wem aber können Sie diese oder ihren Wert zurückerstatten, da die rechtmäßige Be-

sitzerin nicht mehr nach irdischem Gute verlangt? Ihren Erben, — das will wenig besagen, da sie leibliche Kinder oder auch nur nahe Verwandte nicht hinterlassen hat. — Ich setze voraus, Sie haben den ernsten Willen, sich des unrechten Gutes wieder zu entäußern —"

„O freilich, freilich," unterbrach ihn der Schauspieler mit einer hoheitsvollen Geste, „nur zwar nach meinen Kräften. Nur zwar diesen Pelz soll man mir nicht wieder abfordern, — das hieße meine Kunst, mein Leben und mich selbst zerstören. Aber seinen Wert will ich ersetzen und den der anderen entliehenen Sachen. Bei Heller und Pfennig. Dieses Pelzgewand wird von Kennern auf hundert Taler geschätzt; etwa dreimal so viel waren die übrigen Sachen wert, obgleich ich sehr viel weniger dafür empfangen habe. Ich will das alles zurückbezahlen, vierhundert bare Taler; ich will, weil ich es kann, und ich kann es, weil ich es will. Für den Augenblick allerdings muß ich mich mit einer Teilzahlung begnügen, einer ersten Rate. Ich habe sie heute früh schon entrichtet; das Geld habe ich verwendet zu einer Ehrung jener trefflichen Dame, der ich das Unrecht einst angetan: ich legte ein Blumenarrangement auf dem Grabe nieder."

„Im Werte von einem halben Taler," dachte Rathke bei sich, vermied aber, es laut auszusprechen.

„Im gleichen Sinne, meine ich," fuhr der Komödiant fort, „ist auch der Rest der Summe am besten zu verwenden. Ich denke an ein Denkmal von Erz oder Marmor, ein Werk von begnadeter Künstlerhand. Und ich werde dem Schöpfer dessen als einem Bruder die Hand drücken. O, alle Künstler sind Brüder, alle Kunst wächst aus dem gleichen gottgesegneten Boden."

„Zum Glück nicht alle Kunst aus gestohlenem Pelzwerk," dachte der Pastor, fand das aber zu boshaft, es jenen hören zu lassen.

„Aber bitte," begann sein Gast wieder, „sagen Sie meinem Weibe nichts von der erhabenen Absicht. Sie versteht nichts von der Kunst und würde mich der äußersten Verschwendung zeihen. Sie weiß ja nicht und darf es niemals wissen, daß es eine schuldige Rückzahlung ist. Aber wenn Hochehrwürden die Gnade haben wollen, die arme, bresthafte Frau zu besuchen —"

„Es ist meine Amtspflicht," fiel der Pastor schnell ein, froh, das Gespräch mit dem hochredenden Menschen zu beenden, gegen dessen Art er nicht aufkommen konnte. Und er zog den Talar an und rüstete sich zu der heiligen Handlung aus. Er begleitete den Fremden zu dessen Quartier in einem Gasthause „mit Ausspannung", das unter den wenigen Herbergen des Städtchens die bescheidenste war.

Die kranke Frau lag in einem Dachkämmerchen mit schräger Decke; neben dem Bette hatten gerade noch ein zweites Lager aus Strohsäcken auf dem Erdboden, zwei Stühle und ein großer Tisch Platz; auf ihm standen einige dürftige Kochgeschirre, eine halb zerbrochene Waschschüssel, mehrere Medizinflaschen. Wenige geringe Kleider hingen an den kahlen Wänden herum. Alles sah nach dem äußersten Elend aus. Wer etwa den kostbaren Pelz in dieser Umgebung gesehen hätte, mußte wohl glauben, ein Prinz sei segenspendend in die Hütte der Armut niedergestiegen.

Der Schauspieler trat an das Bett, strich seiner Frau leise mit der Hand über das Haupthaar, faßte dann still ihre Rechte, und beide blickten einander innig, mit stummem Weh in die Augen. Der Pastor erkannte mit einem Blicke, daß zwischen den beiden eine große Zärtlichkeit herrschte.

Er sah aber auch alsbald, daß der bleichen, furchtbar verfallenen Frau der Tod aus den Augen sprach. Er nahm neben ihr auf einem der Stühle Platz und sprach einige tröstende, auf Hoffnung deutende Worte, wie sie ihm in solchen Fällen geläufig waren. Der Gatte zog sich bescheiden ans Fenster zurück; den Pelz behielt er um und streichelte ihn gedankenlos mit zitternden Fingern.

Die Kranke hauchte mit schwacher Stimme dem Geistlichen ins Ohr:

„Ich möchte etwas sagen —, aber vor Ihnen allein, Herr Pastor. Bitten Sie ihn, hinauszugehen; aber sagen Sie nicht, daß ich es so wünsche; es könnte ihn kränken. Und er ist so schon so sehr zu bedauern."

Rathke entsprach ihrer Bitte und bedeutete dem Schauspieler, die vor dem Abendmahl nötige Beichte, wenn es auch keine katholische Ohrenbeichte sei, mache ein Alleinsein des Predigers mit dem Kommunikanten für eine kurze Weile wünschenswert. Jener gehorchte sofort; er ging, jedoch mit Tränen im Auge.

„Herr Pastor," begann die Kranke, als sie beide allein waren, „ich weiß, daß ich sterben muß. Und ich sterbe gern; nur daß ich das große Kind da im Leben allein lassen muß, macht mir Sorge und Kummer. Doch ist er jetzt auf gutem Wege, so närrisch er sich gebärdet mit dem Zeug, das er seine Kunst nennt, und worüber alle Leute lachen; das weiß ich ganz gut, und ich müßte ja wohl selbst lachen, wenn mir's nicht so weh täte. Aber es ist nun mal sein Spielzeug; wenn ein Kind seine Puppe hätschelt, lächeln wir wohl auch, aber für das Kind ist's die ganze Herzensfreude. Und was wichtiger ist: für ihn ist's trotz allem der richtige Weg, der einzige, auf dem er sich ehrlich — ich will nicht sagen ordentlich — durchschlagen kann. Mit einem verständigen Handwerk, das geht nicht; es ist nicht seine Schuld, er kann nicht anders, er hat die Unruhe im Blute; er braucht diesen fahrigen Unfug, sonst wird er liederlich und schlimmer.

„Das ist er früher gewesen, und ich bin mit schuld daran, daß er so geworden war. Ich begriff nicht, daß er für ein ruhiges Handwerk nun mal nicht geschaffen war und nicht für ein stilles häusliches Leben, daß es sein Blut war, nicht böser Wille, wenn er kein nüchterner, verständiger Hausvater wurde. Ich habe ihm scharf zugesetzt mit Keifen und Höhnen, Tag für Tag; ich meinte ihn damit bessern zu können und habe es nur zehnmal schlimmer gemacht. Die Natur läßt sich nicht besiegen.

„Das Ende war nur, daß ich ihn ganz aus dem Hause trieb und ihn für eine Zeitlang beinahe zum schlechten Kerl machte, der sich als Lump im Lande umhertrieb.

„Ich verstand ihn nicht, weil ich so anders bin. Ich habe die Stille gern und die gleichmäßige Arbeit. Mir war immer dies Herumziehen mit dem Komödianten schrecklich, aber ich mußte es tun, um ihm doch ein bißchen

ein Halt zu sein und ihm auch ein bißchen die Kleider zu flicken; wer tat das denn sonst? Und am allermeisten, weil ich ihn zu lieb hatte, trotz all seiner Faxen. Sauer ist's mir von Herzen geworden; mir war das alles greulich. Aber es war mir zur Buße. Alle Menschen können nicht gleich sein, das hab ich nicht bedacht; jede Sorte hat ihr Recht.

„Und er kann das Tadeln und Schelten nicht vertragen, er war's nicht gewöhnt. Seine Eltern haben ihn verzogen, weil er ein hübsches und aufgewecktes, drolliges Kind gewesen ist; in der Schule ist er immer der Beste gewesen und hat nur Lob von den Lehrern bekommen. Das ist ihm ein bißchen zu Kopfe gestiegen. Er ist auch ein kluger Mensch auf seine Art; er kann so stolz reden: und das bewundern viele Leute, und er läßt sich so gern bewundern. Und ich war die einzige, die ihn immerfort mit ihrem Nörgeln quälte. Da hat er mich am Ende verlassen. Und das war meine große Schuld, und ich hab viel drum geweint, denn ich hatte ihn so lieb.

„Aber er ist wiedergekommen und nannte sich Theaterdirektor — o du lieber Gott! —, und er kam mit diesem Pelz. Bitte, Herr Pastor, beugen Sie sich noch ein bißchen näher an meinen Mund, das Sprechen wird mir sauer, und ich hab Ihnen etwas Schreckliches zu sagen. So, ich danke Ihnen herzlich. Zu Ihnen hab ich so großes Vertrauen, die Leute hier reden so Gutes von Ihnen, und ich seh's noch mehr in Ihren Augen und fühl's an Ihrer Hand, daß Sie nichts weiter sagen werden von dem, was ich Ihnen erzählen muß, und werden meinen armen Mann nicht ins Unglück bringen. Und dem dürfen Sie am allerwenigsten etwas sagen, daß ich von diesen Dingen weiß. Versprechen Sie mir das?"

„Ich verspreche es heilig," erwiderte Rathke mit Tränen im Auge, und streichelte die armen, hageren Hände der Kranken.

„Sehen Sie," fuhr diese, anfangs noch zögernd, fort, „der schreckliche Pelz hat mich gleich in heftige Angst und nachher in bitteren Kummer gebracht. Denn ich wußte vom ersten Augenblick, mit rechten Dingen konnte es dabei nicht zugegangen sein. Ein solches Prachtstück bei dieser Schmiere! Er selbst sprach davon als von einem Geschenk, das ihm eine alte Dame aus Begeisterung für seine Kunst gemacht habe. Manches andere hätte ich allenfalls geglaubt, dieses am allerwenigsten. Ich verstehe mich nicht auf Kunst: aber daß diese Sorte höchstens dumme Bauern, aber keine alten Damen täuscht und auch keine jungen, das weiß ich sehr gut.

„Ich hatte auch eifersüchtige Gedanken — Gott, das wäre noch der günstigste Fall gewesen! — aber diesen Irrtum erkannte ich bald. Auf langen Umwegen, durch Lauschen und Lauern auf seine ausgeschmückten Berichte erforschte ich den Namen einer Frau Kapitän Dühring, die seine Verehrerin und Wohltäterin sein sollte, in hiesiger Stadt wohnhaft. Ich fand keine Ruhe, bis ich von Anklam her, als wir einmal wieder dort spielten, die kurze Reise hierher gemacht hatte. Ich führte mich unter einem Vorwande bei der Köchin der alten Dame ein und fand sie zum Glück gesprächig. Es wurde mir nicht schwer, das Gespräch auf Landstreicher, Bettler und solches Volk zu lenken; denn das hatte ich längst herausgebracht, daß mein Mann eine Zeitlang

nichts Besseres gewesen war. Und da hörte ich denn bald, was ich wissen wollte, und was zu hören mir doch das schrecklichste war. Mehr kann ich nicht sagen, Herr Pastor, — es tut mir zu weh.

„In langen Sorgen hab ich gesonnen, wie ich's gut machen sollte, wie seine Schuld zu tilgen sei. Ihn selbst durfte ich nicht merken lassen, was ich wußte: er würde mein Wissen von seiner Schande nicht ertragen und mich sicherlich abermals verlassen haben. Und wahrscheinlich wäre er abermals zum Lumpen geworden und dann vielleicht unrettbar. Auch den Pelz mußt ich ihm lassen; ich hatte es längst heraus, daß der für ihn einen Talisman bedeutete, einen Beschützer vor sich selbst und einen Blender für andere.

„So blieb denn nichts übrig, als das Geld zusammenzusparen, um den Wert zu ersetzen. Das war ein unendlich schweres und langes Stück Arbeit. Auf hundert Taler wurde das Ding geschätzt. Ich mußte darben und mich schinden über alles Maß — und immer heimlich vor ihm, er durfte nichts merken, ich mußte die Satte und Zufriedene vor ihm spielen.

„Aber ich konnte mein Ziel nicht erreichen; knapp die Hälfte, achtundvierzig Taler, habe ich zurückgelegt, und meine Kräfte sind erschöpft. So gedachte ich denn, als wir hierher gingen, mich der alten Frau Kapitän zu Füßen zu werfen und ihre Gnade und Verzeihung auch so zu erflehen. Und nun denken Sie meinen Schreck, als ich hier höre, sie ist tot. Und ich hörte auch, daß Sie Ihr Freund gewesen seien; darum bat ich Sie, zu kommen.

„Aber wohin nun mit dem Gelde? Wissen Sie einen Rat, Herr Pastor? Soll ich es den Erben einhändigen? Aber die dürfen doch nicht erfahren, wofür es die Bezahlung ist. Nun ja, vielleicht einfach: eine alte, vergessene Schuld. Loswerden muß ich das Geld; es brennt wie Feuer in meiner Hand. Ich muß meinen Mann loskaufen von der Schande, wenn auch niemand von ihr weiß als ich und er und nun Sie als mein Vertrauter, der Sie nichts verraten werden. Ich muß meinen Mann vor mir selber reinigen; ich gehe dann leichter in den Tod, in den ich mich ergeben habe. Einige Wochen oder Tage mag es ja noch dauern — dann ist's zu Ende. Der Pelz muß ihm rechtmäßig gehören; dann wird er auch ohne mich mit all seinen kleinen Narrheiten als ehrlicher Mensch weiter durchs Leben gehen; das ist alles, was ich noch zu wünschen habe. Und wenn ich im Jenseits die alte Frau treffe, will ich sie bitten, ihm den Rest zu erlassen. Denn sehen Sie, er bringt's doch niemals zusammen, so gern er gewiß möchte, das große Kind!"

Den alten Rathke ergriff eine Rührung, da er an Tante Fritzchen im Jenseits gemahnt wurde, die sich doch nur zu schlafen gewünscht hatte; und er sprach mit einem still feierlichen und doch freundlichen Ernste:

„Machen Sie sich hierüber keine Sorge mehr, gute Frau. Ich habe Tante Fritzchens — so nannten wir die Frau Kapitän — ich habe ihre letzten Worte und Meinungen empfangen, ich war ihr eng befreundet seit langen Jahrzehnten und glaube sie zu kennen bis in geheime Falten ihres goldenen Herzens hinein. So darf ich mich wohl berechtigt halten, an ihrer Statt ihre Meinung und Entscheidung in diesem seltsamen Falle zu geben, als ob sie selber lebendig vor Ihnen säße.

„Ich will Ihnen etwas verraten: Ihr Mann hat zu mir vor kurzem das Verlangen geäußert, von künftigen Ersparnissen ihr ein Denkmal von Stein oder Erz zu setzen. Jawohl, er ist Phantast; und ich bin mit Ihnen der Ansicht, daß er in seinem Leben nicht zum Sparen gelangen wird.

„Aber das Denkmal ist auch nicht nötig. Tante Fritzchen hat sich längst ein viel besseres Denkmal gesetzt in vieler Leute Herzen. Und nun noch zu den vielen das schlechteste nicht in Ihrem Herzen, gute Frau, und dem Ihres Mannes. Und grade dieses würde sie besonders freuen, wenn sie davon wüßte. Und sie würde sprechen — ich verbürge mich feierlich dafür —: „Dieser Pelz war mein freies Geschenk an den armen, verkommenen Menschen; er ist nichts schuldig. Ich war reich, und er war arm und in Gefahr, unterzugehen; ich war verpflichtet, ihm zu helfen. Er hat mir gedankt, so gut er irgend konnte: dadurch, daß er ein anderer Mensch geworden ist. Denn das allein war der Sinn meiner Gabe. Und so soll er denn auch das von seiner Frau so mühsam gesammelte Geld behalten; es kann ihm eine Stütze sein, daß er gut und rechtschaffen bleibe, auch in dem schwierigen und bedenklichen Berufe, den er sich erwählt hat. Er gehört wohl zu den Naturen, die Elend und Mißachtung nicht zu ertragen verstehen, in leidlichem Glück aber sich aufrecht erhalten. Und das ist auch eine Tugend, die wieder anderen nicht gegeben ist. Nicht verdorben ist er [von Hause aus], aber zu schwach, harte Lasten zu tragen. Wir wollen ihm helfen, aufrecht zu bleiben.

„Das, beste Frau, ist ganz gewißlich Tante Fritzchens genaueste Meinung. Es ist alles gesühnt, was hier gefehlt worden, durch Ihre Treue, durch Ihres Mannes ehrliche Bußfertigkeit und durch die Güte und Weisheit meiner alten Freundin. Sie können leben oder sterben in Vertrauen und in Frieden."

Die arme Frau küßte, still hinweinend die Hand des alten Pastors, und er rüstete sich ernst, ihr das Abendmahl zu reichen.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Februar.

Das gemeinsame Vorgehen Englands, Deutschlands und Italiens in der Venezuela-Angelegenheit ist von englischen Staatsmännern in charakteristischer Weise erläutert worden. In Sheffield hielt der Parlamentsuntersekretär des Auswärtigen, Cranborne, eine Rede, in der er vor allem betonte, daß die Politik der englischen Regierung durch den Entschluß bestimmt worden sei, die Interessen englischer Untertanen zu verteidigen. Cranborne hob hervor, daß es sich nicht um ein Bündnis bei dem Zusammenwirken mit Deutschland handle, daß dieses jedoch nicht im Stiche gelassen werden dürfe, nachdem eine gemeinschaftliche Aktion vereinbart worden sei. Auch der englische Generalpostmeister Austen Chamberlain hat sich in Birmingham in demselben Sinne geäußert, indem er davon ausging, daß die gegen die englische Schiffahrt und englische Staatsbürger in Venezuela verübten Gewalttaten es nötig gemacht haben, Genugtuung zu verlangen. Nach dieser Darstellung hat der englische Minister des Auswärtigen, Lord Lansdowne, dem deutschen Botschafter in London, Grafen Metternich, als dieser im Juli 1902 an ihn mit einer bezüglichen Anfrage herantrat, erklärt, Großbritannien sei entschlossen, Genugtuung zu suchen, und bereit, gemeinsame Maßregeln mit Deutschland zu vereinbaren, um Abhilfe zu erlangen. Aus einem früheren englischen Blaubuche geht überdies hervor, daß bereits geraume Zeit vorher von englischer Seite bei Deutschland eine allgemeiner gehaltene Anregung im Sinne eines Zusammenwirkens in Venezuela erfolgt war.

Es empfiehlt sich, auf diese Tatsachen, sowie auf die authentischen Kundgebungen englischer Staatsmänner mit besonderem Nachdrucke hinzuweisen, weil nicht bloß in französischen und amerikanischen Blättern, sondern auch in einem Teile der englischen Presse durchaus irrtümliche Darstellungen über die von Deutschland ergriffene Initiative verbreitet wurden. Blätter wie der Pariser „Temps“ schrieben sogar dem deutschen Kaiser eine Rolle zu, die diesem um so mehr fern gelegen hat, als er mit Recht annimmt, daß private Geldforderungen gegenüber einem fremden Staate an und für sich nicht geeignet sind, ohne weiteres ein Einschreiten mit militärischen Machtmitteln zu begründen. Auf Grund zuverlässiger Mitteilungen darf denn auch betont werden, daß der Vorschlag, den Schiedsgerichtshof im Haag mit der Entscheidung der Differenzen zwischen den deutschen Gläubigern und Venezuela zu betrauen, bereits im Juli 1901 von deutscher Seite gemacht worden ist. Präsident Castro erachtete es aber nicht einmal für angemessen, den deutschen Vorschlag zu beantworten.

Dieser Punkt muß auch deshalb hervorgehoben werden, weil von französischen Organen ohne jeden stichhaltigen Grund behauptet worden ist, Deutschland und England hätten von Anfang an den Haager Schiedsgerichtshof geflissentlich umgangen. Hierzu kommt, daß von amerikanischer Seite später angeführt wurde, die Idee, einen solchen Schiedsspruch herbeizuführen, sei zuerst von Staatsmännern der

Union „suggeriert" worden. Dies ist so wenig zutreffend, daß in den am 23. Dezember 1902 von den Regierungen Deutschlands und Großbritanniens übermittelten Noten, in denen an erster Stelle der Präsident der Ver. Staaten um seinen Schiedsspruch ersucht wurde, gleichzeitig für den Fall der Ablehnung auf den Schiedsgerichtshof im Haag als entscheidende Instanz Bezug genommen wurde.

Inzwischen hatte der Präsident der Republik Venezuela den bei dieser beglaubigten Gesandten der Union, Bowen, mit seiner Vertretung bei den in Washington geführten Verhandlungen mit den Repräsentanten der Blockademächte, zu denen auch Italien gehört, betraut. Hiernach mußte angenommen werden, daß Castro, um die Blockade rascher beendet zu sehen, den Gesandten Bowen mit weitgehenden Vollmachten versehen habe, so daß eine Lösung des ganzen Konflikts, unter Verzichtleistung auf eine Entscheidung des Schiedsgerichtshofes im Haag, bereits in Washington erfolgen konnte. Dies entsprach sicherlich am besten der in Amerika viel verbreiteten Auffassung, wonach der Streit nach Möglichkeit lokalisiert bleiben sollte. Überdies stand es mit der Aufgabe des Gesandten Bowen als Bevollmächtigten Venezuelas besser im Einklange, selbst und unmittelbar bei der Erledigung der Streitfrage wirksam zu sein. Nicht Deutschland, Großbritannien und Italien trugen daher Bedenken gegen eine Entscheidung des Haager Schiedsgerichts, sondern in Venezuela und in den Ver. Staaten regten sich zugleich Empfindlichkeiten sowie Besorgnisse, die insbesondere durch die bei einer solchen Erledigung notwendig werdende Verzögerung hervorgerufen wurden.

Freilich war die Aufgabe, die der Minister Bowen sich gestellt hatte, ungemein schwierig. Zunächst konnte in Washington nicht gemeinsam mit den diplomatischen Vertretern Deutschlands, Englands und Italiens verhandelt werden; vielmehr ergab sich aus der Verschiedenheit der Forderungen die Notwendigkeit, mit jedem dieser Vertreter besondere Verhandlungen zu führen. Wichtig war andererseits für Venezuela die beschleunigte Aufhebung des Blockadezustandes, der, abgesehen von der Lähmung des Verkehrs, bedenkliche Verwicklungen herbeiführen konnte, wie durch die von venezolanischer Seite verschuldete Beschießung des Forts San Carlos erhärtet worden ist. Die beteiligten europäischen Mächte wiederum konnten auf die Blockade nicht verzichten, solange ihnen nicht für bestimmte und unbestreitbare Forderungen ausreichende Garantien gewährt worden waren.

Hauptsächlich entbrannte der Streit dann um die Prioritätsfrage. Die Republik Venezuela hatte die Verletzung der wohlerworbenen Rechte ihrer Gläubiger in ein förmliches System gebracht. Beinahe alle europäischen Staaten wurden in Mitleidenschaft gezogen, und die Ver. Staaten waren ebenfalls beteiligt. Frankreich hatte auch bereits ein Abkommen getroffen, und die französische Regierung stellte sich auf den Standpunkt, daß die Bestimmungen dieses Abkommens nicht verletzt werden dürften. In Wirklichkeit hatten die Blockademächte einen solchen Eingriff in fremde Rechte durchaus nicht beabsichtigt, wohl aber entstand die Frage, ob diese Mächte, welche die Exekution ins Werk gesetzt hatten, nicht auch befugt wären, abgesehen von den mit einem begründeten Vorrecht ausgestatteten Forderungen, für ihre eigenen die Priorität zu beanspruchen.

Des weiteren bezogen sich die Verhandlungen der Vertreter der Blockademächte mit dem Repräsentanten Venezuelas auf die Art und Weise der Abfindung der verschiedenen Gläubiger aus den Erträgen der Zollverwaltung Venezuelas. Die Vertreter der Mächte sollten jeder für sich ein besonderes Protokoll unterzeichnen, während in einem gemeinsamen Protokoll die Aufhebung der Blockade festgesetzt werden sollte. Wie in allen Stadien der Venezuela-Angelegenheit wurde auch bei Gelegenheit der Verhandlungen in Washington der Versuch gemacht, Beunruhigung zu verbreiten und Mißtrauen zwischen England, Deutschland und Italien zu säen. So hieß es, Großbritannien widersetze sich den Bestrebungen seiner Verbündeten auf Erlangung der Vorzugsbehandlung. Hinzugefügt wurde noch, daß Deutschlands und Italiens Haltung in der Frage dieser Vorzugsbehandlung wohl der

Abneigung beider Staaten gegen die Anrufung des Haager Schiedsgerichts zuzuschreiben sei. Wiederum ist es ein englischer Staatsmann, der Minister für Indien, Hamilton, der in Bradford alle Phantasien über die angeblichen Meinungsverschiedenheiten zwischen Deutschland und England widerlegt hat. Nachdem er auf die Gemeinsamkeit der Interessen der beiden Mächte bei ihren Entschädigungsansprüchen gegenüber Venezuela hingewiesen hatte, erklärte er ausdrücklich: „Die deutsche Regierung hat in dieser ganzen Angelegenheit mit vollkommenem Takt und vollkommener Schicklichkeit gehandelt.“ Der englische Premierminister Balfour hat dann in einer am 13. Februar in Liverpool gehaltenen Rede angekündigt, er habe vom Staatssekretär des Auswärtigen Amts, Marquis of Lansdowne, die Mitteilung erhalten, daß alle Schwierigkeiten hinsichtlich der Venezuelafrage beseitigt, das deutsche und das englische Protokoll angenommen worden seien. Balfour fügte hinzu, daß jetzt kein Hindernis mehr für die endgültige Regelung der Angelegenheit in absehbarer Zeit bestände. Der englische Premierminister unterließ nicht, in seiner bemerkenswerten Rede zu betonen, eine Einigung mit Deutschland über ein gemeinsames Vorgehen sei das vernünftigste Mittel zur Erzwingung ihrer Forderungen gewesen. Die Legende, wonach ein Bündnis mit Deutschland hinsichtlich der Venezuelafrage während des Besuches des deutschen Kaisers in England zustande gekommen sei, bezeichnete Balfour als eine lächerliche Erfindung. Der Unterzeichnung der Protokolle wird die Aufhebung der Blockade folgen und der Schiedsgerichtshof im Haag mit der Entscheidung über die besondere Behandlung der dann noch übrigen Forderungen Deutschlands, Englands und Italiens betraut werden.

Die marokkanische Frage drohte eine Zeitlang sich ernsthafter zu gestalten. Wäre der regierende Sultan in der Tat durch den Aufstand besiegt und verdrängt worden, so hätte sich nicht absehen lassen, ob auf die Dauer Ruhe und Ordnung aufrechterhalten worden wären. Dann lag aber die Gefahr vor, daß die zunächst beteiligten Mächte, Frankreich, England und Spanien, auf dem Plane erschienen, um ihre eigenen Interessen zu wahren. Deutschland hat keine politischen, sondern nur Handelsinteressen in Marokko. „Nous n'avons pas pignon sur la Méditerranée.“ so faßte ein ausgezeichneter deutscher Staatsmann Deutschlands Politik zusammen. In Frankreich regten sich andererseits früher bereits Besorgnisse, daß Großbritannien einen Handstreich in Tanger versuchen könnte. Sollte es damit zusammenhängen, daß unter der Ägide der französischen Regierung Pariser Banken dem Sultan von Marokko eine Anleihe im Betrage von $7\frac{1}{2}$ Millionen Frank gewährt haben, für deren Zinsen die Zolleinnahmen im Hafen von Tanger haften würden? Ausgeschlossen ist, daß auf diese Weise etwa eine französische Besitzergreifung Tangers vorbereitet werden könnte, da Großbritannien unter allen Umständen den Schlüssel zur Straße von Gibraltar nicht einer anderen Mittelmeermacht überlassen würde. Wohl aber könnte in Frankreich das Bestreben maßgebend gewesen sein, in Tanger Rechte zu erlangen, durch die eine englische Okkupation dieses strategisch wichtigen Punktes erschwert wird.

Über Frankreichs Bestrebungen am Mittelländischen Meere sind in diesen Tagen erst Aufschlüsse erteilt worden, die sich in dem vom Deputierten Etienne Flandin über das „budget des protectorats“ erstatteten Berichte befinden. Da in jüngster Zeit stets nur Frankreich, England und Spanien als die in Marokko interessierten Mächte bezeichnet wurden, konnte es den Anschein gewinnen, als ob die Mittelmeermacht Italien dort völlig ausgeschaltet worden wäre. Man weiß, daß Italien bei der Annäherung an Frankreich sich dessen Verzichtleistung auf Tripolis gesichert, dagegen selbst seine Neutralität in Marokko als Äquivalent gewährt haben sollte. Nun aber heißt es in dem angeführten Bericht: „Wir glauben nicht, daß wir die Hypothese der Nachbarschaft Italiens in Tripolis ins Auge fassen dürfen. Wie sehr wir auch die Bande herzlichen Einvernehmens zu befestigen wünschen mit einer Nation, zu der uns zugleich die Verwandtschaft der Rasse und die Erinnerung an dasjenige, was wir für das Erringen ihrer Unab-

hängigkeit getan, hinzieht, können wir doch nicht vergessen, daß Italien in Tripolis bedeuten würde, daß diese Macht in das Herz des dunklen Erdteils einzudringen sowie Tunesien zu bedrohen vermöchte."

An Deutlichkeit läßt diese Sprache nichts zu wünschen übrig. Italien glaubte, wenigstens theoretische Ansprüche auf Tripolis zu haben, und nun stellt sich heraus, daß selbst solche platonische Verheißungen Anfechtung erfahren. Der Deputierte Etienne Flandin ist freimütig genug, an das Abkommen zu erinnern, indem er fortfährt: „Nicht einen Augenblick können wir zulassen, daß unserer Diplomatie unter dem Vorwande, die Freiheit unserer Bewegungen im Westen unserer algerischen Besitzungen zu sichern, die Unvorsichtigkeit begehe, an unserer östlichen Grenze die Nachbarschaft eines im Verfalle befindlichen Reiches durch die unmittelbare Nachbarschaft einer aktiven, militärischen europäischen Macht zu ersetzen, die ein unternehmendes Mitglied der Tripelallianz ist. Sollte aber nicht schon die Besorgnis vor einer solchen Eventualität, für wie wenig wahrscheinlich wir sie auch erachten mögen, ein Grund mehr für uns sein, um uns die Ausdehnung der französischen Kolonisation in Tunesien gegenwärtig als eine bedeutsame Frage des nationalen Interesses ansehen zu lassen?"

Die Freiheit der französischen Bewegungen im Westen der algerischen Besitzungen, das heißt in Marokko, soll also von Italien in keiner Weise gestört werden; dagegen soll Frankreich nicht dulden, daß die Italiener sich in Tripolis festsetzen. Hiernach muß das ganze italienisch-französische Abkommen, insofern italienische Interessen dabei in Betracht kommen, illusorisch erscheinen. Bezeichnend ist, daß der Bericht von Pariser Blättern analysiert wird, ohne daß Kritik in der Richtung geübt wird, daß die Verwahrungen des Deputierten Flandin durchaus nicht im Einklange mit den früheren Versicherungen stehen. In der italienischen Presse wird ein solcher Widerspruch um so lebhafter erörtert werden, da mehrfach bereits berufene Stimmen sich in dem Sinne vernehmen ließen, daß Italien bedeutsame Interessen in Marokko habe, die nicht geopfert werden dürften, um einem Schattenbilde nachzujagen. Tripolis ist eben noch türkisches Eigentum, auf das der Sultan sicherlich nicht freiwillig verzichten wird.

Die Reise des englischen Kolonialministers Chamberlain nach Südafrika hat sich durchaus nicht zu einem Triumphzuge gestaltet. Weder ist es ihm gelungen, bei den Boeren in versöhnlichem Sinne zu wirken, noch haben seine Verhandlungen mit den „Rand Lords" zu befriedigenden Ergebnissen geführt. Bei einer Zusammenkunft, die Chamberlain am 6. Februar mit Dewet und anderen Delegierten der Boeren hatte, kam es zu lebhaften Auseinandersetzungen, da Dewet die englische Regierung beschuldigte, die Friedensbedingungen von Vereeniging verletzt zu haben. Chamberlain lehnte dann die ihm angebotene Adresse ab und machte den Delegierten der Boeren Vorwürfe, weil sie den guten Glauben der englischen Regierung und seinen eigenen guten Glauben in Zweifel gezogen hätten. Hiernach sind die Erwartungen auf eine von der englischen Regierung zu gewährende Amnestie nicht allzu günstig, obgleich Lord Kitchener seinerzeit eine solche versöhnliche Politik in Aussicht gestellt hatte. Auch im übrigen fehlt es in Südafrika nicht an Schwierigkeiten. Dies gilt namentlich hinsichtlich der Arbeiterfrage in den Minendistrikten. Lionel Phillipps, einer der Grubenmagnaten, hat dem Kolonialminister erklärt, die Vertreter der Grubeninteressen in der Kriegsschuldfrage würden sich nur unter der Voraussetzung zur Entrichtung eines beträchtlichen Beitrags bereit finden lassen, daß die Regierung in der Arbeiterfrage sich entgegenkommend erwiese. Tatsache ist, daß es in den Grubenbezirken an Arbeitern fehlt. Von der Einführung weißer Arbeiter aus dem Mutterlande kann nicht die Rede sein, obgleich während des Krieges Südafrika als ein gesegnetes Land für die englischen Arbeiter bezeichnet wurde. Die Grubenbesitzer verwahren sich auch mit aller Entschiedenheit dagegen, daß ihnen etwa die Hefe dieser Arbeiter zugeführt werde, während auserwählte Kräfte sich nicht bereit finden lassen werden, auszuwandern. Für diese

müßte der Lohn so hoch bemessen werden, daß die Unkosten sehr wachsen würden. Auch von der Einführung chinesischer oder indischer Arbeiter ist abgesehen worden im Hinblick auf die Vereinigten Staaten und Australien, Länder, die jetzt die größte Mühe haben, sich der „gelben Gefahr" zu erwehren. So bleibt denn im wesentlichen das einheimische Element übrig. Die Kaffern eignen sich auch für die Arbeit in den Grubenbezirken; nur fehlt ihnen die Arbeitslust, zumal sie für ihren Lebensunterhalt sich mit wenig begnügen. Die Schwierigkeit der Rekrutierung dieser Arbeiter muß daher gelöst werden, und es ist charakteristisch, daß die Grubenbesitzer hier für einen Zwang eintreten, der hart an Sklaverei streift. Dagegen regt sich nun das Gewissen der englischen Nation, während in Südafrika selbst manche Interessenten durchaus nicht abgeneigt wären, die Kaffern durch List in die compounds zu locken, wobei auch der früher dort verpönte Alkohol eine wichtige Rolle spielen soll.

Der beunruhigenden, aber seitens der Pforte bestrittenen „Figaro"-Meldung einer Mobilisierung der türkischen Armee gegenüber darf nach wie vor gehofft werden, daß es den vereinigten Bemühungen der europäischen Mächte gelingen wird, den Ausbruch eines Aufstandes in Macedonien zu verhüten. Die sicherste Bürgschaft für eine solche friedliche Lösung bietet das Verhalten Rußlands. Bereits vor längerer Zeit hat Kaiser Nikolaus II. durch den russischen Botschafter in Konstantinopel, Sinowieff, dem Sultan durchaus freundschaftliche und friedliche Versicherungen übermitteln lassen, indem er zugleich zu Reformen in Macedonien riet, durch deren Verwirklichung die dort bestehenden Übelstände beseitigt, die Souveränetätsrechte des Sultans aber nicht berührt werden sollen. In maßgebenden Kreisen wird denn auch daran festgehalten, daß zwar die macedonischen Komitees nichts unversucht lassen werden, um Beunruhigung hervorzurufen, daß jedoch die türkische Regierung, den maßvollen Ratschlägen Rußlands und der anderen Mächte Folge leistend, durch eine durchgreifende Reformpolitik den Ruhestörern ein Paroli biegen wird.

Rudolf Delbrück ist in der Nacht zum 1. Februar aus dem Leben geschieden. Obgleich er bereits am 1. Juni 1876 seine Entlassung aus dem Reichsdienste erhielt und später nur noch eine Zeitlang als Mitglied des Reichstages seine umfassende Sachkenntnis in den Dienst des öffentlichen Wohls stellte, weisen doch auch heute mannigfache Einrichtungen des Reiches die Spuren der ersprießlichen Wirksamkeit des Staatsmannes auf, der Jahre hindurch als die rechte Hand des Fürsten Bismarck bezeichnet wurde, bis Meinungsverschiedenheit in den wirtschaftlichen Fragen die Trennung herbeiführte. Doch war in den eigentlich entscheidenden Jahren Delbrück der Leiter der gesamten inneren Reichspolitik. Wie er zur Zeit, da Bismarck in Versailles verweilte, die einleitenden Verhandlungen mit den süddeutschen Staaten über ihren Eintritt in den Nordbund führte, wie er diese Verhandlungen dann in Versailles zum Abschlusse brachte, wie er die Verträge im norddeutschen Reichstage durchsetzte: das gehört der Geschichte an, in deren Annalen der Name Rudolf Delbrücks ehrenvoll verzeichnet steht.

Literarische Rundschau.

Biographische Denkmale.

Frohe Jugendtage. Lebenserinnerungen. Kindern und Enkeln erzählt von Rochus Freiherrn v. Liliencron. Leipzig, Duncker & Humblot. 1902.

Ernst Curtius. Ein Lebensbild in Briefen. Herausgegeben von Friedrich Curtius. Mit einem Bildnis in Kupferätzung. Berlin, J. Springer. 1903.

1. Ein Mann, dessen sichere Führung tausend und abertausend deutsche Biographien zu einem vielbändigen Ganzen, von keinem ausländischen Sammelwerk dieser Art übertroffen, vereint hat, durfte sich wohl vor anderen in unsrer mit allerlei Memorabilien gesegneten Zeit fragen, warum er nach solcher Aufopferung für fremde Lebensläufe nicht auch einmal an seine eigene Vita denken solle. So hat Herr v. Liliencron neben der Ausrüstung eines großen neuen musikgeschichtlichen Unternehmens, das ihn braucht und den Achtziger im steten Arbeitsbedürfnis frisch erhält, ein ungemein reizvolles Büchlein geschaffen, für die Familie zunächst, doch weiten Kreisen zu willkommenem Genuß. Wir hören von einem englischen Gelehrten, daß er jeden Morgen die wackeren Lexikographen in sein Dankgebet gen Himmel einschloß, und zählen den Werkmeister der „Allgemeinen Deutschen Biographie" diesen Wohltätern bei. Aber auch wer keinen besonderen Grund zu solchen frommen Opfern hat, wer von Liliencrons durch zwei Menschenalter gediehenen philologischen, historischen, musikwissenschaftlichen, liturgischen Arbeiten gar nichts weiß, Männer und Frauen, alt und jung, wird diesen so anmutig vorgetragenen Erinnerungen des Lebenskünstlers mit heller Freude lauschen. Sie sind nicht gelehrter Natur, trotz des schlicht erbrachten Nachweises, wie aus einem Theologen und einem Juristen kraft innerer Notwendigkeit ein Germanist wurde, sondern sie geben ein erquickliches Menschenbild und verabschieden uns, wenn das Doppelziel des Berufes und des eigenen Herdes erreicht ist. Ungesagt bleibt, was der Professor in Jena, der Geh. Kabinettsrat Herzog Bernhard Erich Freunds in Meiningen, der rastlose Privatgelehrte in München, endlich der Propst zu St. Johann vor Schleswig erfahren und geleistet hat. Der Reiz und die Gewähr runder epischer Darstellung schwinden ja meist auf den weiteren Lebensstrecken, und mannigfache Rücksichten hemmen das Bekenntnis des Mannes. Frohe Jugendtage werden ohne selbstgerechte Bespiegelung oder elegisches Nachschmecken vergegenwärtigt. Von schleswig-holsteinischer Politik nur eben so viel, als für den größtenteils noch in windstillem Royalismus befangenen Adel Deutsch-Dänemarks jener alten Zeit zu wissen unerläßlich ist, ohne einen Ausblick auf späteren Umschwung und Umsturz oder gar auf den Tag, da der einstige Gast des Kopenhagener Hofes bei der Vermählung unseres Kaiserpaares mitwirkte. Das Buch ist ein kleines Kunstwerk durch die geschlossene Komposition, die Gabe knapper, lebendiger Charakteristik, den beschwingten Vortrag, nicht zuletzt durch die Würze des allerliebsten Humors, der uns gleich auf der Schwelle vor Aufschlüssen über die Vorfahren dieses nasciturus begrüßt und dann den allgemach siegreichen Kampf gegen den possenhaften Namensvetter Rochus Pumpernickel ver-

zeichnet. Pietätvoller Schilderung der geprüften Eltern folgen die Schuljahre in Preetz, Plön und Lübeck, die Studien in Kiel und Berlin und wieder Kiel, der Abschluß in Kopenhagen. „Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage, Und manche liebe Schatten steigen auf." Auch manches alte Original ist darunter. Zwei Fäden aber hat Herr v. Liliencron mit besonderer Andacht gesponnen: seine fruchtbare Neigung zur Musik und die Theaterpassion, die ihn flüchtig wohl an eine „theatralische Sendung" wie den Wilhelm Meister hat denken lassen. Ein shakespearisierendes Trauerspiel durfte als Kraftpröbchen nicht fehlen, dessen Titel ich, obgleich ich es besitze, wie der Schöpfer verschweigen will. Der junge Musiker stellt mit seinen persönlichen Fortschritten allgemeine Geschmackswandlungen dar und macht uns im Hause Mendelssohn noch heimischer als im Hörsaal Schellings oder des Meisters Leopold Ranke. Lilienerons vertraute Beziehungen zur Bühne sind noch heute in Alt-Jena unvergessen, wo seine virtuose Leistung als Holbergs geschwätziger Barbier das akademische Parterre entzückte. Er, der — fast märchenhaft zu hören — die große Sophie Schröder als Isabella und den Mimen W. Kunst als Hamlet gesehen hat, besitzt das überaus seltene Talent, die flüchtige Darstellung in Worten festzuhalten: wie Frau Crelinger daheim, das Strickzeug senkend, den Monolog „Lebt wohl, ihr Berge" rezitierte, wird hier für jede Johanna als klassisches Vorbild dargetan; ein Kabinettstückchen zeigt uns Frau Heiberg in einer stummen Episode der Holbergischen „Wochenstube". Doch auch zum Nante Beckmanns und in tiefere Niederungen der Berliner Komik wendet sich das Gedenken des dem alten Kunstevangelium ergebenen, aber nirgend verstockten Theaterfreundes. Daß er neben diesen bunten Eindrücken und aller Musikluft sein Schifflein nach irrigen Kursen in den sicheren Hafen steuerte und, während über seinem Vaterhause dunkles Gewölk lag, sich mit einer noch heute maßgebenden Erstlingsarbeit die Sporen erwarb, ist ein starkes Zeugnis dafür, der junge Doktor und angehende Bräutigam habe nicht bloß das ihm früh und spät erteilte Prädikat „gut und liebenswürdig", mag er's auch belächeln, sondern ebenso alle Rechtstitel für eine emporsteigende wissenschaftliche Tätigkeit aufzuweisen gehabt.

2. Diesem feinen Geplauder über einen Lebensabschnitt schließt sich nun das vom Sohn dem Vater errichtete Denkmal als ein großes, aus der Kindheit bis ins höchste Alter führendes Werk an, gegensätzlich durch seine keineswegs konziliante Geschlossenheit und einen pathetischen Grundton, verwandt nur durch die Harmonie der Persönlichkeit. Ernst Curtius hat seit den Schultagen, da er für Sammlungen zu Gunsten der Hydrioten einen Backenstreich empfing, bis an sein Ende als Philhellene gewirkt, des Lebensberufes von Haus aus sicher, durch die Vaterstadt Lübeck und die gläubige, humanistisch gebildete, vaterländisch fühlende Patrizierfamilie dafür begünstigt, auf der Universität vornehmlich durch den imposanten Otfried Müller in große Bahnen der Altertumskunde hingewiesen. Die für einen jungen deutschen Philologen ganz ungewöhnlichen Ereignisse, erst der mehrjährige griechische Aufenthalt als Hauslehrer bei Professor Brandis, dann die Berufung zum Erzieher des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, erscheinen in diesem Leben, als hab es gar nicht anders sein können, unter dem Gesichtspunkt einer prästabilierten Harmonie, wie Curtius selbst sie als göttliche Fügung pries. Jener Aufenthalt entwickelte die schon bewußten Keime zu allen Früchten, die ihm später gereift sind: sein Meisterwerk über den Peloponnes, die „griechische Geschichte", die „Baugeschichte Athens"' „Olympia", die vielen gelehrten oder populären Abhandlungen und Reden. Die segensreiche Verbindung mit dem Königshause, die einem begeisterten und begeisternden Vortrag über die Akropolis entsprang, hat die Möglichkeit der Ausgrabungen in Olympia ergeben, was der zweite berühmte, vor fünfzig Jahren gehaltene Berliner Vortrag über diesen heiligen Boden trotz aller Wucht nicht vermocht hätte. Erst das Kaiserwort konnte die Nike und den Hermes aus dem Geröll des Alpheios rufen. Heute schmückt dieser Hermes zahllose deutsche Stuben, und Schapers Büste unseres Ernst Curtius, dessen edel geschnittenes Antlitz

solcher Ehrung wert ist, steht am klassischen Ort wie die eines Olympiasiegers. Sein ganzes Dasein war aus einem Gusse. Er hat niemals geschwankt, keinen erschütternden Bruch in seinen Grundfesten erfahren und alles von sich abgleiten lassen, was ihm gegen den Strich ging. Er wollte das nicht sehen, er sah es nicht. Seine wissenschaftlichen Überzeugungen waren ihm heilig wie religiöse. Als letzter frommer Erbe idealistischer Konstruktionen aus dem achtzehnten Jahrhundert hielt er am „echten" Hellenentum fest, ohne Nachgiebigkeit gegen moderne Auffassungen. Seine Persönlichkeit ist am besten von einer Frau dargestellt worden (Charlotte Broicher, Erinnerungen an Ernst Curtius. Berlin, Stilke. 1897), aber auch ohne diese intime schmiegsame Kenntnis konnte niemand die herrschenden Eigenschaften übersehen — karikieren vielleicht, wie es ein jüngst erschienener Briefwechsel tut. Männer und Frauen von sehr verschiedener Bildung und Tendenz haben diesen reinen Mann mit Ehrfurcht betrachtet, wenn er des Festredneramtes in der Aula priesterlich waltete, und im Hause dem ernsten oder launigen Wort des oft so Versonnenen mit Liebe gelauscht. Der strebenden Jugend ist selten eine solche Wärme gewidmet worden wie von Ernst Curtius. Er hat dafür die Treue seines engeren Kreises erfahren und ihr Auge, ihre Hand zu Hilfe rufen können, wenn ihn körperliches Leiden anfocht, dem er sich doch nie ergab. Die Welt, sein Glück preisend, wie er selbst es pries, vergaß darob schwere Heimsuchungen, wie er selbst sie vergaß; niemand aber, der es mit angesehen, wird je vergessen, mit welcher ihm ganz selbstverständlichen Überlegenheit der Achtzigjährige, fortschaffend, solange es Tag war, klag- und wortlos dem letzten Siechtum begegnete. „Ich fühle es als Beschimpfung, liegen zu sollen," rief er einem Besucher zu. Er hat sein Leben ausgelebt, sein Wirken vollendet. Athen und Olympia empfingen noch alles, was er zu geben hatte. Nie sah man ihn enthusiastischer, als da er die akademische Abhandlung „Paulus in Athen" schrieb, nie vielleicht mehr auf das Urteil der Freunde gespannter, weil hier die beiden in ihm völlig harmonischen höchsten Mächte, Griechentum und Christentum, in einem weltgeschichtlichen Brennpunkt an der teuersten Stätte zusammentrafen. Christ, Hellene, Patriot zu sein, war seine dreieinige Losung.

Ein Band von mehr denn 700 Seiten mit einem Bildnis aus später Zeit, dem manche vielleicht eine Wiedergabe des Gemäldes von Reinhold Lepsius vorziehen möchten, gibt uns die Autobiographie in Briefen und eingewebten Gedichten. Der Vater, eine Jugendfreundin, Bruder Georg, die beiden schwesterlichen Gattinnen, im letzten Abschnitt der zum vertrautesten Freund erwachsene Sohn, hinter dem nur wegen des übergroßen Reichtums die Tochter hier zurücksteht, erscheinen als Hauptempfänger: zahlreiche Blätter sind dem stets gleich offenen und herzlichen, beide Teile ehrenden Austausch mit dem Kronprinzen gewidmet. Diese Partien und die Fülle der athenischen Berichte, aus denen selige Wochen auf Naxos und die Kunde von Otfried Müllers jähem Hingang in Griechenland am höchsten emporragen, bilden die Gipfel. Es hat an kürzeren und längeren Exzerpten daraus in unseren Zeitungen nicht gefehlt; hoffentlich nur zur Aufmunterung, nach dem Anbiß das Ganze zu genießen. Man sehe, wie besonnen der patriotische, doch wenig realpolitisch angelegte Mann 1848 und 49 auf seinem schwierigen Posten im Hause des Prinzen von Preußen stand! Man lege neben seine helleniſchen Ernten etwa auch die frischen, genrehaften, modern gestimmten Plaudereien Ludwig Steubs über das bayrische Athen. Curtius hat später noch mehrmals, mächtig schürfend, in seiner zweiten Heimat verweilt:

Warmes Lüftchen, weh heran,
Wehe uns entgegen!
Denn du hast uns wohlgetan
Auf den Jugendwegen, —

mit diesen Versen Goethes begrüßte Mommsen einmal in festlicher Stunde den Kollegen.

Die eigentliche Gelehrtenarbeit läßt unser leider ohne erklärende Zutaten gebliebenes Buch im Hintergrunde, doch führen Blätter an den Bruder in die stille Werkstatt des Göttinger und Berliner Professors. Georg Curtius ist endlich als alter König einer junggrammatischen Palastrevolution erlegen; Ernst wurde trotz leisen Stoßseufzern über „meine arme griechische Geschichte", und obwohl er nicht bloß in der kunstwissenschaftlichen Archäologie neue Pharaonen zum Regimente steigen sah, an seinen Überzeugungen und seinem Betrieb nicht irre. Die ungestörte Harmonie dieses Lebens besaß ihre schönste Schutzwehr in der Familie, denn niemals haben Mann und Weib, Eltern und Kinder eine innigere gemütliche und geistige Gemeinschaft aufrecht erhalten und an dem Segen des Hauses dankbare Gäste wärmer teilnehmen lassen, als es bei den Curtiern geschah. Frau Clara war eine ideale Professorin.

Erich Schmidt.

Graf Keyserling.

Graf Alexander Keyserling. Ein Lebensbild. Aus seinen Briefen und Tagebüchern zusammengestellt von seiner Tochter Freifrau Helene von Taube von der Issen. Zwei Bände. Berlin, Georg Reimer. 1902.

Außerhalb der Grenzen seiner baltischen Heimat ist der Name des im Jahre 1891 in hohem Alter verstorbenen Grafen Keyserling bisher wohl nur dem engeren Kreise seiner Fachgenossen, der Morphologen und Paläontologen, bekannt und vertraut gewesen; aber in Liv-, Est- und Kurland, in dem akademischen Viertel Petersburgs und selbst am russischen Kaiserhof, wer hat ihn da nicht gekannt und, was er bedeutete, nicht verständnisvoll empfunden? Früh durch zwingende Verhältnisse aus einer produktiven und noch reichere Erträge verheißenden wissenschaftlichen Tätigkeit herausgerissen, wandte er seine staunenswerte Arbeitskraft dem Landesdienst der Provinz Estland zu, wo ihm durch seine Heirat mit einer Tochter des russischen Finanzministers Canerin ein ansehnlicher Güterbesitz zugefallen war, und vermochte durch die Macht seiner Persönlichkeit ein so reiches Maß von wohltätigen Reformen in den wirtschaftlichen und Rechtsverhältnissen des Landes durchzusetzen, daß man den Jahren, da er an der Spitze der Landesvertretung stand, eine ganz außerordentliche Bedeutung beimessen darf.

Mit dem Namen Keyserling ist aber auch dauernd die Glanzzeit der Universität Dorpat verbunden. Er ist sieben Jahre ihr Kurator gewesen, hat ihr durch ein von ihm entworfenes, von der Staatsregierung genehmigtes Statut ihre selbständige Existenz gesichert, hat ihr neue Kräfte zugeführt, ihr namentlich aber durch die eigene geistige Größe und die Erhabenheit seiner Lebensrichtung das ungewöhnliche Ansehen verliehen, dessen die Universität so viele Jahre sich erfreut hat.

Auch von Keyserling gilt das Wort, daß er mehr war als die Summe seiner Leistungen. Wer die beiden Bände seiner an Freunde, Fachgenossen, Eltern, Geschwister und Kinder gerichteten Briefe und seine Tagebuchauszüge, die uns nun vorliegen, gelesen hat, wird sie an Reichtum der Gedanken und Empfindungen und an Kunst der Darstellung selbst in den schlichtesten Briefen an Sohn, Tochter und Enkel den besten Werken unserer biographischen Literatur an die Seite stellen.

Die Keyserlings sind ein altes westfälisches Rittergeschlecht, das schon im 15. Jahrhundert nach Livland verschlagen wurde. Am berühmtesten unter ihnen ist der Freund Friedrichs des Großen geworden, sein „Césarion", dem er in einer ergreifenden Ode ein schönes Denkmal der Freundschaft gesetzt hat. Ein Vetter dieses Keyserling war der Präsident der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg und Gesandte in Polen, und dessen Sohn war ein intimer Freund Kants; die große Verehrung des Königsberger Philosophen vererbte sich von einer Generation

der Keyserlings auf die andere. Der Vater des Grafen Alexander Keyserling war Besitzer von Rautenburg in Ostpreußen und erwarb sich durch seine Frau auch kurländischen Güterbesitz. In Kurland ist sein Sohn im Jahre 1815 geboren und mit neun Geschwistern aufgewachsen, erzogen von seinem hochgebildeten Vater und einem ausgezeichneten, in Schulpforta gebildeten Lehrer, der seine Zöglinge bis zur akademischen Reife brachte.

Im Jahre 1833 bezog Alexander Keyserling die Universität Berlin, um zuerst Jurisprudenz zu studieren; sehr bald aber entschied er sich für die Naturwissenschaften. Damals schloß er mit dem schon seinem älteren Bruder bekannten Otto v. Bismarck einen Freundschaftsbund, der trotz jahrelanger Trennung bis an Keyserlings Tod die Probe bestanden hat. Sie haben in Berlin zusammen gewohnt, zusammen Englisch getrieben und viel über ernste Dinge, besonders über Religion, philosophiert, und oft hat Bismarck dem Klavierspiel seines Freundes gelauscht.

Wichtiger wird für Keyserling die Verbindung mit gleichgesinnten, hochbegabten Studiengenossen gewesen sein, dem Zoologen Blasius, dem späteren bedeutenden Pflanzengeographen Grisebach, den Begründern der Zellentheorie Schwann und Schleiden. Auch zu Johannes Müller trat er in Beziehung, und mit Alexander v. Humboldt wurden Verbindungen angeknüpft, die Keyserling wohl zu statten kamen, namentlich bei seiner Rückkehr nach Rußland.

Er machte mit Blasius eine Reise in die Karpathen und plante schon damals mit ihm die Herausgabe eines Werkes über die Wirbeltiere Europas, von dem auch der erste, für die klassifikatorische Systematik bahnbrechende Band im Jahre 1840 erschien.

Von großen wissenschaftlichen Erfolgen gekrönt waren ein paar Expeditionen, die Keyserling, zum Teil in Begleitung der berühmten Geologen Murchison und de Verneuil, in den Ural und das südliche Rußland unternahm. Das Ergebnis dieser Reisen war das später erschienene Werk der drei Gelehrten, das die Grundlage zur Kenntnis der Geognosie des Urals geboten hat. Eine andere Expedition führte Keyserling in das Innere des Petschoralandes, wo er das bis dahin ganz unbekannte Timangebirge entdeckte. Er lernte die Küsten des Eismeeres kennen, durchfuhr auf Schlitten die Mooswüsten der Samojeden und kehrte zu Ende des Jahres 1842, mit wissenschaftlichen Schätzen reich beladen, nach Petersburg zurück. Aber Petersburg war nicht der Boden, auf dem seine Zukunft lag; nach schwerem Kampfe entschloß er sich, einer sich ihm öffnenden glänzenden akademischen Laufbahn zu entsagen, um sich in die Einsamkeit des ihm zugefallenen estländischen Rittergutes zurückzuziehen. Freilich blieb er in steter Verbindung mit der wissenschaftlichen Welt des Ostens wie des Westens, erschien mitunter auch bei Hof und machte dazwischen auch den Reisemarschall der ihm freundschaftlich gewogenen, geistvollen Großfürstin Helene; aber nun nahmen ihn doch mehr als die idealen die rein praktischen Fragen der Landwirtschaft und die kritischen politischen Verhältnisse in der Provinz selbst in Anspruch. Er war bald der angesehenste Mann des Landes, Ritterschaftshauptmann und als solcher berufen, die Interessen nicht nur seines Standes gegenüber der Staatsregierung zu vertreten. Es ist unter anderem Keyserlings Verdienst, daß der estländische Bauer seine Pachtstellen kaufen durfte, daß sich überhaupt ein leistungsfähiger Bauernstand entwickelte, daß die materielle Lage des Landes gesundete und der durch den Krimkrieg verursachte Notstand überwunden wurde. Der durchdringenden Kraft und Klarheit seines Geistes wie seiner weisen Mäßigung verdankt diese nördlichste Ostseeprovinz außerordentlich viel.

Im Jahre 1862 berief ihn das Vertrauen Kaiser Alexanders II. zum Leiter des Schulwesens der Ostseeprovinzen und zum Kurator der Dorpater Universität. Mit Jubel wurde Keyserling begrüßt, und mit Tränen ließ man ihn sieben Jahre später ziehen. Es ist namentlich Keyserlings großes Verdienst, eine Anzahl hervorragender Lehrkräfte nach Dorpat berufen zu haben. Adolf Wagner, Ludwig Schwabe, Maurenbrecher, Wilmanns und viele andere wurden, wenngleich nur auf

wenige Jahre, für Dorpat gewonnen. Auch den alten Freund Schleiden berief er, doch konnte dieser glänzende Geist und ausgezeichnete Redner sich hier nur einige Monate behaupten.

Keyserling selbst war glücklich, wiederum an einen Mittelpunkt wissenschaftlicher Tätigkeit gesetzt zu sein und namentlich mit dem nach Dorpat übergesiedelten großen Biologen K. E. v. Baer intim verkehren zu dürfen; aber in seinen Briefen finden sich doch auch Stellen, die Enttäuschungen auszusprechen scheinen. Er schreibt seiner Tochter am 26. August 1864: „Ich versichere Dich, es ist viel Schein und Schaum in der Verstandeswelt, und deshalb ist es so erfrischend, sich mit stillen Pflanzen und dummen Tieren zu beschäftigen . . . Die Geisteshöhen sind ernst und eisig, und der Hochmut, der uns hinauftreibt, hat etwas Dämonisches, Beethovensches."

Er selbst bot im Umgang mit den Professoren diesen mannigfache Anregung aus dem ungewöhnlich reichen Schatz seines Wissens, aber wohl immer in etwas zurückhaltender Weise. Den unwiderstehlichen Zauber seiner Unterhaltung will man namentlich in drei Eigenschaften gesehen haben: der Kunst, zu reden, zu hören und zu schweigen. Es konnte sich niemand mehr an den Verdiensten anderer freuen als er. So sind auch seine Briefe voll Anerkennung, voll Teilnahme für andere; milde im Urteil, wenn auch fest und stark in Überzeugungen. Auch seine äußere Erscheinung zwang zur Ehrfurcht: eine hohe, schlanke Gestalt, die sich, noch bevor das Alter über ihn kam, ein wenig gebeugt trug, hohe Stirn, die Augen voll Wohlwollens, das Haar schneeweiß.

Seiner amtlichen Bande ledig, kehrte Keyserling auf seine Güter und zu den alten Beschäftigungen zurück. Er ist von früh bis spät in Aktion. „Die Arbeit, die von der großen Schuld der Zeiten Minuten, Tage, Jahre streicht, bleibt die Grundlage, und glücklich, wen edle Freundschaft dabei erfrischt." Er fühlte sich wohl im Schatten der Einsamkeit, widerstand auch jedem Versuche, ihn von neuem für den Staatsdienst zu gewinnen. Als Herr v. Mühler im Jahre 1872 entlassen wurde, soll Bismarck seinen alten Freund Keyserling als geeignetsten Kandidaten für das Amt des preußischen Kultusministers vorgeschlagen haben; er ist der Versuchung klug aus dem Wege gegangen.

Die vorliegenden Bände enthalten überhaupt viele außerordentlich interessante Mitteilungen über die vertrauten Beziehungen Keyserlings zu Bismarck. Zwanzig Jahre nach der Trennung hatten sie sich zuerst in Petersburg wiedergesehen, und von da ab blieben sie miteinander in lebhafter Verbindung. Bismarck erschien zum Besuch auf Keyserlings Gut, und Keyserling war zu wiederholten Malen Gast in Varzin und Friedrichsruh. Die Tagebuchaufzeichnungen über den Friedrichsruher Besuch im Frühjahr 1890 werden aber wohl mit einer gewissen Vorsicht aufzunehmen sein, da, wie die Herausgeberin selbst bemerkt, die Wellen damals noch zu hoch gingen und die Verbitterung sanftere Empfindungen im Augenblick zurückdrängen mußte. Wie aber Bismarck über den Jugendfreund dachte, beweist eine Äußerung, die er zu Keyserlings Sohne tat: „Ihr Vater war in meiner Jugend der einzige Mensch, dessen Verstand ich fürchtete." Für Keyserling war das Leben in Friedrichsruh eine für Gemüt und Geist anregende Zeit, der letzte Sonnenblick in seinem Leben.

In seinem Hause war es einsam geworden: Sohn und Tochter saßen am eigenen Herde, seine Frau war vor ihm gestorben. Er selbst arbeitete aber unermüdlich an neuen und alten Problemen, beschäftigte sich, wie auch sonst oft, mit religiösen Fragen, gab noch seine Forschungen über die Unsterblichkeitslehre im Alten und Neuen Testament heraus, versenkte in seinem unendlichen Drange nach Erkenntnis bis in die letzten Tage seines Lebens seinen Forscherblick in alle Tiefen des Naturlebens und hätte von sich sagen können, was Goethe einmal an Jacobi schreibt: „Ich suche das Göttliche in herbis et lapidibus."

Arend Buchholtz.

β. **Die Verbreitung der Tierwelt.** Von Dr. W. Kobelt. Gemäßigte Zone. Mit 12 Tafeln in Farbendruck und Autotypie, sowie vielen Abbildungen im Text. Leipzig, Chr. H. Tauchnitz. 1902.

Das Werk versucht mit einer gewissen behaglichen Breite ein Landschaftsgemälde der Tierwelt zu geben, ein Stoff, der heute, wenn auch noch nicht so dem Laien, doch dem Fachmann immer merkwürdiger wird. In der geographischen Verbreitung der heutigen Tierwelt steckt fast so viel Geologie wie in allen Versteinerungen der alten Erdschichten. Wenn von irgendwo, so ist von hier aus die nächste und größte Erweiterung der Entwicklungslehre zu erwarten. Dazu kommt der Reiz beständig wachsenden Materials, das sogar (besonders Innerasien beweist es) noch mit großen Überraschungen arbeitet. Es ist verdienstlich und lohnend, auch durch volkstümliche Darlegung weite Kreise für diese ebenso junge wie lebenskräftige Wissenschaft zu interessieren. Aber die Schwierigkeit steckt auch im wildströmenden Fluß der Dinge selbst. Populärisieren fordert immer zwanzig Schritte zurück, Ruhe, Sammeln. Momentphotographie gilt bei ihm weniger als irgendwo. Rechnen wir diese Notlage ein, so gibt Kobelt (der als Spezialforscher auf dem Gebiete der Molluskenkunde bewährt ist) ein reiches, in jeder Hinsicht anregendes Buch, aus dem sich eine Masse entnehmen läßt. Es häuft eine Unmenge Stoff an, zum Teil aus neuester Fachliteratur, die der Mehrzahl der Leser nicht zugänglich sein wird. Eigene Ideenzüge zu den großen Problemen bilden überall das Gerüst, und in diesem Sinne hat man das angenehme Bewußtsein, nicht ein zum Zweck hingeworfenes Buch zu lesen, sondern die Arbeit eines Mannes, der eine Fülle zur Sache auf dem Herzen hatte. Unsere Bedenken treffen nur einen gewissen Kompositionsmangel im ganzen, der allerdings gerade der Volkstümlichkeit Abbruch tun muß. Es ist, als hätte die letzte Feile bei übereilter Herstellung gefehlt. Die Anordnung bleibt unklar, wie wenn die Kapitel mehrfach unabhängig voneinander geschrieben und ohne Überschau zueinander gereiht wären. Der Zug äußert sich bis in die oft konfusen Bilderunterschriften. Im übrigen sind diese Bilder zum großen Teil durchaus zu loben. Sie sind einheitlich von August Specht als Originale gezeichnet. Bei populären Werken empfiehlt sich mehr und mehr, einen festen Neuzeichner zu nehmen und nicht alte Clichés ermüdend zu wiederholen. Ein ganz sicheres Urteil wird man sich über das wertvolle Werk erst bilden können, wenn seine weiteren Bände vorliegen. Denn der Vermerk „Gemäßigte Zone" auf dem Titel bezeichnet es als erste Abteilung nur einer viel umfassenderen Arbeit, die, einmal in diesem Umfang vollendet, allerdings dann auch das Interesse der Fachkreise in hohem Maße wecken muß, da wir eine so breite Spezialbehandlung des Stoffes überhaupt noch nicht besitzen.

δ. **Handbuch der allgemeinen Himmelsbeschreibung nach dem Standpunkte der astronomischen Wissenschaft am Schlusse des 19. Jahrhunderts.** Dritte, völlig umgearbeitete Auflage der „Anleitung zur Durchmusterung des Himmels". Von Dr. Hermann J. Klein. Mit zahlreichen Abbildungen und Tafeln. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn. 1901.

Der Band enthält die kombinierte Neuauflage von zwei astronomischen Handbüchern Kleins, die, obwohl stets sachverwandt und leicht verschmelzbar, doch lange Jahre jedes für sich ihren treuen Leserkreis gehabt haben. Diese Werke des alten trefflichen Kölner Astronomen, dessen Name in der Mondforschung verewigt ist, entbehren jedes höheren formalen Reizes, sie sind graunüchterne Bücher, aber sie haben eine Hauptsache: sie sind solid, übersichtlich, enthalten auf geringem Raum eine Unmasse echter Substanz ohne Ballast, kurz, sie sind, was stets ihren Erfolg verbürgt hat, brauchbar im eigentlichsten Sinne. Gerade dieser Band ist wieder eine Probe darauf. Es sucht keine Leser, die vom Buch als solchem unterhalten werden wollen. Bei populären astronomischen Werken ist das ja so oft jetzt das Ziel. Sie ziehen nicht zum Himmel, sondern in ihre Blätter. Klein denkt an den Laien, der wirklich ein Fernrohr hat. Den hat's ja zum Glück auch immer gegeben, und gute Entdeckungen werden ihm verdankt. Die Astronomie nimmt darin eine besondere Stellung in allen Fachwissenschaften ein. Dieser beobachtende Laie braucht aber genau, was Klein ihm bietet. Solid, wie der Verfasser seine Sache angreift, hat er mindestens in einigen Abschnitten ja wohl auch ein Kompendium geliefert, das noch weiter geht. Der Verlag hat das Ganze diesmal mit sehr reichen bildlichen Beilagen ausgestattet, ohne doch des Guten zu viel zu tun und die unberechtigte Vermutung eines amüsanten Bilderbuches zu wecken. Dem rechten Mann, an den es will, empfehle ich das Buch aus wärmster Überzeugung. Für eine müßige Stunde ist es nicht.

γ. **Cromwell's army.** By C. F. Firth. London, Methuen and Co. 1902.

Das englische Heer vor dem Bürgerkriege war für die Aufgaben eines großen Krieges durchaus nicht geeignet; die Einmischung Jakobs I. und Karls I. in die europäischen Kämpfe hatten keinen Erfolg, nicht bloß weil ihre Politik ohne Folgerichtigkeit und ihre Diplomatie ohne Geschick war, sondern vor allem, weil sie keine genügenden Kräfte einzusetzen hatten. Der Bürgerkrieg und sein großer Lenker, Cromwell, schufen das „neue Modell", das allmählich alle anderen Modelle auffog und das Heer schlechthin wurde. Vor allem gewann das Fußvolk an Bedeutung; während unter Karls I. Fahnen noch 40—50% Reiter fochten, zählten die Parlamentstruppen 66% zu Fuß und 34% Reiter, und Ranke bezeichnete dieses Verhältnis als das normale. Cromwell hat auch seine Reiterei, die Eisenseiten, mit furchtbarer Wirkung verwandt, und darauf gehalten, daß sie stets angriff: aber vor allem schuf er das Fußvolk, das dann dadurch, daß das

Feuersteinschloß die Lunte ersetzte und die Pike dem Bajonett wich, das Fußvolk Marlboroughs und Wellingtons geworden ist.

βλ. **Die Entwicklung der Frauenbewegung und ihre wirtschaftlichen Resultate.** Von Dr. Lefeuer. Autorisierte Übersetzung von Hulda Foerster. Berlin, H. Walthers Verlagsbuchhandlung. 1901.

Bei Gelegenheit des internationalen Kongresses für Handel und Gewerbe in Paris referierte Herr Lefeuer über die Entwicklung der Frauenbewegung in Frankreich. Als genauer Kenner von Zuständen und Verhältnissen, die mehr und mehr dazu drängen, die Frau im wirtschaftlichen Kampf um das Dasein auf sich selbst zu stellen, steht er nicht an, in dieser Überflutung fast aller Arbeitsgebiete durch Frauen, die er als soziale Notwendigkeit anerkennt, eines der schlimmsten Symptome des nationalen Verfalles zu verzeichnen. Eine mögliche Abhilfe gegen die Ausnützung weiblicher Energie und Aufopferungsfähigkeit erscheint ihm zunächst auf gesetzgeberischem Weg und dadurch möglich, daß dem Manne ein Teil der Verpflichtungen und Lasten wieder zuerteilt werde, die jetzt erdrückender und ungerechter Weise auf dem schwachen Geschlechte ruhen und die Zukunft der Rasse gefährden. Lefeurs sehr pessimistische Ausführungen sind durchaus auf Tatsachen gestützt und im höchsten Grade beachtenswert.

βλ. **Les voyages du Marquis de Nointel.** (1670—1680.) Par Albert Vandal. Paris, Plon. 1900.

Die traditionellen guten Beziehungen zwischen Frankreich und der Türkei unterbrach um die Mitte des 17. Jahrhunderts die einzige ernste Krisis, welche die wichtigsten und weitverzweigten französischen Handelsinteressen im Orient und seine Stellung als Beschützer der dortigen Christenheit bedrohte. Colbert erkannte die Gefahr, und es gelang durch die Mission des Marquis de Nointel, die Kapitulationen zu erneuern und die Wiederherstellung der guten Beziehungen zur Pforte zu erzielen. Allein der Erfolg der diplomatischen Mission verhinderte die Ungnade des Botschafters nicht, der sie zu einem guten Ende führte. Nointel war ein abenteuerlicher, von Wissensdurst und Wandertrieb erfüllter, origineller Kopf, der fünf Jahre hindurch Kleinasien, Palästina und Griechenland bereiste, nicht nur um politische Interessen, sondern mehr noch um künstlerische Zwecke zu verfolgen. Seine Verhältnisse gerieten darüber in Unordnung; er wurde in Händel mit den im Orient ansässigen Kaufleuten verwickelt, finanziell ruiniert und von Ludwig XIV. unwürdig erachtet, ihn fernerhin zu vertreten. Nointel starb zu Paris im äußersten Elend und hat dennoch Anspruch auf die Dankbarkeit der Welt. Denn ihm schuldet sie die Zeichnungen der Metopen und Friese der damals noch erhaltenen zweihundert Gruppen und Figuren des Pantheon, Schätze, die dreizehn Jahre nach Nointels Aufenthalt in Athen, 1773, zum großen Teil den venezianischen Bomben zum Opfer fielen. Mit der Divination staunender Bewunderung ließ der französische Botschafter von einem Maler seines Gefolges diese zweihundert Zeichnungen anfertigen, die trotz ihrer Unvollkommenheit von unvergleichlichem Wert für Kunst und Archäologie sind und von Beulé, Michaëlis und Collignon reproduziert, das erste und kostbare moderne Werk zur Kenntnis der Akropolis darstellen. Die Kunstschätze, die Nointel auf seinen Reisen sammelte und zu einem Museum vereinigen wollte, bewahrt zum Teil der Louvre und mit ihnen das Andenken des Mannes, der zum Märtyrer seiner schwärmerischen Liebe für die antike Kunst geworden ist.

βλ. **Der grüne Kater.** Ausgewählte Erzählungen von Maxim Gorki. Dresden und Leipzig, H. Minden.

Ein sonderbarer Leser ꝛc. Drei Skizzen. Von Demselben. Deutsch von Jakokleff. Leipzig, R. Wöpke. 1901.

Von Maxim Gorki, „dem neuen Stern am Horizont der russischen Literatur", ist in einem früheren Hefte dieser Zeitschrift ausführlicher die Rede gewesen — ein Vagabund, der kaum lesen und schreiben gelernt hatte, bis er selbst Vagabunden schilderte, leidenschaftliche, finstere Gestalten, wie die Phantasie des Slawen sie gebiert, mit der Realistik hingeworfen, die keine andere Schulung als die Vision des Erlebnisses kennt. Soldaten, Studenten, Handwerker, Bauern, Priester, betrunken, verkommen, brutale Kraftmenschen gleiten in die Gosse, werden zu Verbrechern und sinken dann am tiefsten, wenn die Kultur sich vorübergehend ihrer bemächtigt hatte. Aber dazwischen leuchtet in ihnen etwas auf, das besser ist als ihr armes, verkommenes Leben, ein Eindruck, eine Erinnerung, eine plötzliche Reue, eine Regung heroischen Großmuts, und sie sind plötzlich umgewandelt, kraft eines heldenmütigen Entschlusses und einer tiefen Traurigkeit über das unlösbare Problem ihres Daseins. Gorkis pessimistische Weltanschauung sucht die Lösung gar nicht. Im „Lied vom Falken", einem symbolischen Gedicht, sinnt die Schlange über den toten Vogel nach, den das Meer verschlang, nachdem er, an vielen Wunden verblutend, nicht mehr kämpfen und auf zum Himmel fliegen konnte. Die Wogen singen ihm den Abschiedsgruß: „Du bist zwar tot! . . . Doch im Liede der Kühnen und Starken an Geist wirst du stets ein lebendes Beispiel, ein stolzer Ruf nach Freiheit und nach Licht bleiben! Dem Wahnwitz der Tapferen singen wir einen Lobgesang!" Allein die Tapferen gehen unter. „Ein Geschöpf der Erde, lebe ich auf Erden," spricht die Schlange, wickelt sich auf dem Stein zum Knäuel zusammen und ist stolz auf sich. Das ist vorläufig die Moral eines cynischen, träumerischen, zuweilen auch bitter ironischen Darstellers seines Volkes, der unleugbar ein großes Talent ist.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Februar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Abel-Musgrave. — Memoiren eines Couleur-Studenten. Mitgeteilt von Curt Abel-Musgrave. Zweite, durchgesehene Auflage. Berlin, E. Heckendorff. 1903.

Andersen Nexö. — Sühne. Von M. Andersen Nexö. Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von E. Stine. Dresden u. Leipzig, Moewig & Höffner 1902.

André. — Le Latin et le problème de la langue internationale. Par Ch. André. Paris, H. Le Soudier. 1903.

Androvic. — La questione croata. Di Giovanni Androvic. Spalato, „Narodna Tiskara". 1903.

Angewandte Geographie. — Hefte zur Verbreitung geographischer Kenntnisse in ihrer Beziehung zum Kultur- und Wirtschaftsleben. Redaktion: Karl Dove, Jena. Erste Serie: I. Das Weltkabelnetz. Von Thomas Lenschau. II. Venezuela und die deutschen Interessen. Von Wilh. Sievers. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke.

Auf! — Kunstgewerbe-Entwürfe von Bruno von Wahl. Achtes bis zwölftes Hett. München, Verlag der Vereinigten Kunstanstalten A.-G. 1902.

Auskunftsbuch für Schriftsteller. — Herausgegeben von der Redaktion der „Feder". Berlin 1903.

Baldauf. — Historie und Kritik: I. Der Mönch von St. Gallen. Von R. Baldauf. Leipzig, Verlag der Dykschen Buchhandlung. 1903.

Bardt. — Römische Komödie. Deutsch von C. Bardt. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1903.

Barth. — Die Stoa. Von Paul Barth. Stuttgart, Fr. Frommann. 1903.

Birt. — Laienurteil über bildende Kunst bei den Alten. Ein Kapitel zur antiken Ästhetik. Rektoratsrede von Theodor Birt. Marburg, N. G. Elwert. 1902.

Boetticher. — Hermann Sudermann. Frau Sorge. Von G. Boetticher. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1903.

Bormann-Lewin. — Vivat laetitia! 20 neue hochdeutsche Kommerslieder nach bekannten Melodien. In helle Reime gebracht von Edwin Bormann und in künstlerisches Dunkel gebracht von Meister Arthur Lewin. Leipzig, Edwin Bormanns Selbstverlag. 1903.

Brunier. — Marie Antoinette, Königin von Frankreich und Navarra. Ein fürstliches Charakterbild. Von Ludwig Brunier. Erster Teil: Die Dauphine. Wien und Leipzig. Wilhelm Braumüller. 1903.

Busse. — Geist und Körper, Seele und Leib. Von Ludwig Busse. Leipzig, Dürr. 1903.

Canstatt. — Äußere oder innere Kolonisation? Ein Beitrag zur Frage: Wohin senden wir unsere Sträflinge? Von Oskar Canstatt. Hannover und Berlin, Carl Meyer. 1903.

Cuvillier-Fleury. — Journal et correspondance intimes de Cuvillier-Fleury. Publiés par Ernest Bextin. II. La famille d'Orléans aux Tuileries et en exil, 1832—1851. Paris, Plon. 1893.

De la Brète. — Conte bleu. Par Jean de la Brète. Paris, Plon. 1903.

Delius. — Rienzi. Ein Trauerspiel in drei Aufzügen. Von Rudolf von Delius. Braunschweig und Leipzig, Richard Sattler. 1903.

Denis. — Histoire contemporaine. Par M. Samuel Denis. Tome quatrième. Paris, Plon. 1903.

Deutscher Universitätskalender. — Zweiundsechzigste Ausgabe. Wintersemester 1902/03. Mit amtlicher Unterstützung herausgegeben von F. Ascherson. Zweiter Teil. Leipzig, K. G. Th. Scheffer. 1902.

Dierks. — Wie ein gutes Lesebuch sein sollte. Von W. Dierks. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Dos Passos. — Commercial Trusts, the growth and rights of aggregated capital. By John R. Dos Passos. New York and London, G. P. Putnam's Sons. 1901.

Drerup. — Welt und Leben. Gedichte von Engelbert Drerup. Kempten, Jos. Kösel. 1902.

El-Correï. — Reinhard Hofer. Die Gedichte eines Idealisten. Von El-Correï. Leipzig, Lotus-Verlag. O. J.

Errera. — Gemeinverständlicher Vortrag über die Darwinsche Theorie mit Berücksichtigung einiger neueren Untersuchungen. Von L. Errera. Mit 6 Abbildungen. Aus dem Französischen übersetzt von G. Michels. Odenkirchen, W. Breitenbach. 1902.

Fäh. — Geschichte der bildenden Künste. Von Adolf Fäh. Zweite Auflage, reich illustriert. Vierte und fünfte Lieferung. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. 1903.

Fischer. — Goethes Faust. Von Kuno Fischer. Dritter Band. Heidelberg, Karl Winter. 1903.

Fuchs. — Richard Wagner und die Homosexualität. Unter besonderer Berücksichtigung der sexuellen Anomalien seiner Gestalten. Von Hanns Fuchs. Berlin, H. Barsdorf. 1903.

Gautier. — Madame de Staël et Napoléon. Par Paul Gautier. Orné d'une héliogravure. Paris, Plon. 1903.

Gerstäcker. — Friedrich Gerstäckers gesammelte Werke. Illustriert von Hans Stubenrauch und E. Zimmer. Erste Lieferung. Berlin, Richard Eckstein Nachf.

Goldacker. — Das Duell in sittlicher Beurteilung. Von Max Goldacker. Leipzig, O. Gracklauer. 1903.

Goldstein. — Die empiristische Geschichtsauffassung David Humes mit Berücksichtigung moderner methodologischer und erkenntnistheoretischer Probleme. Eine philosophische Studie von Julius Goldstein. Leipzig, Dürr 1903.

Gorky. — Nachtasyl. Szenen aus der Tiefe in vier Akten. Von Maxim Gorky. Deutsch von August Scholz. München, J. Marchlewski & Co. 1903.

Griebens Reiseführer. — Rom und Umgebung. Praktischer Führer von W. Schultz-Riesenberg. Mit sieben Karten und acht Grundrissen. Berlin, Albert Goldschmidt. 1903—1904.

Grimm. — Die Ethik Jesu. Von Eduard Grimm. Hamburg, Greve & Tiedemann. 1903.

Guth-Bender. — Im Werden und Wandern. Von Julius Guth-Bender. Heidelberg, Otto Petters. 1902.

Hauptmann. — Aus Hütten am Hange. Kleine Erzählungen von Carl Hauptmann. München, Georg D. W. Callwey. 1902.

Hassert. — Die neuen deutschen Erwerbungen in der Südsee: die Karolinen, Marianen und Samoa-Inseln. Von Kurt Hassert. Leipzig, Seele & Co. 1903.

Haucks. — Aus meiner Seele! Gedichte von Bruno Haucks. Mit Bildnis des Autors Haimhausen, C. v. Schmidtz. O. J.

Heidenstam. — Die Pilgerfahrt der heiligen Brigitta. Erzählung von Verner von Heidenstam. Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Schwedischen von E. Stine. Dresden und Leipzig, Moewig & Höffner. 1903.

Herrmann. — Gedichte von Emil Alfred Herrmann. Heidelberg, Otto Petters. 1902.

Herwarth von Bittenfeld. — Sie muß heiraten. Roman von Agnes Herwarth von Bittenfeld. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1902.

Hodermann. — Unsere Armeesprache im Dienste der Cäsar-Übersetzung. Von Max Hodermann. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, Dürr. 1903.

Hofmann. — Naturgemäße Religions- und Sittenlehre. Für den privaten Unterricht zusammengestellt von Rafael Hofmann. Mit einem Begleitwort neu herausgegeben von C. von Schmidtz. Haimhausen, C. v. Schmidtz. 1902.

Holzamer. — Die Sturmfrau. Eine Seenovelle. Von Wilhelm Holzamer. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 1902.

Horae semiticae. — Nr. I. The didascalia apostolorum in Syriac. Edited from a mesopotamian manuscript with various readings and collations of other MSS. by Margaret Dunlop Gibson. — No. II. The didascalia apostolorum in English. Translater from the Syriac by Margaret Dunlop Gibson. London, C. J. Clay & Sons. 1903.

Humboldt-Akademie, Aus der. — Dem Generalsekretär Herrn Dr. Max Hirsch zu seinem 70. Geburtstage gewidmet von der Dozentenschaft. Berlin, Weidmann. 1902.

Kellen. — Die Firma Krupp und ihre soziale Tätigkeit. Von T. Kellen. Hamm i. W., Breer und Thiemann. 1903.

Kiepert. — Rudolf von Bennigsen. Rückblick auf das Leben eines Parlamentariers. Von Adolf Kiepert. Mit einem Brustbilde. Zweite, bedeutend vermehrte Ausgabe. Hannover und Berlin, Carl Meyer. 1903.

Klaar. — Grillparzers Leben und Schaffen. Von Alfred Klaar. Berlin und Leipzig, Th. Knaur Nachf. O. J.

Larsen. — Was siehst du den Splitter. Von Karl Larsen. Berlin und Stuttgart, Axel Juncker. 1903.

Lavisse. — Histoire de France depuis les origines jusqu'à la revolution. Par Ernest Lavisse. Tome

cinquième. I. Les guerres d'Italie. La France sous Charles VIII, Louis XII et François Ier (1492–1547). Par Henry Lemonnier. Paris, Hachette & Cie. 1903.

Liebmann-Edel. — Die Sprache der Geisteskranken nach stenographischen Aufzeichnungen. Von Alb. Liebmann und Max Edel. Mit einem Vorwort von E. Mendel. Halle a. S., Carl Marhold. 1903.

Liliencein. — Menschendämmerung. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Liliencein. Heidelberg, Carl Winter. 1902.

Litterscheid. — Wenn der Tag verglüht. Dichtungen von Franz Litterscheid. Marburg, N. G. Elwert. O. J.

Loewenberg. — Gustav Frenssen (von der Sandgräfin bis zum Jörn Uhl). Von J. Loewenberg. Mit einem Bildnis Gustav Frenssens. Hamburg, M. Glogau jun. 1903.

Loforte-Randi. — Nelle letterature straniere. Di Andrea Loforte-Randi. (Quinta serie) „Poeti" (W. Shakespeare, Lord Byron, W. Goethe, P. B. Shelley). Palermo, Alberto Reber. 1903.

Löwe. — Flagellanten. Ein Epos von Fritz Löwe. Leipzig, Paul List. O. J.

Ludwig. — Ein Liebestraum. Von Adolf Ludwig. Wien, Carl Konegen. 1903.

Magnus. — Das Kurpfuschertum. Eine medizingeschichtliche Studie. Von H. Magnus. Breslau, J. U. Kern. 1903.

Necker. — Franz Grillparzers Leben und Schaffen. Von Moritz Necker. Mit 7 Bildnissen, einem Briefe und einem Gedicht als Handschriftprobe. Leipzig, Max Hesse. O. J.

Ottsen. — Wesen und Bedeutung des Helfersystems in den Schulen. Von Otto Ottsen. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Pannwitz. — Prometheus. Von Rudolf Pannwitz. Marburg a. d. L., Selbstverlag des Verfassers. 1902.

Paul-Dubois. — Frédéric le Grand d'après sa correspondance politique. Par L. Paul-Dubois. Paris, Perrin & Cie. 1903.

Petsch. — Otto Ludwig. Makkabäer. Von R. Petsch. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1902.

Pfeiffer. — Über Fouqués Undine. Von Wilhelm Pfeiffer. Nebst einem Anhang, enthaltend Fouqués Operndichtung Undine. Heidelberg, Carl Winter. 1903.

Poths-Wegner. — Lola Montez. Roman von Poths-Wegner. Zweite Auflage. Leipzig, Paul List. O. J.

Pröll. — Moderner Totentanz. Von Karl Pröll. Sechste Auflage. Leipzig und Frankfurt a. M., Jaegersche Verlagsbuchhandlung. O. J.

Prudhomme-Schuinler. — Sully Prudhommes Gedichte in deutschen Versen. Von J. Schnitzler. Mit einer französischen Vorrede von Sully Prudhomme. Berlin, Paul Ollendorff. O. J.

Randglossen zur deutschen Literaturgeschichte. Der Literaturbilder achtes Bändchen. Marie Eugenie delle Grazie. Mit Autographen von Grazie, Scholz und Jacobowski. Herausgegeben von Anton Breitner. Wien, Ad. della Torre. O. J.

Richter. — Kunst und Schule. Von Wilhelm Richter. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Robert. — Aus dem Nichts zum Glauben. Ein Saatkorn für das Glaubensbekenntnis unserer Kinder. Von Friedrich Robert. Dritte Auflage in neuer Bearbeitung. Berlin, Hugo Bermühler. 1903.

Rogge. — Generalfeldmarschall Graf Albrecht von Roon. Ein Lebensbild. Von Bernhard Rogge. Mit Abbildungen. Hannover und Berlin, Carl Meyer. 1903.

Roth. — Sapphos Verse. Byzantinischer Roman. Von Karl Roth. Kempten, Jos. Kösel. 1902.

Russie, La, et la Finlande. — Le point de vue russe. Par un Russe. Paris, Édition de la revue nouvelle. S. a.

Savoyen. — Die Stella Polare im Eismeer. Erste italienische Nordpolexpedition 1899–1900. Von Ludwig Amadeus von Savoyen, Herzog der Abruzzen, Königliche Hoheit. Mit Beiträgen von Kapitänleutnant Cagni und Oberstabsarzt Cavalli Molinelli, 166 Abbildungen im Text, 28 Separatbildern, 2 Panoramen und 2 Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1903.

Sievers. — Süd- und Mittelamerika. Eine allgemeine Landeskunde. Von Wilhelm Sievers. Zweite, neubearbeitete Auflage. Erste Lieferung. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1903.

Sorel. — L'Europe et la revolution française. Par Albert Sorel. Cinquième partie: Bonaparte et le directoire 1795–1799. Deuxième édition. Paris, Plon. 1903.

Stavenhagen. — Frankreichs Küsten-Verteidigung. Für Offiziere aller Waffen. Von W. Stavenhagen. Berlin, Richard Schröder. 1902.

Stern. — Lukas und Crescenz, die wahre Ehebruchstragödie. Von Victor Stern. Leipzig, Literarische Anstalt. 1903.

Steuer. — Zur Musik. Geschichtliches, Ästhetisches und Kritisches. Von M. Steuer. Leipzig, Barthold Senff. 1903.

Stoll. — Meine Erlebnisse bei der holländischen Schutztruppe. Zwölf Jahre Dienstzeit in Ostindien. Von Friedrich Stoll. Leipzig, Th. Grieben. O. J.

Traumann. — „Wald und Höhle." Eine Faust-Studie von Ernst Traumann. Heidelberg, Otto Petters. 1902.

Überlegenheit, Die, der protestantischen Völker. Von einem Verbannten. Hamm i. W., Breer & Thiemann. 1903.

Vogel. — Fritz Reuter. Ut mine Stromtid. Von Paul Vogel. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1902.

Wachold. — Die Jugendsprache Goethes. — Goethe und die Romantik. — Goethes Ballade. Drei Vorträge von Stephan Waetzold. Zweite, vermehrte Auflage. Leipzig, Dürr. 1903.

Walcker. — Der Liberalismus, sein Wesen und seine Machtmittel. Von Karl Walcker. Sondershausen, Fr. Aug. Eupel. 1903.

Wesskalnys. — Ex est! Schmollis der Ganzen! und anderes. Von Jurs Wesskalnys. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag. 1903.

Wolff-Beckh. — Das Recht des bildenden Künstlers und des Kunstgewerbetreibenden. Von Bruno Wolff-Beckh. Steglitz bei Berlin, Friedrich G. B. Wolff-Beckh. 1903.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

BINDING JUN 15

AP
30
D4
Bd.114

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY